Rom 5997.5.45

Harvard College
Library

FROM THE FUND BEQUEATHED BY

Archibald Cary Coolidge

Class of 1887

PROFESSOR OF HISTORY
1908–1928

DIRECTOR OF THE UNIVERSITY LIBRARY
1910–1928

Archiv

des Vereines

für

siebenbürgische Landeskunde.

Neue Folge.

Vierunddreißigster Band.

Herausgegeben

vom

Vereins-Ausschuß.

Hermannstadt.
In Kommission bei Franz Michaelis.
1907.

Archiv

des Vereines

für

siebenbürgische Landeskunde.

Neue Folge.

Vierunddreißigster Band.

1. Heft.

Herausgegeben

vom

Vereins-Ausschuß.

Hermannstadt.
In Kommission bei Franz Michaelis.
1907.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
FUND
Jan 23, 1931

Buchdruckerei W. Krafft in Hermannstadt.

Nordsiebenbürgisches Namenbuch

von

Dr. Gustav Kisch.

Einleitung.

„Es gibt ein lebendigeres Zeugnis über die Völker als Knochen, Waffen und Gräber, und das sind ihre Sprachen."
Jakob Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, Leipzig 1845, S. 5.

Im folgenden biete ich die nordsiebenbürgischen Eigennamen, lebende und nur noch urkundlich erhaltene, soweit sie für unsere Volks- und Landeskunde von Bedeutung sind: nicht bloss die ss. Namen der Gemeinden (auch der nichtsächsischen) und Familien, sondern alle erreichbaren ss. Namen von Berg und Tal, Wald und Flur, Wiese und Weinberg, Quelle, Bach und Fluss einer-, und Personen-(auch Tauf- und Dorf-)Namen andererseits.

Ich tue es mit dem Bewusstsein, dass darin ein kulturgeschichtlich unendlich wertvoller Schatz verborgen liegt, der noch lange nicht ganz gehoben ist. Schon der eine Fall „*Klängəsu'r*" (= Klingsor!) als Mettersdorfer Weinbergsname zeigt, was an Sprachgut noch alles „unter Urwaldeichen" zu holen ist. Ortschaften in Gegenden, von deren Deutschtum wir so gut wie gar nichts wissen, erscheinen da mit germanischen Heldennamen, den Namen ihrer Gründer, in rumänischer oder magyarischer Entwicklungsform (vgl. Gerold, Albrecht, Oswald, Bulhard, Gerlach, Götz, Frank, Lamprecht, Arnold u. a.), zum Teil sogar mit urdeutschen Pfarrernamen aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts (Kunzmann, Berchtold, Gottfried, Hermann, Siegfried, Heinrich, Henzmann, Konrad usw.).

Gemeinden, die man für „verschollen" gehalten hat, erweisen sich als unter anderem Namen bestehend (z. B. Gindusdorf = Szász-Bányicza) oder leben mindestens als Riede fort (vgl. Reissdorf, Oschendorf u. a.)

Auch in rein sprachlicher Hinsicht erweisen sich unsere Lokalnamen sehr konservativ und bieten uns alte Lautstände in über-

raschender Treue (*Pi̯r, Schu'rpəbi̯'rich* u. a.), wobei selbstverständlich das gesprochene Wort zum Prüfstein des geschriebenen gemacht werden muss und nicht umgekehrt (vgl. *Gąlprich* = *Galtberg [sss. *Gąltbärch*], wogegen die moderne offizielle Verdeutschung „Goldberg" geradezu komisch wirkt).

Ich übergebe diesen Aufsatz der Öffentlichkeit mit der Bitte um nachträgliche Ergänzung, vor allem auch um Veröffentlichung der Orts- und Personennamen aus den übrigen Teilen Siebenbürgens, nicht nur des Königsbodens, sondern vor allem auch der einst von Deutschen gegründeten, heute aber entdeutschten Gegenden.

Schliesslich sage ich jenen Pfarrherren, Lehrern und Schülern, die mich bei dieser Arbeit tatkräftig unterstützt haben, auch an dieser Stelle meinen besten Dank.

Bistritz (Siebenbürgen), 15. August 1906.

G. Kisch.

Literatur und Abkürzungen.*)

D. N. = Dorfname.
F. N. = Familienname.

Fischer, Dr. Emil, Die Gebirgs- und Bergnamen in Siebenbürgen. Karpathenvereinsjahrbuch 1904, S. 46 ff.

Haltrich J., Plan zu Vorarbeiten für ein Idiotikon der ss. Volkssprache. Kronstadt 1865.

Keintzel, Dr. G., Spuren erloschenen Deutschtums im nordöstlichen Siebenbürgen (Korr.-Bl. 1891, S. 97 ff.).

Kisch, Vgl. WB. = Vergleichendes Wörterbuch der Nösner (siebenbürgischen) und moselfränkisch-luxemburgischen Mundart usw. von G. Kisch, Vereinsarchiv XXXIII, 1905, 1 ff.

Müller Fr., Siebenbürgische Sagen, Hermannstadt 1857. 2. Aufl. Wien, 1882.

Müller Friedrich, Deutsche Sprachdenkmäler aus Siebenbürgen, Hermannstadt 1864.

O. N. = Ortsname.
P. N. = Personenname.

Schuller J. K., ss. Eigennamen von Land und Wasser, Vereinsarchiv 1863, S. 328 ff.

Sz. D. v. = Szolnok-Doboka vármegye Monographiája, 6 Bände, Deés 1901 ff.

T. N. = Taufname.

Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen, von Franz Zimmermann, Carl Werner und Georg Müller. Hermannstadt 1892 ff.

Wittstock H., Sagen und Lieder aus dem Nösner Gelände. Bistritz 1860.

Wolff J., Deutsche Ortsnamen in Siebenbürgen. Mühlbach 1879 ff.

* = nicht bezeugte, erschlossene Form.
† = ausgestorben.
< = entstanden aus ....
> = geworden zu ....

*) Dieser Aufsatz setzt mein „Vergleichendes Wörterbuch" (Vereinsarchiv Band XXXIII. 1. Heft. 1905. S. 1 ff.) als bekannt voraus.

A.

O. N. Abafája, s. *U°ndrəf.*

F. N. ***Abel*** 1432.

*Abrech (vgl. *Rech* s. u.). *U°râ'ch* n. Bergabhang (vgl. ss. *U°dâch* Abdach, Traufe). Windau.

*Abſeitbuſch, ***U°ssətbäsch*** m. Wald. (Birk.)

*Abſeite, ***U°[f]seit*** f. Ried (Minarken, Dürrbach, Kuschma), *U°ssət* f. (Birk).

*Abſeiter, ***U°seitər*** m. ein auf der *Abseite (Schattenseite) Wohnender (Windau).

Acker, ***Ackər*** m. Ried: *om Ackər.* (Jaad.)

Äckəs-seifn m. Ried (vgl. Seifen). (Gross-Schogen)

F. N. ***Adam*** 1700 (Bistritz), 1906. In 11 Gemeinden. Vgl. D. N. *Ôdəm* s. d.

D. N. ***Adaman.*** (Jaad)

F. N. ***Adami*** (lat. gen) 1700 (Bistritz), 1906 (D.-Zepling)

Adamstal, ***u°dəməsch Du°l*** n. ein Tal. (Birk.) *U°dəm* ist offenbar P. N., wahrscheinlich = Adam. Vgl. *Ôdəm* s. d.

Ader, ***bei der kâld-Ôdər*** Wald (Weilau); *də kâld-Ôdərn,* Quellen *äm Ruppəsch* (Tekendorf); *bei dər dackər Eodər* Ried (Lechnitz); *Ôdərn* [pl.] (Dürrbach).

F. N. ***Adleff*** (S.-Regen, Bistritz). Ahd. P. N. Adalwolf, got. Athaulf.

*Affenberg, ***Affnbi°rich*** m. (Senndorf) Vgl. sss. *Affəmbrich* m. (Burgberg.)

F. N. ***Aiff*** (ss. *Â'f* in Bistritz und Lechnitz) 1906, urk. Eyw 1505, Eyff 1700, Eiff 1709, Eyben 1454, Ayben 1460, Ayven (ss. *Â'wn)* 1471. Vgl. aach. *Zent* (Sankt) *Ivo,* der Schutzpatron der Armen, Witwen und Waisen. Heiligennamen als Familiennamen sind häufig, vgl. Bartholomäus, Antonius, Ambrosius usw. Vgl. auch moselfr. urk. P. N. Ivo 1303 (Priester); Ivo Huet (Franziskaner zu Koblenz 1457) u. a. Unser *Â'wn* ist gen. patronym. zu Aiff: *Â'wn Danni* Daniel Aiff. Näheres Kisch, Vgl. WB. 68. Vgl. urk. F. N. Iwan ca. 1400 (Bistritz), iwen 1424—1528 (Kronstadt).

D. N. ***Ąlbərt*** (Schmidt) in Tekendorf, urk. Alberth 1505 (Bistritz), Albertus 1332—1337 (Bootsch, Kyrieleis, Etschdorf [s. d.], *U°ndrəf* [s. d.]). — Vgl. Alpert (s. u.).

O. N. *Albrecht, magy. (heute) Alparét, rum. Olpretu, westl. von

Deés gelegen. Urk. 1332—1337 *Olprech* (Mon. Vat. Hung. I, S. 131), 1360 *Olpreth,* 1370 *Alpreth,* 1455 Alpreth, 1577 Alparét, 1598 Alpareth, 1599 Alparett, Alpretth, 1617 Alperet, 1658 Alpret; magy. 1906 Alparét, rum. Olpretu. Ein comes *Alpret* (= Albrecht) wird zum Jahre 1137 in einem Briefe Bélas II. erwähnt. Sz. D. v. II, 3. Der Name ist offenbar ss. Vgl. die ss. (Nösner) F. N. Albrich 1709, 19 5 = Albrecht 1788 = Albrecht 1505, Albricht 1521 (-brecht > *-brich* wie ss. Löpprich 1648, sss. Lebrech, Lebrecht = nhd. Leoprecht, ahd. P. N. Liutberaht; ferner ss. (Bistritz) Lamprich 1505 (s. u. *Lampert)* = nhd. Lamprecht, ahd. Landoberaht, ss. *Gromprich* 1505 = nhd. Grunbrecht u. a). Vgl. auch ss. F. N. (Wallendorf) *Alpert (Ąlpərt)* 1905, *Alberth* 1505. Vgl. O. N. *villa Alberti* (Mon. Vat. H. I, 142).

*Albrecht, *Ąlbrich* m. (Bergname): *äm Ąlbrich* (Wermesch). Vgl. Flurname *Albərich* m. (Marienburg bei Schässburg), *Albrichrêch* n. (Bekokten), *Älbrich* (Trappold). Albrich = ahd. *alber-ach* Alberbestand, Pappelgehölz (Korr.-Bl. 1884, 86)? Vgl. ss. *Ąlbər* f. Schwarzpappel.

F. N. *Albrich* 1906, 1709, 1788 Albrech, 1505 Albrecht, 1521 Albricht = ahd. P. N. Adalberaht (ss. *-brich* = ahd. -beraht, nhd. -brecht wie in ss. F. N. *Ląmprich* = Landberaht, Lamprecht, *Wepprich* = Widber(ah)t, Weitbrecht, *Lepprich* = Liutberaht u. a.).

O. N. Albdorf, s. Wallendorf.

Âlənt: äm Âlənt, Ackerland (Tekendorf).

F. N. *Alesi* 1906, 1890 (Bistritz, Nieder-Neudorf), gen. zum F. N. Alesius 1657 (= Alischer: O. N. Gross-Alisch bei Elisabethstadt).

F. N. *Alexi* (Petersdorf, Bistritz), urk. Alexi 1848, Alexius 1521.

F. N. †*Alischer* 1720, Ailischer 1710 [zu Gross-Alisch, urk. Ewlesch] (Bistritz). Vgl. Zcőlőscher s. d. und Alesi s. d.

F. N. †*Allem* (Mettersdorf). Näheres: Kisch, Vgl. WB. 18.

O. N. *Almesch, ss. *Âlməsch,* magy. Solymos, rum. Şoimuşu, bei Gross-Schogen gelegen. Urk. 1319 Solmus. Vgl. O. N. Allmesch bei Cochem an der Mosel. Dazu *Âlməsch-bâch* f. Almeschbach (Gross-Schogen); *Âlməsch-kaul* f. Ackerland (Gross-Schogen).

O. N. Alparét, s. Albrecht.

F. N. *Alpert (Ąlpərt)* in Wallendorf, urk. Alpert 1505 (Bistritz) = Albert s. d.

O. N. Alsó-Balázsfalva, s. Blasendorf.

O. N. Alsó-Idécs, s. Nieder-Eidisch.

O. N. Alsó-Ör, s. *Ur.

O. N. Alsó-Répa, s. Rübendorf.

O. N. Alsó-Sebes, siehe Schebesch.

Altarśweg, *I^{a}ltərśwêch* m.: *um I^{a}ltərśwêch*. Ried (Petersdorf).

Alte Burg, *âlt Bu^{c}ch* f. (Jaad), *ậlt Burich* f. Berg [die „Sattelburg“ s. d.] (Nieder-Eidisch, Ober-Eidisch).

Alter Eichwald, *ậlt Êchwậlt* m. (Bistritz).

Alter Wald, *ậlt Wậlt* m. (?)

*Altheiligenberg, *der ậlt Hellijəbi^{ä}rich* ⏑ ⏑ ⏓ ⏑ (Treppen).

Altmühl, *ậlt Mill* f. – ⏓ Ried (Bootsch).

O. N. Alt-Rodna, s. Rodna.

F. N. *Altstädter* 1700 [zur Kronstädter „Altstadt“] (Bistritz).

Altteilengraben, *Ậltdêlngru^{a}m* m. (Nieder-Eidisch).

F. N. *Alsner* (Pintak, Bootsch, S.-Regen). Urk. Altzner 1762 (Bistritz). Zum sss. O. N. Alzen bei Leschkirch (Kisch, Vgl WB. 19).

F. N. *Amberg* 1582 [= am Berg] (Bistritz).

P. N. *Ambros* 1505 = Ambrosius.

*Ameisenhügel, *Ummərsnhäffəl* m. (Baierdorf.)

F. N. *Amende* ⏑ ⏓ ⏑ (Klein-Bistritz). Urk. Amende 1701 (Bistritz), Amendt 1638 (= am Ende).

P. N. *Amgeskyn* 1451 [= am Gässchen, ss. *um Gâsskn*]. (Mettersdorf.)

F. N. *Anders* (Wermesch, Kyrieleis) = Andreas.

Andreas-Michels-Rech, *andərsmächələsch Râ^{i}ch* n. ⏑ ⏑ ⏓ ⏑ ⏑ ⏓ Berg (Pintak).

T. N. *Andreas,* Koseformen *Andrisch* (ziemlich allgemein), *Andərs* (Tschippendorf), *Ändərs* (Tekendorf), *Ändərkə* (Jaad), *Andrîs* (Dürrbach), *Andrêskn* (Klein-Bistritz), *Tricko* (Bootsch). Urk. P. N. Andreas ca. 1400 (Bistritz). *Ändərs: Tschippn Ändərs* [vgl. Tschippendorf] (Jaad).

Anger, ss. *Ậnger* m., *ậf-əm Ậngər* Wiesengrund (Mönchsdorf). Vgl. *Angər* m. (Gr.-Schenk). Mhd. *anger* m. Grasland. Hiemit konkurriert die Ableitung dieses Flurnamens von ss. *Ậngər* m. Ungar, vgl. den Waldnamen *Zâkəl* Szekler (Weilau).

T. N. *Anna* (hebr. „lieblich“), *Ännichə, Änni* (Birk), *Annichi* (allgemein), *Antchi* (Kallesdorf), *Ântchi* (Wallendorf), *Inni* (Ober-Neudorf), *Inkachə* (Nieder-Eidisch), *Nutzkə* (Mettersdorf), *Intchə* (Bootsch), *Panna* (Deutsch-Zepling).

O. N. Apa-Nagyfalu, s. Grossendorf.

O. N. †*Appesdorf,* urk. (1568) = magy. Kolozs-Monostor (< clûs + monasterium) bei Klausenburg. Kemény, Deutsche Fundgruben I, 92. Vgl. sss. *Apəsdrəf* (Abtsdorf).

O. N. Aranyos-Lóna, s. *Lônə.*

O. N. Aranyos-Szász-Móricz, s. Moritzdorf.

O. N. Árdány, s. Jordan.

O. N. Arfeden, ss. *Ârkədn,*

urk. Erkud (villa Saxonum) 1238, Ercuntinum 1332 (sacerdos Jakobus de Erkud 1332), magy. Szász- (d. h. Sächsisch-) Erked, rum. Archiudu. (Auch bei Schässburg liegt ein Arkeden, magy. Erked, rum. Archita, urk. Erkud, Erked, Erkenthinum 1356.) Noch 1717 bestand hier eine evangelisch-sächsische Gemeinde. Vgl. Keintzel, Korr.-Bl. 1891, S. 109.

F. N. ***Arlt*** *(U°rlt)* in Ober-Neudorf, Areldt *(U°rlt)* in Mettersdorf; urk. Areldt 1600, Arldt 1648, Arlt 1707, 1897 (Bistritz) = Orelt 1704, Ohrelt 1906 (ahd. P. N. Arawald).

*Arltfuhle, ***U°rltkaul*** f. (Ried). *U°rlt* = F. N. *Arlt* < Arawalt [ahd. P. N. zu *ar* Aar] (Mettersdorf.)

*Arltsberg, ***U°rltsbärich*** ⌣ ⌣ ˄ ⌣ m. (Jaad.)

O. N. ***Armenierstadt*** (1726 Örményváros, 1830 Armenopolis) = Neu-Schloss (Szamos-Újvár) s. d.

O. N. *Armisch, ss. ***Armênəsch*** ⌣ ˄ ⌣, *Ärmînəsch, Ormênəsch* = magy. Mező-Örményes, rum. Ormenişu ⌣ ⌣ ˄, auf der Heide (Mezőség) gelegen (Koloscher Komitat). Vgl. urk. 1332—1337: „Paulus sacerdos de Ermenus“ (Mon. Vat. Hung. I, S. 138), Ormenus (a. a. O., S. 109). Örményes (Hermenes) wird von Gustav Baron Bedeus („Ortsnamendeutung“, Hermannstadt 1906, S. 23) als *„hermunus* Bergfeste“ gedeutet.

*Armenischer Brunnen, ss. ***armênəsch Brąnn*** m. (Mönchsdorf).

O. N. ***Arn,*** ss. Name für magy. Nagy-Ernyé bei Birk: *mər ɯôrn an (dər) Ârn.* *Arn heisst in Deutsch-Zepling *Grü's Ârn* - ˄ Nagy-Ernyé.

F. N. ***Arnold*** 1492 (Bistritz), Arnoldus sacerdos de villa Arnoldi 1332 (Mon. Vat. Hung. I, 120). Vgl. *Ranôtn* (s. d.). Ahd. P. N. Arno(w)ald.

F. N. ***Arnth*** 1505 [zu Arnold s. d.] (Bistritz).

O. N. Árokalja, s. Kallesdorf.

*Arschferbe, ***U°rschkärf*** f. Bader-Quergasse (Bistritz).

F. N. ***Ars*** (S.-Regen), Koseform (z-Ableitung) der mit ahd. *ar* (Aar) zsgs. P. N.: Arawald, Arno(w)ald.

*Arzwald, ***Arzɯąlt*** m (Mettersdorf). Vgl. die ndrhein. O. N *Arz*dorf (bei Bonn), *Arz*bach (im Westerwald), *Arz*feld (in der Eifel), *Arz*heim (bei Koblenz).

O N. Asszú-Besztercze, s. Klein-Bistritz.

Aſtenteile, ***Ąstndä'ln*** ˄ ⌣ -: *qf dn Ą.* Ried (Petersdorf).

Âtschkət f. Ried [vgl. *Etschdorf*] (Tekendorf).

*Attelsdorf, ***Attəlsdrəf*** = Billak bei Bistritz. Vgl. die sss. Flurnamen *Attəlshill* f., *Attəlslôch* n., *Attəlsôchən* n. bei Schässburg. Näheres Kisch, Vgl. WB. 29. Gegenwärtig ca. 415 Sachsen.

Aubrunnen, ***Âbrąnn*** m. (Treppen).

Aue, ***Au*** f. Ried: *ąf (âf, of) dər Au [Ao]* (Jaad, Tekendorf, Passbusch, Weisskirch, Schönbirk), *Â* f.: *än dər Â* (Baierdorf, Senndorf, Mettersdorf). Vgl. *än dn Aun* [Wiese]. (Kuschma, Deutsch-Zepling), *än Ân* (Windau, Treppen, Mönchsdorf).

O. N. ***Auen,*** *Aun* = Kuschma (s. d.) bei Klein-Bistritz gelegen. Vgl. urk. „dy Awen" = Grossau bei Hermannstadt. Vgl. O. N. Auen (bei Mühlheim am Rhein), urk. (Hunsrück) O. N. *(zu) Auen* (Grimm, Deutsche Weistümer).

*Auenbrünnchen, ***Aunbrenntchn*** n (Klein-Bistritz).

*Aueneck, ***Aurâ^{i}ch*** n. Berg (Gross-Schogen).

F. N. ***Aufderbach*** (= ss. *ąf dər Bâch)* 1505 (Bistritz).

Augraben, ***Âgru^{a}m*** m. (Senndorf.)

F. N. ***August*** (S.-Regen)

F. N. ***Augustinus*** 1505 (zu August s. d.).

F. N. ***Aulman*** 1581 (mhd. *ûle* Topf + *man* Mann] (Bistritz).

F. N. ***Auner*** 1709 (zum O. N. „Aue[n]" s. d.). Bistritz.

F. N. ***Awerman*** 1505 (mhd. *ûr* Auerochse + *man* Mann).

B.

D. N. ***Bâbi*** (Engler) in Jaad, *Bâbi* (Hoos) in Jakobsdorf. *Bâbi* = Barbara s. d.

Bach, ***Bąch*** f.: *än dər Bąch* (Bistritzfluss, Budakbach, Sajó usw., überhaupt der Hauptfluss jener Gegend, in der ein Ort liegt), *taschn dn Bôchn* zwischen den Bächen, Ried (Lechnitz); *ristich Bôch* f. der Dürrbach (Lechnitz). *Lauichnzər Bôch* f der Lechnitzer Bach (Lechnitz).

Bachfeld, ***Bąffəlt*** f. ein Ackerfeld: *ąf dər Bąffəlt* (Billak); *-chf- > -f-* wie in ss. *Bąflêsch* Speck < *Bąch(n)flêsch* = *Bąchn* m. Speckseite (mhd. bache) + *flêsch* Fleisch. Vgl. sss. *Bąffəlt* Wald (Gürteln). Anders Korr.-Bl. 1905, S. 73, wo *-fəlt* als „Wald" gefasst ist. Vgl. Buchwald (ss. *Bâchwâlt* m.) s. d. und Buchfeld (ss. *Bauchfi"lt* f.) s. d.

Bachgraben, ***Bąchgru^{a}m*** m. (Wallendorf)

O. N. Bachnen, ss. ***Bąchnən,*** *Bąchən, Bôchnə* — so in S.-Regen —, magy. Bonyha, rum. Bacna, urk. Bahna, Bohna 1291—1351, Bahnia 1332, *bachen* (Honteruskarte) 1532, südlich von Neumarkt (s. d.) im Klein-Kokler Komitate gelegen. *Bąchnen* < *bachen* <* Bachheim wie sss. *Du'lmen* < *Dalem* < Dal-heim (Thalheim), mit *-n* < *-m* wie auch O. N. Westen < Westem (so urk.),

rum. Vestemu < Westheim. Auch *Bachem* bei Bonn geht auf altes (urk.) Bahheim = Bachheim zurück. Vgl. auch moselfr. O. N. *Bachem* (Rgbz. Trier, Kr. Merzig). Hiezu der ss. und moselfr. F. N. *Bachner.*

F. N. ***Bachner*** (ss. *Bậchnər*). In 9 Gemeinden. Zum O. N. Bachnen. Urk. Bachner 1820 (Bistritz).

Bachſeifen, ***Bậchseifn*** m. [vgl. Seifen] (Wallendorf).

Bachteile, ***Bậchdêln*** (plur.) Ried (Waltersdorf).

F. N. ***Back*** in Gross-Schogen. Nhd. F. N. Backe = ahd. P. N. Baducho, Koseform der mit ahd. **bad,* ags. *beado* „Kampf" zsgs. P. N. Hiemit konkurriert die Erklärung aus ahd. P. N. *Baldiko* (nordfries. Backe = Baldicke), Kosef. der mit ahd. *bald* „kühn" zsgs. P. N.

F. N. ***Backi*** (Bistritz), D. N. *Backi* (Gökler) in Weisskirch (= gen. lat zum F. N. *Back* s. d., vgl. *Jekeli* = gen lat. zum ss. F. N. *Jekel*).

O. N. Bácza, s. *Bazau.

Badergaſſe, ***Bu^{a}dərgậss*** f., in deren Namen das alte Badergewerbe fortlebt (Bistritz). Die Bader waren Besitzer von „Badestuben" (ss. *Štuf* = heizbares Gemach), wo auch der Bart geschoren und zur Ader gelassen wurde; zugleich: Zusammenkunftsort zur Besprechung städtischer Angelegenheiten.

D. N. ***Bậ^{i}drəwər*** (Wallendorf) = urk. Bayerdorfer s. d.

F. N. ***Baier,*** Bayer (ss. *Bậr*) in 7 Gemeinden. Urk. Baier 1413 (Bistritz), Paier 1714. Auch *Bôar: Bôa(r)sch Mätzko* (Jaad).

O. N. Baierdorf, 1. ss. ***Bậ^{i}drəf,*** genauer *blêsch* (walachisch) *Bậ^{i}drəf,* rum. Nimtiu, dial. (Metathesis) *Mintchû* ⌣ ⏑, magy. Oláh-Némethy, bei Nassod. In Oláh-Némethy heisst die rum. Kirche heute noch die „sächsische". 2. O. N. Baierdorf, ss. *Bậ^{i}drəf,* magy. Király-Némethy, rum. Cranimetu. Näheres: Kisch, Vgl. WB. 32. Gegenwärtig 437 Sachsen.

Baierdorfer Rech, ***Bậ^{i}drəwər Rậ^{i}ch*** n. „Baierdorfer" (Oláh-Némethy) Berg (Tschippendorf).

Baiergaſſe, ***Bậrgậss*** f. (Tekendorf). Vgl. die Baiergasse *(Bậrgass)* in Schässburg.

D. N. ***Bậk*** in Kallesdorf, F. N. Baack in Mönchsdorf (ss. *Bậk* m. Bäcker). Diese, dem mhd. *becke* m. (Bäcker) entsprechende Form kommt moselfr. (lux.), rheinfr., hess., ripuar., ndfränk. (fläm. holl.), ndd. nicht vor, ist also aus der Urheimat nicht mitgebracht, sondern mit dem Gewerbe aus dem Oberdeutschen (Österreichischen) übernommen. Die ss. Hausfrau bäckt alles selbst und bedarf des Bäckers nicht.

F. N. ***Balbierer*** 1703, Bar-

birer 1505, lat. Rasor 1413, gen. Rasoris 1648, magy. Borbély. Vgl. ss. *Bâlbîrər* ⌣ ⊥ ⌣ m. Friseur.

F. N. *Balck* 1582 (ahd. Baldiko, Koseform der mit *bald* [kühn] zsgs. P. N.) (Bistritz).

F. N. *Ballascher* (Bistritz) ist patron. Ableitung zum F. N. Ballasch 1784 (magy. *Balázs* Blasius).

F. N. *Balthes* 1648 (= Balthasar, vgl. F. N. Balzer s. d.) (Bistritz).

Bálványos, s. Turmberg.

F. N. *Balzer* (Lindert) in Passbusch (= urk. 1579 [Bistritz] *Baltser* = Balthasar [pers. „Fürst des Glanzes"]).

D. N. *Bąndi* (Broser) in Wermesch (magy. *Bąndi* = Andreas).

Bänke, *ba dn Bänk* (bei den Bänken) Ried (Jaad).

Bannwiese, *Bąnnwiss* f. (St.-Georgen), pratum incaeduum.

T. N. Barbara, *Bâbi* (Tschippendorf u. a.).

*Barbusch, *Bu^{a}rbəsch* m. ein Ried; darnach *Bu^{a}rbəsch-gru^{a}m* (Graben) (Passbusch).

Bärenbusch, *Bi^{ä}rnbäsch* m. ein Wald (Schönbirk, Waltersdorf).

Bärenbuschgraben, *Bi^{ä}rnbäschgru^{a}m* m. (Waltersdorf).

Bärenbuschwiesen, *Bi^{ä}rnbäschwisn* (plur.) (Petersdorf).

*Bärenhag, *ba dər Bê^{a}rnhe^{u}ch* (f.) Ried (Jaad).

*Bärenkaul, *Bi^{ä}rnkaul* f. (Klein-Bistritz).

Bärenreich, *Bi^{ä}rnrâ^{i}ch* n. Berg (Passbusch).

Bärenstein, *Bi^{ä}rnšteich* m. (Pintak).

Bärenteile, *Bi^{ä}rndêln* (pl.) Ried (Waltersdorf).

F. N. *Bartelmäss* (*Martintchi*) in Lechnitz (= Bartholomäus, hebr. „Sohn des Tolmai"), urk. 1743 (Bistritz) Bartolomes. Vgl. Martelmäss s. d. und Miess s. d.

F. N. *Bartenstein* 1700 (zum O. N. Bartenstein [Deutsches Reich]) (Bistritz).

F. N. *Barth* (*Bu^{a}rt*) in 5 Gemeinden. Urk. Barth 1700, Johannes dictus Parth 1457 (Bistritz). Vgl. urk. 1332—37 *Bartholomeus*, sacerdos de Betleem (Bethlen): Mon. Vat. Hung. I, 104. *Bartholomeus*, s. de Fulnempty — *Fel-Némethy — (a. a. O. 104).

Bäschdə-Fisskn n. Weinhalde (Windau).

D. N. *Baschəf* (Bischof) (Nieder-Eidisch).

O. N. Bátos, s. Bootsch.

**Batschen*, urk. Bachunatelke 1243, ss. *Bâtschə* (Ackerland), *äm Bâtschə* (Treppen). Dazu *Bâtschəbrąnn* (*Batschenbrunnen), *Bâtschəbi^{ä}rich* (Batschenberg) - ⌣ ⊥ ⌣ m., *Bâtschəwiss* - ⌣ ⊥ f. (Batschenwiese) (Treppen). Näheres: Keintzel, Korr.-Bl. 1891, 106.

F. N. †*Bauer* in Dürrbach, urk. Bawer 1620 (Bistritz). Offen-

bar nicht ss. Der dem S. S. entsprechende F. N. ist Gebawer 1505 = ss. *Gəbauər* (mhd. gebûre), Bauer. Dazu F. N. Gebeuren 1625 (ss. *Gəbeirən* f. Bäuerin).

F. N. ***Baumann*** 1718 (Bistritz). Mhd. *bûman* Bauer.

Baumberg, ***Bômbi^{ä}rich*** m. Weinhalde (Moritzdorf).

Bäumchen, ***än Bêmtchər*** (pl. dem.) Ried (Wermesch).

Baumgärtchen, ***Bängərtchi*** n. Ried (Schönbirk).

Baumgarten, ***em langə Bongərt*** (Klein-Bistritz), *beim Bąngərt* (Schönbirk).

O. N. *Baumgarten, ss. ***Bąngert,*** magy. Bongárd, rum. Bungardu, bei Lechnitz. Die magy. und rum. Formen sind die älteren. Vgl. die urheimatlichen O. N. Bongart, urk. *Bungart.* Näheres: Kisch, Vgl. WB. 45. Vgl. ahd. *bôngart* Baumgarten; *gru^{i}ss Bąngərt* m. (Birk), *Bąngərt* m. Ackerland (Senndorf), *äm Bąngərt* Ried (Tschippendorf), *îwərsch Bungərt* m. ober(st)er Baumgarten (Jaad).

Baumgartener Wald, ***Bąngərdər Wâlt*** m. Bongarder Wald (Wermesch).

Baumgartengraben, ***Bąngərtgru^{a}m*** m. (Mönchsdorf).

Baumgartenhöhe, ***Bąngərthî*** f. ⌣ ⌣ ˊ, *u dər B.* Ried (Mettersdorf).

Baumgartenhügel, ***Bąngərthäffəl*** m. (St.-Georgen).

Baumgartenseite, ***Bąngərtseit*** f. ein Berg (Ober-Eidisch).

*Baumhamm, ***Bômhôm*** m. Ried (Petersdorf).

*Bäumige Halde, ***an dər bâmzich*** (adj.) ***Hi^{ä}lt*** f. Ackergrund (*bâmzich* „arboreus“ auf *-zich* wie *klinzich* von *klî* „klein“, *ênzich* „einzig“ zu *ê* u. a.). Deutsch-Zepling.

Baumteile, ***Bômdêln*** (pl.) Ried (Deutsch-Budak).

O. N. *Bazau, ss. (nösn.) ***Bâzə,*** *än dər Bâzə,* rum. Baţa, magy. Bácza, urk. 1405 Bacha, 1553 Bacza, bei Retteg am Szamos gelegen. Wenn der Name deutsch ist, so ist er = P. N. *Bâz* (Baatz, Koseform der mit altem **bad* „Kampf“ zsgs. P. N. [Bathari, Badomar], -z- Ableitung zur einstämmigen Kürzung Bado: ahd. Pazzo) + *-ə* (in tonloser Silbe = Au, z. B. *Hiršchə* Hirschau, *Brêtə* Breitau usw.). Der Ort liegt an dem Wege, welchen die nach dem Nösnerlande ziehenden ss. Einwanderer passiert haben müssen. Sz. D. v. II, 89.

F. N. ***Bayerdorfer*** 1620 (zum O. N. Baierdorf) (Bistritz).

F. N. ***Becker.*** Modern. (Bistritz). Vgl. Baack.

F. N. ***Beder*** in Tekendorf, Waltersdorf, Heidendorf. Urk. Böder 1521 (Bistritz). Ahd. Bothar zu Bod ([ge]bieten, beodan) + -har, -her (Heer). Germ *-d-!* Umlautsform!

F. N. ***Bedeus*** in S.-Regen zum magy. O. N. *Bede* bei Neumarkt (s. d.). Urk. Bedæus 1716.

F. N. ***Beer*** 1820, 1906, Bær 1700 (ahd. *bero* Bær) (Bistritz).

F. N. ***Behrend*** in Petersdorf (ahd. P. N. *Berinhard,* zu *ber* Bär). Vgl. urk. 1332—37 *Bernardus* de villa Jacobi (Jakobsdorf): Mon. Vat. Hung. I, 100, Bernarth ca. 1400 (Bistritz).

Beigarten, ***Beigu^{a}rtn*** m. Wiesengrund (Pintak).

F. N. †***Beil*** in Billak. Zu ahd. P. N. *Bilo,* Koseform der mit ahd. *bil* (billig) „milde", zsgs. P. N. (Bilirm, Bilifrid usw.) oder = nhd. Beil (Axt)

F. N. ***Belger*** (ss. *Bäljər*) in S.-Regen (= nhd. F. N. *Bilger* = ahd. P. N. *Biligar* = *bil* [mild] + gar [Speer]).

F. N. ***Belwes*** 1585 (mhd. *bilwiz* Kobold; ss. *Bärləfüks* m. = hess. *Berlewitz* Schreckgespenst der Kinder) (Bistritz).

F. N. ***Bender*** (Pintak), urk. F. N. *Bender* (Bistritz) 1579 (ss. *Bändər* Fassbinder), Bender 1747 (Tekendorf).

F. N. ***Benesch*** in Waltersdorf und Bistritz, 1786 (Bistritz) *Behnisch,* 1854 *Behnesch* (zum nhd. F. N. Behn = ahd. P. N. Benno).

Bênəsch m. Berg bei Rodna. Höchst wahrscheinlich führt der Berg *Benesch* seinen Namen nach der hier um 1300 erwähnten Familie *Benesch* (Benus). Vgl. Sz. D. v. IV, 303. Vgl. Henul, Schuchard u. a.

F. N. ***Benkesch*** in Deutsch-Zepling (Ableitung *[-isch]* zum F. N. Benk).

*Beuthart, ss. ***Binkərt*** m. Flurname „zu *Benk*telke" (vgl. J. Haltrich, Zur Gesch. von S.-Regen, Vereins-Archiv, N. F. III, 275 ff.). Vgl. nhd. F. N. Benk, lux. F. N. *Bink,* Koseform (-k-) zu Benno (ahd. P. N.).

O. N. Berecztelke s. Bretzdorf.

Berg, ***Bi^{ä}rich*** m. (Birk, Weilau, Dürrbach u. a.): *hendər-əm Bi^{ä}ch* hinter dem Berg (Klein-Bistritz), *um Bi^{ä}rich* am Berg (Petersdorf), *vor-əm Be^{a}rich* (Ried) vor dem Berg (Tschippendorf), *of dəm Bêch, hendərm B.* auf dem Berg, hinter dem Berg (Jaad), *händər-em Bi^{ä}rich* (Weisskirch), *händər dəm Berich* Ried (Nieder-Neudorf), *um Berich* Ried (Lechnitz), *handər dəm Berich* (hinter dem Berg) Ried (Lechnitz).

Bergbrunnen, ***Bi^{ä}richbrąnn*** m. (Weisskirch).

Bergbusch, ***Bi^{ä}richbäsch*** m. Wald (Dürrbach), *Bi^{ä}richbasch* m. (Weisskirch).

F. N. ***Berger*** 1906, 1505 (ss. *Bi^{ä}rjər* [Petersdorf]) in 6 Gemeinden.

O. N. Berlád, s. †Bullhart.

P. N. Bernarth, s. Behrend.

P. N. ****Berthold,*** urk. 1332 bis 1337 Perchtoldus, sacerdos de

Niris (Mon. Vat. Hung. I, 104, s. u. Niereseh), F. N. Barthold 1579 (ahd. P. N. Berahtold) (Bistritz).

F. N. ***Bertleff*** in 9 Gemeinden (ss. *Be"rtləf, Bi"rkəl*) 1906, 1800, Bertloff 1521, Bertolf (sss.) 1346 (ahd. P. N. Berahtolf).

O. N. Bessenyő, s. Heidendorf.

O. N. Besztercze, s. Nösen.

O. N. Bethlen, ss. ***Betlәm,*** urk. 1305, 1342–90 Bethlem, Bethleem, 1413 Bethlen, 1438 Bethlen, Bethlehem, 1857 Bethlen; magy. 1906 Bethlen, rum. Becleanu; *Betlәm*, östlich von Deés gelegen. Bethlem = Bethlehem; ein biblischer Name bei einem von Christen gegründeten Orte ist nichts Auffallendes. Eine Vorstadt von Bethlen heisst bezeichnenderweise *Jerusalem.* Vgl. O. N. *Bethleem* im nordöstlichen Frankreich (Kanton Clamecy) und O. N. Jerusalem in den Vereinigten Staaten von Amerika.

F. N. ***Beuchil*** 1454, Bewchel 1505, dem. zum F. N. Bauch 1505 (Bistritz). Beuchel (Pewkel, Literatus, Hassy) 1525 (Bistritz).

Beutlergaſſe, ***Peitlərgąss*** f. = Gasse der Beutler (Beutelmacher). *Peitlər* trägt oberdeutsches Gepräge (österreich. Aussprache), ss. würde es *Beirlər* — lauten (*Beirl* Beutel) (Bistritz).

Beutlergäſſer Tor, ***Peitlərgâssər Dôr,*** einst von der Schneiderzunft verteidigt, schon längst abgetragen (Bistritz). *Peitlər* (mit seinem *p-, -ei-, -t-*) ist nicht ss., sondern rein österreichisch-dialektisch. Der Beutler (Beutelmacher [zünftiges Gewerbe]) heisst ss. *Tą'sdərmąchər.*

Bickąwänkəl m. ein für den Gemeindestier (ss. *Bicka* m. = magy. *bika* Stier) ausgeschiedener Teil des Grundes. Vgl. sss Flurnamen *Bickązâpən* m. (Schässburg [*Zâpən* m. Zipfel]).

Bickənḉəchə (*Stierei) n.: *əm B.* Ried (Jaad). *Bickə* (magy. bika) Stier + *ḉəchə* (dem.) n. Ei.

O. N. ***Bidda,*** rum. Bidiu, magy. Bödön, bei Lechnitz. Es ist nicht unmöglich, dass dazu der ss. (nösn.) F. N. *Bidner* gehört, denn die (lautlich einwandfreie) Erklärung = „Büttner" enthält die Schwierigkeit, dass der „Büttner" nösn. nicht *Bidnər* heisst, sondern *Bändər* (Binder, Fassbinder). Daher die nösn. F. N. *Bender* und *Binder.* Im 17. Jahrhundert war Bidda noch von Deutschen bewohnt (Keintzel, Korr.-Bl. 1891, 99).

F. N. ***Bidner*** (ss. *Bidnər*) 1906, 1700 in 7 Gemeinden.

*Bidners Rain, ***um Bidnərschn Rê*** (Waldname) (Heidendorf). Bidner ist ss. F. N.

O. N. *Biereldorf, ***Bîrldrəf*** (ss.), magy. Berlad, rum. Burla, bei Gross-Schogen gelegen. Urk. *Barla* 1319. Vgl. lux. O. N. *Birel*hof im *Bireler Gront* (Grund) *un* (an) *der* (fem.) *Bireler Bâch* (Bach) und lux. F. N. *Birel, Bierel;* vgl. *Bulhard.*

F. N. †*Bigel* in Deutsch-Budak. Vgl. nhd. F. N. Bügel und lux. F. N. *Bigel*bach.

O. N. Billak, s. Attelsdorf.

Billəngkêptchə ⌣ ⌣ ⊥ ⌣: *afəm B.* (Berg); *kêptchə* = dem. zu *kôpm* (s. d.) (Tekendorf). Vgl. nhd. F. N. Billing, patronym. Ableitung zum ahd. P. N. *Bilo* (*bil* mild).

billig, ***bällich, ballich:*** *Ballijər* m. Weinhalde (Bootsch).

F. N. ***Bilţu*** (spr. Bilz) 1906 (rum. F. N.; offenbar = [Bistritzer] ss. F. N. *Biltz* 1762 [*Bilizo zum ahd. P. N. Bilo, Billi]) Rumänen haben nicht selten ss. F. N., z. B. „Herman", Csallner, Pfingstgräf.

F. N. ***Binder*** in 6 Gemeinden. Modern. Vgl. Bender!

F. N. ***Bindermann*** 1788. Vgl. Bender.

Binderturm, ***Bändərtûrn*** m., einst von der Fassbinderzunft verteidigt, der einzige noch erhaltene Turm unserer Stadtmauer (Bistritz).

Binkert, s. Benkhart.

F. N. ***Birbäumer*** 1747 (Tekendorf), Birnbaumer 1689.

F. N. ***Birbom*** (ss.) 1579 (Bistritz), lat. Pyrus 1758 (Birnbaum).

D. N. †***Bîrəsch*** (magy. *béres* Knecht [auf einem Edelhofe]) (Passbusch).

O. N. Birk, ss. ***Birk,*** rum. Petelea, magy. Petele, urk. Pytula 1332 (Mon. Vat. Hung. I, S. 104), (H)elijas plebanus de Pycula (= Pytula) a. a. O. 138. *Pytula* = Birke (lat. betula) Auf der Honteruskarte (1532) heisst *Birk: Byrcke.* Birk zählt ca. 1176 ss. Einwohner. Vgl. ndrhein. O. N. *Birk,* bei Aachen, *Birk* bei Düren.

*Birkau, ***Birkə*** f. *än dər Birkə* (Birk).

Birke, ***än Birkn,*** *Bîrkn* (pl). Ried (Schönbirk, Wermesch, Weilau, Mettersdorf, Weisskirch, Wallendorf, Jaad *[Bîkn]*).

*Birkenau, ***Bi^{e}knâchə*** (spr. *-ch-* wie in *ich*) n. (dem.) Ried (Jaad).

Birkenbusch, ***Bîrknbasch*** m. Wald (Weilau).

*Birkenreck, ***Birkrâ^{i}ch*** n. Berg (Wermesch).

*Birkenrod, ***äm birkənə Rôt*** (Rodung) Ried (Pintak).

*Birkenwinkel, ***Birkəwąnkəl*** n. Ried (Birk).

F. N. 1625 ***Birkoch,*** Bewerkoch 1620 (ss. **Bârkôch* = Bierkoch).

O. N. Birnbaum (Bielz 447), ss. ***Birbôm,*** *Birebûm* (so in S.-Regen), *Birəm* (so in Birk), magy. Körtvélyfája, rum. Curtifaia, westlich von S.-Regen. Vgl. ndrhein. O. N. *Birnbaum* (Rgbz. Köln), dial. *Birrebôm.*

Birnbäume (pl.), ***bei dn Birbä^{i}m*** Ried (Waltersdorf, Wermesch, Dürrbach *[än Bîrbêm],* Moritzdorf, Kallesdorf, Gr.-Eidau).

Birngraben, ***Bîrngru^{a}m*** m. (Lechnitz.)

O. N. *Birntor* (Bielz 459), magy. Körtvélykapus, rum. Kertiscapu, bei S.-Regen.

F. N. *Birthalmer* (ss.) 1701 (zum O. N. Birthälm. Näheres unter Birthler).

F. N. *Birthler* in S.-Regen. Die Familie stammt aus Ober-Neudorf. *-er* Ableitung (vgl. F. N. Friediger zu Friedrich, Brandscher zu Brandsch usw.) zum ahd. P. N. *Birahtilo* (P — —) von Perhto, Berto, Koseform der mit *ber(ah)t* zsgs. P. N. (Berahtram, Berahtold, Bertrand usw.). Vgl. moselfr. F. N. Birtel (dem [-l-] zum nhd. F. N. Bertl, Berthel). *Birthl-:* Bertel = *Birthalm* (ss): urk. 1283 Berthalm (Birthälm). Berthalm = (ndrhein. F. N.) *Bert* (ahd. Berto) + *halm* (altsächs. *holm* Hügel, engl. *holm* Flussinsel, altnord. *holmr* Insel [vgl. Bornholm < P. N *Burgund* + *holm* Insel], daraus russ. *cholmu* Hügel, gemeinslaw. *chulmu [woraus magy. *halom* Hügel] zu indogerm. c-l-m [lat. culmen]). Auch im magy. Namen von Birthälm *Berethalom (-e-a-)* ist die alte, der Aussprache des 12. Jahrhunderts entsprechende (urk.) Form Berthalm (Bert- > magy. Beret- beruht auf einem bekannten magy. Lautgesetz, das Doppelkonsonanz möglichst meidet) bewahrt

Bischof, s. *Baschəf:*

O N. Bistritz, s. Nösen.

Bistritz kommt nicht „von *badn*“ (soll „Graben, Verschanzung“ bedeuten), — wie S.-D. Tageblatt 1906, 18. Oktober, S. 3, behauptet wird, — womit es lautgesetzlich nichts gemein hat.

Blasenberg, *Blᵃsəberich* m. Ried (= Berg des Blas[ius]). (Weilau.)

O. N. Blasendorf, *Blᵃsndrəf,* magy. Balázsfalva, rum Blajfaleu: 1. *[êwərst] Blᵃsndrəf* Oberblasendorf, 2. *niddərśt Blᵃsndrəf* Unterblasendorf, beide westlich von Bistritz. Blasendorf = Dorf des Blas(ius). Näheres Kisch, Vgl. WB. 43. Die gr.-kath. (rum.) Kirche von Oberblasendorf steht auf den Trümmern der früheren ss. Vgl. den sss. Flurnamen *Blôsəbrannən* m. (Heltau) = Brunnen des Blas(ius).

Blasendorfer Grund, *Blᵃsndrəwər Grạnt* m. ein Tal (Schönbirk).

F. N. *Blasi* in 4 Gemeinden, urk. (Bistritz) Blasii 1708, gen. patronym. zu Blas[ius].

O. N. **Blenke,* magy. *Blenkemező,* rum. Poeana *Blenchi* (spr. Blenki) d. h. die Alm, Waldwiese des *Blank.* Vgl. rum. Poeana *Tomi* zum ss. F. N. *Tômi* = Thomae, *Valea Ştеffi* d. h. Tal des *Steff* (ss. *Ştеff* = Stephan). *Blenk, Blank* ist F. N. = ahd. P. N. Blancho. Urk. 1620 „Adamus *Blank* in *Blanka*-Pojan (Sz. D. v. I, 549). Urk. Namensformen: 1591 Polyan, Pollyan, 1602 Pojona, 1620 **Blanka**-Pojan, 1703 **Blenki**-Pojana, 1890 Blenkemező (magy.).

D. N. ***blêsch Fu^{e}rər*** [walachischer Pfarrer] (Nied.-Eidisch).

Blôbəs n. eine Stelle zwischen Heidendorf und Baierdorf, wo fast immer der Wind weht (< wz. blâ = lat. fla-re [ahd. *blâ-jan* blasen, wehen] + *vaz* Gefäss), vgl moselfr. (eifel) *Milləbəs* Mühlfass ($2\frac{1}{4}$ Malter).

F. N. ***Blomen*** 1505 (ss. **Blômə* Blaumann). Bistritz.

D. N. ***Bloo*** [ss. *blô* blau] (Schönbirk). Vgl. F. N. Grob.

F. N. ***Blos*** 1586, Bloss 1505, Bloos 1906 = D. N. *Blu^{a}s* (Bootsch, Passbusch) = Blas(ius).

Blöße, ***Blîst*** f. Ried (Nieder-Eidisch), *Blîssn* (pl.) Wald (Kyrieleis); *Blî^{i}ssn: of dn Bl.* Ried (Jaad).

Bloß-Eichert, ***blûs Âchərt*** m *(-χ-!)* - ⏑ ⏑ Wald (Jaad). *Âchərt* = mhd. eiche + hart (Wald).

F. N. ***Blum*** 1906 (Kyrieleis), 1789 (Bistritz). Auch ndrhein F N. Blum (= Blume).

Bobêkə ⏑ ⏑ ⏑ (rum. Bobeică) f. (Riedname) Deutsch-Budak: *än dər B.* Zu beachten ist die Tatsache, dass (schon im 15. Jahrhundert) in Bukowiner Klosterurkunden eine Familie *Bobeika* erwähnt wird — eingewandert aus Bulgarien — dem die ganze Bukowiner Lucinakette bis über die Rodnaer Rotunda hinaus gehörte, die aber auch sonst in diesen Gegenden ausgebreitete Besitzungen hatte (Mitteilung Dr. E. Fischers [Bukarest]). Die Besitzungen jener Familien werden in den Urkunden *plaiurile* (Gebirgswege, Gebirgsbezirke der) *Bobeicilor* genannt. Etymologisch ist *Bobêka* = slav. *bobeĭca* (bulg. bovinka) Ochsenweide.

Boden, *(um) **Boddn*** m. Ried (Minarken).

F. N. ***Bodendorfer*** 1505 [zum O. N. Bodendorf] (Bistritz).

*Bodenwald, ***Boddnwɑ̂lt*** m (Wermesch). Vgl. ss. *Boddnzau* m. Querzaun am hinteren Ende des Gartens. Nhd. Boden „der hinterste Teil".

F. N. ***Böder*** 1521, Beder 1897 [ahd. Bodheri] (Bistritz).

O. N. Bodesdorf, ss. ***Be^{o}dəsdrəf***, *Bô(də)sdrəf* (bei Deutsch-Budak), rum. Buduşu oder Budacu micu, magy. Kis-Budak, urk. Kijsbuduhth 1345, Budak minor 1402, daher ss. F. N. *Bodesdorfer* 1505 (Bistritz). Bodesdorf = Budonis villa (Urkundenbuch III, 701), Dorf des Bod-, ahd. P. N. Budo, *Bodo* (heute noch in Lothringen F. N. Bodo, z. B. in Farschweiler), Bistritzer F. N. *Both* 1786 ff., heute moselfr. F. N. *Both*. Die Familie *Both* hatte bis in unsere Tage ihren Wohn- und Grundbesitz in *Bodes*dorf Vgl. auch den moselfr. (lux.) F. N. *Bodens* (gen. patron. zu Bod-, Both). Der F. N. *Both* findet sich in Siebenbürgen urk. schon 1329, 1380.

F. N. ***Bodesdorfer*** 1505 [zum O. N. Bodesdorf] (Bistritz).

F. N. ***Boemchen*** (ss. *Bêmtchə)* 1505 [Bäumchen] (Bistritz).

F. N. ***Bogner*** in S.-Regen, urk. Bogener 1454, 1762 (mhd. *bogenære* Bogenmacher, Bogenschütze).

F. N. ***Böhm*** in 10 Gemeinden (ss. *Bîm),* urk. Bim 1505, Bihem 1579, Bihm 1648 (mhd. *Bêheim* Böhme).

D. N. ***Bohn*** 1906 (Bootsch), 1788 (Bistritz), 1523 Bon (ahd. P. N. Bono).

Bohnland, ***Bu^{i}lạnt*** n. Ried (Windau).

F. N. ***Bokesch*** (Wermesch).

F. N. ***Boltzer*** 1707 [Bolzmacher] (Bistritz).

F. N. ***Bom*** (ss., Baum) 1579 (Bistritz).

O. N. Boncz-Nyires, s. Nieresch.

O. N. Bongárd, s. Baumgarten.

O. N. Bootſch (offiziell), ss. ***Bôtsch,*** *Bi^{u}tsch, Bi^{ö}tsch, Be^{ö}tsch,* magy. Bátos, rum. Bateșu, urk Batus 1332—1337: *Albertus* sacerdos de Batus (Mon. Vat. Hung. I, 138), Badus 1228, Bathus 1342 bis 1390, bacz 1532 (Honteruskarte). — Vgl. den Nösner F. N. Böschcz ca. 1400, *Boczs* (spr. *-tsch)* 1521 und ndrhein. F. N. *Botsch, Bootz, Botz* (ahd. P. N. Bozo, Koseform [-z-Ableitung] der mit Bod [vgl. Bodesdorf] als erstem Gliede zusammengesetzten Namen). Bootsch hat ca. 1436 ss. Einwohner. Bootsch heisst in Deutsch-Zepling *Biutsch.*

F. N. ***Bootscher*** in 7 Gemeinden.

O. N. ***Borgo*** (östlich von Bistritz), urk. 1328 Purgo, magy. Borgó, ss. *Burgô* f. ⏑ ⏓: *än dər Burgô* in Borgo (8 neben einander liegende Dörfer), *än də Burgô* nach Borgo. In dieser Form unbedingt rum. Die rum. Form *(Bârgâu* f.) jedoch weist nach Ansicht Prof. Dr. Gustav Weigands (Leipzig) auf germ. *Burgau zurück.

Borgoer Feld, ***Burgôər Fi^{a}lt*** n. ⏑ – ⏑ ⏓ Ried (Pintak).

O. N. Borgo-Rusz, siehe Reussen.

*Borkutbrünnchen, ***Borkutbränntchi*** (dem.) n. (ss. *Borkut* m. Sauerwasser [sic!], eigentlich = magy. *borkút* Sauerbrunnen) (Bistritz).

Bortə f. Riedname (eigentlich ausgehöhlter Eichenstamm, rum. bortă f. „Höhlung"): *än dər B.* (Lechnitz, Bootsch, Schönbirk).

F. N. ***Boschner*** (ss. *Bôschnər)* (Billak).

F. N. ***Both*** 1906 (Bootsch), 1786 (Bistritz) (ahd. P. N. Bodo). Vgl O. N. Bodesdorf.

F. N. ***Botschner*** (= Bootscher) 1672, Betschner 1579 (Bistritz). Wegen des -n- vgl. *Totschnər, Melnər, Wachnər* u. a.

Bottgu^{a}rtn m. Ackergrund

(Senndorf). Vgl. sss. *Battəbärch* m. Weinberg (Klein-Scheuern).

*Botztal, ***Botzdu^{a}l** ⌣ ⌢ n. Mit *Bâtschə* (s. d.) hat *Botz* lautlich und begrifflich nichts zu schaffen (Anders Korr.-Bl. 1895, 108). Botz ist moselfr. (lux.) F. N. (ahd. *Bozo,* Koseform [-z-] der mit ahd. *Bodo* zsgs. P. N. [Bodomar])

Bôzəl: *vor-əm Bôzəl* eine Wiese. Vgl. *Botztal (s. o.). *Bôzəln: äm Bôzəln* ein Ried. *Bôzəln* < *Bôzəldn* < *Bôz* + *halden.* Vgl. *Botztal (Mettersdorf).

Brâbn m. Ried (Kyrieleis).

*Bracke, ***Brôch** f. Ried (Jaad).

F. N. ***Brœdt*** 1906 (Bistritz, Senndorf), Bredt 1906 (Klein-Bistritz), Breth 1765, Bredt 1703, Breed 1505 (= ss. *brêt* breit); dem. Bretel 1505. F. N. *Brett* in Ober-Eidisch.

F. N. ***Brand*** 1906 (Senndorf), Brandt 1906 (Deutsch-Budak), Brandt (Bistritz) 1833 (ahd. *Brando, Koseform der mit *Brand* [Schwert] zsgs. P. N.).

F. N. ***Brandsch*** 1795 (Bistritz) Ahd. *Branz, Brantio, zu Brandt s. d.; Brandsch: Branz (Brand) = Fritsch: Fritz (Frid) = Lutsch: Lutz (Lud-) usw.

F. N. ***Brandscher*** (ss. *Brąntschər[t]*) in 6 Gemeinden (patron. Ableitung [-er] zu Brandsch s. d.).

O. N. ***Brassendorf,*** urk. Brassenfalva 1393 (Sz. D. v. II, 277), ist in seinem ersten Teile wohl deutsch. Es lag im Szolnok-Dobokaer Komitate. Doppelkonsonanz im Anlaute ist im Magyarischen unmöglich. *Brass* ist moselfr.-lux. F. N.

F. N. ***Bräunerd*** 1706 [ahd. Brunhard] (Bistritz).

F. N. ***Breckner*** (ss. *-ä-*) 1906, 1700 in 5 Gemeinden (zu ss. *Bräck* Brücke; also: einer, der bei einer Brücke wohnt); 1705 Brückner. In Nieder-Eidisch *Bracknər* (D. N.).

O. N. Bréd, s. O. N. Breit.

O. N. Breit, ***Brêt*** (ss. *brêt* breit), magy. *Bréd,* rum. Bregi (rum. -g- < -d- wie in rum. Rogna < Rodna, Ragla < Radla u. a.) im nordwestlichen Siebenbürgen (Komitat Szilágy) gelegen. Anlautende Doppelkonsonanz in magy. Bréd beweist unbedingt Entlehnung!

O. N. *Breit, ss. ***Brêt** (nicht erhalten, sondern — die Gemeinde ist rumänisiert — nur noch der rum. Name *Brêtchə* [Bretea]), magy. Szász-Bréte, also einst ss., bei Kyrieleis gelegen; urk. 1305 Zekerberethe, 1329 Berethe, 1392 Alsow-Brethe, 1474 Zekerberethe, 1477 Felsew-Brethe, 1482 Zaazberke (-berke ist Schreibfehler!), 1609 Alsó-Brete, Zaz-Brete, Felsev-Brete, Dizno-Brete, 1635 Nagy-, Kis-, Szekér-Bréte, 1794 Magyar-Bréte, 1830, 1906 Szász-Bréte; rum. Bretea, ss. *Brêtchə* f. Sz. D. v. II, 280 wird *Bréte* aus „brecht“ („das erste Umbrechen eines zum

Anbau bestimmten Landes") erklärt und zugestanden, das Dorf habe seinen Namen von den ss. Bewohnern erhalten. Letzteres glaube ich auch, die Erklärung aus *brecht* halte ich für lautlich unmöglich.

*Breitau, *Brêtə* f. heisst die breite, grosse Ebene bei Reckenteck (Retteg) am Szamos (unweit der **Goldau* s d): *ąf dər Brêtə* auf der *Breitau. Urk. „**Bréte puszta** Sajó-Udvarhely körül" 1364 (Sz. D. v. I, 70).

*Breitbuſch, *brêt Basch: äm brêdn Basch* Wald (Dürrbach).

*Breitbrieſch, *brêt Drâsch* m. (Nieder-Eidisch).

Breite Lange, *brêt Lungə* (pl.) ein Ried (Ober-Eidisch).

F. N. †*Breiwert* (Tekendorf), Breibert 1906 (Treppen), Breiber 1461, Brewer 1454, Breyfor 1451 (Bistritz). Mhd. *briuwer* Brauer.

F. N. *Brenndörfer* 1780 [zum O. N. Brenndorf] (Bistritz).

F. N. *Brenner* 1906, Brunner 1707, Bronner 1505 (Bistritz).

F. N. *Bressler* (Wallendorf, Pintak, Bistritz) 1906, 1733 (= Breslauer).

**Brethdorf*, Bretfalva 1579, Bretfalva 1650, Bréthfalva 1702, Bréfalva 1751; heute magy. Brébfalva 1906. Diese letztere Form (1699 Brebfalva, Brépfalva 1720) ist einfache Assimilation zu Brétfalva, das in seinem ersten Kompositionsgliede offenbar deutsch, wahrscheinlich ss. (*brêt* breit) ist.

F. N. *Brettfeld* in Bootsch (= Breitfeld; vgl. O. N. Breitenfeld [Deutsches Reich]).

F. N. *Bretz* 1700 (ahd. P. N. Brizo).

O. N. *Bretzdorf, ss. *Brätzdrəf, Bratzdrəf,* urk. villa *Briccii* (Mon. Vat. Hung. I, 92), magy. Berecztelke, rum. Bretcu, bei S.-Regen gelegen. Magy. Bereczist lautgesetzlich entwickelte Form für Bretz (wie magy. perecz < österr. Prezen). Berecztelke heisst „Dorf (eigentlich Grundstück) des Bretz". Ebenso erweist rum. Bretcu den P. N. *Bretz. Bretz, Brätz* ist ss. F. N., urk. Bretcz 1500 (Hermannstadt), lat. Briccius 1351 (Kronstadt), Briccius 1507 (Hermannstadt), daher der lat. Name *villa Briccii* 1332. Briccius = ahd. P. N. Brizo, wozu urk. *Brizenheim*, heute *Bretzenheim* bei Bingen und der *Bretzenhof* auf dem Hunsrück (Gen. St. Karte: Simmern) gehört. *Bretz* ist auch moselfr. (lux.) F. N. Auch die *Valea Breți* (*Bretzental) in Kreuz (s. d.) gehört zu diesem P N. Bretzdorf heisst in Deutsch-Zepling *Bratzdrəf.*

F. N. *Breunil* 1413, Breunel 1521 [ahd. Brunilo] (Bistritz).

D. N. *Brisch* (Jaad).

D. N. *Brischəmechəl* (Jaad).

F. N. *Broll* 1608 (Bistritz).

*Bromberg, *Brombi"rich* ⏑ ⏓ ⏑ m. (= *Brombeerberg; vgl. Heidelberg = Heidelbeerberg)

(Treppen). Vgl. mhd. *brâme* m. Brombeerstrauch.

Bronnəschgârtn ⏑ ⏑ ⏓ ⏑ (pl.) *händər Bronnəschgârtn* Ackerland (Windau).

F. N. ***Broser*** in 6 Gemeinden 1906; 1521 *Broeser* (zum O. N. Broos).

F. N. ***Broser,*** *Brosə(r)sch Gritchə* (Jaad).

Brosers Kuhle, ***of dər Bre°sərsch Kaul*** auf Brosers (F. N.) Kaul (Lechnitz).

F. N. ***Brossmann*** 1505 (zu F. N. Bros <[Am]bros[ius] s. d.).

Brotsack, ***Bru'tsąck*** m., Ried (Nieder-Eidisch, Weilau, Tekendorf).

Bruch, ***Brąch*** m. Ried (Birk).

Brücke, ***ôlt Brack*** f. (alte Brücke) Ried (Lechnitz).

F. N. ***Bruckner*** (ss. *Bräcknər*) in S.-Regen. Vgl. Breckner s. d.

*Brünnchen, ***beim Bräntchi*** n. Ried (Petersdorf, Waltersdorf, Ober-Eidisch *[-tchə]*).

F. N. ***Brunn*** in Weilau. Vgl. franz. F. N. Lafontaine, mhd. by dem borne.

Brunnen, ***Brąnn ąndərəm Štê*** Brunnen unter dem Stein (Waltersdorf); *beim kôəln Brąnn* - - ⏑ ⏓ beim kalten Brunnen (Petersdorf); *beim kâldn Brąnn* (Minarken); *bem kaldn Bronnə* (Klein-Bistritz). *Brąnn ąf-əm Blu'ssə äm Dâ'ssəlt* (Tekendorf), *Brąnn äm nicklijə Gräntchə* (Tekendorf).

*Brunnenfluß, ***Brąnnəfląss*** m. (Nieder-Eidisch).

D. N. ***Bu"rbər*** (Jaad, Tatsch, Nieder-Eidisch) = Barbara?

Buche, ***də Wêlər Bauchn*** ein Wald (Gross-Schogen), *rût Be°ch* f. rote Buche (Jaad), *âlt Be°ch* f. alte Buche (Jaad), *än Bâchn* (pl.) Baumgarten (Minarken), *Bâchn* (pl.) Ried (Moritzdorf), *taschn Bôchn* Ried (Lechnitz), *hänn u(d)n Bąchn* Ried (Nieder-Neudorf), *Bauchə* (pl.) Wald (Weilau).

Buchenberg, ***Bâchbi"rich*** m. (Moritzdorf).

Buchengraben, ***Bąukəgru"m*** m. (Passbusch).

Buchfeld, ***Bauchfi"lt*** f. *ąf dər Bauchfi"lt* Ried (Treppen). Vgl. *Bąffəlt* f. (s. d.) und Buchwald s. d.

Buchgraben, ***Bâchgru"m*** m. (Billak).

*Buchhalden, ***Bâchəldn:*** *äm Bâchəldn* (Bistritz, Mettersdorf); *täschn* (zwischen) *Bâchələ* (pl.) ein Ried (Birk).

*Buchholz, ***Bauchəlz*** n. Wald (Heidendorf). Vgl. sss. *Bachəlz* n. (Heltau, Keisd). Mhd. *holz* m. Wald.

*Buchhölzer, ***Be"chhä"lzər*** (pl.) ein Ried, *teschn B.* (zwischen den B.) (Jaad).

*Buchholzgraben, ***Be"chəlzgre"bn*** m.: *əm B.* ein Ried (Jaad).

*Buchkoppe, ***Be"chkoppn*** m. Berg (Jaad).

*Buchwalb, ***Bâchwậlt*** m.: *äm B.* (Treppen).

O. N. ***Budak,*** 1. Deutsch-Budak, ss. *Buddək, Bûdik* (Klein-Bistritz), magy. Szász-Budak, rum. Budacu săsesc, urk. Bodagd 1230, Bwdak 1452, bei Bistritz. Vgl. *Henricus* sacerdos de Bodakon 1332—37 (Mon. Vat. Hung. I, 142). Gegenwärtig ca. 208 Sachsen. 2. Rumänisch-(Walachisch-)Budak, ss. *blêsch Buddək* - ⏑ ⏑, magy. Román-Budak, rum. Budacu românescu. *Budak* = slav. P. N. budac „Hüttenbewohner" zu buda „Hütte". Vgl. O. N. *Hütting* (Bayern), dazu F. N. *Hüttinger* = F. N. Budaker.

F. N. ***Budaker*** 1906, urk. (Bistritz) Budacker 1521, Budiker 1594, Budeker 1768 in 7 Gemeinden (ss. *Buddəkər* zum O. N. Budak). In Jaad *Buddikər* (D. N.)

Bubaftal, ***Budəktu"l*** n. (Minarken).

Bu"rbrich m. ein Berg (Ober-Eidisch).

Bu'rwạnkəl n. ein Ried (Birk).

O. N. †***Bullhard*** 1332—37 (Mon. Vat. Hung. I, 120): *Hecz-mannus,* sacerdos de *Bulhard.* Offenbar P. N. = F. N. *Bullhard.* Es ist nicht unmöglich, dass das heutige rum. Burla = magy. Berlad (s. o. Biereldorf) nichts anderes als eine im Munde Nichtdeutscher entstandene Metathesis aus *Bul-(h)ard* ist. Vgl. urk. P. N. (Johannes) *Bollart,* civis de Birthalm 1406.

O. N. ***Bun,*** magy. (Nagy-) *Bun*(y), rum. Boiu mare, bei Nagy-Somkút. Vgl. Kis-*Bún,* oder Alsó-*Bún,* rum. Boiana, ss. *Bun*nəsdərf, *Bonnesdorf,* bei Mediasch. Vgl. ss. F. N. *Bun* (Wolff, Mühlbacher Progr. 1879, S. 25) = ahd. P. N. *Buno.* Vgl. O. N. *Bun*sdorf < urk. *Buni*stharpa (Förstemann, Altd. Namenbuch, II, 357) bei Greven (Kr. Münster [Westfalen]), urk. *Buni*sbovin bei Zürich, urk. *Bun*nesheim (Hessen) 1252. Vgl. ndrhein. F. N. *Bun*smann, *Bunn*enberg (Aachen). Urk. Namensformen von Nagy-Bun: 1405 Boon, 1475 Bon, 1549 Nagh-Bona, 1566 Nagy-Bwn, 1650 Nagy-Bún, 1669 Nagy-Bonny; magy. Nagy-Buny, rum. Bou mare. Sz. D. v. II, 292.

*Bunbrunnen, ***Bûnbrạnn*** m. Quelle (*Bun* ist ss. F. N.) (Kyrieleis).

F. N. ***Bungarter*** 1505 (zum O. N. *Baumgarten [s. d.], rum. Bungardu).

Bunnə f. Quelle (rum. *bună* f. die gute) (Lechnitz).

Burg, ***Burich*** f. der Burgberg, worauf die berühmte Hunyadiburg stand, wovon noch Grundmauerreste sichtbar sind, *u dər Burich* am Burgberg (Bistritz); *om u dər Burich* (oberhalb der Burg) Ried (Waltersdorf). Auch in Deutsch-Budak, Passbusch, Mettersdorf, Bootsch, Waltersdorf, St.-Georgen, Jaad, Gross-Eidau kommt *Burich* f. als Bergname vor.

*Burgau, ss. ***Burgô*** ⌣ ⌢ f.: *än dər, än də, aus dər B.* < rum. *Bârgâu* f., urk. 1328 Purgo (Fr. Müller, Deutsche Sprachdenkmäler). Vgl. O. N. *Rehô* ⌣ ⌢ rum. = Reichau. Vgl. Borgo s. d.

Burgberg, ***Burichbärich*** m. (Petersdorf).

F. N. ***Burgberger*** 1505 (einer aus Burgberg bei Hermannstadt) (Bistritz).

Burgbrunnen, ***Burichbrąnn*** m. (Mettersdorf, Bistritz).

F. N. ***Burger*** 1906 in S.-Regen, 1505 in Bistritz (ss. *Burjər* m. Amtsgehilfe des Ortsrichters).

*Burgeſſig, ***äm Burgâssich*** Ried. Vgl. Essig (s. u.). Schönbirk.

F. N. ***Burgfürst*** 1505 (Bistritz).

Burggaſſe, ***Burichgąss*** f. die gegen die Burg (s. d.) hin gelegene Gasse (Bistritz).

O. N. Burghalle (offiziell), ss. ***Burichhâln*** ⌣ ⌣ ⌢, *Burichhân* (pl.), magy. Várhely, rum. Orheiu, urk. Várhel 1319, bei Bistritz. Nach den Ruinen eines römischen Castrums benannt. Die Spuren der alten, von Deés hieher führenden Römerstrasse sind noch erkennbar. Gegenwärtig ca. 633 Sachsen.

F. N. ***Burghard*** 1750 (Bistritz).

*Burgfuhle, ***Burichkauln*** (pl.) Wald (Bistritz)

O. N. ***Burglos*** 1532 (Honteruskarte) = Deés s. d.

*Bürglein, ***Birgəltchi*** n. (dem.): *um Birgəltchi* Ried (Baierdorf).

Burgwald, ***Burichwâlt*** m. (Bistritz).

Burger Wieſe, ***Burjər Wiss*** f. (Wermesch).

Bu-rïch n. (eig. Flurname) der Friedhof in S.-Regen *(-rïch* n. Rech [s. d.]). Vgl. bair. Flurnamen *Buberg, Bukamp.*

Bûrtəl m.: *äm B.* Weingartenhalde (Tekendorf). Vgl. sss. *Bîrtəl* m. Weinhalde (Bulkesch).

Buſch, ***Bäsch hąndər-əm Bärich*** ein Wald (Tekendorf).

Buſchkaul, ***Baschkaul*** f. (Lechnitz).

*Büſchlein, ***Bäschəltchi*** n. Weinhalde (Moritzdorf).

F. N. ***Buss*** 1648, 1800 (Bistritz) = Ahd. P. N. Busso: †Anna *Bussn Zârchi* ⌣ ⌣ ⌣ ⌢ ⌣ = Sara, Tochter der Anna Buss.

F. N. ***Bussner*** 1695, bwzner 1505 (zum ss. O. N. *Buss,* Bussd) (Bistritz).

*Bütteuberg, ***Biddnberich*** m. (ss. *Bit,* pl. *Biddn* Bütte). Deutsch-Zepling.

F. N. ***Bwxemaster*** 1505 Büchsenmeister (Bistritz).

C.

F. N. *Carl* 1762, gen. Carln 1709 (Bistritz).

F. N. *Caroli* 1711 (lat. gen. patron.), 1886 (Bistritz).

D. N. *Chrestel* (Wermesch, Weisskirch), F. N. †Chrestel, Krestel (Deutsch-Budak, Mönchsdorf) = nhd. F. N. Christel (dem. zum F. N. Christ[ianus]).

O. N. **Christholz*, magy. Kristolcz (schon der Anlaut zeigt, dass das Wort nicht magy. ist, da das Magy. im Anlaute kein Doppelkonsonanz duldet), rum. Christolțu, im Szolnok-Dobokaer Komitate und zwar im Szamosgebiete gelegen. *Christholz = *Christ-* (vgl. O. N. *Christ*dorf [Mähren], *Christ*felde [Preussen, Kr. Schlochau], *Christ*burg [Preussen, Rgbz. Marienwerder]) + *-holz* d. h. (in Ortsnamen) „Wald" (vgl. O. N. Buch*holz* [s. o.], Eich*holz*, Erlen*holz* usw.). Es gibt ein Gross- und Klein-Christholz (Nagy-, Kis-Kristolcz). Vgl. O. N. magy. Tiszolcz = Theissholz (Oberungarn), O. N. **Restholz* (s. u.), * *Warschholz* (s. d.).

T. N. ***Christina**: Teini, Krəstei* ⌣ ˊ, *Kresteintchi (-tchə)* ⌣ ˊ ⌣, *Tennichə* (Weilau), *Tinni* (Passbusch), *Krästän* (Bootsch), *Tenni* (Ludwigsdorf).

F. N. *Conradi* (lat. gen. zu Konrad s. d.) 1648 (Bistritz).

F. N. *Curripar* 1557 (Bistritz) = Wagner s. d.

F. N. *Crompholz* 1505 = Krummholz (Bistritz).

F. N. *Croner* (Bistritz) = Kroner s. d.

F. N. *Csakly (Tschâkli)*. in Billak, Csakli (Weisskirch, Tatsch). Vgl. sss. F. N. Csaki = magy. F. N. Csáki (einer aus *Csák* [magy. O. N. Csákberény, Csáktornya, Csákvár, zum magy. P. N. Csák]).

F. N. *Csallner*, spr. *Tschąllnər* (Bistritz, Mettersdorf), urk. *schalner* 1501, Csalner 1703, Tsallner 1700, Schallner 1628. Vgl. sss. *Schąllnər* = einer aus Schaal (O. N.). Heute noch in Birk F. N. *Schallner*.

F. N. *Csef* (Senndorf), Csőff (Weisskirch), †Cseff (Deutsch-Budak), Tschef 1765, Tschof 1521 = sss. urk. F. N. Schoeff, Schoff, lux. F. N. Tschoff(en). Näheres Kisch, Vgl. WB. 227. Cs- = Sch-, wie in F. N. Csallner < Schallner, Csock < Schock u. a. (orthographische Mode).

O. N. Csépán, s. *Tschippendorf*.

F. N. *Csickert* 1764, Csikert 1734, Czicker 1505 (Bistritz) = D. N. *Tschickert* (Petersdorf).

Csiger, *Tschiggər* m. ein Ried: *um Tsch.* (Bistritz).

F. N. *Csipp (Tschipp)* in Jaad

= moselfr. (nassau.) F. N. Schipp = nhd. F. N. Schupp?

F. N. *Csock* (Windau, †Schönbirk) = *Schock, D. N. Tschock (Jaad). Näheres Kisch, Vgl. WB. 202.

Tschokkesch Kaul f. Ried (Schönbirk). Zum F. N. Csock.

F. N. *Csosch* (ss. *Tschôsch*) 1705 = sss. F. N. Schosch = magy. *sós* Salzer (s. d.).

Csuberch, -brich mons (urk. 1228, 1301, 1303) im nördlichen Siebenbürgen.

F. N. *Csoppelt* (spr. *Zoppəlt*) (S.-Regen). Zum ahd. P. N. *Zoppo* (Kehrein, Nassau. Namenbuch 114), ndrhein. urk O. N. *Zoppold*isburc (Lacomblet 1166).

O. N. Czoptelke, s. Zop.

D.

*Du^a^s m. Berg (Passbusch).

*Dachsloch, s. *Hąntərzlôch.*

O. N. *Dâdə* (ss.) f., magy. Déda, rum. Deda (S.-Regen).

O. N. **Dahl,* magy. Dál, rum. Dolu, im nord-westlichen Siebenbürgen (bei Hidalmás). Kisch, Vgl. WB. 52 *(Dal).*

F. N. *Daich^e^ndt* (ss. *Dâ^i^chnt*) in 5 Gemeinden, urk. Dechendt 1673, Dechend 1700, Dächend 1763 = mhd. *dechent* Dechant (ss. *Dâ^i^chnt;* vgl. *Dâ^i^chntštâl* Dechantenstelle [gut dotierte Pfarre]).

F. N. *Daidrich* (St.-Georgen), Dadrich, †Daidrich, ss. *Dâ^i^drich* (Heidendorf). Urk. Dedrich 1505, Diedrich 1703, Deidrich 1634, 1701, Dadrich 1786 (Bistritz). Lux. F. N. Diedrich. Nhd. F. N. Dietrich. Vgl. *Ditrich* s. d.

Dâ^i^ssəlt m.: *ăm D.* ein Wald (Tekendorf).

Dâ^i^ssəltbäsch m. Wald (Tekendorf).

O. N. Dál, s. Dahl.

*Damm, *Tąm* m. *ąf-əm Tąm* (mhd. tam) auf der Fleischer-Allee (Bistritz). Darnach die verschiedenen „Dämme" *(Tâm),* d. h. Zunftgärten, welche an die Fleischerallee grenzen (Schusterdamm, Kürschnerdamm, Schmieddamm usw.).

D. N. *Danni* (Kallesdorf, Tschippendorf) = Daniel.

O. N. Darlócz, s. *Durləs.*

D. N. *Däschlər* (in 3 Gemeinden), urk. F. N. 1579 Deschler, 1521 Dyschler (ss. *Däschlər,* Tischler).

D. N. *Daum* (Ober-Eidisch); urk. 1505 Dawm, 1701 Daum, 1703 Daumen (vgl. mhd. P. N. Heneke mit dem dûmen) in Bistritz.

T. N. *David,* Koseform *Dabili* (Billak).

F. N. ***Deckentisch*** 1708 (= decke den Tisch!, ein imperativischer F. N. wie z. B. nhd. F. N. Schlagenhauf = schlage ihn zu hauf!, Hauenschild = haue den Schild usw.)

O. N. Déda, s. *Dâdə*. Deda heisst in Deutsch-Zepling *Dâdə* f.

O. N. Dedrád, s. Deutsch-Zepling.

O. N. ***Deés,*** alte deutsche Ansiedlung. Näheres: Kisch, Vgl. WB. 54. „Deés ist wohl *dies* = *davit*“ (zu dak. *dava* „Burg“): Gustav Baron Bedeus („Ortsnamendeutung“ 1906, S. 28). „Dass die deutschen Ansiedler in Deesch (deutsch Burgles) sich noch im 13. Jahrh. nach dem Freibrief Belas IV. von 1366 im Rechtsverfahren an das Freitum der Deutschen von Szatmár halten (Teutsch, Sachsengeschichte, II. A., S. 16), deutet darauf hin, dass die Gründung der Ansiedlung in eine Zeit fällt, wo das Freitum von Hermannstadt noch nicht bestand.“

O. N. Deés-Akna, s. *Oknə*.

F. N. †***Demner*** (Weilau) n. = *Dämmner d. h. Dämmemacher (mit ss. *-n-*, vgl. sss. *Hottnər* Hutmacher).

F. N. †***Dendel*** (Gross-Schogen) = moselfr. F. N. Denel (-n-l- > ss. *-n-d-l* ist Regel), Koseform (-l) zum F. N. Dehn = Dein = ahd. P. N. Degano. Vgl. ss. F. N. *Stender* = Steiner.

F. N. ***Dengler*** (Heidendorf, Bistritz) 1706, 1906 = nhd. *Dengeler* (DWB.) malleator.

F. N. ***Deppner*** (d. h. Töpfer, zu ss. *Däppn* [mhd. tüpfen] Topf) (Bistritz).

O. N. Deutſch-Budak, s. Budak.

O. N. ***Deutschendorf*** (cons. statist. topograph. 169, Sz. D. v. VI, 258) = Szamosújvár-Némethy s. d.

F. N. ***Deutschlænder*** (Weisskirch). Auch in andern Gemeinden also D. N.

O. N. Deutſch-Zepling, ss. (im Orte) ***detsch Zą̈plenk,*** nösn. *Zâ'plänk* (magy. Dedrád, rum. Dredatu), in Bootsch *Nidderšt Zâpleng* genannt zum Unterschiede von *angersch Zą̈pleng* oder *êueršt Zâpleng* = Széplak, s. u. Schöndorf. Ca. 1932 Sachsen. *Zâ'plänk* ist die lautgesetzliche Entwicklung aus magy. Széplak (Szép- > *Zâ'p-* wie in ss. *Zâ'pn* < Szépnyir, — s. u. *Schönbirk* — und -lak > ss. *-länk* wie in ss. *U̇länk* < magy. alakor, rum. alac „Spelt“ und sss. *Mąsslenk* < magy. maszlag „Kokelskörner“). Széplak ist alt: urk. Sceplok 1228, 1393 usw. Vgl. Petrus sacerdos de Scyplak (Mon. Vat. Hung. 120) und Johannes sacerdos de Dydrag (a. a. O. 138). *Dedrád* wird von Gustav Baron Bedeus als *„Davit-hrad* umwallte Burg“ erklärt. *Széplak* (magy. *szép* schön + *lak* -heim, -dorf) hat mit „Szep = Zep = Burg“ (S.-D.

Tageblatt, 25. Oktober 1906, S. 5) nichts zu tun.

Dicker Berg, ***däck Bi^{a}rich*** m.: *qf-əm däckn Bi^{a}rich* Ried (Petersdorf).

O. N. *Dienesdorf, ss. ***Dînəsdrəf,*** magy. Sajó-Udvarhely. Dienes = Dionysius (näheres Kisch, Vgl. WB. 57), urk. 1329 Uduorhel, 1375 Dyenuswduarhely, 1485 Wdwarhel, 1830 Sajó-Udvarhely, rum. Odorheiu. „Dienesdorf hat seinen Namen von einem, mit den Apaffy, Bethlen und Somkeréki aus einem Geschlecht (Becsegregor) stammenden und noch im 13. Jahrhundert lebenden Dionysius (Dénes), seinem Gründer.“ Sz. D. v. VI, 47.

F. N. ***Dinges*** (Deutsch-Zepling), 1792 Dinges (Bistritz). Moselfr. F. N. Dinges.

O. N. Dipse, s. Dürrbach.

Diſtelläuber, ***Dästəlləndər*** Ackerland (Heidendorf).

O. N. Disznajó, s. Gassen.

F. N. ***Ditrich*** (Birk). Vgl. *Daidrich* s. d.

*Dô-Brunnen, ***Dôbrąnn*** m. Quelle (Waltersdorf).

F. N. ***Döchtert*** (ss. *Dâ'chtərt)* 1906 (Heidendorf), 1705 (Bistritz). Lux. F. N. Deichtert.

*Dolbenberg, ***Dolbrich*** m. (Mettersdorf).

F. N. ***Donnel*** *(Dąnnəl)* in Passbusch. Als D. N. auch in Ober-Eidisch.

*Donnel-Mathiasgipfel, ***Dąnnəlmąttəsgappəl*** m. ⏑ ⏑ ⏑ Berg (Weilau). *Dąnnəl* (Donnel) ist ss. F. N.

Donnerhügel, ***Dąndərhäffəl*** m. (Wallendorf). Vgl. Donnergraben *(Dannərgru'wən* m.) bei Michelsberg.

F. N. ***Dorfi*** 1906, 1833 (lat. gen. zu *Dorfius [vgl. Graffi, Schulleri] = mhd. *dorfaere* Dörfler). Schönbirk, Bistritz

F. N. ***Dorhewder*** 1617 = Torhüter, ss. *Dôrhâidər* (Bistritz).

*Dornen, ***Dêrn*** (pl.): *än D.* (Dürrbach, Nieder-Neudorf, Minarken, Tschippendorf, Treppen *[än Träppijər Dêrn* sagt man in Bistritz]); vordere *[veddəršt]* und hintere *[händəršt]* Dörner *[Dêrn]* (Bistritz).

Dorothea, Koseform *Tôri, Torti* (Billak).

Dôrschəlt f. Ried (Tekendorf).

Dôrschəltbäsch m. Wald (Tekendorf).

Dôrschəltrâ'ch n. Berg [Rech] (Tekendorf).

Dôrschəltwiss f. Wiese (Tekendorf).

Dôschəlt f.: *än dər D.* Ried (Tekendorf).

Doss m.: *äm Doss* n. Ried (rum. *dos* n. [lat. dorsum] Rücken). Schönbirk.

Dôtəln, *De'təln* n: *äm D.* ein Ried *[-əln* = -halden] (Wermesch, Lechnitz).

*Dôtəln-Brunnen, ***De°təlndər Brunn*** m. ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ Quelle (Lechnitz).

Drątsndä'lən (pl.): *än Dr.* Ried (Heidendorf).

F. N. ***Drechsler*** 1763, Dresler 1505 (Bistritz), †Dræssler (S.-Regen) = ss. *Drêsslər.*

*Dreihorgaſchteile, ***Drą'-horgəschdêln*** (pl.) - ⏑ ⏑ - Ried. Wahrscheinlich sind diese „Teile" für je 3 *Horgəsch* (magy. *horgas* eine altungarische Silbermünze = 17 Kreuzer) verkauft worden.

Dritteile, ***ąf dn Drättdêln*** ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ Ried (Minarken).

Drubenweiher, ***Truddnwą̂r*** m. sagenumwobener Weiher [jetzt: Eislaufplatz] (Bistritz). Vgl. sss. *Druddəbrannən* m. (Seiburg, Leblang), *Truddənîchən* (Halwelagen). Vgl. H. Wittstock, Sagen und Lieder aus dem Nösner Gelände, Bistritz 1860, S. 11.

Dubbəgəss f. (rum. *dobă*, dial. *dubă* f. Trommel) *Trommelgasse (Bootsch).

D. N. ***Dürr*** (Mettersdorf).

O. N. Dürrbach, ss. ***Dirbą̂ch,*** magy. Dipse, rum. Dipșa im Bistritz-Nassoder Komitat: *än dər Dirbą̂ch* (ländl., z. B. in St.-Georgen). Näheres Kisch, Vgl. WB 62. Vgl. 1332—1337 *Tylmannus,* plebanus de Gypsa (Mon. Vat. Hung. I, 100). Tellmann ist heute noch Dürrbacher F. N. Gegenwärtig ca. 493 Sachsen. Vgl. rum. *peatră* f. Fels, Stein, *petros* steinig, felsig = gr. πέτρα, πέτρος, *drum* = δρόμος, *eftin* = εὔθυνος u. a. griech. Elemente im Rumänischen.

F. N. †***Dürrbächer*** (Weilau), D. N. *Dirbą̂'chər* 1906 (Tekendorf).

O. N. ***Durles,*** magy. Darlócz, rum. Daroțu, bei Klausenburg. Näheres unter Durles: Kisch, Vgl. WB. 62.

E.

F. N. ***Ebel*** 1689 (ahd. *Ebilo,* Koseform der mit Eber- [Eberhard] als erstem Gliede zsgs. P. N.) (Bistritz). Vgl. Obil s. d.

Ebene, ***Emt*** f: *ąf dər Emt* auf der Ebene (Lechnitz, Ungersdorf, Nieder-Neudorf, Petersdorf, Windau); *kurtsch Emt* f. kurze Ebene (Schönbirk).

Ebenwald, ***Emtwôlt*** m.: *äm E.* [ss. *Emt* Ebene]. (Petersdorf).

Ebenbrunnen, ***Emtbrunn*** m. (Lechnitz).

Ebenrech, ***Emtrâ'ch*** n. Berg (Baierdorf).

Eberhard, urk. 1332—1337 *Ebyrhardus,* plebanus de Bistricia (Mon. Vat. Hung. I, 97), 1505 Eberhart, 1707 Ewerth, 1789 Ebert, heute F. N. Ewerth (Billak), Ebert (Gross-Eidau, Treppen, Waltersdorf).

F. N. Eberth, s. Eberhart.

F. N. *Eckart* [ss. *l'kərt]* (Tekendorf, S.-Regen [†]), urk. Eckarth 1505, Eckerd 1703 (Bistritz), als D. N. *Eckərt* (Ober-Eidisch). Ahd. P. N. Agihard, mhd. *Eckehart (agi,* Schwert).

Ebelhamm, *Erlhom* m. Ried (Nieder-Eidisch).

O. N. Eberholz (Bielz 455), ss. *klî Helzkn,* sss. *klî Hülzkən,* magy. Héderfája, rum. Hidrifaleu, südlich von Neumarkt (s. d.).

F. N. *Ehrhart* [ahd. P. N. Erhart] (Bistritz).

Ei, Eichen (dem.), *Ą̂'chi, Ą̂"chi* Ried n. (Pintak), *Ąichə Kaul* - ⌣ ⌟ f. (Birk)

F. N. *Eibestörffer* 1581 = einer aus Eibesdorf [bei Mediasch] (Bistritz).

D. N. *Eibner [Bą̂r Eibnər]* (Petersdorf).

*Eichbusch, *Eppəsch* m. Wald: *äm E.* (Petersdorf, Jakobsdorf), *Êchbäsch* m. Halde: *äm Ê., handərəm Ê.* (Tekendorf).

*Eichbuschgraben, *Êbəschgru"m* m. (St.-Georgen).

Eiche, *än Êchn* (in den Eichen) Wald (Petersdorf, Treppen).

Eichene Stauden, *êchən* (adj.) *Šteidn* (pl.) Wald (Tekendorf).

*Eichenstaude, *Êchštaudn* (pl.): *än Ê.* Ried (Mettersdorf).

*Eichert, *klî Êchərt, blûs-Êchərt* m. (Berge) Klein-Eichert, Bloss-Eichert. *Êchərt* = *Eichhart d. h. Eichwald (Jaad).

*Eichholz, *Êchəlz* n. Wald (Wallendorf).

F. N. *Eichhorn* (ss. *Êchhôrn)* 1711, 1906 (Bistritz, Windau).

Eichlein, *Êchəltchər* (pl. dem.) Ried (Lechnitz).

F. N. *Eichner* (Jakobsdorf, Bistritz) = einer, der bei der Eiche wohnt.

Eichrücken, *Êchräck: äm Êchräck* (Pintak, Windau, Wallendorf, Tschippendorf); *Îchərack* m. (Bootsch), *Ä'chreck* m. (Klein-Bistritz).

Eichwald, *Êchwą̂lt* m. (Bistritz *[äm ą̂ldn Êchwą̂lt]* Mettersdorf).

O. N. Eidau, s. Gross-Eidau.

Eidauer Halde, *u Eidər Hi"lt* ein Ried (Tekendorf).

D. N. *Eidəschər* in Dürrbach = einer aus Eidisch s. d.

O. N. Eidisch, ss. *Eidəsch,* magy. Idécs, rum. Igișu, bei S.-Regen: Ober- und Unter-Eidisch, ss *ôwer — nidder Eidəsch* (so in Deutsch-Zepling), ss. *Eidəsch* < Idech (urk. 1393) wie ss. *Eidə* (Eidau s. d.) < Ida, *Eisbət* Isop, *Eimbər* = Ingwer usw. Dazu *Eidischbach,* ss. *də Eidəschər Bą̂ch,* magy. Idécspataka, rum. Idicelu. Vgl. urk. 1332—1337 *Chunradus* de Idech inferiori (Mon. Vat. Hung. I, 138), *Symon,* sacerdos de Idech Inferiori (a. a O., S. 93), *Johannes,* sacerdos de Idech Superiori (a. a. O. 138).

F. N. *Eifner* (Eyffner) 1602

(Bistritz). Vgl. Eibner (s. d.). Zu *Âff* (s. d.).

*Einſiedlerbrunnen, ***Êsidlər Brąnn*** m.: *beim Ê.* - ⌣ ⌣ ˊ (Mettersdorf).

O. N. Eiſch, ss. ***Eisch,*** magy. Szász-Új-Ős, rum Uşu, urk. (Mon. Vat. Hung. I, 102) *Uis,* *Aesch („parochia *Aes*siensis") 1622 (Korr.-Bl. 1891, S. 101). Näheres Kisch, Vgl. WB. 64 und Sz. D. v. IV, S. 369.

Eiſcher Grund, ***Eischər Grąnt*** m. Tal (Moritzdorf).

Eiſerner Brunnen, ***dər eisərən Brąnn*** (Tekendorf).

Eiſerner Grund, ***Eisərən Grąnt*** m.: *äm eisərənə Grąnt* Ried (St.-Georgen).

Eiſernes Tor, ***Eisərən Dôr*** n.: *beim eisərənə Dôr* Ried (Pintak).

*Eisfuhle (Eisgrube), ***Eiskaul*** f. (Heidendorf), *Îskaul* (Treppen) f.: *än dər Î. (Îs* n. Eis = mhd. *îs)* Weinhalden

F. N. ***Eisler***† (ahd. Isalher, -er Ableitung zu *Isal, Koseform der mit ahd. îsan [Eisen] zsgs. P. N.) (Tschippendorf).

F. N. ***Eisner*** *(Îsner* [Mettersdorf]) in 5 Gemeinden. *Eisner* ist -er Ableitung zu den mit ahd. Isan [Eisen] zsgs. P. N.

F. N. ***Elias*** (vgl. sss. F. N. Eljes ˊ ⌣): *Helyas,* sacerdos de Pytula (Birk, magy. Petele), Mon. Vat. Hung. I, S. 93.

T. N. ***Elisabeth,*** Koseform *Lisi*(chi).

Eliſabethgaſſe, ***Âlsəbitngąss*** - ⌣ ˊ ⌣ ⌣ f. (Bistritz). Vgl. hermannst. *Talsəbîtəgass* < (Sank)t Elisabethgasse.

Elləwi"ring *(-ing* ist für Treppen [urk. *Tripping]* bezeichnend): *än E.* Ried. *Elləwi"ring* ist ebenso P. N. wie urk. Tripping (= Treppen): = Eller (Erle) + ss. *wi"r* (= mhd. *wer* Mann); vgl. ss. *Wi"rlt* = ahd. *weralt,* mhd. *werlt* zu *wer* Mann, Mensch. Vgl. moselfr. (lux.) *Ällər* f. Erle (ahd. elira, ndl. dial. *eller).*

F. N. ***Emrich*** in 21 Gemeinden, urk. 1332—1337 *Emericus,* sacerdos de Sancto Gothardo (Mon. Vat. Hung. I, 98), 1700 Emrich (Bistritz).

Enge, ***bai n Ängə,*** *än Ängə* Ried (Passbusch).

F. N. ***Engel*** 1833 (Bistritz), 1906 (Bistritz, Pintak).

Enger Grund, ***âng Grąnt*** m. Ried (Bistritz, Schönbirk).

F. N. ***Enggässer*** 1700, Engesser 1635, Angessner 1505 (ss. *âng* enge).

F. N. ***Engler*** 1521 (Bistritz), 1906 (Wallendorf *[Ânglər],* Jaad). Ahd. P. N. Angilher. Altlux. P. N. *Engilor* 873 (!): Mittelrhein. Urkundenbuch I, 88.

Engrech, ***âng Rê'ch*** n. Berg (Baierdorf).

F. N. ***Ens*** 1762 (Bistritz). Koseform (z) zu den mit ahd. *Agin* (Ecke, Schwert, Schneide) zsgs. P. N. *(Eginzo,* zu Agino).

O. N. *Enſch, ss. ***Intsch,*** magy. Szász-Encs, rum. Ienciu, urk. *Ench* 1407. Näheres Kisch, Vgl. WB. 66, und Sz D. v. III, 387. Vgl. F. N. *Ens.*

Enſcher Berg, ***Intschər Râ'ch*** n. (Kyrieleis, Jakobsdorf).

O. N. ***Eppendorf,*** im 14. Jahrhundert zerstörte ss. Gemeinde bei Jaad (Kisch, Vgl. WB. 66). Vgl. Henyul (s. d.), Kallenberg (s. d.). Näheres Wolff, Mühlbacher Programm 1880, 533.

Erbſenflur, ***Ârbəs-flauər*** f. (Gross-Schogen).

Erbſengewann, ***Arbəsgəwûnt*** f. (Bootsch).

Erbſenhalde, ***Ârbəshi^{a}lt*** f. (Dürrbach).

Erbſenland, ***Ârbəslạnt*** (Pintak).

Erbſenländer, ***Ârbəslêndər*** (pl.) Ried (Weilau).

Erbſental, ***Ârbəsḍu^{a}l*** (Treppen).

Erbſenteile, ***ạf dn Ârbəsdêln*** Ried (Deutsch-Zepling, Wermesch).

Erdbeergipfel, ***I^{ä}rpərgappəl*** m. (Weilau).

O. N. Erdő-Szakál, siehe Mausdorf.

O. N. Ér-Girolt, s. Gerold.

Erle, ***Îrl*** f.: *vŏr dər Îrl* Ried (Pintak), *ən Îərln* (Gross-Schogen, Jaad), *Îrlə* (Birk) Riednamen. Näheres Kisch, Vgl. WB. 114.

*Erlaugraben, ***Irlagru^{a}m*** m. [ss. *Irl* Erle] (Wallendorf).

*Ertag, ***I^{a}rdoch*** Riedname in Burghalle (mhd. ertag < ar-tac m. Ackermass [zwei Morgen], eigentlich Erntetag, so viel an einem Tage mit einem Gespann geerntet, geackert, gemäht werden konnte). *I^{a}rdochər* (pl.) Ried (Kallesdorf). *Girgn-hạlf-Îrduchər* (Georgen-halb-Ertage) Ackerländer (N.-Eidisch). *Mittel-*Ertag, ***Mattəl-Îrduchər*** (pl.) Ackerländer (N.-Eidisch), ***niddəršt Îrduchər*** (pl.) Ackerländer (Nieder-Eidisch). ***Klä' I^{a}rdoch:*** *ạf klä' I^{a}rdoch* Ried (Wallendorf).

O. N. ***Ersbach,*** magy. Érczpatak, rum. Erţpatacu, Thorda-Aranyoser Komitat, Bezirk Thorenburg (s. d.). *Ércz* ist offenbar deutsch = *Erz.*

O. N. ***Ersdorf,*** magy. Érczfalva, rum. Baiţa (kleines Bergwerk), ein Dorf bei Thorenburg, in dem auf „Erz" (silberhältiges Blei und Gold) gebaut wird. Vgl. moselfr. O. N. *Erz*weiler (Kreis St.-Wendel), hess. O. N. *Erz*hausen (Kreis Darmstadt).

Êsch Flurname (Birk), J. K. Schuller, Vereins-Archiv 1863, S 343. Vgl. lux. O. N. *Esch*, F. N. *Oesch.* Näheres: Fr. Kluge, Et. WB., unter „Esch".

Eſchenbrunnen, ***Îschəbrạnn*** - ⏑ ⏑ m. Quelle (Pintak).

Êschnəwiss: *än d' Êschnəwiss* Wiesengrund (Birk).

Eſpengaſſe, ***Ạspngạss*** f. (St.-Georgen).

Eſpengraben, *Ąspngru^{a}m* m. (St.-Georgen).

Eſſe, *Âst* f. Weinhalde (Weilau).

Eſſig, *äm Âssich* (Schönbirk), *äm klenə Êssich* im kleinen Essig (Birk), *äm gru'ssə Êssich* im grossen Essig (Birk), *ąf-əm Âssich* (Baierdorf). Vgl. sss. *Êssich* (Gross-Scheuern) Flurname. Vgl. mhd. *ęzzisch* m. Saatfeld (woran unser ss. Wort volksetymologisch [-sch > *-ch]* angelehnt worden ist [als ob es von „Essig" käme]). Hiemit konkurriert die Ableitung des Flurnamens von den hier etwa wachsenden Essigbäumen (ss. *Âssichbôm*, pl. *-bêm*, lat. rhus coriaria), was z. B. für Schönbirk zutreffen würde.

Eſſigbach, *I^{e}ssichbąch* f. (Bootsch).

F. N. *Essiger* 1505. Zum Flurnamen Essich (s. d.) = einer vom *Essich.

Eſſigh öhe, *Âssichhî* f. (Senndorf).

*Eſſigpfubel, *Âssichpurl* m. Wiese (Weisskirch).

Eſſigwieſe, *I^{e}ssichwiss* f. (Bootsch).

Eſtrichwieſen, *Âstrichwisn* [pl.] (Petersdorf).

Etſchbach, *Etschbąch* f. Bach (Nieder-Eidisch) [bei Haltrich, Plan 83: *Atsch* Graben]. Vgl. Flurnamen *Atsch* (bei Aachen).

O. N. Etſchdorf (Bielz 459), ss. *I^{e}tschdrəf*, *Atschdrəf* (so in Birk), magy. Radnótfája, rum. Iernotfaiă bei S.-Regen gelegen. Urk. 1332—1337 *Echtorf* (Mon. Vat. Hung. I, S. 104). Vgl. Flurnamen *Atsch* bei Aachen, ndrhein. F. N *Etsch*scheid, *Etschen*berg, ahd. P. N. *Azo*. Anders J. Wolff, Mühlbacher Programm 1881, 26, wo *Etsch-* = *Edesdorf*, gefasst ist, was ich für lautlich unmöglich halte, während der Erklärung *Etsch-*, *I'tsch-*, *Atsch-* = ahd. P. N. Azo (Koseform [z] zum ahd. P. N. Ado, Atto [vgl. Adolf, Adamar, Adabald usw.]) zur germ. Wurzel *ath* [Athaulf] „väterlich, angestammt", nichts im Wege steht. Vgl. die ss. Flurnamen *Atschərt* (Birk), *I'tschərt* (S.-Regen) = **Atsch-hart*, **Etschhart* (ein Wald, mhd. -hart), *Etschhi'lt* (Halde) in Nieder-Eidisch, *Etsch*mill (Nieder-Eidisch), *Etschbąch* f. (Nieder-Eidisch), *Etschirducher* (Atsch + mhd ertac) Ackerländer (N.-Eidisch), sss. *Ätschərt* (Stolzenburg). Der Lautwandel -z > *-tsch* macht keine Schwierigkeiten, vgl. *kurtsch* (kurz), *pätschn* (mhd. phezzen), *Rätschəl* (fränk. rætzekanne), *plâtschn*, *pli'tschən* (Umlautsform zu mhd. platzen), *Fritsch* (< Fritz), *Lutsch* (< Lutz) usw. Der erste bekannte Geistliche dieses Ortes war Albertus, plebanus de *Ech*torf 1332—1337 (Mon. Vat. Hung. I, 104). Vgl. altköln. (12. Jahrh.) F. N. *Atzo*, *Azzo*, *Azo*.

*Etſchert, *Âtschərt* m. *(-ərt* = mhd. *hart)* ein Wald (Birk),

I'tschərt m. (S.-Regen). Vgl. *Ätschərt* (Flurname in Stolzenburg).

Etſchhalde, ***Etschhi^{a}lt*** f. Berghalde (Nieder-Eidisch).

Etsch-irduchər (pl.) Ackerländer am Etschbach [vgl. *Er-tag* s. o.] (Nieder-Eidisch).

Etſchmühle, ***Etschmill*** f. Ried (Nieder-Eidisch).

Eule, ***Eil*** f.: *hœndər dər Eil* Ried (Ludwigsdorf).

*Eulenberg, ***Ilbrich*** m. ein Hügel (Tekendorf).

Eulenbrunnen, ***Eilbrąnn*** m. (Ludwigsdorf).

*Eul(en)buſch, ***Ilbəsch*** m.: *äm I.* Ried (Jaad), vgl. sss. O. N. Eulenbach (Bielz a. a. O.), rum. Illenbavu oder Elbacu, magy. Illenbák, bei Leschkirch. Näheres Kisch, Vgl. WB. 68.

Eulenfaul, ***Eilnkaul*** f. (Ludwigsdorf).

Eulenrech, ***Eilnrê^{i}ch*** n. Berg (Kyrieleis).

Eulenwieſe, ***Eilnwiss*** f. (Ludwigsdorf).

O. N. Enyed, s. Strassburg (nösn. auch *Angətn).*

F. N. ***Enyeter*** 1700, Eyngether 1624 = einer aus (Nagy-) Enyed (Bistritz).

F. N. ***Eydener*** 1505 = einer aus Eidau [s. d.] (Bistritz).

F. N. ***Eydescher*** 1505 = einer aus Ober- oder Nieder-Eidisch (s. d.). = ss *Eidəschər.*

F. N. ***Eysen*** 1563 = ahd. P. N. Isan.

F.

F. N. ***Fabi,*** St. Georgen (Fabi ist gen. patronym. zu Fabius „Bohnenmann").

F. N. ***Fabianus*** 1404, Fabian 1906. Erweiterung zu Fabi (s. d.).

Fâbikaul, *ąf dər Fâbikaul* Ried (Wermesch). *Fabi* ist ss. F. N.

F. N. ***Fabinius*** 1701 (sss. gen. patronym. F. N. Fabini) = Fabianus s. d. (Bistritz).

F. N. ***Fabri*** 1648 = gen. patronym. zu *faber* Schmied. Dazu F. N. Fabricius 1700, gen. Fabritzi 1833 (Bistritz)! Fabritz (österreich.) in Bistritz.

F. N. †***Fa^{e}stgræf*** (ss. *Fą^{i}stgrêf)* Deutsch-Budak. Vgl. Pfingstgræf (s. d.).

F. N. ***Falk*** 1906, Falck 1723 (der Falke).

O. N. ***Falk*** (ss.), magy. Szász-Fellák, rum. Felacu, bei Kyrieleis. Vgl. moselfr. O. N. Falk (Lothringen). Näheres: Sz. D. v. IV, 444.

D. N. ***Falkər*** (d. h. einer aus *Falk* s. d.) = F. N. Felker (Nieder-Neudorf). Urk. F. N. Felker 1648 (Bistritz; heute noch in 5 Gemeinden).

Falkər Rą^{i}ch n., gegen *Falk*

(s. d.) hin gelegener Berg. (Kyrieleis).

*Falltor, *Fạlldôr* n. ein Platz in der oberen Vorstadt: *beim F.* (Bistritz).

D. N. *Fâltn* (d. h Valentinus) Wallendorf. Vgl. T. N Falten 1749, Felten 1710 (Bistritz), Valentinus 1413, gen. patronym. F. N. Valentini.

D. N. *Fâni* (d. h Stephan[i]) = F. N. †Fani (Wermesch).

F. N. *Farr* (Weilau) = F. N. Pfarrer 1505 (Bistritz).

Fartschelhom m. Wiese (Nieder-Eidisch).

Fâtsə f. ein Wald [rum. *faţă* f. Antlitz] (Schönbirk).

Fạttəfâlt f. ⌣ ⌣ ⊿ Weinhalde (Mettersdorf). Vgl. Bachfeld (f.) s. d., Buchfeld (f.) s. d., *Ungərfâlt* (f.) s. d.

*Fattenberg, *Fạttəbi^{ä}rich* m. ⌣ ⌣ ⊿ ⌣ (Treppen).

Fạttəbrạnn m. ein Brunnen (vor einigen Jahren ausgegraben, wobei grosse Sicheln, Sensen, Wetzsteine, Beile gefunden wurden) (Mettersdorf).

*Fattendorf, *Fạttndrəf* n. ein Wiesengrund (Mettersdorf); urk. Fatateleke 1243, villa Fata 1366, Fatha 1429 (Keintzel, Korr.-Bl. 1895, S. 105 ff.; Müller, Siebenbürgische Sagen, 281 ff.; Wolff, Mühlbacher Progr. 1879, S. 34).

*Fattendrieſch, *Fạttndrêsch* m. ein Wiesengrund (Treppen).

*Fatteneichen, *Fạttnêchn* (pl.) Wald (Mettersdorf).

*Fattenhattert, *Fạttnhạttərt* m. Flurname (Mettersdorf).

*Fattenhöhe, *Fạttnhî* ⌣ ⌣ ⊿ f. (Mettersdorf).

*Fattenmar, *ôlt Fạtəmo^{e}r* f. Ackerland (Mettersdorf).

*Fattenwald, *Fạttəwậlt* ⌣ ⌣ ⊿ m. (Mettersdorf).

Faul-Gewann, *Faul Gəwậnt* f. ein Ried (St.-Georgen).

Faulgraben, *ạf-əm foulə Gru^{a}m* Ried (Passbusch).

*Faulhalde, *də faul Hi^{a}lt* Ried, Jakobsdorf, Treppen *[an dər faul Hi^{a}lt]* (S.-Regen); *faul Hêlt* f. Baumgarten (Nieder-Eidisch).

*Faulhaldenrech, *Faulhi^{a}ltnər Râ^{i}ch* n. Berg (Jakobsdorf).

Faulteile, *Fauldêlər Wậlt* m. Wald (Heidendorf).

Faulteilen, *də faul Dêln* (pl.) ein Ried (Heidendorf).

*Faulteilental, *Fauldêlndu^{a}l* n. Tal (Heidendorf).

*Faulzaun, *Falzam* m.: *än F.* eine Wiese (Jaad) *[fal* faul + *Zam* Zaun].

F. N. *Fehl* (Kuschma). Vgl. moselfr. F. N. Fehl(en). Mhd. veil.

F. N. *Feidel* (spr. *Feirl* [lautgesetzlich]) 1906 (Heidendorf), Veitel 1842, Veid 1763 (= dem. zum Namen Veit, lat. Vitus [Heiliger]). Vgl. moselfr. F. N. Feidt, O. N. St. Vith.

O. N. *Feiskət* (ss.), magy.

Fűzkút, rum. Fiscutu (Koloscher Komitat), in der Lechnitzer Gegend gelegen (Lechnitz).

O. N. Fejéregyház, s. Weisskirch.

Feld, *äm mättəln Fi^{a}lt* (im mittleren Feld), *äm niddərštn Fi^{a}lt* (im unteren Feld) Riede (Petersdorf).

O. N. (ss.) *Feldraf,* rum. Feldră, magy. Földra. Vgl. sss. O. N. *Feldorf* nordw. von Schässburg [Wolff, Mühlbacher Progr. 1879, S. 36] (Tschippendorf).

*Feldwieſe, *Fi^{a}ltwiss* f. Wiese (Nieder-Eidisch).

Feldzungen, *Feldzangə* (pl.) ein Ried (Ober-Eidisch).

O. N. Felfalu, s. Hochfeld.

F. N. *Felker* in 5 Gemeinden (= *Falkər* s. d.).

O. N. Fel-Őr, s. Ûr.

O. N. Felső-Balázsfalva, s. Blasendorf.

O. N. Felső-Idécs, s. Ober-Eidisch.

O. N. Felső-Répa, s. Rübendorf.

O. N. Felső-Sebes, s. Schebesch.

F. N. *Felten* 1710 = Falten s. d. (Bistritz).

T. N. *Femig (Fêmich)* urk. ca. 1500 (Bistritz) = Euphemia. Vgl. ss. *Pittərsillich* = mhd. petersilje, T. N. *Tonig (-ch)* = Antonius, *Lillich* = lilje u. a.

*Feneș-Rodebrunnen, *Fênəsrotbrąnn* m. - ⏑ ⏑ ⏑ [zum F. N. *Fenəs*] (Mettersdorf).

O. N. **Fens,* magy. Szász-Fenes, bei Klausenburg, rum. Feneșu, vgl. nösn. F. N. *Fenser* und *Fenes.* Näheres: Kisch, Vgl. WB. 72.

F. N. *Fenser (Fänsər)* in Treppen. Urk. Fenser 1657, Feneser 1505 (Bistritz). Vgl. O. N. *Fen(e)s (s. d.), altlux. P. N. (1214) Finsæus.

Fernweidner Graben, *Fi^{a}rweidnər Gru^{a}m* m. (Nieder-Eidisch).

Ferschizel m. ⏑ ⏑ ⏑ Waldname [rum.] (Petersdorf).

Ferschizelkämp (pl.) ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ Brunnentröge im *Ferschizel* [s. d.] (Petersdorf).

*Fernweidenwieſe, *Fi^{a}rweidnwiss* f. Wiese (Nieder-Eidisch).

Fessberich m. Weinhalde (Weilau).

F. N. *Feyerabenth* 1505 (Bistritz).

F. N. *Feyertag* 1505 (Bistritz).

F. N. *Fiest* [ss. *fi^{a}st* fest] (Nieder-Eidisch).

F. N. *Filk,* ss. *Filk,* 1906, 1705 (Bistritz) = nhd. F. N. Völk; sss. Umlautsform zum sss. F. N. Fielker = nhd. F. N. Völker (mhd. P. N. Volkêr, ahd. Fulchar); Filk (Völk) = ahd. Fulco, Koseform der mit ahd. fulc, mhd. volc zsgs. P. N. Vgl. sss. *də Filkər* = die Völker.

F. N. *Filkeni* 1763, 1906, gen. patronym. zu sss. F. N. Filkenius, Latinisierung von *Filken (dem Moselfr. eigener, schwacher gen. patronym. zu Filk s. d.).

F. N. †*Fillip* (Weilau) = urk. Philipp 1700 (Bistritz). Heute D. N. *Filipp* in Passbusch.

D. N. *Filp* = Philp s. d.

F. N. *Filpes* † (Jakobsdorf) = gen. patronym. zu Filp (s. d.).

F. N. *Filtsch* (Fîltsch) 1906, 1819 ist Koseform (-z- > -tsch-; vgl. Brandsch, Lutsch, Fritsch usw.) zu Filk (s. d.). Filtsch, Filk, Filkeni erweisen durch ihr -î- = mhd. -ö- (kurzes -ö-!) unbedingt Reener oder sss. Herkunft. Bezeichnenderweise finden sich diese Namen in Nordsiebenbürgen nur in den Städten, nie als nösn. Bauernnamen.

F. N. *Fink* 1763 [der Finke] (Bistritz).

F. N. *Fischer* in 4 Gemeinden; urk. Fescher (ss. *Fäschər*) 1579, Fwscher 1505 (Bistritz).

Fiſchergaſſe, *Fäschergąss* f. [am Flusse gelegen, nach den hier einst wohnenden Fischern benannt] (Bistritz).

Fissər m.: *ăm F.* Weingartenhalde (zu ss. *Fiss* Füchse). Wermesch.

Fissəwangərt m.: *ăm F.* Weingartenried [zu *Fiss* Füchse] (Treppen).

*Flachsau, *Flu^{a}sâ* f. Ried (Heidendorf).

Flachsberg, *(bannə u dəm) Flu^{a}ssberich* m. Ried (Weilau).

*Flachsbrücke, *Flu^{a}ssər Brackəltchi* (*Flachser Brückelchen) n. Lechnitz. In der Nähe dieser Brücke wird Flachs gebaut, daher der Name.

*Flachsgarten, *Flôssgo^{a}(r)tn* m. Ried (Jaad).

Flâ^{i}gəltsbi^{a}rich - ⏑ ⏓ ⏑ m. Ried (Etymologie unklar; mit „Flügel“ [nösn. *Fliggəl*] hat dieser Name lautlich nichts zu schaffen; die Verhochdeutschung „Flügelsberg“ ist modern und wertlos). (Bistritz).

O. N. *Fläps, Flaps, Fläpsə, Fläpsdrəf* (auch *Klê-Flaps* [so in Deutsch-Zepling] zum Unterschiede von *Gru^{i}ss-Flaps* = Nagy-Fülpös oder Magyar-Fülpös, „Ungarisch-*Fleps*“ [Bielz 459]) = magy. Szász-(Kis-)Fülpes, rum. Filpişu micu, bei S.-Regen, urk. Philpus minor 1332 (*Nicolaus*, sacerdos de Ph. m.) *Fläps* (ss. Familienname Fleps, Phleps) = Philpus = Philippus, vgl. auch F. N. Filp (s. d.), Filpes (s. d.). In der Urheimat der S. S. ist *Flepp* heute noch Koseform für Philipp, ebenso *Leps* (dies auch ss. Familienname). Vgl. O. N. *Philipps*heim (Eifel, Kreis Bittburg), *Philipps*ruh (Kreis Hanau), *Philipps*thal (Kreis Hersfeld), *Philipps*tein (Ober-Lahnkreis), *Philips*land (Niederlande). *Philippus ist der ursprüngliche Name (des Gründers) dieses Ortes, und

zwar in deutscher Aussprache; nur so erklärt sich das -sch der magy. und rum. Aussprache aus -s (wofür zahlreiche Beispiele, z. B. magy. kulus [-sch], rum. Cluj [-sch] < Clus; während der Lautwandel magy.-rum. -sch > ss. -s ohne Analogie wäre).

Flechte, *ąf dər Flêcht, hanjdəršt Flêcht* f. Riednamen (Birk).

*Fleischer, *Flêschər* m. Flurname (Dürrbach), zum F. N. Fleischer.

F. N. *Fleischer* (dial. [ländl.] *Flêscher*) in 11 Gemeinden, urk. *Flescher* 1505 (ss. *Flêschər* Fleischhauer).

*Fleischergraben, *Flêschərgru^{a}bn* m (Bistritz).

*Flinderesberg, *Flindəršbi^{ä}rich* m. ein Berg (Kallesdorf).

Fliussbąch f. Bach (Deutsch-Zepling).

F. N. *Fluger* 1906, Pfluger 1700 = Pflüger (1709) „arator".

Flußkirchhof, *Fląsskirfich* ⏑ ˊ ⏑ m.: *ąndər Fl.* Ried (Senndorf).

F. N *Foisel* (dial. *Fu^{a}səl*) in 3 Gemeinden, urk. Faysel 1505, Fuasel 1838; mhd. *vasel* Zuchtstier, Eber, ss. *fu^{a}səln* Junge bekommen. Vgl. moselfr. F. N. Fasel, Fahsel, Feisel.

F. N. *Folbert* 1906 (Bistritz, Birk), urk. Follberth 1648 (ahd. P. N. Folcberaht).

O. N. Földra, s Felldorf.

F. N. *Forster* (Bistritz) 1517, Forschter 1521. Mhd. *forstære* Förster.

F. N. *Fortleff* (Bistritz), †Fortleff (Tekendorf) = Forth (moselfr. F. N. [ahd. P. N. Forti, Kehrein, Nassauisches Namenbuch S. 47]) + -leff (vgl. Bertleff, Adleff u. a.) = -[W]olf (-olf > lof, ss. *ləf* [Metathesis]).

O N. *Frâ^{i}sndrəf* (ss.), magy. Friss, rum Frişu, urk. *Greseph* 1319 (Urkundenbuch I, 339), bei Gross-Schogen gelegen. (Gross-Schogen). Vgl moselfr. O. N. Freisdorf (Lothringen, Kreis Bolchen).

F. N. *Frank* 1906 (Bistritz), urk. Franck 1505, †Frank (Tekendorf).

O. N. **Frankendorf*, urk. *Frink*falva 1592, 1750, Kő-frinkfalva 1789, heute magy. Kő-frinkfalva, rum. Frânceni de Peatra, im Nagyilondaer Bezirke gelegen (Szolnok-Dobokaer Komitat). Nach dem Gründer *Frank* benannt. Vgl. den „rum." F. N. *Frâncu* (spr. Frink) < Frank. Näheres: Sz. D. III, 465 und IV, 480.

F. N. *Frantz* (ss. *Frąnz*) 1906, 1833, Frentz 1505 in Bistritz (= Franciscus); in Bootsch D. N. *Frânz*.

Frauenbusch, *Frąnbäsch* ⏑ ˊ m.: *äm Fr.*, ein Ried (Mettersdorf).

Freifeld, *fra Fe^{a}lt* n. Ried (Jaad).

F. N. *Freitag* 1906, 1505 Borgo-Prund (Bistritz).

Fremzichfi^{a}lt n. Ried (D.-Zepling).

****Frick,*** urk. 1332—37 *Frichco* de Alba Ecclesia (Mon. Vat. Hung. I, S. 100) = ahd. P. N. Fricco. Näheres: Kisch, vgl. WB. 78.

F. N. ***Fridma(n)*** 1505, 1521 [*Friedmann, lat. Irenæus 1557] (Bistritz).

F. N. ***Fridsam*** 1763 (Bistritz).

F. N. ***Friedelt*** (Treppen, Bistritz) 1906, 1696 = ahd. P. N. Fridold.

F. N. ***Friedriger*** (aus Schässburger) = -er- Ableitung zu F. N. Friedrich 1708 (Bistritz).

O. N. Frinkfalva, s. Frankendorf.

O. N. Friss, s. *Frâ^{i}sndrəf.*

F. N. ***Fritsch*** in 4 Gemeinden = Fritz (ahd. Frit[he]zo).

*Fritſchenbuſch, ***Fritschəbäsch*** m. ein Wald [zum F. N. Fritsch] (S.-Regen).

F. N. ***Fröhlich*** 1768 (Bistritz).

F. N. ***Fromm*** 1702, 1906 (Bistritz, S.-Regen).

F. N. ***Fronius*** 1788 (Bistritz), 1906 (S.-Regen) zum (moselfr.) F. N. Frohn (d. h. Herr), vgl. Mathes(ius), Graff(ius) u. a

F. N. ***Frühm*** (ss. *Frîm*) in 11 Gemeinden = mhd. **vrüm,* Umlautsform zu *vrum* (dazu auch *vrümec*) tüchtig, brav, fromm.

Fu^{a}sbrich m.: *um F.* Weinhalde (Treppen). Vgl. ss. *Fu^{a}s* f. [Tischlerei] = mhd. *vase* Saum, Faser.

Fuchsberg, ***Fussbrich*** m.: *äm F.* Ried (Wallendorf).

*Fuchsbühl, ***hänjdər də Fu^{i}ssbächələ*** hinter den *Fuchsbühlen [mhd. bühel Hügel] (Birk), vgl. sss. häufig ***Kirchbâchəl*** m. (Kirchbühl), *Bâchəl* (Neustadt bei Kronstadt), *də drą Bächəl* (die 3 Bühle) zwischen Kastenholz und Gierelsau usw. (Hundertbücheln: Kisch, Vgl. WB, 112).

Fuchsloch, ***Fusslôch*** n. Ried (Baierdorf, Tekendorf, Heidendorf), pl. *Fusslêchər* (Gross-Schogen), *Fûsslêchər* (Jaad), *Fusslœchər* Ried (Weilau).

Fuchswinkel, ***Fusswänkel*** n. Wiese (S.-Regen).

F. N. ***Führer*** 1749, Fwrer 1505 (Bistritz).

F. N. ***Fuhrmann*** (ss. *Fârmą*) in 4 Gemeinden, urk. Fwrman 1505, Fuhrmann 1700.

F. N. ***Fultz*** (ss. *Fûlz*) 1906, urk. Fvvlcz 1505 = ahd. Folzo (Koseform der mit *volk*, ahd. fulco zsgs. P. N.) = nhd. F. N. Volz; *ûlz* = *olz* erweist Reener oder sss. Herkunft (vgl. reen. und sss. *Hûlz* Holz, *Stûlz* Stolz, *Vûlk* Volk, *Gûlt* Gold usw.).

F. N. ***Funk*** 1765, 1906 (Bistritz), †Fonk (Budak) = ss. *Fąnkn* Funke (schlimmer Kerl).

Funtənœle ⌣ ⌣ ⌣ ⌣: ***bei den F.*** (bei den Quellen, zu rum. *funte* f. Quelle) Ried (Kallesdorf).

Furche ***(Fûrt):*** *də Fûrtn* (pl.) ein Ried (Tatsch).

*Furchengraben: *(af dəm)*, ***Fûrtgru^{a}m*** m. (Tschippendorf).

*Furchling, ***lą̂nk Fûrlänk*** m. (Deutsch-Zepling, Petersdorf, Bootsch, Jaad *[Fûərlink]*, Walthersdorf, Lechnitz, Birk *[Fu'rlänk]*). *Fûrlänk*: *Furchling = *Pi^{a}rlänk:* *Pferchling (s. d.).

F. N. ***Fuss*** 1763, 1906 (Treppen, Bistritz) = ss. *Fuss* (kurzes *-u-*) Fuchs (nhd. [ndd.] F. N. Voss).

O. N. Füzkut, s. *Feiskət*.

F. N. ***Fynkesch*** (urk 1545). Zu Fink, s. d.

G.

Gabel, ***än Gąffəln*** (in den Gabeln) ein Ried (Walthersdorf).

Gabor, *Gąbər: Gabəsch Hanni* (Jaad).

O. N. Galacz, s. Heresdorf.

Galgen, ***Gą̂ləng*** m.: *beim Ârkədər* (s. o.) *Gą̂ləng* Ried (Tekendorf).

Galgenfaul, ***Gąlgnkaul*** f. Wiese (S.-Regen), *Gą̂ləngkaul* f. Tal (Ludwigsdorf). Vgl. sss *Galjən* (pl.) Ackergrund bei Bulkesch, *Gôljəndu^{e}l* n. bei Reussen.

Galgenreich, ***Galəngrâ^{i}ch*** n. Berg (Ludwigsdorf, Passbusch).

*Galtberg, ***Gą̂lprich*** m. (Bistritz, Dürrbach); *Gôlberich* m. (offiziell „Goldberg"): *umG.* (Lechnitz). *Galtberg = Berg für „Galt- (unbefruchtet gebliebenes) Vieh". Kisch, Vgl. WB. 81. Vgl. sss. *Gą̂ltbrich* (Hameruden), *Gą̂ltbärch* (Schässburg).

F. N. ***Galter*** 1906, 1700, ss. *Gą̂ltər* (einer aus Galt [ss. *Gą̂lt]*), magy. Szász-Ugra bei Reps (Bistritz, S.-Regen).

Gänsegraben, ***Gą̂^{i}sgru^{a}bn*** m. (Bistritz).

O. N. ***Gans,*** urk. 1467 *Ganch*, 1553 *Ganth*, 1608 *Gancz*, 1750 *Gáncs*, magy. heute Gáncs, rum. Ganciu, im Szolnok-Dobokaer Komitate gelegen. Vgl. O. N. *Ganz* in Steiermark (Bez. Bruck) und ahd. F. N. *Ganz*, *-z*-Ableitung zum ahd. P. N. Ganto (Koseform zu Ganthar). Vgl. Sz. D. v. III, 513. Wenn der Name slav. ist, so bedeutet er „Bindweide, Bandweide" (slav. *ganž*, rum. *gânj* n.), die heute noch hier reichlich wächst, (Miklosich 57).

O. N. ***Gârə*** f. ss. Name für Maros-Jára, rumänisch Jară [J- > G-, vgl. Jaad] (Birk) Vgl. Petrus, sac. de Jara (Mon. Vat Hung. I, 92).

O. N. *Garndorf* (Bielz, S. 461) = Jordan (s. d.).

Garten, ***händər (d)n Gârtn*** hinter den Gärten (Wermesch, Walthersdorf, Schönbirk); *hangən Gârtn* Ried (Ober-Eidisch).

F. N. ***Gärtner*** 1906 *(Gârtnər)* in Birk, 1820 in Bistritz.

Gäßchen, ***Gâskn*** n. (dem.) Weinhalde (Senndorf).

Gaſſe, ***weit Gąss*** (Bistritz) Strasse; *häfələsch Gąss* f. hügelige Gasse (Wallendorf); *än dər Gąss* Ried (Schönbirk).

O. N. ***Gassen*** (Bielz 459), ss. *Gassnə* (Nieder-Eidisch, S.-Regen, Deutsch-Zepling), magy. Disznajó, rum. Disneiu, bei S.-Regen, urk. Gyznojo 1332 (Mon. Vat. Hung. I, 93, 109): *Kunczmannus,* sacerdos de Gyznoyo (also ein deutscher Pfarrer). Die Magyaren von „Gassen" sind blond und blauäugig und kleiden sich ähnlich wie die Sachsen. Wendungen: *mər fu'rn zər Gassnə, mər ku vu dər Gassnə, mər wôrn zər Gassnə* (so in Nieder-Eidisch). Vgl. sss. F. N. *Gassner.*

F. N. ***Gassner*** 1505 (Bistritz), 1622 (Kinteln), 1906 (Bistritz, zugewandert).

F. N. ***Gast*** 1505 (Bistritz)

F. N. ***Gebarth*** 1505 in Bistritz (ahd. P. N. Gebabart).

*Gebieter, D. N. ***Gəboadər*** (Ober-Eidisch) = (Nösner) Gebieter *(Nîsner Gəbâ'dər)* d. h. einer aus dem „Nösner Gebiete" (Nösnerland).

*Gefege, ***də Gəfêchsələr*** (pl.) eine Rodung (zu *Gəfêch[səl]* n. das Gefege [von „fegen"]). Kuschma.

*Gehren m., ***Gehre*** f. *Gîrn* m. Ried (Senndorf), ***än dər Gîrhâk*** f. ein Ried [ss. *Gîr* f. Zwickel, zwickelförmig zulaufendes Gelände] (Schönbirk), *Gîrəle'ch* - ⌣ ⌢ n. Flurname (Lechnitz), vgl. *Gîrəbäsch* m. (Bulkesch), *Gîrəgru'wən* (Felmern), *Gîrəlt, Gîrlich* m. Weingartenried (Gross-Schenk).

F. N. ***Geidel*** [dem. zum nhd. F. N. Geith] (Billak).

Geiger, ***Geijər*** m. *âf dəm Geijər* Ried (Wallendorf). Vgl. Klingsor = *Klängəsu'r* s d.

F. N. ***Geiger*** (ss. *Geijər*) in 4 Gemeinden, urk. Gewger 1620, Geiger 1787.

*Geißbuſch, ***Gêssbäsch*** m. Weingartenhalde (Tekendorf). Vgl. Flurname *Gîsskər* (pl. dem.) bei Bekokten.

*Geißfuhle, ***Gîsskaul*** f. Tal (Nieder-Eidisch), *Gêsskaul* f. Wald (Lechnitz).

*Geißrech, ***Gêssrâ'ch*** n. Berg (St.-Georgen). Vgl. *Gîssrêch* n. (Nadesch), *Gîssbächəl* m. (Grossscheuern), *Gîssbrich* (Marienburg).

F. N. ***Geist*** 1718, 1906 (Bistritz). Altköln. F. N. (12. Jahrh.) Geist.

F. N. ***Gellner*** (ss. *Gällnər*) in 6 Gemeinden *(Gânər* = „Gellner" in Wallendorf), urk. Göldner 1505, Gollner 1765, Göldner 1707, Göllner 1855, Gellner 1855, d. h. Goldarbeiter (ss. *gäl(də)n* golden, Gulden).

Gemeindebrunnen, ***Gəmêbrąnn*** m. ⌣ ⌢ ⌣ (Weilau).

Gemeindewald, *Gəmêwą̊lt* m. (Moritzdorf u. a.).

Gemeindewiese, *Gəmê-wiss* ⏑ ˊ ⏑ f. (Wallendorf).

T. N. *Georg:* Koseformen *Jirko, Jirku, Djirko, Djirku, Gerich; Tschicki* (Tschippendorf), *Geli* (Mettersdorf), *Tschucka* (Deutsch-Zepling).

O N. *Georgenau, ss. *Gergnạ̊* ⏑ ⏑ ˊ: *än dər G.*, magy. Oláh-Szent-György, rum Sân-Giorgiu. So in Tschippendorf, Mettersdorf. Gewöhnlich: *Ssänt Jorich.* Auch: *Sänt Gergn* (Schönbirk).

*Georgfuhle, *Gerichkaul* f. Ried (Ludwigsdorf).

O. N. †*Ger* urk. (Paulus sacerdos de) *Ger* (Mon. Vat. Hung. I, 104) zwischen Szász-Nyires (s. u. *Nieresch*) und Retteg (s. u. *Reckenteck*). Vgl. franz. O. N. *Ger* (Canton Barenton, Arrondissement Mortain). Vgl. den span. (german.) O. N. *Ger,* span. Provinz *Gerona.* Alle zum ahd. P. N *Gero* (Koseform der mit *gêr* [Speer] zsgs. Namen). Vgl. Deutsche Erde 1905, S. 45.

**Gergeler Graben,* ss. *Gergler-Gru"m* m. ˊ ⏑ –, ein Bach (Tschippendorf). Vgl. urk. F. N. 1505 Gergel (Bistritz).

P. N. *Gerhard*: Geradus *de Akna* (Mon. Vat. Hung. I, S. 138). Vgl. *Oknə.*

*Gericht, *Gəricht* n. ein Ried; dazu *də Gərichtlœnder* (Walthersdorf).

O. N. *Gerla* (Gerlah, *Gerlach) = Neu-Schloss, s. d.

O. N. Gernyeszeg, s. Kerzing.

Gerode, *Gritt* n., pl. *Griddər: än G.* Ackerland (Windau). *Gərot* n. Ried, Rodung (Dürrbach, Burghalle), *Gəratt* n. (Deutsch-Zepling), *qndər-əm Gəri"t* (Klein-Bistritz), *Gəreddər* ⏑ ˊ ⏑ (pl.) Rodung (Baierdorf), *də nq̊' Gəreddər* (pl.) Ried (Mönchsdorf), *Gəretsəl* n. (Minarken), *Gərottsəl* n. Flurname (Senndorf): *äm Prąlləschen Gərottsəl* (Heidendorf). Vgl. sss. *Grütt* n. Ackerfeld (Bulkesch), *Gərütt, Gərüddər* Flurname (Bekokten), *Ru'təl, Ruitəl* n. (Michelsberg).

Gerodeländer, *Gərattlą̊ndər* Ried (Deutsch-Zepling).

O. N. *†*Gerold,* ss. **Gîrəlt,* magy. *Girolt,* rum. *Giroltu,* im Gebiete des grossen Szamos (Komitat Szolnok-Doboka). Offenbar ursprünglich deutscher P. N. Vgl. *Gîrəlt* m. Weinberghalde bei Gross-Schenk, ss. F. N. *Gierelt* (lautgesetzliche Entsprechung von *Gerold* < gêr „Speer" + walt „walten"). Urk. 1332—37 *Gerolth* (Mon. Vat. Hung. I, 127: Saulus, sacerdos de G.), 1393 *Gyrolth,* 1570 *Girolth,* 1570 *Giroth* (oppidum), 1750 *Girolt* (Sz. D. v 520). Vgl. O. N. *Gerol*-stein < *Gerold*-stein in der Eifel. *Gêr* heisst sowohl ss. als auch moselfr. *Gîr* (Kisch, Vgl. WB. 92). Vgl. O. N.

(Ér-) *Girolt,* rum. *Giroltu* im Bezirk Tasnád (*Ér* ist ein Fluss, an dem der Ort liegt). Beachtenswert ist auch O. N. *Girókút†,* bei *Girolt* gelegen, urk. zum J. 1371 erwähnt. Wahrscheinlich = Giroltkút (magy. *kút* Brunnen), vgl. die urk. Nebenform zu Girolt: *Girot, Giroth.*

*Gerutſche, *Gərätsch* n.: *um Gərätsch* ein Wald (Wermesch).

*Geſang, *Gəsą̊nk: ą̊f-əm G.* Bergried [vgl. Vogelsang s. u.] (Windau).

*Geſprinqländer, *Gəšprängląndər* Ried (sss. *Gəšpräng* n. [mhd. gesprinc] Quelle [Tartlau], westmitteld. [Wetterau] *Gəšpreng)* in Deutsch-Zepling. Kisch, Vgl. WB. 213.

*Geßner, *Gêssnər: äm G.* (F. N.) Weinhalde (St.-Georgen).

F. N. *Getfert* 1906 (S-Regen), Göttferd 1850 (Bistritz) = Gottfried.

Gewann(e) f., *Gəwą̊nt, Gəwą̊nt* f. Gesamtheit der an einen gemeinsamen Grenzstreifen reichenden Felder (mhd. *gewande* f. Grenze, Umkreis, Acker, Ackerbeet, Ackerlänge). Der Sing. und das genus femininum ist für den Mittel- und Niederrhein charakteristisch. Das lux. *Gəwân* f. mit *-n* < *-nd* erinnert an unser *Uwân* f. Anwende [Pflugwende], mhd. *anwende* f. Grenzstreifen Vgl. Lange Gewann (s. d.), Erbsen-Gewann (s. d.) usw.

O. N. **Gieresch,* magy. Gyéres, rum. Ghirişu, bei Thorenburg s d. Vgl. ss. (nösn.) F. N. *Gierescher* 1700, *Gürischer* 1768. Lux. F. N. *Giersch, Giers, Gieres.* Falls **Gieresch* deutsch ist, gehört es zum Stamme *gêr* „Speer". Näheres: Kisch, Vgl. WB. 92.

Gillich (St.-Georgen) 1906, 1765 (Bistritz), 1710 (Gölch) < *Gilijus, *Gidijus = Aegidius (griech.: Aegis [Schild des Zeus]). Vgl. Gilg Tschudi = Aegidius Tsch.

F. N. *Gillig* (Tekendorf) = Gillich.

O. N. †*Gindusdorf* (urk. 1332, Mon. Vat. Hung. I, 93), ss. *Gisdref* (so im benachbarten Ludwigsdorf), magy. = Szász-Bányicza, rum. Baiţa, bei Tekendorf gelegen. In Tekendorf heisst dieser Ort heute ss. *Gäntsdrəf,* in Deutsch-Zepling *Gaisdrəf,* alles lokalbedingte Entsprechungen für altes † *Gindusdorf.* Die Annahme J. Wolffs (Mühlbacher Progr. 1879, S. 45) und H. Connerts (Deutsche Erde 1902, S. 98), Gindusdorf sei „untergegangen", ist also irrig. Vgl. ndrhein. O. N. *Ginderich* (bei Xanten), *Gindorf* (Kr. Grevenbroich), *Gindorf* (Kr. Bittburg, Eifel). Vgl. die F. N. *Gind, Gindt* (Luxemburg, Eifel, Moseltal) = nhd. F. N. *Günth,* Umlautsform zum Personennamen *Gund,* ahd. *Gundo,* Koseform, der mit ahd. *Gunt* (Krieg) zusammengesetzten Namen (Gundachar > Günther,

Gundiwic > Günnewig usw.). Dazu ss. F. N *Gindesch*,, *Gündisch*, urk. *Gundisch* 1489. Das *-us* in *Gindusdorf* für *-es* ist nur orthographisch (wie Erkud = Erked *[Árkədn]* u. a.). Vgl. auch urk. *Gundensdorph* in der Eifel. (Heinzel, Gesch. der ndfr. Geschäftssprache, S 350) und lux. F. N. *Ginsbach*. Unser Gindusdorf hatte 1332—37 einen deutschen Pfarrer: *Hermannus*, sacerdos de *Gindusdorf* (Mon. Vat. Hung. I, S. 93).

*Gipf, *Gêptchə* n. Berg [dem. zu mhd. *gupf* Gipfel] (Deutsch-Zepling).

Gipfel, *Gäppəl* m. Hügel: *šteⁿnnich Gäppəl* m. steiniger Gipfel (Billak).

F. N. *Girlek* (ss. *Gîrlək)* in Ludwigsdorf, Weilau = F. N. Gierling (Jaad); -ling Ableitung zum ahd. P. N. *Gero* = nhd. F. N. Gerling. Urk. ca. 1400 Gerlacus (Bistritz).

O. N. Girolt, s. Gerold.

Gischki n. (dem.) ein Quell (eig. *Gischt*-chen). Lautmalend [ss. *gischn: ət gischt]* (Pintak).

Gîssəl m., *um G.* ein Ried (Dürrbach).

F. N. *Gitschner* (Nieder-Eidisch).

O. N. **Gladen*, ss. *Glâdn* (in Bootsch), *Glân* (Deutsch-Zepling), urk. 1332—37 (Mon. Vat. Hung. I, S 122) Gladinum, rum. Gledinu, magy. Gledény. Dazu ss. F. N. *Gladner*. Namen deutscher Geistlichen dieses Ortes: *Conradus*, sacerdos de Kledyn 1332—37 (Mon Vat. Hung. I, 93), Johannes, sacerdos de Gledyno (a. a. O. S. 138), *Henricus*, sacerdos de Gladino (a. a. O. S. 122).

Gladener Graben, *Glâdnər Gruⁿbn* m. der von *Glâdn* [s. d.] herkommende Graben (Bootsch).

F. N. *Gladner* (Weisskirch). Vgl. O. N. Gladen s. d.

Gladner Berg, *Glâdnər Berich* m. Ried (Weilau).

Gladnerbergerbrunnen, *Glâdnərberjərbrąnn* m. Feldbrunnen (Weilau).

Gladner'sche Bäume, *də Glâdnərsch Bēm*, ein Ried [nach dem F. N. *Gladner* benannt] (Heidendorf).

F. N. †*Glatz* (Dürrbach); urk. Glacius (lat.) 1541 (= Glatze, der mit der Glatze).

O. N. Gledény, s. Gladen.

*Glitschkaul, *Glätschkaul* f. Ried (Pintak). zu ss. *glätschn*.

F. N. *Glockner* in 3 Gemeinden, Glokner (Bistritz), Klokner 1780 (ss. *Klôk* Glocke) = Glöckner.

Glodner, *Kliⁿknər* m. Weingartenhalde (Bootsch).

*Göbbelsrech, *Gibəlsrêch* n. ⏑ ⏑ ⏓ (Jaad). *Gîbəl* (nhd. Göbbel) ist ss. F. N. (Jaader Aussprache).

Göbbelswiese, *Göbbəlswiss* f. (Mettersdorf). *Göbbel* ist ss. F. N.

F. N. *Göbel* (ss. *Gebbəl)* in 5 Gemeinden, urk. Geubul 1311,

Gebel 1586, Gebbel 1833, lat. gen. patronym. Gebelini 1361. Ahd. P. N. *Gebilo* (dem. zu den mit *geb* [geben] zsgs. P. N. Gebhard, Gebrat, Gebo).

O. N. Göcz, s. Götz.

F. N. †***Gödert*** (S.-Regen), urk. Göttert 1620, Gottert 1624, Gotthard 1505 (Bistritz). Vgl. O. N. Sankt-Gotthard.

F. N. ***Gőkel*** (ss. *Gêkəl*) in Tekendorf, Minarken = ss. *Gêkəl* unbeholfener Mensch (mhd. goukel).

F. N. ***Gökler*** 1701, 1906 (Bistritz, Weisskirch) = mhd. *goukelære* Gaukler, Zauberer.

O. N. *Goldau, ss. ***Goldə*** f.: *än dər G.*, rum. Coldeu, magy. Kudu, am grossen Szamos bei Bethlen gelegen, urk. 1392 Koldow, 1441 Kuldo, 1456 Koldu, 1553 Kuldw, 1607 Koldu, 1703 Kodu, 1750 Kudu. Die ss. Form *Goldə* ist eine volksetymologisierende, jedenfalls alte Umbildung aus rum. *Coldeu* in Anlehnung an *Gold-au. Vgl. **Breitau* (s. d.), **Batzau* (s. d.), **Georgenau* u. a. Näheres Sz. D. v. IV, 520; Sz. D. v. I, 69.

Goldberg (offizielle, grundfalsche Verdeutschung für Galtberg s. d.).

*Goldgraben, ***Goltgru^{a}bn*** m. Bach (Treppen).

F. N. ***Goldschmiedt,*** urk. Goltschmid 1505 (Bistritz).

F. N. ***Goll*** 1702 [ahd. P. N. Godilo. Vgl. Broll = Brodilo] (Bistritz).

F. N. ***Göller,*** urk. Geller 1700 (nhd. F. N. Giller)

F. N. ***Göllner*** (früher Göldner) = Gellner s. d.

F. N. ***Gondosch*** in 4 Gemeinden (ss. *Gąndəsch*), urk. 1648 Gondesch, 1765 Gandesch, 1505 Gwndesch, sss. 1489 Gundisch (-isch-Ableitung zu ahd. Gundo, Koseform zu den mit ahd. *Gunt* „Krieg" zsgs. P. N. Gundhart, Gundobald, Gundachar usw.

O. N. †***Görgen*** (Honteruskarte 1532), Gurgin 1342—90 urk., magy. Görgény Szent Imre, rum. Sân Imreulu Gurgiului, ss. *ąndər-əm Gärgî* ⌣ ⏑ (Nieder-Eidisch), *Girgn, Girəng* (so in Deutsch-Zepling). Vgl. moselfr. F. N. *Görgen*, O. N. *Gorgen*hausen (Kreis Simmern). Vgl. *hanjdər dər Burich* = Görgény-Szent-Imre (nach dem alten, ehemals befestigten Schlosse) (Birk).

Görgen ist eigentlich Bergname (vgl. *Benesch, Henul, Hermann, Suchard, Homann* u. a.): *ąndərəm Girgn* (Deutsch-Zepling).

O. N. Görgény-Oroszfalu, s. Reussischdorf.

O. N. Görgény-Sóakna, s. Salzhau.

*Görgénytal, ***Girjədu^{a}l*** n. (Birk).

F. N. ***Gött*** 1711, Goeth 1707 (ahd. P. N. Godo, Gotho, Koseform zu den mit *God* „Gott" zsgs. P. N., z. B. Göttert, Göttfert etc.).

Gottesreich, ***Gotsri^{e}ch*** n.

ein Berg (Nieder-Eidisch). Vgl. *Gottesberg* (bei Aachen), *Godesberg* (bei Bonn), urk. *Godansberg* = Wodansberg

F. N. ***Göttfert*** (Deutsch-Zepling) = Gottfried.

F. N. ***Gottfriedt*** in Kyrieleis; urk. 1332—37: *Gothfridus,* sacerdos de Zebus (Mon. Vat. Hung. I, S. 93). Vgl. O. N. Schebesch (s. d.) und F. N. Gettfert, Göttferd (s. d.)

F. N. ***Gottschick*** *(Gottschæck* [Treppen]) in 5 Gemeinden, urk. Gottschack 1505, Gottschick 1700 (zum ahd. P. N. Godizo = F. N. Gotz, Gotsch, Koseform der mit Gott zsgs. P. N, z. B. Gottschalk).

F. N. ***Gottschling*** in 3 Gemeinden (-ling Ableitung zu Gottsch-, vgl. Gottschick).

F. N. ***Gotsmeister*** (Weilau), urk. (ss.) F. N. *† Gottsmêstər* (Kuschma).

O. N. ***Göts,*** magy. Göcz, rum. Giolţu (Szolnok-Dobokaer Komitat), nördlich von St.-Gotthard gelegen. Urk. 1305 *Geuch* (spr. *Göz*), 1403 *Geech*, 1456 *Gewcz,* 1580 *Geöcz.* Der Name des Ortes ist der Name seines Gründers *Götz* = ahd. P. N. *Godizo* (Koseform der mit God- [Gott] als erstem Gliede zsgs. Namen). Näheres: Sz. D. v. S. 545.

****Götsberg,*** urk. *Cuzberg-brich,* mons (Urkundenbuch I, S. 49 [. . . 1228, 1301, 1303 . . .] 220, 328) der Lage nach vielleicht der heutige Bálványosberg (mit den Spuren der Burg Bálványos) bei Reussen (Szeretfalva). Magyar (adj.) *bálványos* = Götzen-. Vgl. *Cutz* (possessio), urk. (Graf Bethlen'sches Archiv) 1465 zwischen *Falk* (s. d.) und Kyrieleis erwähnt. Sz. D. v. IV, S. 515 („Kucz"). Vgl. Turmberg (s. d.).

Graben, ***Gru^{a}m*** m. ein Bach (Ober-Eidisch); *um rechn Grâm* (am reichen Graben) Ried (Klein-Bistritz); *zweschn Grâbn* (zwischen den Gräben) Ried (Jaad); *täschn Grâbn* (zwischen den Gräben) Ried (Walthersdorf); *ąf-əm Gru^{a}m* Ried (Minarken); *täschn Grâm* Ried (Walthersdorf); *hâ^{i}täst dəm Gru^{a}m* Ried, *durtäst dəm Gru^{a}m* Ried (Walthersdorf).

F. N. ***Græf*** in 4 Gemeinden (ss. *Grêf* m. Ortsrichter).

*Gräfenbrunnen, ***Grêmbrąnn*** m. Feldbrunnen (Weilau).

Gräfenbuſch, ***hąndər-əm*** (unter dem) ***Grêbmbäsch*** - ⏑ ⏓ Ried (Tekendorf); *s Grâbnbasch* - ⏑ ⏓: *äch wâr an s Grâbnbasch* (Deutsch-Zepling); vgl. ndl. *s Gravenhage* = des Grafen [von Holland] Hag [Wald, Busch, Gehege].

*Gräfenbuſchrech, ***Grêbmbäschrâ^{i}ch*** n. ein Berg (Tekendorf).

*Gräfenwieſe, ***Grêwəwiss*** - ⏑ ⏓ f. (Birk); *Grebnwiss* ⏑ ⏑ ⏓ f. Wiesengrund, dessen Ertrag ursprünglich jedenfalls zum Ein-

kommen des Gräfen (Ortsrichters) gehörte (Jaad). Vgl. die *Borjərwisn* bei Hermannstadt, deren Erträgnis den *Borjərn* (nösn. *Burjərn*), den Amtsgehilfen des Richters, gehörte. Vgl. *Grêwəgass* f. (Heltau), *Grêwəbärch* m. Denndorf; lux. O. N. *Grevenmachern* (dial. *Grĭwəmâchər*).

*Gräfhannesburg, ***Grêfhunnəsburich*** f. - ⌣ ⌣ ˊ ⌣ Berg (Bootsch).

*Gräfhannesbuch, ***Grêfhunnəsbasch*** - ⌣ ⌣ ˊ m. Wald (Bootsch).

F. N. ***Graffi*** (in D.-Budak †Graffiy) in 5 Gemeinden, gen. zu F. N. Graffius 1788 (lat. zu Graf).

F. N. ***Grager*** (D.-Zepling), Graiger (ss. *Grâ'jər*) 1767, 1906 (Bistritz, Heidendorf) = urk. Grieger 1563, Greger 1505 = Gregor s. d.

Grâ'jərs Baumgarten, *Grâ'jərsch Bąngərt* m. (*Grą'jər* ist ss. F. N.): *äm G.-B.* (Wallendorf).

Grâ'nz f. 1. grünlich gefärbtes Wasser (beim Herstellen von roter Pflanzenfarbe); 2. grüne Sand- und Schotterbank am und im Fluss. Darnach *Grâ'nz* f. Sandbank, aufgeschütteter Boden (Birk); *ąf dəm Grâ'nzkn* (eig. grünes Rasenplätzchen) Gassenname (Tschippendorf); ein Tal (Baierdorf). Vgl. *Pittərsch* (Peters) *Grâ'nz* Flurname (Baierdorf).

F. N. ***Gramelt*** (Bootsch) = urk. F. N. Grünwald 1505 (Bistritz). Vgl. F. N. Grameth.

F. N. ***Gramet*** (Petersdorf, Bistritz) = ss. *Grâmət* Grummet (ss. *grâ'* grün).

F. N. ***Grąmpes*** (ss *Grąmpəs*) in Dürrbach (ss. *Grąmpəs* grober Mensch).

*Grąmprich m. ein Berg (Treppen); *Gromprich* ist ss. F. N. s. d.

O. N. ***Grappendorf,*** urk. 1638 *Groppa,* 1650 *Gropa,* 1831 *Grappendorf,* rum. (heute) *Grapa, Groapă,* magy. Groppa, am Láposflusse im Szolnok-Dobokaer Komitate gelegen. Der deutsche Name ist modern. Der Ort hat seinen Namen vom rum. *Groapă* f. „Grube, Höhle, Loch", zu welcher Erklärung die Lage stimmt. Sz. D. v. III, 553.

Grąschkətwisn (pl.) Wiesengrund (Senndorf).

F. N. ***Græser*** in S.-Regen.

*Gräfers Wiese, ***Grâsərsch Wiss*** f. (Wermesch). *Gräser* ist F. N.

Grasgarten, ***Grąsgu^{a}rtn*** m. (eig. Garten, in dem nur Gras wächst, heute in der Bedeutung:) Friedhof: *mər wôrn äm Gr.* wir waren auf dem Friedhof (Bistritz).

*Grasteile, ***Grąsdêln*** (pl.) Wiesengrund (Burghalle).

Grasswiese, ***Grąswiss*** - ˊ f. (Schönbirk).

Grat (ss. *Grôt, Gre°t* n.): *of dəm Gre°t* (auf dem Grat) Weinhalde (Lechnitz).

Grätt (Gerode) n. Weinhalde (Tekendorf).

Grättrâ^{i}ch (s. *Râ^{i}ch*) n. Berg (Tekendorf).

*Grauhengſtreck, ***Grôhq̂^{i}strâ^{i}ch*** - ˗ - n. Berg (Tekendorf).

T. N. ***Gregor,*** *Grigər, Grigə(r)sch Michəl* (Jaad). Vgl. Grager s. d.

Gre^{i}nər m.: *of dn Gr.* (pl.) Ried (Jaad).

Greinər, *um Gr.* Ackergrund (Treppen).

F. N. ***Grellmann*** (ss. *Grällmə*), urk. Gröllmann 1710, zum F. N Grell 1709, Gröll 1705 (nhd. F. N. Grill).

F. N. ***Groh*** in 3 Gemeinden (ss. *grô* grau), urk. Groh 1700, Graw 1579.

F. N. ***Gromprich*** 1505 (Bistritz) = nhd. F. N. Grumbrecht.

F. N. ***Gross*** (*-ŏ-*, nicht *-ô-!*) in 11 Gemeinden, urk. Gross 1505, dem. Grossil 1457 (Bistritz).

O. N. ***Gross-Eidau*** (offiziell), ss. *-Eidə,* magy. Nagy-Ida, rum. Iuda mare, bei Tekendorf, urk. Ida 1332 – 37, 1372, 1411. *Eidə* < Ida = *Eidəsch* (s. d.) < Idiṣu, Idécs uws. Erster bekannter Geistlicher: *Nycolaus,* sacerdos de Ida (Mon. Vat. Hung. I, S. 138). Heute ca. 300 Sachsen.

O. N. Groß(en)dorf (Bielz 461) ss. ***Grûssndrəf,*** *Gru^{i}ssndrəf:* 1. = magy. Nagyfalu, rum. Nuṣfaleu (bei Gross-Schogen, im Bistritz-Nassoder Komitate); 2. = Apanagyfalu (Szolnok-Dobokaer Komitat). So heisst der Ort z. B. in Jakobsdorf und Kyrieleis. Die erstgenannte Gemeinde gehörte zum Königsboden und hatte 1332 bis 1337 einen deutschen Pfarrer: *Hermannus,* plebanus de *Magna villa* (Mon. Vat. Hung. I, S. 98, 122). 1602 löste sich die evangelisch-sächsische Gemeinde auf. Noch am Anfang des 18. Jahrhunderts wohnten Deutsche im Orte. Vgl. Wolff, Mühlbacher Progr. 1879, S. 47 und Keintzel, Korr.-Bl. 1891, S. 105. Urk. Namensformen für Apanagyfalu: 1305 Nogfalu, 1334 Appanagyfalwa, 1447 Nag-, Nagyfalu, 1476 Nagyfalu, 1534 Nagyfalva, 1586 Apanagyfalva, 1754 Aba-Nagyfalu; magy. 1906 Apa-Nagyfalu, rum. Naṣfaleu. Apa (= Aba) ist altmagyarischer P. N.: „cum metis Apa comitis". Sz. D. v. II, 30.

Großer Grund, ***ăm grûssn Grạnt*** Ried (Heidendorf).

Große Wieſe, ***grûss*** *(gru^{i}ss)* ***Wiss*** f. (Treppen, Lechnitz, Ober-Eidisch).

Großfaul, ***gru^{i}ss Kaul*** f. Ried (Windau, N.-Eidisch).

O. N. Groß-***Schogen*** (offiziell), magy. Nagy-Sajó, rum. Şieu mare, ss. *Schôgn,* am Sajó (urk. Soyou, Sajo minor 1228, 1230) gelegen. Schon 1319, 1323 urk. Nogsoyou, -sayou; 1532 (Honteruskarte) *schay.* Pfarrer: *Petrus,* sacerdos de Soyo 1332 – 37 (Mon. Vat. Hung. I, S. 138). Vgl. Klein-Schogen und Schogen. Gegen-

wärtig ca. 856 Sachsen. Gross-Schogen heisst in Deutsch-Zepling *Gru'ss-Schi"gn.*

F. N. ***Grufner*** (Birk).

F. N. ***Grumm,*** in 4 Gemeinden.

Grund, ***Grąnt*** m. Ried: *äm Grąnt* (Nieder-Neudorf, Tschippendorf, Dürrbach, Petersdorf, Nieder-Eidisch), *dər weit Grąnt* Ried (Walthersdorf).

Grundbrunnen, ***Grąntbrąnn*** m. (Treppen).

Gründchen, ***Gräntchi*** n. Ried (Deutsch-Budak, Dürrbach, Moritzdorf, Senndorf).

Gründelgraben, ***Gründəlgru"m*** m. (Minarken).

*Gründelmaar, ***Gründəlsmu"r*** f. ein tiefer Sumpf (Senndorf). Vgl. ss. *Gründəl* m. Gründling (Fischart).

Grundgraben, ***Grąntgru"m*** m. (Nieder-Eidisch).

Grundkuhle, ***Grąntkaul*** f. (Moritzdorf).

Grundrech, ***Grąntrâ'ch*** n. Berg (Heidendorf).

Grundtal, ***Grąntdu"l*** n. Ried (Heidendorf).

Grundwald, ***Grąntwą̂lt*** m. (Heidendorf).

Gubbəsch: *beim Gubbəsch* Quelle (Schönbirk). Vgl. Gubesch s. d.

*****Gubbeschtal,*** rum. *Valea lui Gubbesch (Gubbəsch* ist ss. F. N.) = ss. *Wolwəswänkəl* n. (Wolfswinkel). Sz. D. v. II, 67.

Gubernatorbrunnen, ***Gubernatorbrąnn*** m. ein Brünnlein neben der Budaker Strasse (nach dem „Gubernator" [Gouverneur] von Siebenbürgen benannt) (Bistritz).

F. N. ***Gubesch,*** *Gubbesch* in 7 Gemeinden.

F. N. †***Gundhardt*** in S.-Regen, urk. Gundthart (Bistritz) 1668 (ahd. P. N. Gunthart).

F. N. ***Gunesch,*** Gunnesch in Bistritz und S.-Regen (= Gundisch; vgl. Gondosch s. d.)

F. N. ***Gürtesch*** *(Gîrtəsch)* in Tekendorf.

F. N. ***Gürtler*** 1788, Gwrtler 1505 (Gürtelmacher).

F. N. ***Gust*** 1700. (Bistritz).

F. N. ***Guth*** 1516 (Bistritz).

F. N. ***Gütsch*** (ss. *Gîtsch*), urk. Gütsch 1707 (Bistritz).

F. N. ***Gwnther*** 1505 (ahd. P. N. Gundachar).

H.

Hą"rlu's n. Friedhof in Lechnitz (= *Heu(er)los, ein ursprünglich gemeinsam bearbeitetes Grundstück, dessen Heuertrag durchs Los an die einzelnen verteilt wurde: *Hą"* Heu, *Lu's* Los).

F. N. †***Haas*** in S.-Regen, urk. 1492 Has (Senndorf), *Hu"s* (ss.) 1789.

F. N. *Häckerling* 1720 (Bistritz).

F. N. *Haffner* 1763, Hæfner 1833 = mhd. *havenære* Töpfer.

Hag, *Hu^{a}ch* f. (ndl. *hage* f. der Hag) Weingartenhalde (Windau).

O. N. *»Hagendorf«*, magy. Csáka, rum. Ciacaca, bei Semesnye (Szolnok-Dobokaer Komitat) gelegen. „A szászok e községet *Hagendorf*-nak nevezik" = die Sachsen nennen diese Gemeinde *Hagendorf* (Sz. D. v. I, 548). Mir ist es nicht möglich gewesen, den ss. Namen dieser Gemeinde aufzutreiben.

F. N. *Hahn* 1706 (Bistritz).

„Hahnenberg", offizielle Verdeutschung für „(am) hohen Berg", nösn. *(um) Humbrich* m. (zu *huch* „hoch" mit Schwund des *-ch-* wie in *Humes* „Hochmesse", *Kirmes* „Kirchenmesse") ein Berg (Bistritz); reen. *Hu'nəbi^{ü}rich* m. (zu reen. *hui* „hoch", während „Hahnenberg" reen. [wie in Bistritz] *Humbrich* heissen würde). Näheres: Kisch, Vgl. WB. 112.

*Hahnenrech, *Kockəschrâ'ch* m. Berg (ss. *Kockəsch* m. Hahn = magy. kakas, rum. cocoşu) (Tatsch).

F. N. *Hahner* 1906, Haner 1788 = sss. Hæhner = nhd. Heiner, ahd. P. N. Haginher (Bistritz).

Hainbuche: *vor dn Hubauchn* Ried (Ober-Neudorf); *Hubâch: bei dər H. (< *Hu[ach]-bâch* Hagbuche) ein Ried (Schönbirk).

*Hainbusch, *Hêbəsch* m. ein Wald (Bootsch, Weilau, Windau, Gross-Schogen, S.-Regen, (Bistritz, Birk *[Hi^{ü}bəsch]*), *Hœbasch* (Deutsch-Zepling).

*Hainbuschedrech, *Hi^{ü}bəschâkrâ'ch* n. ein Berg (Birk).

*Hainbuschrech, *Hêbəschrâ'ch* n. (Senndorf).

*Hainrech, *Hœri^{e}ch* n. Berg (Rech) (Deutsch-Zepling).

*Hainwiese, *Hêwəs* f. (eig. eine durch „Hainen" [Lichten] des Waldes entstandene, gewöhnlich noch mit Gestrüpp bewachsene, am Walde gelegene Wiese [bair. *Haiwiese]*) ein Ried (Wermesch), *Hâbəs* (Klein-Bistritz), *Hêbəs* (Ludwigsdorf, Tekendorf); *Hœ'bəs* n. (heute) Ackerland (Weilau, Gross-Eidau). Vgl. sss. (Keisd) *Hêbəs mâchən* hainen, ausroden, Wiesengrund machen, *Sechtərš Hêbəs* von „Sechter" gerodeter Wiesengrund (Seiburg).

*Hainwiesengraben, *Hêwəsgru^{a}m* m. (Wermesch).

F. N. *Haisch* (St.-Georgen).

F. N. *Ha'tchi* 1763, 1906 (ss. *Hâ'tchi* Hütchen) (Bistritz).

Halen, *ən Hêkn* (pl.) Ried (Jaad).

Halenwiesen, *He^{o}knwisn* (pl.) Wiesengrund (Minarken).

*Halbösrech, *haləmə Lôssrâich* n. Bergried (das nach „halben

Losen" *[nâ-m haləmə Lôs]* verteilt wurde) (Tekendorf).

*Halbloswiese, ***Haləmə-Lôs-wiss*** f. Wiese (die nach „halben Losen" *[nô-m haləmə Lôs]* verteilt wurde) (Tekendorf).

Halde, ***Hä^{a}lt*** (Jaad): *än dər Hä^{a}lt; Hi^{a}lt* (Umlautsform) f. (Heidendorf, Treppen, Minarken, Gross-Schogen): *u dər Hi^{a}lt;* Budaker Halde: *Buddəkər Hi^{a}lt* (Minarken); *handəršt Hêlt* f. Baumgartenried (Nieder-Eidisch); Bretzdorfer (s. d.) Halde: *Brätzdrəwər Hi^{a}lt* (S.-Regen); Halde: *dût Hält* (Jaad); äussere (auswendige) Halde: *auswännich Halt* (Birk); lange Halde: *(än dər) Lạnghi^{a}lt* (⌣ ⌣) ⌣ ⊥ f. (Petersdorf).

F. N. ***Halmen*** (S.-Regen).

Halsrech, ***Hậlsri^{e}ch*** n. ein Berg (Deutsch-Zepling).

F. N. ***Haltrich*** in 4 Gemeinden.

Hamm, ***Hậm, Hûm*** m., pl. *Hûm, Hêm* 1. umzäuntes Feld, Beet, 2. Grundstück am Ufer von Bächen. Z. B. *Hậm, Hûm* (Weisskirch, Mönchsdorf, Dürrbach, Kyrieleis, Treppen): *[än dər] Hämm* (Jaad), *Hạmm* (S.-Regen, Birk), *Homm* (Nieder-Eidisch); *niddəršt Hạmm,* (unterer Hamm), *îwəršt Hạmm* (oberer Hamm) in Birk; *niddəršt Hậm* m, *êwəršt Hậm* (Bistritz); *Buddəsch Hûm* (Wallendorf); pl. *Hêmən* (Deutsch-Budak), *Hûmən* (Baierdorf); *än Hûmən* (Walthersdorf); *än Hîmən* oder *də Hînən beim Gəricht* oder *beim Gạlgn* (Senndorf); dem. *äm Hämmtchə* umzäuntes Gemüsefeld (Jaad); *am Hêmtchə* (Deutsch-Zepling). Vgl. urk. „Ham auf dem ebendsgraben" (1622) Heresdorf (s. d.). *Gornəsch Hậm* m. (Ried): *äm gornəschn Hậm* (Minarken).

F. N. ***Hamen*** *(Hạmmə)* in Deutsch-Zepling.

F. N. ***Hameridner*** in S.-Regen, urk. Hammorödner 1701 (Bistritz), Hammerödner 1765 (einer aus Hameruden bei Reps).

F. N. ***Hamner*** 1710 = sss. F. N. Homner (zu Ham s. d.).

*Hammerde, ***Hommi^{ä}rt*** f. ein Ried (Ober-Eidisch).

Hammgraben, ***Hûmgru^{a}m*** m. (Treppen).

F. N. ***Hanek*** *(Hânək)* in 13 Gemeinden; urk. Haneck 1763 (Bistritz) = Henning.

*Hanfhart, ***Honfərt*** m. Ried (Jaad).

*Hanfharttal, ***Honfərtdôl*** n. Tal (Jaad).

*Hanfeichen, ***Hunnəwậ^{i}chi*** ⊥ ⌣ – – ⌣ n. (dem. zu *Â^{i}* n. Ei) ein Ried (Pintak).

Hanfland, ***Hônəflậnt*** n. Ried (Jaad).

Hanfteile, ***Hunnəfdêln, Hunnəfdä^{i}ln*** (pl.) Ried (Birk, Ober-Eidisch, Nieder-Eidisch, Billak, Walthersdorf, Lechnitz, S.-Regen).

F. N. ***Hann,*** urk. Hann 1720

(sss. „Ortsrichter“ = mhd. *hunde, hunne,* [centenarius]).

*Hannes-gerode, ***Honnəs Grot*** n. Ackerland (Ober-Eidisch).

F. N. ***Hansel*** in Mettersdorf (dem. zu Hans).

F. N. ***Hanshans*** (Bistritz) = urk. Hannes Hannes 1711.

Hąntərzlôch n. Wald (Pintak). In Pintak heisst *Hąntərz* m. Dachs, sonst ss. *Hąntəs* (mhd. hundahs), zu *Hąnt* „Hund“; ursprünglich wurden die Dachse nach der Gestalt des Kopfes in Hunde- und Schweinedachse eingeteilt.

D. N. ***Häntəsch*** (Nieder-Eidisch) = magy. *hentes* Metzger.

O. N. Harasztos, s. Trassten.

O. N. Harina, s. Mönchsdorf.

F. N. ***Hartig*** (ss. *Hârtich*) in 7 Gemeinden, urk. Hartig 1763 (Bistritz), *Herthwicus* de Veyla (Mon. Vat. Hung. I, S. 93) = ahd. P. N. Harduwich, mhd. Hertwig. Sehr bezeichnend: F. N. Hartig in Tekendorf = *Wêlər.*

F. N. ***Hartner*** 36 in 2 Gemeinden (zu 'ss. *hartnən* härtnen [DWB.] = härten, z. B. Stahl [Messerschmiedekunst]).

Hæschen: um Hêski Ried (Heidendorf). Zu „Hase“.

Hasel: ***qndər dn Hąssəln*** (pl.) Ried (Jakobsdorf), *Hąssələ* (Birk).

Haselbusch, ***Hąssəlbasch*** m. Wald (Weilau), *Hossəlbasch* m. Wald (Lechnitz).

O. N. ***Haseldorf*** (Bielz 458), magy. Mogyorós, rum. Meiereu, bei S.-Regen. Wahrscheinlich moderne Übersetzung von Mogyorós (magy. *mogyoró* Hasel).

Haselgraben, ***Hąssəlgru^{a}m*** m. Bach (Schönbirk, Oberneudorf).

Haselkuhle, ***Hąssəlkaul*** f. Flurname (S.-Regen).

Haselrücken, ***Hassəlreck*** m. Berg (Klein-Bistritz).

Haselseifen (vgl. Seifen): *Hąssəlseifn* m. Wald (eig. Bach), urk. *„Hussalseif,* hodie Ujfalu, anno 1366“ (Vereinsarchiv II, 149) (Ober-Neudorf).

Hasenbrunnen, ***Hu^{a}snbrąnn*** m. (Minarken, Kyrieleis).

Haspelgraben, ***Hąspəlgru^{a}m*** m. (Heidendorf).

Hätschn-Dân m. ⏑ ⏑ ⏓ Ried (*Dân* m. Tenne) (Wallendorf), wahrscheinlich = Hexentenne.

Hattert, Neuer Hattert: ***nę^{i} Hąttərt:*** *um nę^{i}nə H.* (durch neue Rodung entstandenes Ried) (Bistritz), *drę^{i} Hąttərt: än drę^{i} H.* in den 3 Gebieten (ss. *Hąttərt* m. Weichbild, Gemarkung, Gebiet = magy. határ). (Ungersdorf), *um Hąttərt* (an der Grenze) Ried (Wermesch).

Hąttərtschifkn (dem.) n. Ried (Jakobsdorf).

F. N. ***Hauer*** 1742 = mhd. *houwer* Holzfäller (Bistritz).

F. N. ***Hauptmann*** (ss. *Hêftmę*) in Lechnitz.

Hauſäckel, *em Hâsäckəl* Ried (Klein-Bistritz).

F. N. *Hauser* 1464 (Hawzer) (Bistritz).

F. N. *Hecht* 1788 (Bistritz).

F. N. *Hefner* 1816 Höffner 1786, 1880, Hofner 1763 (zu „Hof") (Bistritz).

F. N. *Heger* (Bistritz) = sss. Heyger, ahd. P. N. Hagihar.

*Heggraben, *Hêchgru^{a}m* m. (Birk).

Hegwald, *Hêchwậlt* m. (Heidendorf, Baierdorf). Vgl. mhd. *hegewalt* m. gehegter Wald.

*Heide, ss. *Hêt* f., die (Klausenburger) „Heide", magy. Mezőség, rum. Câmpie f.

F. N. *Heidel* (dem. zu ahd. P. N. Heido).

O. N. *Heidendorf,* ss. *Hêndrąf,* magy Bessenyő, rum Beşineu. Vgl. Wolff, Mühlbacher Progr. 1880, S. 5, und Kisch, Vgl. WB. 105. Vgl. die *Heidengasse* und *Heidenmühle* in Hermannstadt.

F. N. *Heidendörfer* 1701 = Hendörfer 1702 (einer aus Heidendorf, ss. *Hêndrąf)* (Bistritz).

Heilige Wege, *ba (d)n hellich Wîch* (pl.) Ried (Jaad); *hillich Wêch* m.: *ąf-əm hillich Wêch* Ried (Pintak).

F. N. *Heilmann* 1657, Heelman 1505 (ahd. P. N. Heilman).

F. N. *Hein,* urk. Hen 1625 (Bistritz).

F. N. *Heinrich* 1711 (Bistritz) = ahd. P. N. Haganrich.

F. N. *Heller* 1768 (nhd. F. N. Hiller = ahd. P. N. Hildiber).

F. N. *Hellwig* (ss. *Hällwich)* in S.-Regen, urk. 1762 in Bistritz (ahd. P. N. Hiltiwig), 1332—37 *Helvicus,* sacerdos de Akna (Mon. Vat. Hung. I, 93, 107).

F. N. *Heltner* 1751 (Bistritz) = einer aus Heltau (ss. *Hi^{a}lt[nər]).*

F. N. *Hemprich* = nhd. Heimbrecht (wie Lepprich, Albrich, Wepprich, Lamprich < — brecht) = ahd. Hagin -beraht. Dazu urk. (-er Ableitung) Himpriger 1505.

F. N. *Hendel* in 9 Gemeinden = urk. Henel, Henul 1366, Heynal 1505 (= Heinel, Koseform zu ahd. P. N. Heino). -n-l > ndl. wie in *Fândəl* (Fähnlein), *ândəln* (ähneln) usw.

*Hennenrücken, *Hêräck* m. *(Hê* f. Henne) Berg (Windau).

Hennenweingarten, *Hînəwängərt* m. (pl.) Baumgartenried (Tekendorf).

F. N. *Hennrich* in 4 Gemeinden, urk. 1705 Henrich, 1332 bis 1337 *Henricus,* s. de Pazpus (Mon. Vat. Hung. I, 93), 1332—37 Henricus, plebanus de Bodekov, (Budak): Mon. Vat. Hung. I, 104, Henricus, pl. de nova villa (Ober-Neudorf), a. a. O. 97, Henricus, s. de villa Jordani (Ardanu) a. a. O. 111, Henricus, s. de villa Marci (Moritzdorf), a. a O. 93, Henricus, s. de Sancto Johanne (Szent-Iván) a. a. O. 100, Henricus, pl. de Molnarch (Minarken), a. a. O. 104, Henricus

de Cladino (Gledény), a. a. O. 120, Henricus, pl. de Silna (Senndorf), a. a. O. 97. In Treppen *Hendrich* (-nr- > -ndr- wie in *gindər* jener, *Stendər* Steiner usw.), urk. Hendrich 1747 (Tekendorf).

F N. *Henrici* 1487 (Bistritz), lat. gen. zu Hennrich (Henricus) s. d.

.F. N. *Hensler* 1505 (Bistritz), er-Ableitung zu nhd. Hensel (F. N.) = dem. zu Hans.

F. N. *Henter* in Jakobsdorf.

Ꝕenɣuſ, ss. *Hänůl* ein Berg bei Borgo, in dieser Form unbedingt rumänisch = urk. (comes Johannes dictus) *Henul* (Graf von Eppendorf † 1328) = * *Heinil,* nhd. Heinel, Koseform zu ahd. P. N. *Heino* von *Hagin* = Hain; vgl. die alten Bistritzer Namen *Henul* 1366, *Henel, Heynal* 1505, *Hen* 1625. Personennamen als Bergnamen sind nicht selten; vgl. *Benesch* (s. d.), *Schul[l]er* (bei Kronstadt), *Kelemen* u. a. Dass uns in „Henyul" ein deutsches Wort nur noch in rum. Aussprache erhalten ist, hat seine Analogie, z. B *Brĉtchə* = Szász-Bréte (s. u. *Brêt), *Meiər* (ss. *Mâr[hêf]*, s. u. Maier), *Burgô* ⌣ ⌢ (s. u. Borgo), *Ardân* ⌣ ⌢ (s. u. Jordan) u. a.

F. N *Herbert* in 4 Gemeinden, urk. Herbert 1701, Herbart 1432 (ahd. P. N. Hariberaht).

O. N. *Heresdorf,* ss. *Hi*ʳəsdraf,* magy. Galacz, rum. Galaţ. Vgl. Wolff, 1880, S. 9, und Kisch, Vgl. WB. 107. Urk. (1622) Flurnamen von Heresdorf: „Kapelln-Rech, Kirschenbusch, Rosenberg, Ham, ebendsgraben, Czeikenwayer, Reipengrund, am langen Berg" (Keintzel: Korr.-Bl. 1891, 100).

F. N. *Herford* 1505 (Bistritz) = ahd. P. N. Harifrid.

F. N. *Hering* 1454, Herenck 1521 (-ing Ableitung zum ahd. P. N. Hero) (Bistritz).

F. N. *Herler* 1765 (-er Ableitung zu ahd. P. N. Herilo).

*Hêrlri*ᵉ*ch* n. Berg (S.-Regen). Vgl. *Hêrl* m. grosse Waldung zwischen Leschkirch und Agnetheln. = **hertel* zu *hart* Wald.

Ꝕermann, *Hi*ᵉ*rmən* m. Weinhalde: *ăm Hi*ᵉ*rmən* Heidendorf (vgl. ss. *Hi*ᵉ*rməštątt* Hermannstadt). *Hi*ᵉ*rmə* ist der bekannte deutsche P. N. und nicht = „*her* = *hora, gora* (slav. Berg.) + *man* = *mun* (wohl adj. von *Moh* = *magus* Burg)", wie S.-D. Tageblatt 1906, 25. Okt., S. 5, angenommen wird, Personennamen als Riednamen sind, wie auch aus dieser Arbeit hervorgehen wird, bei uns überaus häufig. Vgl. den Weinhaldennamen *Su*ᵉ*lmə* (Salmen), ferner *Klängəsu*ᵘ*r* (Klingsor), *Geijər* (Geiger), *Gêssnər* (Gessner), *Keintzel* u. a.

F. N. *Hermann* in 5 Gemeinden, urk. 1454 Herman, 1332 bis 1337 Hermannus, pl. de Arida Bystricia (Klein-Bistritz), Mon. Vat. Hung. I, S. 97, Hermannus, s. de Gindusdorf (Szász-Bányicza),

a. a. O. S. 93; Hermannus, pl. de Waldorf superiori (Wallendorf), a. a. O. S. 97. Hermann = ahd. P. N. Hariman.

F. N. ***Hermannstœdter*** 1702 (Bistritz).

*Herrenbühlchen, ***(hendər-əm) Härrnbiggəlchən*** ˘ ˘ ˘ Ried (Jaad).

*Herrgottschühlein (Frauenschühlein): *Härrgottschâ'gəltchər* (pl. dem.) ein Wald (Pintak).

Herrenland, ***Hä'rnlǫnt*** n. Ried (Land des Grundherrn) in Billak (eine ehedem untertänige Gemeinde).

Herrenwald, ***Härrnwǫlt*** Wald (Jaad): *händər dəm Hä'rnwǫlt* Ried (Nieder-Neudorf).

Herrenweingarten, ***Hä'rnwängərt*** m. (eig. Weingarten des Grundherrn) (Billak).

Herrenwiese, ***Hä'rnwiss*** f. (Bootsch), pl. *Hä'rwisn* (Ludwigsdorf).

F. N. ***Herthel*** (Bistritz) 1452 (dem. zum ahd. P. N. Harto). Dazu patronym. Ableitung auf -er: Härtler 1709 (Bistritz).

F. N. ***Herwest*** 1505 (ss. *Hä'rwəst*, sss. *Härwəst* Herbst) (Bistritz).

F. N. ***Herzog*** in Tekendorf, 1785 in Bistritz.

F. N. ***Hesch*** in 7 Gemeinden (ss. *hesch* hübsch, schön).

O. N. Hétbükk, s. Buchendorf.

*Hetzelbrunnen, *Hetzəlbrənn* m. Vgl. sss. O. N. *Hetzeldorf* (s. d.) und moselfr. F. N. *Hetzel* (Tekendorf).

Heufeld, ***Hǫ'fi'lt*** n.: *äm H.* Ried (Walthersdorf).

Heusäckel: ***em Hâsäckəl*** Ried (Klein-Bistritz).

Heuteile, ***Hǫ'dêln*** (pl.) Ried (Walthersdorf).

F. N. ***Hewssel*** (Heussel) ca. 1400 = dem. zu Haus (Häusel [oberdeutsch]) (Bistritz).

Higgərsch m.: *of dəm H.* Weingartenhalde (Lechnitz). Vgl. sss. *af dən Hijərn*, Riedname bei Neudorf (auf den *Höckern), nösn. *higgərn: ət higgərt mich* es läuft mir kalt über den Rücken, *hickəril mich ibbər də Bǫch!* trage mich huckepack über den Bach (Jaad). Zu mhd. *hogər* m. Höcker, Buckel, nhd. *Högerling* m. Buckliger, *högricht* (mhd. hogereht) höckerig — mit altem -g-!

*Himbeerlei, ***Hämpərlâi*** m. Riedname (Mettersdorf).

Hinterberg, ***Handərberich*** m. (Deutsch-Zepling).

*Hinterbergtal, ***Hendər-əm-bêch-dôl*** n. Tal (Jaad).

*Hinterbrünnlein, ***Hännəbränntchi*** n. ˘ ˘ ˘ ˘ (Tschippendorf).

Hinterbusch, ***Händərbäsch*** m. Wald (Mettersdorf, Bistritz).

Hintergasse, ***Händərgąss*** f. (Bistritz).

Hintere Eichen, ***də händəršt Êchn*** Wald (Schönbirk).

Hintere Wiese, ***händəršt Wiss*** f. (Wallendorf).

F. N. ***Hintz*** in S-Regen. Vgl. urk. F. N. Hentcz 1505 (Bistritz) = nhd. Heinz.

F. N. ***Hintzel*** 1710 = nhd. F. N. Heinsel (dem. zu Heinz), dazu F. N. Henseler 1492 (Bistritz).

F. N. ***Hintzem*** in 3 Gemeinden, urk. Hentzem 1703, Henzmann 1505; 1332—37 *Henchmannus,* sacerdos de villa Luduici (Ludwigsdorf), Mon. Vat. Hung. I, 107, und *Henczmannus*, plebanus de Sylna (Senndorf), ebenda S. 103 (= Heinzmann). Henczmannus de villa Michaelis (Michelsdorf s. d.), Mon. Vat. Hung. I, S. 93.

Hinzəməs m. oder *Hinzəmsbi^{a}rich* m. Ried (Senndorf). Zum ss. F. N. *Hinzəm* = urk. 1703 Hentzem, 1505 Henzmann, 1332 bis 1337 Henczmannus de Silna [= Senndorf], erster bekannter Geistlicher von Senndorf (Mon. Vat. Hung. I, S. 103, 111, 118).

*Hirnschädel, ***Hîrnscherl*** m. Berg (Schönbirk).

Hirschau, ***Hiršchə*** f.: *än dər H.* (Petersdorf, Senndorf, Wallendorf), grosse *(grûss)* und kleine *(klî)* H., ein Wald (Bistritz). Es ist sehr zu beachten, dass dieser allgemein angenommenen Erklärung (= *Hirsch*au) die Tatsache entgegensteht, dass der Hirsch in reiner Ma. ***Hirz*** *(Hirzôs, Hirzkâ* [Hirschochse, Hirschkuh], sss. Flurname ***Hîrzhill*** f. [Hahnebach]) heisst und gerade die Flurnamen die ältesten Lautformen zu bewahren pflegen. Sind diese Bedenken ausschlaggebend, so gehört auch *Hirsch-* in *Hirschə* zu dem bei *Hîršchəldn* besprochenen Worte.

*Hirschgraben, ***Hiršchəgru^{a}m*** m. (Wallendorf).

Hîršchəldər Brunn m. - ⏑ ⏑ +, Quelle im Riede *Hîršchəldn* (Lechnitz).

Hîršchəldn n. Ried (Lechnitz). Vgl. sss. Flurnamen *Hîršchəl* m. (Mediasch), *Hîršchəldər* m. (Seiburg), *Hîršchəlbasch* m. (Seiburg), *Falldîr*-(Falltor)-*Hîrschkən* (Marienburg bei Schässburg) u. a. Zu mhd. *hurst* m. Gesträuch, Hecke, Dickicht; bei dem Chatten (Wetterauer) Er. Alberus 1540, Novum dictionarii genus: „horst" = colliculus, a quibusdam virgultum *horst* dicitur". Lautlich ist *Hîrschəl* möglich als *-əl* Ableitung (vgl. sss. Waldnamen *Hi^{u}rəl* m. = el- Ableitung zu mhd. hart [*hertel]) und Umlautsform zu *Hurs-* (vgl. Flurnamen *Hursmaar* „Moorgrund mit Gesträuch" bei Kassel — ohne -t wie *Mu^{u}rk* Markt, *Rąmf* Ranft! —, *Kräskn* Krüstchen u. a) = mhd. hurst. Vgl. engl. O. N. *Hurst* (City Berks). Wie ss. *Wîrschkn* (Würstchen) zu *Wurst,* verhält sich *Hirschkn* (s. o.) zu (mhd.) *hurst!* Dazu auch: *Hîršchəlke^{e}pn* m. Berg (Koppe) in St.-Georgen. *Hîəschlą̂nt*

n. Ried (Jaad): *ąf dn Hîrschlą̂ndər* Ried (D.-Zepling). *Hîrschlêndər* (pl.) Ried (Weilau). Hiemit konkurriert die lautlich einwandfreie, begrifflich jedoch nicht wahrscheinliche Erklärung von *Hîrsch* aus Hirse, was *Hîrsch* in der Ma. tatsächlich bedeutet. In diesem wäre *Hîrschəldn* = Hirsehalde, vgl. *Bâchəldn, Râ'pəldn, Weirldn, Pôschəldn* u. a. Gegen die Erklärung aus „Hirsch" (s. o.) spricht schon die Länge des Vokals. Vgl. Hirseteile (s. d.) und Hirschau (s. d.). Vgl. sss. *Paring[ul]* m. (Berg), zu rum. *parinc* m. Hirse = lat. *panicum*, (*-n-* > *-r-* wie in rum. dial. *bur* = bun, *bire* = bine [Albanismus]).

F. N. ***Hirser*** 1505, Hirscher 1709 (d. h Hirseanbauer, zu *Hîrsch* Hirse) Bistritz (ss.).

Hirſeteile, ***Hîrschdêln*** (pl.) Ried (Tekendorf).

*Hirſeteilenrech, ***Hîrschdêlnrâ'ch*** n. Berg (Tekendorf).

Hirtengaſſe, ***Hîrtngąss*** f. (Wallendorf).

Hirtenwieſen, ***Hîrtwisn*** (pl.) Senndorf.

Hochberg, ***huch Râ'ch*** n.: *um hunnə Râ'ch* am hohen Berg (Weilau).

Hochborn, ***Hûdôrn*** m. Ried (Schönbirk).

O. N. ***Hochfeld*** (Bielz 459), ss. *Pränzdref,* urk. 1332—37 villa Principis (sacerdos Nicolaus) magy. Felfalu, rum Felfeleu, bei S.-Regen gelegen, heisst in Deutsch-Zepling *Pranzdrəf*. Da in der Reener Ma. *b-* häufig zu *p-* wird *(prurln* = mhd. brodelen, *prâf* brav, *Pirzel* Bürzel, *Pränz* = rum. brânza „Schafkäse"), so ist in diesem Namen *Pränz* (nach Wolff [sub voce] auch *Br-*) wohl = moselfr. (lux.), ndrhein. F. N. *Brinz,* Koseform (-z Ableitung) zum westdeutschen F. N. Brink = O. N. Brink (Dorf im Münster'schen), ein in Westdeutschland weitverbreitetes Wort = „hochliegender Grasplan", ein Name, der auch dem magy. Namen dieses Ortes (Hochfeld) entspricht. (Mit ss. *Pränz* „Schafkäse" hat dieser O. N nichts zu tun.) Wolff (Mühlbacher Progr. 1880, 34) erklärt *Pränzdorf* = *Brunisdorf (zu *brun* „Brustharnisch"), eine Erklärung, die weder an der Bedeutung noch an den Lauten eine Stütze hat. Denn 1. erscheint bruni in ss. Ma. als *brein,* P. N. *Breunel (-ei-)* 1521, *Breunil (-ei-)* 1413 = ahd. P. N. *Brunil; 1706 *Bräunerd (-ei-)* = ahd. P. N. Brunhard u. a.; 2. wäre n vor s geschwunden, vgl. Simonsdorf (s. d.) > *Seiməsdrəf, Zą̂'s* Zins, *Gą̂'s* Gans usw. Der mittelalterliche Gelehrte, der *Pränzdref* (damals höchst wahrscheinlich noch **Prinzdorf* gesprochen) mit „villa principis" übersetzte, dachte an mhd. *prinz* „Prinz", welches Wort zu jener Zeit in Ungarn (G. Fejer, cod. diplom. Hungariæ) auch als Personen-

name *Princh, Princz* erscheint). Erster bekannter Pfarrer urk. 1332—37 *Hechmannus* sacerdos de villa Principis (Mon. Vat. Hung. I, 138). Vgl. sss. Riednamen *Prinkəlshorn* m. (Vereinsarchiv 1863, 397).

*Hochhauſer, D. N. ***Huchhauser*** (Senndorf).

*Hochſeifen (s. Seifen), ***Hûseifn*** m. (Baierdorf).

Hodauə ⏑ ⏓ ⏑ f. ein Ried (rum. [h]odae f. „Zimmer, Stube, Kammer", türk. *oda*, daher *odalik* Odaliske [Stubengenossin]) (Lechnitz).

F. N. ***Hoffmann***, urk. Hobman 1505 = mhd. hoveman „Hofmann" (Bistritz).

F. N. ***Hofgræff***, Hoffgræb 1711 (Bistritz), Hofgreff 1748, Hoffgrebn 1723, Hoffgræb 1748, Hofgræb 1756 (Deutsch-Budak) = magy. *udvarbíró* Hofrichter.

Hofländer, ***Hôwəlândər*** (pl.) Wiesengrund (Gross-Schogen), *Hôflândər* Ried (Deutsch-Zepling).

****Hofstatt***, magy. *Hóstat* Stadtteil in Klausenburg: *a hóstádiak* die Bewohner dieses Stadtteils.

Hofſtellen, ***də ąlt He°fštâln*** („die alten Hofstellen", die einst hier standen, als das Dorf weiter abwärts lag) Ried (Minarken). Vgl. Kirche (s. d.).

Höhe, ***Hî*** f. Anhöhe: *än dər H.* (in der Höhe) Ried (Tschippendorf): *u dər Hî* (Petersdorf); *ąndər dər Hî* (unter der Höhe) Ried (Treppen); *händər dər Hî* (hinter der Höhe) Ried (Schönbirk), *Hoi* f. Anhöhe: *ąf dər Hoi* (Bootsch).

*Hohenberg, s. Hahnenberg.

Höhengraben, ***Hîgru^{a}m*** m. (Tschippendorf).

Hohenrain, ***um hunnə Rê*** Ried (Weilau).

Hoher Berg, ***hû^{i} Bi^{ä}rich*** m. hoher Berg (Mettersdorf).

Hohes Ufer, ***huch Obər*** n.: *um huchn Ôbər* Ried (Bistritz). Vgl. O. N. Hannover = (am) hohen Ufer (ndd. over).

Hohe Warte, ***hui Wu^{a}rt*** f.: *of dər hu^{i} W.* Ried (Lechnitz).

Hohlbrunnen, ***Hôləbrąnn*** m (Nieder-Eidisch).

Holfkər (pl. dem) ein Ried (Ober-Eidisch).

Hölle, ***Hâl*** f.: *än (an) dər Hâl* Ried (Jakobsdorf, Tekendorf, Weilau [Weinhalde], Heidendorf Birk [*ąf dər Hâl*]). Vgl. Jaad s. d.

Höllenbrunnen, ***Hâlər Brąnn*** m. Feldbrunnen (Weilau).

*Höllenrain, ***um Hâlnrê*** ⏑ – ⏓ Bergried (Tekendorf).

*Höllenſtümpfchen, ***Hâlər Štämptchər*** (pl. dem.) Ried (eig. Baumstümpfchen in der Birker „Hölle" s. d.) (Birk).

Holunbergraben, ***(äm) Holtərtgru^{a}m*** m. (Tschippendorf).

*Holzbaumgarten, ***Holzbąngərt*** m.: *äm H.* (Ackerland) (Pintak).

Holzgaſſe, ***Holzgąss*** f. (an

deren Ende das Holztor [s. d] stand, wornach die Gasse wahrscheinlich ihren Namen hat) (Bistritz).

Holzteile, ***Holzdêln*** (pl): *än H.* Ried (Schönbirk, Windau).

*Holzteilenrech, ***Holzdêlnrâ'ch*** n Berg (Schönbirk).

Holztor, ***Holzdôr*** n. (einst von der Ledererzunft verteidigtes, schönes, grosses Stadttor am Ende der Holzgasse): *beim H.* Ortsbezeichnung (Bistritz).

F. N. ***Holztræger,*** ss. *Holzdrâ'jər* (Jaad, Treppen, Bistritz), urk. Holcztreger 1412 (Bistritz) = mhd. holztreger „calo".

Hômann m.: *äm H.* ein Tal (Tschippendorf).

Homməsch Fûrt f. ein Ried *(Homm* Hamm s. d.) (Ober-Eidisch).

F. N. ***Hönig*** (ss. *Hennək*) 1906, urk. Hennek 1648, Henning 1505 (Bistritz).

*Honigberg, ***Hunnichbi"rich*** m. (S-Regen), *Honchbrich* m. Berg (Bootsch). Vgl. sss. O. N. *Honigberg* (Kisch, Vgl. WB. S. 110), *Huntschrêch* (*Honigrech) n. bei Hahnebach, *Huntschbi"rich* m. (Deutsch-Kreuz) eig. ein Berg, wo wilder Honig zu finden ist.

*Honigrech, ***Hunnichrâ'ch*** n. Berg (Tekendorf).

F. N. ***Honius*** (ss. *Hunjəs*) in Jaad (lat. wie z B. Fronius, Mathesius, Schullerus u. a). Moselfr. F. N. Hohn (ahd. P. N. Huno).

F. N. ***Hoos*** in 5 Gemeinden, urk. Hos 1505 (Bistritz).

Hopfenhamm, ***Hêphôm*** m. Ried (Birk).

Hopfenreben, ***Hôpri"bn*** pl. Tal (Weilau).

F. N. ***Horeth*** (ss. *Hôrət*) in 8 Gemeinden, urk. Horeth 1700 = Horwath 1505 (Bistritz) d. h. Kroate. *-wât* — > ss. *-ət* wie in *lînwât* > ss. *Leimət.*

F. N. ***Horger*** 1906, 1700 (Bistritz), †Horriger (Deutsch-Budak).

Hornəschrâ'ch n. Berg (Weilau).

Hoschəlt: *of dər H.* ein Ried (Lechnitz). Vgl. lux. F. N. Hosch.

Hosəmu"r ⌣ ⌣ ⊥ f.: *än dər H.* Bergried (Bootsch). Vgl. ***Mu"r*** (Kisch, Vgl. WB 158) und F. N. Hoos.

Hostərt m Ried, *Hostərthäfəl* m. Hügel (Senndorf). Vgl. ss. *Häst* f. Erderhöhung (am Gartenzaun, vor dem Bauernhause, übertragen: Sitzbank vor dem Hause). Grundbedeutung: Erhöhung, vgl. ndd. dial. *histen* „hissen", engl. *hoist* „in die Höhe ziehen, aufheben". Vgl. auch aachen. *Hoost, Hust* f. Heuhaufen, Heuschober; lux. F. N. *Hostert* (häufig).

Hôtsch m.: *än Hôtsch* Ried (Mettersdorf).

Hu"sdrack m. Wald (Weilau).

Hubbər: *af dər Hubbər* Ried (Birk).

*Hübscher Busch, ***hesch Basch*** m. Wald (Weilau).

F. N. ***Hügel*** (ahd. P. N. Hugilo); dazu F. N. Higler 1762 (Bistritz).

Hügel, ***äm Häffəl*** Wald (Schönbirk).

*Hülchenrain, ***um Hiltchirê*** n. Ried (Windau).

Hüle, (DWB.): ***Hill*** f. Einsattelung zwischen zwei Bergen (mhd. *hül*[we] f., ahd. *huliwa* f. Sumpf, Pfütze, moselfr. *Hill* f. Hohlweg): *u dər Hill* Flurname (Bistritz, Dürrbach, Baierdorf); *än krąmm Hiln* ⌣ ⌣ ⌣ Wald (Mettersdorf). *Hiltchi* n. (dem.): *ąf dəm H.* Bergried (Windau). Vgl. *Huele* f. vom Rhein überschwemmter und während dieser Zeit der Viehweide überlassener Platz (Grimm, D. Weistümer, 1, 483).

****Hülenberg,*** *Hilnbi*ʳich* m. Berg (Weisskirch).

*Hündchen, ***Häntchi*** n.: *um H.* Bergried (Bistritz).

*Hund erfroren, ***äm Hąndərfrôrn*** (Heidendorf), *um Hąndərfrôrn* Riede (Treppen). Vgl. sss. Flurnamen *Hangdərfru'rən* m. (Heltau).

*Hundert Hügel, ***də hąndərt Häffəl*** Bergried. (Vgl. sss. O. N. Hundertbücheln [Kisch, Vgl. WB. 112]) (Wermesch).

*Hundsrück, ***Hąntsräck,*** *Hąntsərack, Hąntsräck* m. (Baierdorf, Dürrbach, Pintak, Kyrieleis, Nieder-Eidisch, Bootsch, Jakobsdorf, St.-Georgen, Birk): *ąf əm H.* Ried. Näheres: Kisch, Vgl. WB. 112. Vgl. sss. *Hangsräck* m. (Reps, Hermannstadt) Hundsrück (häufiger rhein. Flurname) = Rücken des Hundes, vgl. Flurnamen „Geissrücken", „Katzenbuckel' usw. Auch *Huntsərack* m. (Lechnitz, Jakobsdorf).

Hüne, ***Hei*** m.: ***um Hei*** Ried. (Vgl. nösn. *Heimêt* f. Hünenmaid [sagenhaft]) (Gross-Schogen). In Tschippendorf befinden sich auf der Weinbergshöhe zwei grosse Steine, die von der Hünenmaid *(Heimêt)* in der Schürze hingebracht worden sind (Tschippendorf).

*Hünenhaupt, ***Heihêft*** n. Ried (Gross-Schogen).

Hünenmauer, ***Heimauər*** f. bewaldeter Bergrücken (Weisskirch).

Hünennabel, ***Heinu*bəl*** m.: *am dn H.* (um den H.) Ried (Gross-Schogen).

Hünentrappe, ***Heintrąpp*** f.: *bei dər Heitrąpp* (ss. *Trąpp* f. Fusspur) Bergried (Heidendorf). Sagenhaft: Fusspur der von Berg zu Berg schreitenden Riesen, Hünentritt.

****Hünische Kirche,*** *bei dər heinəschər Kirich,* Ried auf einem Hügel (Dürrbach). Vgl. mhd. *hiunisch* (adj.) zu *hiune* m. Riese.

F. N. ***Hunnebecher*** 1786 (einer aus Hahnebach, ss. *Hunnəbich*) (Bistritz)

F. N. ***Huprich*** in Birk und

Deutsch-Zepling. Vgl. lux. F. N. *Huperich.*

*Hürde, *Hûərt* f. Ried (ss. *Hûrt* f. Flechtwerk, mhd. hurt) (Jaad).

D. N. *Hurtich* in Jaad.

F. N. *Huss,* (Bistritz, S.-Regen). Ahd. P. N. Huzzo.

*Hüterweg, *Hautərwêch* m.: *qndər-əm H. (Hautər* m. Hutmacher [mhd. huotære]) Ried (St.-Georgen).

F. N. *Hutter* 1505 = mhd. *huotære* Hutmacher (ss. *Hûtər*) (Bistritz).

**Hutselwiese, Hätzəlwiss* f. (Jaad). *Hätzəl* (bistritz. *Hâzəl*) m. Grille. Näheres: Kisch, Vgl. WB. 104.

F. N. *Hwn* 1505 (ahd. P. N. Huno) (Bistritz).

F. N. *Hyrth* 1505 (Bistritz).

I.

O. N. Idécspataka, s. Eidischbach.

F. N. *Ihm* (in St.-Georgen) = ahd. P. N. Immo.

F. N. *Imbert* (in Ober-Neudorf) = ahd. Immo (ss. F. N. Ihm s. d.) + -ber(ah)t.

F. N. *Imhof* 1505 = im Hof.

D. N. *Inosch* = ss. *Innqsch* (in Kallesdorf) = magy. *inas* Lehrling.

F. N. *Intscher* (in 6 Gemeinden) = einer aus *Intsch* (s. d.) d. h. Szász-Encs.

F. N. *Ipp* in Mettersdorf. Näheres: Kisch, Vgl. WB. 114.

O. N. *Ipp,* magy. Ipp, rum. Ipu, im nordwestl. Siebenbürgen (bei Szilágy-Somlyó). Näheres: Kisch, Vgl. WB. 114.

F. N. *Irger* 1505 (ss. *Irjər)* = mhd. *irher* Weissgerber (zu ss. *Irich* [mhd. irich] weissgegerbtes Leder).

**Irəschtal, Irzəsch Du'ln* ⏑ ⏑ ⏑ Ried (Heidendorf).

**Irəeschteile, Irzəsch Dêln* ⏑ ⏑ ⏑ Ried (Heidendorf).

J.

O. N. *Jaad, Jôt, Gôt, Gâ't,* die Gemeinde Jaad = rum. slav. *iad* „Hölle", eine für die Gründung dieser, einst in der Nähe des grossen Jaader Waldes liegenden Gemeinde charakteristische Bezeichnung. Vgl. den häufigen ss. Flurnamen *Hâl* (s. u. Hölle). Slav. *iad* oder ad (bulgar.) = griechisch Ἅδης (Unterwelt). Der urk. Name *„de Venatione"* 1332—37 (Mon. Vat. Hung. I, 97) ist eine etymologisierende Umdeutung des gelehrten Schreibers in Anlehnung an „Jagd",

mhd. jeit (venatio). Vgl. den urk. lat. Namen von Gross-Schenk „magnum propinatorium“ (sog. Mönchsetymologie). Gegenwärtig ca. 1096 Sachsen.

F. N. ***Jager*** (N.-Eidesch).

T. N. ***Jakob,*** Koseform *Jokəp* (Weilau) *Kôbi, Ke°bi, Kôbi* (Minarken, Tatsch) = (Ja)cobi ⌣ ⌢ ⌣. F. N. Jakob in Tekendorf und Weilau (*Jokəp*), vgl. urk. F. N. Jacob 1521 (Bistritz), *Jacobus,* s. de Ercuntino (Mon. Vat. Hung. I, 93), Jacobus plebanus de Vermus (a. a. O. 100).

O. N. ***Jakobsdorf,*** ss. *Jockəsdrąf, -drəf: zəm J.* (in J.), magy. Szász-Szent-Jakab, rum. Sân Jacobu, bei Lechnitz gelegen (auf Komitatsboden, im Szolnok-Dobokaer Komitate), urk. (Mon. Vat. Hung. I, S. 100) 1332—37 villa Jacobi, 1440 Zenth Jakob, 1456 Zenthiacob, 1681 Szász-Szent-Jakob, 1830 Jakobsdorf, rum. Sinjacobu. Sz. D. v. VI, 352. Zuerst (1336) im Besitze Hennyngs von Bistritz. Erster bekannter Pfarrer *Bernhard: *Bernardus de villa Jacobi* (a. a. O.). Gegenwärtig ca. 392 Sachsen.

Jakobsfels, *Štênəštê* m. (*Steinaustein) Petersdorf.

O. N. Jára, s. *Gârə.*

F. N. ***Jekeli,*** gen. zu sss. F. N. Jekelius, Latinisierung zu ss. T. N. Jekel 1416 (Bistritz) = moselfr. *Jêkəl,* Koseform für Jakob (dem.). Dazu F. N. Yeckler 1521 (patronym. er-Ableitung).

T. N. ***Johann,*** Koseformen *Hanni,* Hanzi(chi), *Hąnzi, Hannes, Hunzi, Honnəs, Hutzi* (Deutsch-Zepling), *Hitzi* (Ober-Eidisch), *Hunnəs* (Mettersdorf), *Hanzo* (Klein-Bistritz). Vgl. urk.: Johannes, s. de villa Moneri (Minarken): Mon. Vat. Hung. I, S. 93, Johannes, s. de Pintuch (Pintak), a. a. O. 93, Johannes, sacerdos de Drad, d. h. Dedrad (Deutsch-Zepling), a. a. O. 93, Johannes, pl. de villa Paganica (Heidendorf) a. a. O., S. 97, Johannes, s. de Konteluky (Kinteln s. d.) a. a. O., S. 100, Johannes, pl. de Idech Superiori (Ober-Eidisch) a. a. O., S. 104. Johannes, s. de Hospitali (Nieder-Wallendorf = untere Vorstadt von Bistritz) a. a. O., S. 97, Johannes, pl. de villa Sancti Georgii (St. Georgen) a. a. O., S. 104, Johannes de Zevzarma (Weisshorn s. d.) a. a. O., 104. Dazu D. N. *Hanni beim Dôr* (Deutsch-Budak).

O. N. ***Johannisdorf*** (Bielz 461): 1. ss *Gehąnnes (mər wôrn zəm G.),* rum. Sân-Ioana, magy. Szent-Iván, urk. St. Johannes 1332—37 (Mon. Vat. Hung. I, S. 100), 1532 (Honteruskarte) S. Jo(hanne)s, bei Gross-Schogen. Erster bekannter Pfarrer: *Henricus,* sacerdos de Sancto Johanne. Dazu: *də Gəhąnnəsər Du°r* ein Ried (nach *Du°r* f. „Darre“, weil hier Zwetschken gedörrt werden), daher scherz-

hafte Antwort auf die Frage *„wu°r gêst də?“* (wohin gehst du?): *„wu°r? än də Gəhąnnəsər Du°r“*; 2. ist *Gəhąnnəs* der ss. Name für Vajda-Szent-Iván bei Sächsisch-Regen. Vgl. moselfr. O. N. *St. Johann* (Kreis Mayen, Eifel). Auch moselfr. heisst Johann *Gəhannəs*. Näheres: Kisch, Vgl. WB. 117 (Johannisberg).

O. N. *„Johanniskirch* im Nösner Gelände. Nach 1646 siedelten sich in dem bis dahin deutschen Orte Walachen an und man überliess ihnen nach und nach alles“. Wolff, Mühlbacher Progr. 1880, 11. Wo lag der Ort?

*Johannisreth, *ąndər-əm Gəhunnəsrâ'ch* ein Ried (Treppen); *Honnəsrâ'ch* n. ein Berg (Windau); *Hąnnəsrâ'ch* n. Berg (Weilau).

*Johannishöhe, *(Gə-) Hąnnəshî* f. Anhöhe.

F. N. *Jonas* 1813, 1906 (Bistritz).

F. N. *Jordan* (in Jakobsdorf) = Jorendt s. d.

*Jordan-Kuhle, *Gôrnər Kaul* f. Ried (Gross-Schogen).

*Jordauer Bach, *Gôrn(ər) Bą̂ch* f. = valea Ardanului (Ardaner Tal) (Gross-Schogen).

*Jordauer Feld, *Gôrnər Fi°lt* n. Ried (Gross-Schogen).

O. N. **Jordan*, ss. *Gôrdn, Gôrn* (Gross-Schogen), urk. (Urkundenbuch) *Jordan*folua 1319, villa Jordani 1332 (Mon. Vat. Hung. I, 111), magy. Árdány, rum. Ardanu. Vgl. den zugehörigen Bachnamen *Gôr(d)nbą̂ch* f. (rum. valea Ardanului). *Jordan* ist Personenname, vgl. *Jordan*us, abbas monasterii de Clus (Urkundenbuch) 1348. *Jordan* kommt auch in Deutschland als P. N. schon im 13. Jahr. vor. Zum Lautwandel *Jordan* > ss. *Gôrden*, vgl. ss. *Gôch* = Joch, *gômern* = mhd. jâmern, *gäckn* = jucken usw. Auch der Schwund des *-d- (Gôrn* < *Gôrdn)* nach *-r-* (vor *n*) ist Regel: ss. *gəwôrn* = geworden, *wi°rn* = werden, *ermôrn* = ermorden usw. Auch der Nösner F. N. *Johrendt* mit enpenthetischem -t [wie in *Ebnt* f. Ebene, *Tôfəlt* Tafel, *U°ssəlt* Achsel usw.] gehört hieher (ohne irgendwelche Schwierigkeit). Die Einwirkung des „heiligen Flusses“ Jordan trug zur Erhaltung des altgerm. P. N. Jordanes in der Form *Jordan* bei: aus dem heidnischen *Jordanes* wurde ein christlicher Jordan(us), und der Name blieb erhalten. Vgl. moselfr. O. N. *Gorn*hausen (Kreis Berncastel). *Jordan* ist alter ss. F. N. (so in Jakobsdorf [Nösnerland] in den Matrikeln bis 1851). Ein deutscher Geistlicher dieses Ortes (Jordan) wird 1332—37 erwähnt (Mon. Vat. Hung. I, 111): *Henricus*, sacerdos de *villa Jordani*.

F. N. *Jorendt* (in 10 Gemeinden) = urk. Jordan (Jakobsdorf). Vgl. ss *gəwôrn* = ahd. giwordan (geworden), mit epenthe-

tischem -t, wie *Emt* Ebene, *Tôfəlt* Tafel usw. Vgl. moselfr. F. N. Jordan, Jor(de)ns = ahd. P. N. Jordanes < Jornandes.

F. N. *Joseph*, Koseform Jôschi (Kyrieleis) = magy. Józsi.

Judengaſſe, *Juddngqss* f. (Wallendorf).

F. N. *Jung* in 5 Gemeinden.

Jung-Herrengraben, *jąng Hi^{ä}rngru^{a}m* m. Ried (Nieder-Neudorf).

K.

Kęechəln: äm K. Weinhalde (Wallendorf).

*Käſerberg, *Kêwərbi^{ä}rich* m. (Heidendorf).

F. N. *Kaiser* 1833, Keyser 1701 (Bistritz).

O. N. Kajla, s. Kölndorf.

Kâldu m. ein Brunnen (= rum. caldu „warm“ [lat. calidus]): *beim K.* (Petersdorf).

F. N. *Kalkstein* 1700 (Bistritz).

Kâl: âf dər K. ein Ackerfeld (Jaad).

Kallenberg, *Kąlləbi^{ä}rich* ⏑ ⏑ ˊ ⏑ m. der Henyul (s. d.), urk. *Kalberg* (1532, Honteruskarte) (Wallendorf). Näheres: Kisch, Vgl. WB. 120. Vgl. *Kalləbärch* m. Berg bei Grossau. *Kall-* ist ebenso P. N. wie *Henul.*

O. N. *Kallesdorf*, magy. Arokalja. Näheres: Kisch, Vgl. WB. S. 120. Kallesdorf zählt gegenwärtig ca. 518 Sachsen Urk. 1355 Arukalia, 1388 Arokalya, 1615 Arokallja; magy 1906 Árokalja, rum. Arcalia.

F. N. †*Kallner* (Ungersdorf), D. N. *Kalnər* d. h. Kellner (Ober-Eidisch).

Kaltbrunnen, *dər kąlt Brąnn* m. (Minarken, Wermesch).

Kalte Aber, *kąld-Odər (Eodər)* f. Quelle (Weilau, Lechnitz).

Kalte Eichen, *də kąld-Êchn* Ried (Heidendorf); *(an dər) kąld-Êch* - ˊ Ried (Lechnitz, Kallesdorf).

Kalter Graben, *kąlt Gru^{a}m* m. (Schönbirk).

Kalte Rinne, *kąlt Ränn* f. Ried (Tekendorf, Bistritz).

F. N. *Kaltwasser* 1570 (Bistritz).

F. N. *Kamner* 1586 (d. h. Kammacher) (Bistritz).

Kąmpərôdər f. Quelle (Weilau). Zum F. N. Kompradt s. d.

F. N. *Kandert (Kândərt)* in 6 Gemeinden = Kon(d)ert = urk. Conrad 1705, Connerth 1800, Condert 1709, Kaundert 1620, Kandert 1906 (ahd. P. h. Chuonrât) (Bistritz). Auch *Kaundərt* (ss.).

Kanneichen, *Kąnêchn* (pl.) Ried: *zə Kąnnêchn* ⏑ ⏑ ˊ ⏑ (Pintak).

F. N. *Kanngiesser* 1700, Khangüsser 1620 (d. h. Zinn-

giesser), heute Kannheisser (vulgo *Kanneisər* ˘ – ˘) (Bistritz).

Kaute, ***Kânt*** f.: *(qndər dər Kânt, än dər Kânt)* ein Hügel (Gross-Schogen).

Kantorskaul, ***Kantərschkaul*** f. (Wermesch).

F. N. ***Kanz*** (ss. *Kânz*) in S.-Regen = Kaunz s. d.

*Kanzel, ***Kânzəlt*** f. Ried (Kallesdorf).

Kapellbrunnen, ***Kapällbrąnn*** m (Gross-Schogen).

Kapelle: ***u dər Kopâl,*** Ried (Passbusch), *Kopâlə* f. ˘ ˘ ˘ (Deutsch-Budak). Vgl *Kapäll, Kapälləbârch* m. bei Kronstadt, *kapâlnərsch Wâr* m. (Weiher) bei Keisd, *Kappəlsbârch* bei Reussmarkt.

Kapellengaſſe, ***Kopâlgąss*** f. (Lechnitz).

Kapellenrech, urk. (1622) „auf und hinter dem Kapelln-Rech", Ried (Galatz = Heresdorf); ***Kopaunərrâ'ch*** ˘ ˘ ˘ – n. Hier soll eine Kapelle gestanden haben. *Kopaunər* = *Kopaunər*, vgl. *Wu"ndrąf* = *Wu"lndrąf*, *Sänndrąf* = *Sellendorf* (Honterus) usw. (Petersdorf).

F. N. ***Kapp*** (Bistritz, Weisskirch). Kapp ist am Niederrhein Koseform für Kaspar; dazu gen. patronym. (niederrhein. F. N.) Kappes, lat. Capesius.

*Käppchen, *(ąf-əm)* ***Kâptchi*** n. Bergkuppe (Windau), *dət Wännər* (Windauer) *Kâptchi* (sagt man in Bistritz), *Kâ'ptchi* n. (Dürrbach, Bootsch, Senndorf, Wallendorf), *Kï"ptchi* n. (Treppen). Vgl sss. Flurnamen *Kapp* f. (Kastenholz).

Karlsburg, s. Weissenburg.

O. N. ****Karlsdorf,*** magy. Károlyfalva, 1750 Kárulyfalva, 1584 Karulyfalva, nach dem Gründer Karuly (Karl) benannt. Näheres: Sz. D. IV, 228.

F. N. ***Karst,*** in 3 Gemeinden, Karscht (Gross-Eidau), urk. Karst 1789, Karschtyi 1833, Karsti 1906, Karschti 1906 (Nieder-Eidisch). Karst ist auch moselfr. (nassau.) F. N.

Kartoffelhamm, ***Ɣ"ärtnässhąm*** m. (Petersdorf).

F. N. ***Kasper*** *(Kąspər)*, in 8 Gemeinden, urk. Casper 1764, Kasper 1820, Caspar 1820; dazu gen. lat. Kaspari (Jakobsdorf).

Kaſperkaul, ***Kąspərkaul*** f. Ried (Kasper ist F. N.) (Passbusch).

Kąssəl n.: *äm K.*, ein Tal (Mettersdorf).

*Kaſtell, ***Kastau*** ˘ ˘ Ried (*-au-* = *-ell-*, wie *Kopau-* = Kapelle [s. u Kapellenrech]). (Jaad).

*Kaſtellenrech, ***Kastanrêch*** ˘ ˘ ˘ Berg (Jaad).

F. N. ***Kastenhölzer*** 1709 (einer aus Kastenholz) (Bistritz).

T. N. ***Katharina,*** *Katti,* dem. *Kattichi (Kątti), Tranchn* (Klein-Bistritz), *Trinni* (Treppen), *Trentchə* (Jaad), *Trinnəschki* (Trep-

pen), *Trei* (Tekendorf), *Treintchi* (Pintak), *Träng* (Nieder-Eidisch).

Katzenloch, *Kątsəlôch* n. Ried (Tekendorf).

Katzenlochreich, *Kątsəlôchrâ'ch* n. Berg (Tekendorf).

*Katzentälchen, *(em) Katsndąltchə* m. ⌣ ⌣ ⊥ ⌣ Ried (Jaad). Nach den hier hausenden Wildkatzen benannt. Vgl. sss. Flurnamen *Kątzleng* (Stein), *Kątzkən* (Mergeln), *Härrəkatz* (Birthälm).

F. N. *Kaundert* (Petersdorf) = Kandert s. d.

F. N. *Kauns* (Petersdorf), Kauntz (Weilau) = F. N. Kunz, ahd. P. N. Chunizo.

**Kauzen:* *ən Kauzn* Ried (Jaad).

Kehre, ss. *Kîr* f. Wegkrümme: *də Jôdər (Jaader) Kîr; Kîr* f. Gassenname (Mettersdorf), *u dər Kîr* f. Ried (Lechnitz, Pintak, Heidendorf, Treppen, Tekendorf), *handər dər Kîr* Weinhalde (Lechnitz). Vgl. sss. Flurnamen *Kîr* f. (Alzen).

*Kehrgraben: *Kîrgru"m* m. (Treppen).

*Kehrländer: *Kîrlandər* pl. (zum vorigen) (Burghalle).

Kehrwiese: *Kîr(a'iss)* f. (Tekendorf). *Kîr* (Kehre) f. Wegkrümme.

F. N. *Kessler* 1703 = mhd. *Kezzelære* Kesselschmied (Bistritz).

F. N. *Keintzel (Ką"nzəl)* in D.-Zepling, †Keintzel (Weilau), Keintzel (S.-Regen), urk. (Bistritz) Kainczel 1764, Keuntzel 1672, Kwntzel 1505 (dem. zu ahd. F. N. Chunizo). Dazu Weinhalde *Keintzel* (vgl. Hermann) in Kallesdorf, ss. *Ką"nzəlt.*

O. N. *Kékes* (magy.), ss. *Kîkəsch*, urk. Kekus 1320, rum. Tiotişu (Szolnok-Dobokaer Komitat, bei Lechnitz gelegen). Magy kékes „bläulich" (angeblich nach dem dunkeln Walde so benannt [Sz. D. v. IV, 269]) (Nieder-Neudorf).

Kəlimân (ss.) ⌣ ⌣ ⊥ m., in dieser Form rum. = Calimanu, magy. Kelemen, urk. 1228 *Clementis alpes,* das Kelemengebirge südöstl. von Bistritz: *mər wôrn ąf-əm Kəlimân.*

F. N. *Keller* 1747 (Tekendorf).

Kellerfaul: *Kâldərkaul* f. Tal (Weilau).

F. N. *Kellner* 1820 (Bistritz), 1906 (Jakobsdorf), ss. *Kalnər.*

Kelp: *Kälp* f., eine Wiese (Schönbirk): *händər dər Kälp,* sss. *„für der Kelp"* (Korr.-Bl. IV, 63). Vgl. ss. F. N. *Kelp,* moselfr. F. N. *Kilp.* Hess.-nassau. *Kilp* f. heisst „Mohnkopf, Speltähre". Vgl. sss. Flurnamen *U'tich* m. (Kelling) Attich (nösn. *U"tch*). In beiden Fällen dienen Pflanzennamen als Flurnamen. Vgl. sss. Flurnamen *Kâlp* (Trappold), *Kâlpəkôl* f. (Trappold), *Kälpəsch* m. (Wald bei Pruden).

F. N. *Kempfe* (nicht ss.) 1906, urk. Kempf 1505, (ahd. Chempfo „Kämpfer") (Bistritz).

O. N. Kendi-Lóna, s. *Lônə*.

O. N. Kentelke, s. Kindeln (Kinteln).

O. N. Kerlés, s. Kyrieleis.

Kerpənjisch ⏑ ⏑ ˊ m. Wald (rum. *carpiniș* [carpinus f.] n. Weissbuchenwald) (Petersdorf).

Kerpənjischbôch ⏑ ⏑ ˊ – f. (Bach) (Petersdorf).

Kerpənjischkämp ⏑ ⏑ ˊ ⏑ (Vgl. Kumpf s. d.) (Petersdorf).

O. N. ***Kerzing*** (Bielz 447), ss. *Kärnzign* (so in S.-Regen), magy. Gernyeszeg, rum. Gernesigu, urk. Knezeg 1319, 1323, Gernjezeg 1395, westlich von S.-Regen Kerzing heisst in Deutsch-Zepling *Känzikn* ⏑ ˊ ⏑.

D. N. ***Kêsər*** (Kaiser) (Nieder-Eidisch).

F. N. ***Kessel*** (Weilau, S.-Regen). Kessel ist auch moselfr. F. N.

Keſſelberg: ***Kâssəlberich*** m. – ⏑ ˊ ⏑ Berg (Weilau).

Keſſelgrund: ***Kâssəlgrənt*** m. Ried (Dürrbach).

Keſſelkaul: ***Kâssəlkaul*** f. Tal (Weilau).

Kêsski (dem.) n.: *äm Kêsski* kleiner Graben (Heidendorf). Vgl. *Kêsəbärch* m. bei Stein.

D. N. ***Kestei*** ⏑ ˊ (= Christine) in Passbusch.

F. N. ***Kestel*** in 5 Gemeinden = Köstel. †*Kestel* (Deutsch-Budak).

F. N. ***Kestener*** 1505 = mhd. *kestener* Verwalter des Kornkastens, Rentmeister (Bistritz).

Kêwərt f.: *än dər K.* eine Gasse (Mettersdorf).

F. N. ***Kewthler*** (spr. *Kőtlər*) 1439 = Inhaber einer „Kothe“ (Bauernhaus) (Bistritz).

Kiˇsərkaul f. Ried (S.-Regen).

O. N. ***Kindeln*** (Bielz 464), ss. *Kintəln*, urk. 1279 Kendtelek, 1300 Kenteluk, 1355 Kendtelek, 1458 Kentheleke, 1612 Kendtelke, 1615 Kentelke, rum. Chintelecu (bei Ungersdorf gelegen). Angeblich = *Kendtelke* Ansiedlung des *Kend* (magy. P. N.). Unter den Besitzern werden im 13. und 14. Jahrh. Deutsche erwähnt: *Hench* Sohn, *Brendelins* von Rodna (1279) und Nikolaus, Sohn *Beneschs* (1345). Der erste bekannte Geistliche war *Johannes*, sacerdos de *Konteluky* 1332–37 (Mon. Vat. Hung. I, 100) Am Beginne des 17. Jahrh. (1622) hatte die Gemeinde noch sächsische Bewohner. Reste von der ehemaligen sächsischen Kirche, die aus Steinmaterial aufgeführt war, sind im westlichen Teile der Gemeinde noch zu sehen. Um 1715 wird durch die hier begüterten Grafen Bethlen an Stelle des ev.-sächsischen ein reform.-magyarischer Pfarrer eingesetzt. Heute sind beide protestantischen Gemeinden erloschen, das Dorf ist rein rumänisch (Sz. D. v. IV, 303 ff.). Flurnamen u. a.: *Bungărd* (= Bungard, ss. *Bąngərt* Baumgarten), *Lumptchərt* (vgl. ss *Luntchərt*, s. u.

Lampert), früher (1622): *„Müllenham,* Erbes Rech, am mittelsten Berg". Vgl Keintzel, Korr.-Bl. 1891, 100.

F. N. ***Kinn*** (S.-Regen) = nhd. F N. Künne (ahd. P. N. Kuno).

D. N. ***Kinniktris*** in Jaad

F. N. ***Kintjesch*** in Birk.

F. N. ***Kintler*** 1579, Kenthler 1505 (einer aus Kinteln s. d.) (Bistritz).

*Kippe, ss. ***Käpp, Kapp*** f. Rauchfang: *u dər Kapp* Ried (Lechnitz). Näheres: Kisch, Vgl. WB 121.

O. N. Király-Némethi, s. Baierdorf.

D. N. ***Kirbəs*** (Jakobsdorf), d. h. Kürbis.

Kirchberg, ***Kirichbi^{ä}rich*** m. (Ungersdorf, Tschippendorf); ***Kirprichrâ^{i}ch*** n. (Kirchbergrech) (Ludwigsdorf).

Kirche, ***bei dər Kirich*** (wo die Kirche einst gestanden) Flurname (Minarken); *bei dər heinəschər Kirich* (Hünenkirche) Ried (Dürrbach). Adj. *heinəsch* (mhd. hiunisch) zu *Hei* m. Hüne (s. d.).

Kirchenbusch, ***Kirichnbasch*** m. Wald (Weilau, Nieder-Eidisch).

Kirchendornen, ***Kirichndêrn*** (pl.) Ried (Ober-Neudorf).

Kirchenerde, ***Kirichni^{ä}rt*** f. Weinhalde (Moritzdorf).

*Kirchengärten, ***Kirijəgertn*** m. Tal (Weilau).

Kirchenhamm, ***Kirichnhậm, Kirichnhûm*** m. Ackerland (Minarken, Senndorf). Vgl. Hamm (s. d.).

*Kirchenkuhle, ***Kirichnkaul*** f. Weinhalde (Moritzdorf).

Kirchenland, ***Kirichnlậnt*** n. (Wermesch); *qf dən Kirichnlä^{i}ndər* (pl.) Ried (Petersdorf).

Kirchenrech, ***Kirichnrâ^{i}ch*** n. (Wermesch, Baierdorf, Pintak).

Kirchenwald, ***Kirichnwậlt*** m. (Ludwigsdorf, Schönbirk, Tschippendorf, Gross-Schogen, Moritzdorf, Kallesdorf).

Kirschberg, ***Kîrschəbi^{ä}rich*** m. (S.-Regen).

Kirschenbaumgarten, ***Kirschnbạngərt*** m. Baumgartenried (Nieder-Eidisch).

†***„Kirschenbusch"*** (1622) Wald (Heresdorf) (s. d.).

Kirschengraben, ***Kîrschəgru^{a}m*** m. (Passbusch).

Kirsch(en)rech, ***Kîrschərâ^{i}ch*** n. Berg (Passbusch).

Kirschenwiese, ***Kîrschəwîs*** f. (Passbusch).

F. N. ***Kirschner*** in 5 Gemeinden (= Kürschner).

Kirschteile, ***än Kîrschdêln*** Baumgartenried (Minarken).

F. N. ***Kirtsch*** (Kirtsch*n* Hanzi) in Dürrbach und Bistritz. Urk. Kürtsch 1701 (Bistritz). Näheres: Kisch, Vgl. WB. 126.

O. N. Kis-Budak, s. Bodesdorf.

O. N. Kis-Demeter, s. Walthersdorf.

O. N. Kis-Kristolcz, s. Christholz.

O. N. Kis-Nyires, s. **Nieresch.*

O. N. Kis-Sajó, s. Klein-Schogen.

F. N. ***Kissling*** 1710, 1906 = mhd. *kislinc* Kiesel (Bistritz).

O. N. Klauſenburg, ss. ***Klausnburich,*** rum. Cluj., magy. Kolozsvár, urk. *Clus-vár*, Klusenburg (1396). Näheres: Kisch, Vgl. WB. 128.

F. N. ***Klee*** (= ss. *Klê* Klein) in 5 Gemeinden; urk. 1788 Klee, 1762, 1784 Klii (= ss. [städtisch] *Klî* Klein) (Bistritz).

F. N. ***Klein*** (urk. Kleyn 1505) in 14 Gemeinden. Vgl. F. N. Klee.

O. N. Klein-Biſtritz, ss. ***Bästərz*** f., *Bêstərz* (so im Orte selbst), *Bîstərz* (so in Jaad), bei Honterus (1532) *dur* (dürr) *bestricz* = arida Bistricia 1508, an einem im Sommer austrocknenden Nebenflüsschen („dürren Bache") der Bistritz = urk. Bisztricza aqua 1412 = slav. bistrica „schnell" (nach dem starken Gefälle benannt): *än dər Bästərz* in Klein-Bistritz, *än də Bästərz* nach Klein-Bistritz. Magy. Asszú-(trocken)-Besztercze (1481), rum. Dorolea. Erster bekannter Pfarrer: *Hermanus* de Arida Bystricia (Mon. Vat. Hung. I, 139). Gegenwärtig ca. 526 Sachsen.

Kleine Burg, ***Klê Burich*** f. (Walthersdorf); *Klê Burich* f. ein Berg (die „Spitzburg") (Nieder-Eidisch).

Klein-Eichert, (eich + hart): ss. ***klên Âchərt*** m. (-χ-!) Wald (= kleiner Eichwald, vgl. Bloss-Eichert, s. d.) (Jaad).

Kleiner Berg, ***um klennə Berich*** Berg (Weilau).

Kleiner Grund, ***dər klê Grąnt*** Ried (Heidendorf).

Kleiner Hamm, ***klê Homm*** m. Ried (Ober-Eidisch).

Kleiner Ring, ***der klî Räng:*** *ąf-əm klinə Räng* ein Platz (Bistritz). Vgl. den Grossen Ring *(grîss Räng)* in Hermannstadt.

*Klein(es) Dörfchen, ss. ***klî Derfki*** n., magy. Mitité, rum *Mititeiu,* bei Nassod (Tschippendorf).

Kleine Wand, ***klê Wânt*** f. Ried (Schönbirk).

Kleine Wieſe, ***klä, klê Wiss*** f. (Bootsch, Lechnitz, Ober-Eidisch).

F. N. ***Kleinmann*** 1763, Kleemann 1709, Klemen 1707, Klimen 1702, Clemen 1701, Klewmen 1620, Climan 1521, Clima 1505 = ss. *Klîmə* (so heissen ss. alle Klemens und Clemens in Bistritz).

*Klein-Schogner, 41 D. N. ***Klê-Schôgnər*** (Weilau).

O. N. Klein-Schogen, ss. ***Klê (Klî) Schôgn,*** magy. Kis-Sajó, rum. Şieutiu, am Sajó (urk. Soyou, Sajo minor 1228, 1230) gelegen und darnach benannt. Die

Gemeinde ist heute rumänisch. Erster, bekannter deutscher Pfarrer 1332—37 *Chunrad*us (Mon. Vat Hung. I, S. 104, 109). Im 17. Jahrh. (1661) bestand hier eine ev.-sächsische Gemeinde (Keintzel, Korr.-Bl. 1891, S. 107). Vgl. Gross-Schogen s. d. Klein-Schogen heisst in Deutsch-Zepling *Klê Schiugn.*

F. N. Klemens, s. Kleinmann (ndrhein. *Klîməs* = Clemens.

O. N. Klicz, s. Klitz.

F. N. ***Klief*** (St.-Georgen). Vgl. lux. F. N. Cleve.

*Klingſor, ***Klängəsu'r*** m. (Weinhalde): *äm Klängəsu'r* zu mhd. klingesære m (zu ahd. chlingisôn) „Spielmann" (Mettersdorf). Ein überaus wertvoller Riedname, weil uns darin der Name des berühmten „Meisters Klingsor aus Ungerland (Siebenbürgen)" entgegentönt! Vgl. Flurname Geiger s. d.

D N. ***Klink*** in Jaad. Vgl. moselfr. (nassau.) F. N. Klink (ahd. P. N. Chlincho).

F. N. ***Klintsch*** in Birk Vgl. lux. F. N. Klen(t)sch.

O. N. ***Klitz,*** urk. 1554 Kylych, 1560 Klycs, 1591 Klich, 1607 Glicz, 1618 Klicz, 1630 Kilincz. Vgl. Sz. D. v. IV, 377. Heute: magy. Klicz, rum. Cliţu (Szolnok-Dobokaer Komitat) am grossen Szamos. Magyarisch kann der Name nicht sein (Doppelkonsonanz duldet das Magyarische im Anlaut nicht), ein rum. (Orts- oder Personen-) Name Klitz ist mir auch nicht bekannt. Vgl. moselfr. (nassau.) F. N. Klitz.

F. N. ***Klöss*** (sss.) = ndrhein. (Eupen) Klöss, Koseform für Nikolaus (vgl. Klo[o]s). Dazu F. N. Klössler (patron. Ableitung) 1702 (Bistritz).

F. N ***Kloos*** 1906 in Tekendorf, S.-Regen; 1820 in Bistritz (= Klaus < Nikolaus).

Kloosgraben, ***Klôsgru^{a}m*** m (zum F. N. Kloos) (Mettersdorf).

Kloosrech, ***Klôssirâ'ch*** n. (Treppen).

*Kloosſtal, ss. ***Klôsḍu^{a}l*** n *Kloos* ist ss. F. N. (Treppen).

*Klopfarſch, ss. ***Klopu^{a}rsch*** m. Neustift (Obere Vorstadt). Da ss. *Klopu^{a}rsch* nichts anderes heisst als *Klopfarsch, so ist es sehr wahrscheinlich, dass an dieser Stelle einst die Prügelstrafe öffentlich vollzogen worden ist (Bistritz). Imperativischer Name!

F. N. ***Klopps*** (Bistritz, Jaad), urk. Clops, Klops, Clobis 1414 (Bistritz) = gen. zu Klopp (nhd. F. N.), Koseform zu P. N. Chlodobert.

F. N. ***Klosch*** *(Klôsch)* in Dürrbach, Tekendorf, Bistritz.

F. N. ***Klösler*** in 5 Gemeinden, urk. Klössler 1702 (Bistritz). Ableitung zu Kloos.

Kloſter, ***händərnj Klûstər*** (hinter dem Kloster) Ried (Birk).

Kloſtergaſſe, ss. ***Klûstərgąss*** f. (nach einem Dominikaner-

kloster benannt, das im 16. Jahrh. noch bestand) (Bistritz).

*Klumper, ***Kląmpər*** f. Klümpchen: *ąf dər Kląmpər* Ried (Baierdorf). Dazu: *Kląmpərhâm* f. (pl.) (Baierdorf).

F. N. ***Klutsch*** in Tekendorf. Auch lux. F. N. Klutsch (vgl. ahd. P. N. Chludizo).

F. N. ***Knall*** (ss. *Knąll*) 1906, Knoll 1709 (Bistritz).

F. N. ***Knechtil*** 1454 (dem. zu Knecht) (Bistritz).

F. N. ***Knedel*** 1707 (= Knödel) (Bistritz).

Knoblauchländer, ***Knoblochlẽndər*** (pl) ein Ried (Tekendorf).

Knochengraben, ***Knôchgru^{a}m*** m. (Tschippendorf).

Knödelgraben, ***Knerlgru^{a}m*** m. (Mönchsdorf, Ober-Neudorf).

*Knopf, ***(um) Knopp*** m. Bergried (Klein-Bistritz).

F. N. ***Knövstricker*** 1700, Knöpffenstricker 1731 = ss. *Knẽfəlsträckər* Handwerker, der Kleiderknöpfe fertigt.

D. N. *Kôbi*, s. Jakob.

F. N. ***Koch*** in 3 Gemeinden. Auch lux. F. N.

F. N. ***Köch*** (Ober-Eidisch).

O. N. Köfrinkfalva, siehe Frank.

*Koleshamm, ***Koleshậm*** ⏑ ⏑ ⏓ m. Ried (Jaad). *Koləs* = *Ke^{u}ləs* = *Ku^{a}ləs* ist ss. F. N.

*Koling, ss. ***Ke^{o}länk*** f. Ried (Pintak, Schönbirk, Dürrbach, Heidendorf). Vgl. lux. F. N. *Kolling*. Vgl. sss. *Kîlunk* f. Buchenwald (Hamlesch).

*Kolingbrunnen, ss. ***Ke^{o}länkbrąnn*** m. (Heidendorf).

*Kolingbusch, ***Kôlänkbäsch*** m. Wald (Dürrbach).

Kolingloch, ***Ke^{o}länklôch*** n.: *vor-əm K.* Wiese (Heidendorf).

*Kolingrech, ***Kolənkri^{e}ch*** n. ein Berg (Nieder-Eidisch).

F. N. ***Köller*** 1906, Köler 1681, Koler 1505 = mhd. *koler, köler* Köhler (Pintak, Bistritz).

F. N. ***Kollmann*** in S.-Regen und Bistritz, urk. Kollmann 1707, Kolloman 1505 (ahd. P. N. Coloman).

F. N. ***Köllner*** 1788 (Bistritz).

O. N. *Köln, ss. ***Kelndrəf, Köllendorf*** 1605 (ein „Köllendorfius" studierte damals in Kronstadt), magy. Kajla, rum. Cailă, urk. 1332 — 1337 Kyule, erster bekannter Pfarrer „*Syfridus* (also ein Deutscher) de Kyule" (Mon. Vat. Hung. I, 102), bei Schönbirk gelegen, heute rein rumänisch. Ein „Kölner Grund" wird erwähnt als Blasendorfer Riedname 1622 (Schogener Visitationsprotokoll). Vgl. Keintzel, Korr.-Bl. 1891, 101. Blasendorf (s. d.) liegt bei *Köln-dorf. Ein Berg gegen *Kölndorf heisst in Schönbirk *Kelndrəwər Rû'ch*. Näheres Kisch, Vgl. WB. 124.

O. N. Kolosz-Monostor, siehe †Appesdorf.

F. N. ***Kolp*** 1480, Kolpp 1480 (ahd P. N. Colbo) (Bistritz).

O. N. ***Komələ̂dn*** (ss.) ⌣ ⌣ ˊ ⌣, magy. Komlód, rum. Comlodu, bei Tekendorf (Tekendorf).

*Kommeršau, ***Kommə(r)schâ*** ⌣ ⌣ ˊ f.: *än dər K.* Acker- und Wiesengrund (Birk). Vgl. moselfr.-lux. F. N. *Kommer.*

*Kommeršhöhe, ***Kommə(r)schhî*** f. (Birk). Vgl. *Kommərsêwənt* f. (Stolzenburg).

*Kommeršloch, ***Kommə(r)schlêch*** ⌣ ⌣ ˊ: *äm K.* Acker- und Wiesengrund (Birk).

F. N. ***Kompradt*** (Heidendorf) = F. N. Kamprad 1703, Camprad 1788 (Bistritz).

F. N. ***Kondert*** in Nieder-Eidisch und S.-Regen = Konnert < Konrad (s. d.).

Kondərtwîs f. Wiese (Nieder-Eidisch). Zum F. N. Kondert.

König: *än Kinnəgn* (in [den] Königen) Weinhalde (St.-Georgen).

F. N. ***König*** (ss. *Kinnək*) in Weilau, urk. 1705 in Bistritz, D. N. *Kennəng* (König) in Nieder-Eidisch.

Königs-Mathiashügel, ***Mąts-Kinnəkhäffəl*** m., auf dem König Mathias einmal eine Mahlzeit eingenommen haben soll (Lechnitz).

Königsberg, ***Kinnəgəsbi^{a}rich*** m. (Windau, S.-Regen).

F. N. ***Konnerth*** in 7 Gemeinden (vgl. Konrad, Kondert und Kandert). In den meisten Fällen wird Konnerth geschrieben, Kondert gesprochen.

F. N. ****Konrad,*** 1705 Conrad, Connerth 1800, 1906, Condert 1709, (Bistritz), urk. 1332—37 *Chunradus,* sacerdos de Sumbur (Mon. Vat. Hung. I, S. 100), de Vinda (a. a. O. 118), de Soyo (a a. O 104), de Gledyno (a a. O. 107), de Idech (a a. O. 120), s. de Boyano Superiori (a a. O. 93), Ahd. P. N. Chuonrât. F N. Kunrad 1462.

Kont f., Tal zwischen zwei Anhöhen (S.-Regen). (Kisch, Vgl. WB. 132). Vgl. Kant s. d.

Koppe, ***Kôpn*** (Bistritz), *Ke^{a}pn* Bergkoppe (Tekendorf, Mettersdorf, Kyrieleis, Minarken, Heidendorf), *Ku^{a}pn* (Treppen, Tschippendorf), *Koppm* m. (Gross-Schogen).

Koppenbrünnchen, ***Ku^{a}pnbränntchi*** n. (Treppen).

*Koppenreich, ***Kôpnrâ^{i}ch*** n. Berg (Gross-Schogen), *Koppenra^{i}ch* n. (Tekendorf).

Koppenschild, ***Koppnschâlt*** m. Weinhalde (Tekendorf).

F. N. ***Körner*** 1682, Corner 1625 = mhd. *Körner, Korner* Kornverkäufer, Kornhändler.

O. N. Körtvélyfája, s. Birnbaum.

O. N. Körtvély-Kapus, s. Birntor.

F. N. ***Kosch*** in Nieder-Neudorf, Nieder-Eidisch, Ober-Eidisch, S.-Regen.

F. N. ***Köstel*** in Minarken *(Ke'bi)* und Senndorf.

F. N. ***Kotteler*** (ca. 1400) in Bistritz = nhd. Kuttler, einer, der Kutteln (Kaldaunen, Eingeweide) verkauft, eine Art Fleischhauer.

O. N. Középfalva, s. Mitteldorf.

****Kradel:*** *Kroil* (Gemeindelagerbuch: Kroidel) Ried (Bergrücken, Ausläufer des Stubenberges) (Mettersdorf): *ăm Kr.*

F. N. ***Kraft*** in 3 Gemeinden, urk. Krafft 1709.

Krähenbach, ***Krôbậch*** f. Passbusch.

Krähenbusch, ***Kre"nbasch*** m. Wald (Kyrieleis).

Krähengrund, ***Krôgrạnt*** m. Ried (Bootsch, Gross-Schogen).

F. N. ***Kramer*** 1682, 1906 = Kræmer 1701 (Bistritz). Vgl. Kremer s. d.

D. N. ***Krastei*** (Ober-Eidisch) = Christine.

F. N. ****Kratzer*** = F. N. Crazer 1505, Cratzer 1552, d. h. Friseur.

Krausen-Rech: ***(ạndər) Krausn Râ'ch*** n. ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ ⏓ Ried (*Krausn* ist gen. zum ss. F. N. *Kraus*) (Klein-Bistritz).

F. N. ***Kraus(s)*** in 8 Gemeinden.

F. N. ***Krauss*** 1797 (Bistritz).

Krautgärten, ***Krəutgârtn*** Baumgartenried (Weilau). *Krautgârtn* Ackerland n. (Nieder-Eidisch).

*Krautholden, ***Kreitəln*** n.: *ăm Kr.* Ried (Umlautsform) Bistritz.

F. N. ***Kræutner,*** ss. *Kreitnər* (in Bootsch: ss. *Krättnər*) in 4 Gemeinden = mhd. *Kriutenœre* Kräutersammler, pharmacopola, Gemüsegärtner, urk (Bistritz) Kræutner 1700.

F. N. ***Krebelder*** in Deutsch-Zepling = nösn. *Krêwəldər,* einer aus dem *Krêwəlt* s d.

*Krefeld, ***Krêwəlt*** n. Obere Vorstadt (Bistritz). Näheres Kisch, Vgl. WB 135, vgl. auch altniederrhein O N. (um 900 n. Chr.) *Creia,* heute *Kray* (Zs. des Bergischen Gesch.-Vs, XI, 200), und *Krähwinkel* (bei Werden), die lautlich alle mit „Krähe" nichts zu tun haben. Vgl. auch niederrhein. F. N. Kreh.

F. N. ***Kreisel,*** in Bistritz, S-Regen, urk. 1760 Kreisel, 1788 Kreusel (dem. zu F. N. Kraus). Dazu die volksetymologisierende Latinisierung *Zirkuli* F. N. (Bistritz).

F. N. ***Kremer*** (ss. *Krîmər*) in 4 Gemeinden, urk. 1788 Cremer, 1505 Crimer = Kramer s. d.

F. N. ***Krestel*** in 3 Gemeinden (dem. zu Krest = ss. *Kräst* Christ).

F. N. ***Kretschmayer*** 1906, urk. F. N. Crechmer ca. 1400, Kreczmer 1514, Krechmer 1432, Krechmar 1464 (Bistritz) = mhd. *kretschmar* Schenkwirt (Bistritz).

Kretschmermühle, ***Krâtschmərmill*** – ⏑ ⏓ f. (nach der altnösn.

Familie *Kretschmer*, der diese Mühle gehörte, benannt: F. N. *Krechmer* 1432, Krechmar 1464, heute Kretschmayer = mhd. *kretschmar* Schenkwirt, zu mhd. *kretscham* Schenke (slav. krczma, woraus magy. korcsma, rum. cârciuma).

O. N. ***Kreutzer*** in 6 Gemeinden = einer aus Kreutz s. d.; die Jakobsdorfer Familie Kreutzer stammt der Familientradition nach wirklich aus Kreuz (Sajó-Keresztúr).

O. N. ***Kreus:*** 1. *êwəršt Kreiz* n., magy. Sajó-Keresztúr, rum. Christuru Şieului: *zəm (äm) êwəršt̃n Kreiz;* 2. *niddəršt Kreiz* n., magy. Csicsó-Keresztúr, rum. Christuru, *zəm (äm) niddəršt̃n Kreiz.* Erster bekannter Pfarrer (des einen oder des anderen Ortes): *Nycolaus* de s. *Cruce* (Mon. Vat. Hung. I, 126) Urk. Namensformen: 1332–37 villa de sancta cruce, 1364 Keresztwr, 1411 Magyarkerestur, 1580 Saio-Keresztur, 1615 Alsó-Kereztur, 1700 Sajo-Keresztur; magy. Sajó-Keresztúr 1906, rum. Cristur. Der Riedname „valea Breți" (deutsch: **Bretzental*) in diesem Orte deutet auf deutschen (ss.) Ursprung (Sz D. v. II, 12). Vgl. Bretzdorf (s. d).

Kreuz: ***beim Kreis*** Ried (Walthersdorf, Petersdorf, Moritzdorf); *bam Kreiz* (Jaad); *am Kreiz* Wald (Weilau); *ą̃f-əm Kreiz* (Tekendorf).

Kreuzgewanne, ***Kreizgəwą̃nt*** f. Ried (Kallesdorf, Ungersdorf).

Kreuzreck, ***Kreizrau^{i}ch*** n. Berg (Petersdorf)

Krêwəlt, s. Krefeld.

Kreuzteile, ***Kreizdêln:*** *af dn Kreizdêln* ⏑ ⏑ – ⏑ Ried (Pintak).

Kriechenbäume (ss. *Krâ^{i}ch, Krä^{i}ch* f. Krieche): *be n Krä^{i}chbâ^{i}m* Ried (Klein-Bistritz).

F. N. ***Krippes*** 1704 (d. h. Krebs) (Bistritz).

F. N. ***Kromp*** 1890 = mhd. krump (Bistritz).

*Kronenacker, ***Kru^{i}nəąckər*** m. Ried (Nieder-Eidisch).

*Krönchenhügel, ***Kruintchihaffəl*** m. (Lechnitz).

F. N. ***Kroner*** in 7 Gemeinden (auf dem Lande *Kru^{i}nər* gesprochen), urk. 1579 Croner, 1625 Cruner, 1731 Kriner, 1505 Cronner = einer aus *Cron* d. h. Kronstadt.

Kron(städt)er Acker, ***Kruinər Ąckər*** m. Ried (Birk).

Kropfbrunnen, ***Kre^{o}pbrąnn*** m. (Wallendorf).

*Krötengasse, ***Kru^{a}dngąss*** f. die heutige Alleegasse: *beim Kruądndîrl* beim Krötentor (in der alten Stadtmauer) (Bistritz).

Krückenstück, ***Kräcknštäck*** n.: *äm K.* Weinhalde (Heidendorf).

Krumm: ***äm Krąmmə*** (im Krummen) Ried (Passbusch).

Krumme Furche: ***u dər krąmm Fûrt*** ⏑ ⏑ ⏑ – Ried (Treppen).

Krumme Gewann: *än dər krąmm Gæwânt* Ried (Petersdorf).

Krummgraben, *Krąmmgru^{a}m* m. (Passbusch).

*Krummmahr, *kromm Mu^{e}r* f. Flurname (S.-Regen).

Krummseifengraben, *krąmm Seifngru^{a}m* m. (Billak).

Krummteile, *ąf dən Krąmmdi^{e}ln* Ried (Tschippendorf).

F. N. *Kuales* in 8 Gemeinden = ss. *Ku^{a}ləs* (starker gen patron. zu ss. *ku^{a}l* kahl [moselfr F. N. Kahl], vgl. *Hinzəməs* s. d. [gen. zu *Hinzəm* Heinzmann], *Telməs* s. d. [gen. zu *Telmə* Thellmann]), *Seifərts* s. d., *Klops* s. d. mit wertvollem [moselfr.] -s!).

Kualesberg, *Ku^{a}ləsbi^{ä}rich* m.: *u K.* Ried (*Ku^{a}les* ist ss. F. N.) (Windau).

Kuckəsbi^{a}rich m. Berg (ss. *Kuckəs* n. Gefängnis, eig. „Guckhaus“ d. i. Haus, aus dem man nur durch ein Guckloch heraussehen kann) (Pintak).

Kuckuckserech, *Kuckuckrêch* n. (Jaad); *Kuckuckri^{e}ch* n. Berg (Deutsch-Zepling).

*Kufenberg = „Kaufenberg“ (offiziell): *Kôfnberich* - ⏑ ⏑ ⏑ m.: *um K.* Ried (Lechnitz). Vgl. sss. Flurnamen *um Koffəgru^{e}wən* (Alzen), zu sss. *Koff* f. = Kufe.

Kugelberg, *Kuggəlbi^{ä}rich* m. (Birk).

Kugelrech, *Kuggəlrâ^{i}ch* n. (Treppen).

F. N. *Kugler* in Jaad, urk. 1317 Kwglar, 1515 Kuglar. Vgl. DWB : Kugler = *sphærista, pilarius* Ballspieler, Kegelspieler. Auch in S.-Regen F. N. Kugler 1906.

*Kuhhamm, *äm Kâ^{i}hąm* Ried (Tschippendorf).

Kuhhorn (das), *dər* (m.) *Kâ^{i}hôrn* 1. höchster Berg im Rodnaer Gebirge, 2. höchster Berg in Heidendorf. *Kâ^{i}* ist Umlautsform, *Kâ^{i}hôrn* also eigentlich = Kühhorn. Das gen. **m.** ist zu beachten (auch ndrhein. fläm. holl. ist *hoorn* m !). Dazu *Kâhêrntchə* (Kuhhörnchen) n. ein Berg bei Bootsch. Vgl. altköln F. N. (12. Jahrh.) *Kuhorn.*

*Kuhlager, *Kâli^{e}gər* f. (ss. *Legər, Li^{e}gər* f. Lager fürs Vieh). (Nieder-Eidisch.)

*Kuhlberg, *Kaulberg: *Kaulbrich* m. Berg. Dazu *Kaulbrichšpätzkə* n. (Tekendorf) Bergspitze.

*Kuhlbrunnen, *Kaulər Brąnn* - ⏑ ⏑ m. Brunnen in den *Kauln* (Nieder-Neudorf).

Kuhle, *Kaul* f. Grube (mhd. kûle): *än dər Kaul* Ried (Dürrbach, St.-Georgen), *of dər Kąl* (Jaad), *Kauln* pl. Ried (Gr.-Schogen, Lechnitz, Bootsch, Jakobsdorf, Weilau, N.-Neudorf, Passbusch, Weisskirch), *Päntschə-* (*Pintaker) *Kauln* (Wallendorf).

Kuhleurech, *Kaulnrâ^{i}ch* n.: *äm K.* (Mettersdorf, Tschippendorf), *Kaulnri^{e}ch* (Bootsch).

Kühle Rinne, *də kâl Ränn* Ried (Heidendorf): *u dər kâlər R.*

F. N. *Kühn* 1763 (ahd. P. N. Kuono) (Bistritz).

*Kühtrift, *Kâ'dräft* f. Ried (Minarken).

D. N. *Kuləschgech* (Jaad).

*Kulmberg, *Kulmbrich* m. Weinberg (Mettersdorf), *Kulm* = rum. *culme* Gipfel, Spitze, Anhöhe (lat. culmen).

Kumpənjâskə f. ⏑ ⏑ ˊ ⏑ ein Ried (rum. câmpenească [adj. f.] zum Flachland gehörig, vgl. rum. câmpie f. die Heide [ss. *Hêt* s. d.]) (Lechnitz).

Kumpf (ss. *Kąmp* m. Brunnentrog, pl. *Kämp*), *bei dn Kämp* Ried (Minarken, Bistritz, Wermesch), *bei dn Kamp* (Lechnitz), *bei dn Kämp ąf-əm Sânt* (Tekendorf), *də Kämp än dər Kôlənk* (Nieder-Eidisch), *äm Kąmp* (sing.) Ackergrund (Petersdorf).

*Kumpfgraben, *Kąmpəgru^{a}m* m. (Ludwigsdorf)

F. N. *Kunhard* 1492 (ahd. P. N. Kunhard) (Bistritz).

Kunzmann, urk. 1332 bis 1337 *Kunczmannus*, sacerdos de Gyznoyo (Mon. Vat. Hung. I, 93). Vgl. Gassen (s. d.) und F. N. Kaunz.

Kupfergipfel, *Kąffərgappəl* m. (Ludwigsdorf).

Kürbisberg, *Kirbəsberich* m.: *um K.* Weinhalde (Lechnitz).

F. N. *Kürschner* (Pellio) 1527, 1505 Kwrschner, Kürsner 1586, Kirschner 1548; lat. Pellio 1560, gen. Pellionis 1721.

Kürschnerbamm, *Kîršnərtąm* m. Zunftgarten der Kürschner (Bistritz).

F. N. *Kurucz* in Moritzdorf = magy. *kurucz* Name der Soldaten des letzten Rákóczy, eigentlich = Kreuzfahrer (lat. cruc-).

*Kurzeš Tal, *kurtsch Du^{a}l* n. (S.-Regen).

Kurzgraben, *kurtsch Gru^{a}m* m. (Gr.-Eidau).

Kuschma, *Kušchmə* f. 1. Berg (Heidendorf), 2. O. N. *Kuschma* bei Kl.-Bistritz (nach rum. *cujmă* f. Mütze, auch hier eigentlich Bergname). Vgl. Auen (s. d.). Kuschma heisst in Ober-Neudorf *Nâ'dorf* - ˊ (dagegen *Nâ'ndrəf* = Oberneudorf!). Kuschma zählt gegenwärtig ca. 94 Sachsen.

Kustûrə f. ⏑ ˊ ⏑ ein Wald (rum. *custură* f. abgenützte Messerklinge) (Ober-Eidisch).

O. N. Kyrieleis, ss. *Kirjəlä'š* ⏑ ⏑ ˊ, magy. Kerlés (am Sajó, im Szolnok-Dobokaer Komitate gelegen). Näheres Kisch, Vgl. WB. 126; Sz. D. v. IV, 311. Urk. 1332 bis 1337 *Kyrelis, Kyreleys* 1345, 1452 Kereles, 1462 Kereules, 1492 Kireles, 1616 Kerles, 1863 Szász-Kerlés. Sehr bezeichnend heisst der erste bekannte Pfarrer von Kyrieleis 1332 — 1337 *Albertus*, sacerdos de Kyrelis (Mon. Vat. Hung. I, 100), also ein Deutscher. Gegenwärtig ca. 502 Sachsen.

L.

F. N. ***Ladner*** 1505, Luadner (ss.) 1709 = mhd. *ladener* Krämer (Bistritz).

Lage, ***u dər Lậch,*** Wiesengrund (Lechnitz).

Lager, ***Legər*** f. Ried (Kyrieleis), *Leggər* f. (Minarken), *Lî'gər* f. (Jaad) Ried (eigentlich Lagerstätte des Viehes, mhd. leger). Vgl *Lâjərhâm* m. (*Lagerhamm) bei Keisd

O. N. Lajosfalva, s. Ludwigsdorf.

O. N. ****Lampert:*** ss. (städt.) *Lạmpert,* (ländl.) *Lumpert, Luntchert, Lumprich, Lạmprich,* magy. Lompért, rum Lumperdu, bei Tekendorf gelegen. Vgl. O. N. Lompért, rum. Lumperdu, im nordwestlichen Siebenbürgen (bei Szilágy-Somlyó). Lompért ist unbedingt = Lampert. Vgl auch *Lampertus,* sacerdos de Benchench (urk. 1332—37, Mon. Vat. Hung. I, S. 92). Lampert ist ahd. P. N. (Landoberht). Vgl. die westmitteldeutschen O. N *Lampert*heim am Rhein, *Lampert*sloch (Kreis Weissenburg). Auch in dem heute rum Kindeln (s. d.) findet sich ein Riedname *Lumptchərt.*

Lämpəsch, s. Lindbusch.

F. N. ***Lamprich*** 1505 = nhd. F. N. Lamprecht, ahd. P. N. Landoberaht. Vgl. Leprich, s. d. (Bistritz).

O. N. *Lạmprich,* s. Lampert.

F. N. *Lampriger* 1701, 1906 (ss. *Lạmprijər*) = einer aus *Lạmprich, Lạmpərt* = magy. Lompért. Näheres: Kisch, Vgl. WB. 139.

Land, ***lậnk Landər*** (pl.) Ried (Minarken): *bem dûdn Lânt* Ried (Klein-Bistritz): *də brêt Lêndər* Ried.

D. N. ****Landgraf,*** *Lantgrêf* (Jaad), *Lûntgrêf* (Klein-Bistritz). urk. Landtgref (Bistritz) 1620, mhd. *lantgrâve* „Landgraf", womit in einigen Gemeinden (z. B. in Tschippendorf *Lûntgrêf)* der Stuhlrichter bezeichnet wird. Steininschrift in Mettersdorf (Nr 79): *Landgreb.* D. N. *Lậntgrêf: Lậntgrêbm Michəl* (Jaad).

Landſtraße, ***Lậntštrôss*** f.: *u dər L.* Ried (St-Georgen).

F. N. ***Landt*** 1765, 1906 = ahd P. N. Lando (Bistritz).

F. N. ***Lang*** in 7 Gemeinden, urk (Bistritz) Lang 1570.

F N. ***Langbein*** 1819

Länge: ***en dər Lang*** Ried (Klein-Bistritz).

Lange Aue, ***lạng Â*** f.: *än dər lạngər A.* Ried (Pintak).

Langer Berg: „am langen Berg", Ried (Heresdorf s. d).

Lange Furche, ***lậnk Fu'rt*** - ⏑: *än dər lậnk Fu'rt* Ried (Mettersdorf, Treppen).

Lange Gewanne, ***lang Gəwậnt*** f. Ried (Jaad).

Lange Hagwiese, ***lạng Hu"chwiss*** f. ⏑ ⏑ (Tekendorf).

Lange Kraut-au, *lậnk Kraudâ* f. Ried (Wallendorf).

*Lange Lange, *long Lungə* (pl.) ein Ried (Ober-Eidisch).

F. N. *Langen* (schwacher gen. patronym.) Kallesdorf.

Lang, *än Lạngən* (in den Langen) Ried (Heidendorf); *Lungən* (Senndorf); *an dn Lạnkn* (Lechnitz); *ạndər n Lạngən* (St.-Georgen).

*Langental, *äm lungə Du^{a}l* Ried (Birk), *äm longə Du^{a}l* (Treppen).

Langer Fur(ch)ling, *lậnk Fûrlänk* m. Ried (Walthersdorf).

*Langer Wald, *lậnk W'ậlt* m (Wermesch).

Lange Wand, *lạng W'ậnt* f. ein Ried (Tekendorf).

Lange Wiese, *än dər lậnkər Wiss* (Schönbirk); *lâng Wiss* f. (Jaad).

*Langgräfengrund, *Lạnggrä^{i}bngrạnt* ⏑ – ⏑ ⏑ m. nach einem Manne benannt, der lange „Gräf" (Ortsrichter) war (Lechnitz).

Langgräfen-Martins Wiese, *Lạnggrêbnmi^{ä}rtn sei W'îs* f. ⏑ – ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ Wiesengrund (Lechnitz).

*Langhagbusch, *Lạnghu^{a}chbäsch* m. Wald (Tekendorf)

*Langhagwiese, *lậnk Hu^{a}chwiss* f. Wiesengrund (Tekendorf).

F N. *Langius* lat wie Mathes[ius], Schuller[us] (Weilau).

Langseifengraben, *Lạngəseifngru^{a}bn* m. (Jaad).

Langseifental, *Langəseifendôl* (Jaad). Vgl. Seifen.

Langteile, *än lậnkn Dêln* Ried (Walthersdorf).

Langwaldrech, *lậnk W'ậltrâ^{i}ch* Berg (Wermesch).

F. N. *Lani* 1850, 1906, Lanii 1763 (gen patronym. zu nhd F N. Lanius [lat.] = Fleisch[hau]er) (Bistritz).

F. N. *Lantz* 1820 (Bistritz) = ahd. P. N. Lanzo.

Lassbäsch m. Ackergrund (früher Wald): *äm L.* (Gross-Schogen).

F. N. *Lassel* (Gross-Eidau, Weilau), urk. Lassel 1579.

Lassels-brunnen, *Lạssəlts-brạnn* m Ungersdorf (*Lạssəl* [Lassel] ist ss. F. N.).

*Lausgipfel, *Lausgappəl* m. Berg (Ludwigsdorf).

Laushügel, *Laushäffəl* m. (Tschippendorf). Vgl. *Häffəl.*

F. N. *Lauschner* d. h. Lauscher [ss. *Laustərər*], vgl. Riem(n)er, Kam(n)er, Totsch(n)er, Bootsch(n)er u. a (Birk).

*Lauterseifenbrunnen, *Lautərseifnbrạnn* m (vgl. Seifen). *Lautər* lauter, rein, hell, klar (Mettersdorf). Vgl. Lauterburg, Lauterbach (Kisch, Vgl. WB. 142).

F. N. *Lawtenschleger* (Lautenschlæger) 1505 (Bistritz).

T. N. *Lea: Lêchi* (dem.) n. (Tschippendorf).

O. N. *Lechnitz* (offiziell), magy. Lekencze, rum. Lechința,

urk. Lekence, Lekenche 1332—37, 1355, Lechnicia 1452, Lechyncze 1472, lechnitz 1532 (Honteruskarte), südwestlich von Bistritz. Der Ortsname Lechnitz ist slav. Vgl. O. N. Maros-Lekencze, urk. 1366 Lekenche, westlich von Neumarkt, ferner: O. N. *Lechnicz* (Oberungarn, Bez. Magura), O. N. *Lekenik* (Komitat Agram). Unser Lechnitz heisst ss. *Lâ'chnz, Lau"chnz* f.: *mər fu"rn än de Lâ'chnz* wir fahren nach Lechnitz, *mer wôrn än der Lâ'chnz* wir waren in Lechnitz. Erster bekannter Geistlicher 1332—37: Johannes, plebanus de Lekenche (Mon. Vat. Hung. I, 140). Gegenwärtig ca. 1444 Sachsen.

Lechnitzer Bach, *Lau"chnzər Bôch* f. (Lechnitz).

*Lechnitzreth, ***Lau'chnsrâ'ch*** n. oder *Lau'chnzər* m. Berg: *vor-əm Lau'chnzər* (Ober-Neudorf). Vgl. Hermann s. d.

F. N. ***Lederer*** 1505 (Bistritz).

Lehm: ***äm gêln Lêm*** Waldried (Kallesdorf).

*Lehmbrünndchen, ***Lêmbranntchi*** n. Quelle (Weilau).

Lehmfuhle, ***Lêmkaul*** f.: *ɑf dər L.* Ried (Treppen).

Lehmred: ***handər dəm Lêmrauich,*** Ried (Lechnitz).

Lehmweg, ***Lêmwêch*** m.: *äm L.* Ried (Ackerland) (Petersdorf).

O. N. ***Lehr,*** ss. *Lîr* oder *Lêr* f. (in Nieder-Eidisch, Ludwigsdorf, Deutsch-Zepling): *zər Lêr* in L., magy. Lövér, rum Luieru, bei S.-Regen. Urk. Luer 1228 (villa L.). Vgl. O. N. *Lehre* (Kr. Braunschweig.) *Lehr* hat einst eine deutsche Bevölkerung gehabt (Konnerth, Deutsche Erde 1902, S. 100).

F. N. ***Leichnam*** 1454 (Bistritz).

*Leigraben, ***Lą'gru"m,*** *Lą"gru"m* (Walthersdorf, Wermesch, Passbusch). Zu ss. *Lą'*, *Lą"* m. Schieferton (mhd. leie f.). Näheres: Kisch, Vgl. WB. sub voce.

*Leigrabenländer, ***Lą"gru"mländər*** (pl.) Ried (Walthersdorf).

Leikəf: äm Le'kəwn Riedname (Mettersdorf). *Leikəf* n. Wirtshaus, zu *leikəwn* = mhd. *lîtgeben* Wein ausschenken.

*Leikuhle, ***Lą"kaul*** f. Ried (*Lą"*, gewöhnlich *Lą'* m. Schieferton, *Kaul* Kuhle, Grube). Lechnitz, Mönchsdorf.

F. N. ***Leijkoff*** 1505 = ss. *Leikəf* Wirtshaus (zu ss. *leikəwn* = mhd. *lîtgeben* Wein schenken) (Bistritz).

D. N. ***Ləimər*** (d. h. Leimer) (Passbusch).

O. N. Lekencze, s. Lechnitz.

F. N. ***Leonhardt*** (*Lenardi, Leonardi* ⌣ ⌣ ⏑ ⌣ gesprochen in S.-Regen, bezw. Jakobsdorf). Vgl. Lindert (s. d.) und urk. (Bistritz) Leonardi 1690, Leonardus ca. 1400.

F. N. ***Leprich*** in Birk und Nieder-Eidisch, urk. Löpprich 1648 (Bistritz, Gross-Schogen) = ahd. P. N. Liutberaht, wie sss. Weprich

(F. N.) = Weitbrecht (ahd. P. N. Widber[ah]t Albrich (F. N.) = A(da)lber(ah)t, Lamprich = Landber(ah)t usw.

F. N. *Leps* (ss. *Läps)* 1900, Lepps 1819 = nhd. F. N. Lips = Philippus.

Lêr, vgl. O. N. *Leer* (Ost-Friesland).

O. N. *Leresdorf, Lêrəsdrəf* (ss.). urk. 1173—96 Igalia villa, 1288 Zenthandras, 1340 Sancto Andre, 1345 Zenthandurjas, 1615 Sajó-Szent-András; magy. Sajó-Szent-András, rum. Svântulu, westlich von Bistritz, am Sajó gelegen. Bela III. (1173—96) schenkte diese Ortschaft (Igalia) an Lob und seinen Bruder Thomas (Tamás). Von Lob kam diese Besitzung auf Csoma (Chama). „Alig lehet kétség, hogy ezen Csoma utóda Viszló, kinek fia Lőrincz, fia Péter 1288-ban Szent-Andrást a Beszterczéről való s utóbb Kajlai Welkyn (Wlkyn) szász ispánnak eladta". Auf diesen „Lőrincz" geht *Lêrəsdrąf* = „villa Laurentii" zurück. Sz. D. v. VI, 31. Vgl. magy. O. N. *Lőrinczfalva* = *Lörinzdorf bei Neumarkt (s. d.) Vgl. ss. F. N. Lőrenz, urk. 1505 = Lorenz (Laurentius).

F. N. *Lewczner* (Leutschner) 1505 = einer aus Leutschau (magy. Lőcse) (Bistritz).

F. N. *Lewkew* (spr. Lőkő) ca. 1400 (Bistritz).

F. N. *Lewpold* (Leupold) 1505 (Bistritz) = ahd. P. N. Liutbald.

*Lianen, *Lâ'nə* (pl.) Ried (Walthersdorf), *ben Lâ'n* Ried (Kl.-Bistritz). Dazu: *em Lâ'ner Hamm* Ried (Kl.-Bistritz). Vgl. *Lą̂nəgrôt* m. *Lianengrat (Halwelagen).

Licht-Eichen, *lâ'cht Êchn* (pl.) Wald (Minarken, Ober-Neudorf).

F. N. *Lieb* (Billak, Bistritz), urk. Lieb 1820, Lyp 1505 (ahd. P. N. Liubo).

F. N. *Liess* 1906, urk. Loess 1505 (ahd. P. N. Liuzo) Bistritz.

F. N. *Liliencsweig* 1454. (Bistritz).

Lindbusch, *Lämpəsch* m. (Bistritz, Tekendorf, Wermesch), *Lampəsch* m. (Nieder-Eidisch, Passbusch, Bootsch, Lechnitz). Nach meiner Kenntnis dieser Riede handelt es sich hier nirgends um „Lindenwälder" (Wolff, Korr.-Bl. 1884, 86), sondern um einen *läntbäsch* = *länt* (feucht, nass) + *bäsch* (Busch, Wald). *Lindenbusch ergibt lautlich *Ländnbäsch,* wie Lindenblüte *Ländnblâ't,* Lindenbaum *Ländnbôm* usw. (nie **Läntblâ't, *Läntbôm,* also auch nicht *Läntbäsch* im Sinne von Lindenbusch, woraus allein *Lämpəsch* entstanden sein kann, vgl. *Hämpər* < hintber, *I"rpər* < ertber usw.). Tatsächlich heisst ein Lindenbusch in Baumgarten *Länjdəbäsch,* und ein Ried, wo Linden sind, in Birk *ąf dn*

Lanjdn. Vgl. *Streipəsch* (Pintak) < *Streitbäsch.*

*Lindbuſchbrunnen, ***Lämpəschbrąnn*** m. (Tekendorf).

Linde, ***af dn Lanjdn*** Ried (Birk).

F. N. ***Lindert*** in 4 Gemeinden, urk. Lindert 1848, Lendert 1764, Lennert 1722, Lenard 1581, Leonardi 1505 (Bistritz) = ahd. P. N. Leonhard *(-ndr-* < -nr- wie in Kondert s. d., Stendert s. d. u. a).

Lindholz, ***Läntholz*** ⏑ ⏑: *händər-əm Lantholz, äm Läntholz* Ried (Billak, Attelsdorf).

*Lindhüle, ***Lanthill*** f., eine *Hill* (s. u. Hüle), die *lant* (feucht, nass) ist: *an dər L.* (Passbusch).

F. N ***Lindner*** 1763 (Bistritz).

Lindſeifenbrunnen, ***Läntsîfnbrąnn*** m. (Tschippendorf).

*Lindſeifengraben, ***Läntsîfngru^{a}m*** m. (ss. *länt* feucht, nasst) (Tschippendorf). Wertvolles *-î-* = mhd. *-î-* (sîfe)!

Linnəkər Gru^{a}m m, *beim L. Gr.* Ried (Baierdorf). *Linnək* m. grosser Bohrer des Zimmermannes oder Fassbinders, mhd. lüninc, zu lun f. paxillus (Weinberg-) Pfahl. Tertium comparationis: das Einrammen, Einbohren

F. N. ***Linnert*** in Jakobsdorf und Mettersdorf = Lindert s. d.

Linzergaſſe, ***Linzərgąss*** f. (Mettersdorf).

F. N. ***Linzich.*** So heisst in Bistritz die Familie (Bürgermeister) Sadler: schon 1705 urk. „Sadler oder Lintzig genannt", Lintzig 1574, Lenczig (Senndorf) 1492 = Lenzius (Latinisierung von Lenz = Koseform für Lorenz < Laurentius). Lenzius: Lenzich = (An)tonius: Tonich (Tonch) 1586, Apollonius: Plonich (Plonijus) 1572, Ægidius: Gillich u. a. Vgl. Sadler s. d.

F. N. ***Lirner*** 1581 = mhd. *lernaere* Schüler (vgl. ss. *lîrn* lernen und lehren) Bistritz.

Loch, ***Lôch, Le^{ə}ch*** n. Ried: *äm Lôch* (Wermesch, St. Georgen, Weilau, Klein-Bistritz, Heidendorf, Ober-Eidisch); vgl. *Lôchbäsch* m. Wald (Reussen, Stolzenburg); *Lôch* f. Feldteil (Halwelagen). Näheres: Kisch, Vgl. WB. 145.

Lochberg, ***Lôchbi^{ə}rich*** m. (St. Georgen).

F. N. ***Lochner*** in 5 Gemeinden, urk. Lochner 1705, Lohnar 1464 zu *Lôch (Rākəschlôch)* = mhd. *lôch* Wald.

Lochrech, ***Lôchrâ^{i}ch*** n. Berg (Pintak).

Lochwald, ***Lôchwąlt*** m. (St. Georgen).

Lôfəl m. Flurname (Waltersdorf). Vereinsarchiv 1863, S. 387.

Löffel: ***äm Lâfəl*** Wiesengrund (Wallendorf). Vgl. Löffelbusch = *Li^{ə}fəlbäsch* m. (Mediasch).

Lohmühle, ***bei dər Lûmill*** Ried (Bistritz).

F. N. †***Lokner*** in Kuschma. Offenbar aus Ober-Neudorf einge-

wandert, wo ebenso wie in Passbusch und Bootsch *Lôk* = „Loch“ ist.

O. N. Lompért, s. Lampert.

O. N. ss. ***Lônə*** (so in Schönbirk), magy. (Kendi-) Lóna, rum. Luna, im Gebiete des kleinen Szamos, oberhalb von Klausenburg gelegen. Davon lautlich nicht zu trennen ***Szász-Lóna,*** rum. Luna, am kleinen Szamos, oberhalb von Klausenburg. Ich halte *Lóna* für die magy. Entsprechung eines deutschen Namens. Lóna (ss. **Lônə*): *Lochnen = Bonyha (ss. [reen.] *Bôchnə*): Bachnen (s. d.) — Auf *Lochnen deutet der nösn. F. N. *Lochner* (urk. Lohnar); vgl. nösn. F. N. *Nierescher* (s. d.): Szász-Nyires, nösn. F. N. *Fenser:* Szász-Fenes, F. N. Bachner: Szász-Bonyha u. a — Moselfr. *Lôch*, *Lô* (mhd. lôch) heisst Wald. Vgl. nösn. Waldnamen *Râkəsch Lôch* (bei Jaad). Ndl. O. N. *Lochem* < Lochheim (Provinz Gelderland, bei Zütphen). Auch Bachnen (s. d.) geht auf *Bachheim zurück. Vgl. rum. O. N. Bazna (ss. *Bąsən*) < *Basheim (moselfr. O. N. Baasem < Basheim). Auch bei Thorenburg liegt ein (Aranyos-) *Lóna,* am Aranyos.

Longəlbrôch ⏑ ⏑ ⏓: *äm L.* Ried (Wallendorf).

F. N. ***Löprich*** = Leprich s. d. (Ober-Eidisch).

F. N. ***Lorenz*** = Laurentius, *Lîrnz* (S.-Regen), *Lêrnz* (Deutsch-Zepling). Vgl. köln. *Lõr* (Koseform) Lorenz.

F. N. ***Lörenz*** in 6 Gemeinden (ss. *Lêrnz* und *Lîrnz*), urk. (Bistritz) F. N. Lörntz 1505 = Laurentius (Bistritz) 1475, 1332—37 Laurentius, s. de villa Briccii (Bretzdorf s. d.): Mon. Vat. Hung. I, 92.

Lorenzrech, ***Lorinzə-ri*ch*** ⏑ ⏓ ⏑ – n. Berg. Vgl. rum. *Liorinţu* ⏑ ⏓ ⏑ = magy. *Lőrinczfalva* (s. w. von Neumarkt). S.-Regen.

*Losau, ***Lôsə*** f. *(də grûss L., də klî L.)* Ried. Es handelt sich wie bei „*Loshalden“, Los-„teilen“ um Gründe, die einem bei der Aufteilung durchs Los zufielen (Losgründe; Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer 534) Walthersdorf.

*Löschkaul, ***Lâschkaul*** f. Ried (mit Vertiefungen). Lechnitz. Vgl. ss. *Lâschkaul* f. Vertiefung vor dem Backofen, in der die aus dem Ofen fallenden Kohlen gelöscht *(gəlâschn)* werden.

*Losshalden, ***Lôssəldn*** n. = *Schâdnseit* (Schattenseite) + *Sunnseit* (Sonnenseite) Ried (Lechnitz).

*Losshalden-Brunnen, ***Lôssəlndər Brunn*** m. (Lechnitz).

Lostelle, ***Lôsdêln*** (Minarken), *Lôsədêln* (Walthersdorf).

Lotz, *Lutz* f. oder *Lotzbâch, Lutzbâch* eine Aue, ein Bach (S.-Regen, Bootsch, Deutsch-Zepling): *ąf dər L.* Urk. *Lyuch* 1228 (fluvius).

*Lotzrech, ***Lotzri*ch*** n. Berg (S.-Regen).

O. N. Lövér, s. *Lêr.*

F. N. ***Löw*** in 6 Gemeinden.

F. N. ***Luckes*** in 4 Gemeinden; urk. Luckes 1707, Lukes 1505, Lucas 1703 (Bistritz).

Ludrichbrunnen, ***Ludrichbrąnn*** ⏑ ⏑ ⏓ m. (Mettersdorf).

F. N. ***Ludwig*** 1906, 1800 (ahd. P. N. Chlodowig); lat. Ludovicus 1524 (Bistritz).

O. N. ***Ludwigsdorf*** (offiziell), ss. *Ludesdref, Lusdref, Lutzdrəf,* magy. Ludvég, rum. Lugigu, bei Tekendorf. Urk. Ludvig (Mon. Vat. Hung. I, 130) 1332, villa Ludovici 1332 .... Ludwig ist häufiger ss. und moselfr. (lux.) F. N. Erster bekannter Pfarrer: *Henczmannus,* sacerdos de villa Luduici (Mon. Vat. Hung. I, 138). Ludwigsdorf zählt ca. 167 ss. Seelen. Vgl. O. N. Ludwigsdorf, ss. *Luddəsdrąf* (oder *Kirlibâbə* ⏑ ⏑ ⏓ ⏑, rum. Chirlibaba, magy. Lajosfalva, an der goldenen Bistritz (Bukowinaer Grenze). So in Tschippendorf. Wohl zu unterscheiden vom vorigen O. N.! Die deutschen Bewohner dieses Ortes sind nicht S. Sachsen, sondern als Bergleute eingewanderte Zipser.

F. N. ***Luft*** in Ober-Eidisch (früher auch in Heidendorf).

F. N. ***Lukas*** (ss. *Luckəs*) = Luckes s. d. (Wallendorf).

F. N. ***Lukesch*** (in Mettersdorf) = Luckes; vgl. Dienesch = Dienes.

D. N. ***Lumm*** (ss. *lumm* lahm) in Nieder-Eidisch.

Lummərštn: *am L.* Weinhalde (Lechnitz).

Lunggə f.: *an dər L.* (rum. *lungă* die lange) ein Wald (Lechnitz).

D. N. ***Lunk Stê-Mi͡ertn*** ⏑ – ⏓ ⏑ (Langer Stein-Martin) Nieder-Eidisch.

F. N. ***Lupinus*** 1657 (in Bistritz) = Wolf s. d.

F. N. ***Lurts*** (in S.-Regen) = ss. *lurz* linkhändig. Näheres: Kisch, Vgl. WB. s. v., Korr.-Bl. 1907, 1 fg.

D. N. ***Lustich*** (Ober-Eidisch).

D. N. ***Lusdrəwər*** (Ludwigsdorfer) (Tekendorf).

F. N. ***Lutsch*** 1906, 1505 in 6 Gemeinden = nhd. F. N. Lutz, ahd. P. N. Hlu(di)zo.

*Lutſcheurech, ***Lutschnrâ͡ich:*** *ąf-əm L.* (Mettersdorf). *Lutsch* (= nhd. Lutz, Koseform zu Ludwig) ist ss. F. N. Vgl. Fritschenbusch.

M.

F. N. *Mächəl* (= Michael). (Birk.)

Mädwäsch m. Wiesen- und Ackergrund bei Birk = magy. O. N. *Medves* (*medve* Bär) in Ungarn, *Nagy-Medves* (Eisenburger Kom.). Anders Schuller, Vereinsarchiv 1863, 392 (zu mhd. *mit vist* gestellt).

F. N. *Magareyer* 1704 (Bistritz) = einer aus Magarei (bei Agnetheln).

F. N. *Magddyer* 1505, Magyar 1579 (Bistritz) = Magyare.

O. N. Magyar-Bölkény, s. Birk.

O. N. Magyar-Fülpös (Nagy-Fülpös), s. Fläps.

O. N. Magyar-Nemegye, s. *Nindrəf*.

O. N. Magyaró (Mogyoró), s. Haseldorf.

O. N. Magyar-Régen, s. Regen.

F. N. *Mai* (Weilau). Ebenso lux. F. N.

O. N. Maier, ss. *Meier* (rum. Aussprache), in Tschippendorf und Mettersdorf ss. *Mąrhêf*, rum. Maieru, unterhalb von Alt-Rodna, also auf ältestem deutschem Kolonistenboden. Vgl. Schanz, Benesch, Alt-Rodna. Die rum. Mundart hat die alte Aussprache bewahrt. Magy. (offiziell): Major.

Maierhöfe, *händər (d)n Mąrhêf* (hinter den Maierhöfen) Flur in der Nähe der Stadt (Bistritz). *Mąrhôf* m. Meierei (mhd. meierhof). Vgl. Maier s. d.

Mä'snəsch Kaul f.: *än dər Mä'snəschər Kaul* Ried (Heidendorf).

O. N. Major, s. Maier.

O. N. Matendorf (Bielz, S. 533), ss. *Mâkndrąf* (so in Tschippendorf), magy. Makód, rum. Mocodu, bei Nassod gelegen. Vgl. sss. *Mâkəndərf* (magy. Moha) bei Reps. Näheres Kisch, Vgl. WB. 148.

O. N. Makód, s. Makendorf.

O. N. Malomárka, s. Minarken.

F. N. *Mandt* (ss. *Mânt*) in 4 Gemeinden = ss. *um Ânt* am Ende. Vgl. nhd. F. N. Mende = am Ende (Grenzboten 1879, S. 329). Dass Mandt (nhd. Mende) = *um Ant* (am Ende) ist, geht aus dem Walthersdorfer D. N. *Pittər Mâk* = *Pittər um Âk* (Peter am Eck) deutlich hervor. Ebenso Neppendorf = in Eppendorf.

F. N. *Mänyes* (Birk) = nhd. F. N. Meines (gen. patron. zu F. N. Mein < ahd. P. N. Meino < Magino). Vgl. F. N. Mineges s. d.

T. N. *Margarete, Gretchen: † Margrit* ⏑ ⏓ (Bistritz), *Gritchi* (allgemein), *Gitti* (Mettersdorf), *Grêtchn* (Kl.-Bistritz).

O. N. *Margrethen* (Sz. D. v. VI, 365; cons. statist. topogr. S. 179), ca. 1330 terra sanctæ

Margarethæ, 1405 Zenthmargytha, 1495 Zentmargita, 1553 Zenthmargytha, 1830 Szent-Margita, Margrethen; rum. Sân Margita, magy. Szent-Margita, am grossen Szamos bei *Nieresch (Szász-Nyires) gelegen.

T. N. *Maria: Mərichi, Məriki(chi), Minni, Mannachən* (N.-Eidisch), *Mąrichən* (N.-Eidisch), *Manichə* (Birk), *Mərichn* (Kl.-Bistritz), *Mərickichə* (Jaad).

D. N. *Maria-Dummməs* (Jaad).

*Marienwald, *Märgəwąlt* ⌣ ⌣ ⌢ m. Wald (Jaad). Vgl. moselfr. *Märjəbilt* Marienbild, sss. O. N. Mergeln = urk. Mergendhal 1342, rum. Mergindal = Mariental. Näheres Kisch, Vgl. WB. 149, 154.

F. N. *Markeler* (ss. *Markəl)* in Mettersdorf (-er Ableitung zu urk. F. N. Merkil ca. 1400, Markell [Markell] 1477 = dem. zum ahd. P. N. Marko).

*Markt, *Mu^{e}rk* m. S.-Regen (in Deutsch-Zepling): *äm M., än M., auss-əm M.*

*Marktweg, *Mu^{a}rkwêch* ein Ried (Ober-Eidisch).

Marmarosch. Die Marmarosch heisst nösn. *dər ąlt Mêrəsch* (der alte Marosch), rum. *Maremures* (= *mare* gross + *Mureş* Marosch), im Gegensatz zum siebenbürgischen *Mêrəsch,* rum. *Mureş* (Marosch) mit deutlicher Beziehung auf das grosse „Gewässer" (indogerm. *mar)* der Marmarosch, die Theiss. Vgl. Marosch s. d.

Marosch (magy. Maros): Μάρις (Herodot IV, 49), Strabo Μάρισος, Jordanes *Marisia,* Constantinus Porphyrogenitus: Μόρησος, Urkundenbuch (1218—1415) *Morisius,* Moros, *Mors, Morus, Marysius,* Marusius, Morusius, Moros, Morus, ss. 1532 (Honteruskarte) *Merisch,* heute *Mîrəsch, Mêrəsch,* rum. Mureş, d. h. Wasser, Fluss (indogerm. Wz. mar), ältester geographischer Name Siebenbürgens. Näheres J. Wolff, Vereinsarchiv 1882, S 19. Der Fluss hat seinen Namen von einem indogerm. Volke erhalten. Vgl. ss. (nösn.) *dər ąlt Mêrəsch* die Marmarosch: *um ąldn Mêrəsch* in der Marmarosch. Mit lat. *margo* (Grenze) hat *Marosch* nichts zu schaffen (anders S.-D. Tageblatt, 18. Okt. 1906, S. 3).

Marosthal, *Mîrəschdu^{a}l* n. (Birk).

O. N. Maros-Vásárhely, s. Neumarkt.

F. N. *Martelmäss* 1906 (= Bartelmäss s. d.) in Jaad und Bistritz (ss. *Mu^{a}rtəlmêss*).

F. N. *Martin,* Koseformen *Mi^{ä}rtn, Me^{a}rtn,* dem. *Mi^{ä}rtchi, Tinni, Me^{a}rtchn; Mąrzi* (Tekendorf), vgl. F. N. Marzi (s. d.).

F. N. *Martini* (gen. patron. zu Martinus) Kallesdorf.

*Martinsbrunnen, *Mi^{ä}rtchibrąnn* m. (Bistritz). *Mi^{ä}rtchi* = Martinchen.

O. N. *Martinsdorf* (Bielz 457), magy. Soós-Szent-Márton,

rum. Sân-Martinu, bei S.-Regen. Modern.

D. N. *Mârzər* (Ungersdorf) = Moritzdorfer (s. d.).

F. N. *Marzi* 1906 (Kallesdorf), 1833 (Bistritz). Vgl. lux. F. N. Marcy.

F. N. *Marzloff* in Bistritz = ahd *Marizo* + *-lof* = *(w)olf*, vgl. F. N. Bertloff 1521 = Bertolf 1346 (ahd. P. N. Beraht[w]olf).

*Maßholdergraben, ss. *Mâssoltərtgru^{a}m* m. (Passbusch). *Mąssoltərt* m. Feldahorn (mhd. mazalter).

F. N. *Mathes* (ss. *Mąttəs*) in Tekendorf, Lechnitz und Mönchsdorf.

F. N. *Mathesius* (Bistritz) 1906, 1763, gen. Mathesi 1833, lat. zu sss. F. N. Matthes = Mathias.

T. N. Matthiaš, *Mąttəs, Mątzi, Matzi, Mätzkə, Matzkn, Mątz.* Matthias heisst in Jaad *Matz: Matzn Gritchə; Metzkə: Brischn Metzkə.*

Mątschəbi^{ä}rich ⏑ ⏑ ⏓ ⏑ m. Berg (Senndorf).

Mâtschərt m. Ried (Senndorf). *Mâtschərt* ist Umlautsform zu dem in *Mątschəbi^{ä}rich* steckenden *Mątsch-* (P. N.?), und *-ərt* ist = mhd. *hart* Wald, vgl. *Jetschərt, Binkərt* u. a.

O. N. Matthesdorf (Szolnok-Dobokaer Komitat), ss. *Mątzdrəf, Mąttəsdrəf,* magy. Szász-Máthé, rum. Matheiu, bei Wermesch gelegen. Urk. 1391 Mathe, 1700 Szász-Mate, 1830 Mathesdorf. Die ältesten Bewohner des Dorfes waren Sachsen (Sz. D. v., V, 148), heute ist der Ort rumänisch. Im 16. Jahrh. werden Deutsche als Bewohner genannt. V. A. V, 261.

F. N. *Matthesius* 1906 (Heidendorf, Bistritz). 1763 Mathesius, lat. zu F. N. Mathes = Mathias.

F. N. *Maucksch* 1870, 1702 = sss. Mucksch 1475 (zum nhd. F. N. Muck, Mauk) Bistritz. Vgl. moselfr. F. N. Mauck, Muck.

Mauer: *händər dər Mauər* (hinter der Mauer) Raum zwischen der Stadtmauer und der ersten, dieser parallel laufenden Reihe von Gärten, Höfen, Häusern (von Goethe [z. B. im Faust I] „Zwinger" genannt). Bistritz.

F. N. *Maurer* in 4 Gemeinden.

D. N. *Maurzər* (in Ober-Eidisch) = Moritzdorfer s. d.

O. N. *Maušdorf, ss. *Mausdrəf, Mäosdrəf* (so in Deutsch-Zepling, Bootsch), magy. Erdő-Szakál, rum. Secalu, bei S.-Regen gelegen. Urk. Zakal 1228. „Erdő-Szakal hat eine deutsche Bevölkerung gehabt" (Konnerth, Deutsche Erde, 1902, 100). Der Name „Bartdorf" (Bielz 459) für diesen Ort ist eine moderne Übersetzung des magy. Szakál (Bart).

*Mäuslergaſſe, *Meislərgąss* f. (Mettersdorf).

F. N. *Mayblumm* (ss. *Mą̈-blâm*) 1787 (Bistritz).

F. N. *Mebriger* 1700 = Mehburger (bei Reps) Bistritz.

F. N. *Medwischer* 1700, Midwescher 1704 (Bistritz) = ss. *Midwəschər* Mediascher.

D. N. *Meiər* (Passbusch). Vgl. F. N. Meier 1820 (Bistritz).

O. N. *Meisterhausen* (Bielz 459), magy. Mesterháza, rum. Mesterhaza, bei S.-Regen. Modern.

F. N. *Meldt* (ss. *Mält*) 1763, Myldt 1521 = mild.

F. N. †*Melner* in Petersdorf, urk. (Bistritz) Müllner 1701, Mülner 1505, Müller 1707 (mhd. *mülnaere* Müller).

F. N. *Meltser* (ss. *Mälzər*) 1764 (Bistritz) = mhd. mulzer (Umlautsform = *mülzer), sss. urk. Mulzer, Mülzer, d. h. Brauer.

F. N. *Menhart* (Menghardt) in Kuschma, urk. 1332—37 Menhardus, s. de villa Pagani (Mon. Vat. Hung. I.) = nhd. F. N. Meinhard, Megenhard, ahd. P. N. Maginhard. Vgl. lux. F. N. Menard.

Menſchenhaupt, *Mäntschnhêft* n. Wald (Heidendorf).

F. N. *Mentsner* 1705 (Bistritz) = Mainzer (urk. Mentz[n]er).

*Merlau, *Mi̯rla* f.: *än dər Mi̯rla* Ried (Wallendorf) Vgl. moselfr. *Mi̯rl, Merl* f. Amsel = rum. mierlă f. Amsel (lat. merula).

*Merlaugraben, *Mi̯rla-gru̯m* m. Graben (Wallendorf).

O. N. Mesterháza, s. Meisterhausen.

O. N. *Mettersdorf,* ss. *Mättərschdrąf, Mättəschdrəf,* magy. Nagy-Demeter, rum. Dumitru, urk. Demetrii villa 1317—20, Noghdemeter, Demether 1366—1380, Naghdemeter, Dimetrium magnum 1412—14, *metersdorf* 1532 (Honteruskarte). Erster bekannter Geistlicher: Nycolaus de villa Demetrii (Mon. Vat. Hung. I, 118). Mettersdorf = Dorf des *Metter*, ss. F. N., Koseform zu Demetrius, wie Hannes < Johannes, Theiss < Matteis < Matthias usw. Abfall der ersten Silbe infolge der Accentuierung: ˘ ˊ ˘ ˘ (Demetrius) > ˊ ˘ (Metter). Mettersdorf zählt gegenwärtig ca. 1457 Sachsen.

O. N. Mező-Örményes, s. Armenisch.

T. N. *Michael,* Koseformen *Micki, Michəl, Misch, Mischi, Mickichi, Machəl (-ch-* wie in *ich* gespr.), *Mächəl, Mischkə, Mitschi, Mischko* (magy. Miska), *Mickəltchə.*

O. N. *Michelsdorf,* ss. *Mächelsdrąf, Machəlsdrəf,* rum. Sân-Mihaitelicu, magy. Szász-Szent-Mihálytelke, bei St. Georgen, urk. villa Michaelis 1332—37 (Mon. Vat. Hung. I, 93). Erster bekannter Geistlicher: *Henczmannus* de villa Michaelis (a. a. O.). Henczmannus erscheint 1505 in Bistritz als Henzmann, 1703 als Hentzem, 1850, 1906 als *Hinzem* (ss. *əm* = Mann, man [in tonloser Silbe]).

Mächelswiese, *Mächəlnæviss* f. (Mettersdorf).

F. N. *Miess* in 6 Gemeinden, urk. Myes 1503 < sss. *Bartləmîs* ⌣ ⌣ ⌢ (ndrhein.) < Bartholomæus.

O. N. *Mikeldorf* 1532 (Honteruskarte), magy. Puszta-Szent-Miklós, rum. Sân-Micleuşu, unterhalb von Klausenburg.

D. N. *Millərsch - Timməs* (Jaad).

D. N. *Milnər* (Müller) in Mettersdorf.

F. N. *Mineges* in Tekendorf (ss. *Minəgəs*) = gen. patronym. zu **Minnək* = sss. F. N. *Mennənk* (Menning), vgl. nösn. *Kinnək*, gen. *Kinnəgəs*; -ing Ableitung zum ahd. P. N. Menno = Meino, Koseform zu den mit ahd. magin- zsgs. P. N. Maginhard, Maginold usw. Vgl. sss. F. N. Menne(n)ges, lux F. N. Menn(ingen). Vgl F N. Mänyes, s. d.

F. N. *Minarckner* 1722, Mwnorkner 1620 (Bistritz), D. N. *Minârknər* (ss.) m. ⌣ ⌢ ⌣ in Windau.

O. N. *Minarken* = Müllenarken (Näheres: Kisch, Vgl. WB. 156). Erster, bekannter Geistlicher 1332—37: *Ulricus* (Ulrich) plebanus de Molnark (Mon. Vat. Hung. I, 118). Minarken zählt gegenwärtig ca. 286 Sachsen. Minarken kommt nicht von „Monor" (S.-D. Tageblatt, 18. Okt. 1906, S. 3), womit es nichts gemein hat.

Minarkner Wäldchen, *Minârknər* (⌣ ⌢ ⌣) *Waltchi* n. (Ober-Neudorf).

O. N. **Min(der)dorf*, ss. *Minderdref*, *Mindrəf* (so in Passbusch), rum. Monoru, magy. Monor, urk. villa Moneri 1332 (Mon. Vat. Hung. I, 93). Vgl. O. N. (vläm.) *Minder*hout (d. h. Minderholz) in Belgien, F. N. *Mindorf* in Luxemburg. Erster bekannter Geistlicher Johannes 1332—37: s. de villa Monery (Mon. Vat. Hung. I, 130). Die „villa Moneri" ist nicht „Münzdorf (Mönchsdorf)" — wie Wolff, Mühlbacher Progr. 18, 26 vermutet — sondern Monor.

*Min(der)dorfer Steg, *Mindrəwər Štˇch* m. Wald (Weilau).

Misch-Kaul f. Tal. (Weilau). *Misch* ist ss. Koseform für Michael.

Mittelbusch, *Mattəlbasch* m. Wald (Weilau).

O. N. **Mitteldorf*, ss. *Mättəldrəf*, urk. um 1300 villa *Mytteldorf* (so in Schönbirk), (Urkundenbuch I, 585: Kuzepfolu); magy. heute (offiziell) Középfalva, rum. Tiuza, am rechten Ufer des grossen Szamos gelegen. Mitteldorf war, wie auch magyarischerseits zugestanden wird (Sz. D. v. IV, 504), eine sächsische Gründung. Es gehörte zum Besitze der Adelsfamilie Brendolin von Rodna, deren Sohn *Hencz* 1279 Burgvogt von Ofen war. Die Glocken der sächsischen Kirche sollen an die Reformierten übergegangen sein.

*Mittelfeld: *äm mättəln Fˇlt* Ried (Petersdorf).

Mittelgewann, *Mettəlgəwą̊nt* f. Ried (s. Gewann). Jaad, Jakobsdorf.

Mittelrech, *Mättəlsrech* n. Wald (Nieder-Eidisch), *mättəlst Rą̊'ch* n. (Wallendorf).

Mittelriegel, *Mättəlsriggəl* m. Bergrücken (Windau). *Riggəl* m. kleine Anhöhe, steiler Absatz eines Berges (mhd. rigel).

Mittelrücken, *Mättəlräck* m. Weinhalde (Tekendorf).

F. N. *Moisch* in Tekendorf und Bootsch. Lux. Mois, Maisch.

Moldau, *Moldə* f. nicht nur die heutige Moldau, sondern auch die [ehemals zur Moldau gehörige] Bukowina: *än Molnər Kâ* ein „Moldauer" (Bukowiner) Kuh.

F. N. *Moler* (ss. *Môlər*) 1505 d. h. Maler (Bistritz).

F. N. *Molner,* urk Moldner 1505 (in Passbusch, Bistritz, Mönchsdorf) = Moldauer s. d.

F. N. *Mommerd* 1621 (ahd. P. N. Muniberaht, nhd. F. N. Mommert).

F. N. *Monch* 1906, 1765 (ss. *Muntch*), Monich 1505, Münich 1416 (Bistritz) = mhd. *munich, münich* Mönch. Vgl. sss. *Mûntch*-bäsch (Pruden), *Mûnt*sch(h)*əldən* (Halvelagen) = *Mönchhalden.

O. N. *Mönchsdorf* (offiziell), ss. *Minzdrəf.* Näheres: Kisch, Vgl. WB. 157. Vgl. Münzloch (s. u.). Mönchsdorf zählt gegenwärtig ca. 389 Sachsen.

O. N. Monor, s. Minderdorf.

O. N. Monosfalu, s. *Monostər.*

O. N. *Monostər* (ss.) ⌣ ⌣ ⌣ (so in Deutsch-Zepling), magy. Monosfalu < Monostorfalu, rum. Morereni.

Moor, *Mu^{a}r* f. Weinhalde (Senndorf), *an dər Mu^{a}r* Ried (Weilau), *ą̊f dər Mu^{a}r* Ried (Treppen). Vgl. *môrich Gru^{a}wən* m. (Moorgraben), Michelsberg. Näheres: Kisch, Vgl. WB. unter *Mu^{a}r,* 158.

*Moorberg, *Mu^{a}rbrich* m. Weinhalde (Mettersdorf).

*Moorbrunnen, *Mu^{a}rbrą̊nn* m. (Mettersdorf, Treppen). Zur Etymologie von *Mu^{a}r* f. vgl. Kisch, Vgl. WB. 158.

Moorchen (dem.), *Mârchi* (dem.) n. Ackerland (lautlich mhd. *muor* entsprechend), Senndorf. Vgl. *Mârchən* n. (Feld bei Keisd), *Mâr* Acker, Wiesen, Waldgrund bei Tekendorf (V.-A. 1863, 391), Wald bei Gierelsau, Feld bei Trappold.

F. N. *Mori* (urk. More). Vgl. ss. *More* m. ⌣ ⌣ Spottname der Zigeuner (nach dem zigeunerischen *dick more!).*

O. N. *Moritzdorf,* ss. *Mârz, Maurz, Mą̊rz,* magy. Arany-Szász-Móricz, rum. Moruz, urk. ca. 1278 Mowruch, Maruch 1332—37, latinisiert villa Marci (Mon. Vat. Hung. I, 111: erster bekannter Geistlicher: *Henricus* [also ein Deutscher]), 1496 Morocz, 1511 Morycz, 1577 Morics, 1615 Moricz, 1830 Moritz, Mauritz. Aus „Moritz"

kann ss. lautgesetzlich nie *Mârz* etc. werden. Dagegen vgl. sss. F. N. *Morcz*(en Caspar) [Müller, Sprachdenkmäler 47], ahd. P. N. **Marizo**, nhd. F. N. *Merz* (Umlautsform), welch letzterem unser ss. *Mârz* lautlich genau entspricht, vgl. ss. *Gâr(t)kummər* (mhd. gerwekamer), *Ârbəs* (mhd. erbeiz, Erbse), *Gârtn* (Gärten), *Bârt* (Bärte). Näheres: Sz D. v. V, 197 (wo Moritzdorf als sächsische Gründung bezeichnet wird); Kisch, Vgl. WB. 157; Wolff, Mühlbacher Progr. 1880, 27). Moritzdorf zählt gegenwärtig ca. 203 Sachsen.

*Marmorrodung, *Marməlsrot* Ried (Pintak). Vgl. ss. *Marməlštê, ə marmələn Štê* Marmorstein.

Moschile (pl.) ˊ ˘ ˘ (rum. *moş* m. Greis, Grossvater) Ried (Kallesdorf).

F. N. *Mösel* in 5 Gemeinden (in Minarken: *Mêsəl* gespr.); urk. Moesel 1763 in Deutsch-Budak, 1705 (Mősell) in Bistritz = dem. zum F. N. Mős, s. Miess.

F. N. *Moser* (ss. *Muˇsər*) in Weilau, Birk, Gross-Eidau, urk. Moser 1720, Maser 1720. Näheres: Kisch, Vgl. WB. unter *Muˇsər* S. 159. Bistritz.

F. N. *Mösler* in S.-Regen; -er Ableitung zu Mösel s. d.

F. N. *Möss* in S.-Regen = sss. Mees = Miess s. d.

F. N. *Mots* in Ober-Eidisch (ahd. P. N. Mozo).

Muˇrtnəshâmwaltchi n. Wäldchen (Petersdorf). *Muˇrtnəs* ist F. N. (vgl. sss. F. N. *Buˇrtməs* < *Bartholomäus* und nösn. F. N. *Muˇrtəlnês* < Bartholomäus). Zu *-hâm* vgl. Hamm s. d.

Muˇrtnəshôm m ˘ ˘ ˊ: *äm M.* (s. Hamm) Ried (Petersdorf).

O. N. *Muˇsdrəf* (ss.), magy. Harasztos, rum. Harasteşu, bei S.-Regen gelegen (D.-Zepling) Der Name „Trassten“ (s. d.), den Bielz (S. 459) für diesen Ort anführt, ist = Oláh-Újfalu bei S.-Regen.

D. N. *Muˇsər* in Birk = ss. *Muˇsər* Soldat (Kisch, Vgl WB. 159).

Mühlbach, *Millbâch* f. (Moritzdorf).

Mühlbornen, *Milldêrn* (pl.) Ried (St.-Georgen).

Mühle, *ąlt Mill* f. Ried (Ober-Neudorf), *bei dər Mill* Ried (Tschippendorf), *beim Miltchi* (dem.) Ried (Minarken).

Mühlgasse, *Millgąss* f. (Bistritz).

Mühlgraben, *Millgruˇm, Millgruˇbn, Milləgruˇbn* (Ludwigsdorf, St.-Georgen, Birk).

Mühlhamm, *Millhâm, Millhâm, Millhôm* m. (Bistritz, Lechnitz, Treppen, Heidendorf, Kallesdorf, Minarken, Walthersdorf, Deutsch-Zepling). S. Hamm.

Mühlhammbach, *Millhâmbâch* f. (Walthersdorf)

Mühlhammgraben, *Millhâmgruˇbn* m. (Treppen).

Mühlhammgrund, *Millhąmgrąnt* m. (Walthersdorf).

*Mühlrech, *Millrâ'ch* n. Berg (Wermesch).

Mühlwehrgasse, *Millwi"rgąss* f. (Bistritz).

Mühlweiher, *Millwâr* m Baumgartenried (Weilau).

Mühlwiese, *Millwiss* f. (Wermesch).

F. N. *Mühsam* (ss. *Mùsəm)* in Birk und S.-Regen.

Mulde (ss. *Mâlt* f.), *Mâltchi, Mâltchə* (dem.) n. Ried (Dürrbach, Birk). Vgl. sss. (Stolzenburg) *Moiltschən* n. Flurname. Dazu *Mâltchərêch* n. Berg (Birk).

Muldenbrunnen, *Ma"ltbrąnn* m. (Heidendorf).

F. N. *Müller* (ss. *Millər)* in 10 Gemeinden (ss. *Milnər* in Tatsch, Tekendorf, Treppen). Näheres unter *Melnər* s. d.

F. N. *Müller: Millə(r)sch Zimmə* Simon Müller (Jaad).

*Müllseifen, *Mällseifn* m. Berg (Gross-Schogen). Vgl. flandr. *mul* pulvis, moselfr. *mell* weich, mürbe, ss. *mällərn [Mällərhâ'chi* n.] die Erde lockern (lat. [terram] mollire), nhd. Müll n. „zerfallende Erde"; sss. *Mällseifen* (Michelsberg).

F. N. *Münz* in S.-Regen. Vgl. Mönchsdorf s. d.

F. N. *Münzer* („Mẅnzer") 1505 = mhd. *munzer* monetarius, Geldpräger, Geldwechsler (Bistritz)

*Münzloch, *Minzlôch* n. ein Tal (Kyrieleis). Vgl. *Minzdrəf* (Mönchsdorf) s. d.

Muschəbi"rich ⏑ ⏑ ⏓ ⏑ m. Berg (Mettersdorf).

N.

Nêchsthi"lt f. Halde (S.-Regen).

Nâdəsch Wiesengrund (Ludwigsdorf). Vgl. magy. nádas Röhricht, Rohrgebüsch.

O. N. **Nadesch,* ss. *Nu"dəsch,* magy. Oláh-Nádas, rum. (lautlich entsprechend, vgl. Rodna [s. d.] = rum. Rogna) Nagişu in der S.-Regener Gegend gelegen (Birk) Vgl. magy. nádas Röhricht

O. N. Nagy-Bun, s. Bun.

O. N. Nagy-Demeter, s. Mettersdorf.

O. N. Nagy-Ernyé, s. *Âm.*

O. N. Nagyfalu, s. Grossendorf.

O. N. Nagy-Ida, s. Gross-Eydau.

O. N. Nagy-Krisztólcz, s. *Christholz.

O. N. Nagy-Nyires, s. Nieresch.

O. N. Nagy-Sajó, s. Gross-Schogen.

F. N. *Nasswetter* in Deutsch-Budak (†), Klein-Bistritz, Walthersdorf 1906, in Bistritz 1704. Vgl.

nhd. F. N. Kühlwetter, Schönwetter u. a.

F. N. *Nakesch* 1906 *(nâkəsch)* in Wermesch, 1706 Neckisch in Bistritz.

Naſſe Gewann, *nąss Gəwûnt* (Mettersdorf), *nąss Gəwą̂nt* f. (Pintak), *nass Gəwą̂nt* (Jaad) Riede.

O. N. *Nąssndref, Nossndrəf,* rum. Naseudu, magy. Naszód, nördl. von Bistritz. Zu slaw. *noss*[en] „Ort mit vorspringendem Berg" (wozu die Lage stimmt).

O. N. Naszód, s. *Nąssndrəf.*

Natterngraben, *Nôtərngru"m* m. (Ober-Neudorf). Dazu der Ober-Neudorfer Riedname: *täschn (dn) Nôtərngrâm.*

F. N. *Neber* in Birk.

O. N. Necz, s. Netz.

F. N. *Neckel* (ss. *Näckəl)* 1906, 1705 (Bistritz), urk. 1569 Nykol, Nikol (sss.), 1505 Nicloss, 1332—37 Nycolaus, pl. de villa Latina (Wallendorf): a. a. O. 98; Nycolaus, pl. de villa Demetrii (Mettersdorf): Mon. Vat. Hung. I, 97; Nycolaus, pl. de Venacione (Jaad): a. a. O. 97; Nycolaus, de villa Rapularum (Rübendorf): a. a. O. 93. Nycolaus, s. de villa Principis *(Pränzdrəf):* a. a. O. 93; Nycolaus, s. de Uis *(Eisch):* a. a. O. 100; Nycolaus, s. de Regun (S.-Regen): a. a. O. 93; Nycolaus, s. de Philpus Minori *(Fläps):* a. a. O. 93; Nycolaus, de Ida (Gross-Eidau): a. a. O. 107. Hiezu F. N. Nicolai (gen. patron.) 1710.

O. N. *Némethy,* Szamos-Ujvár-Némethy (bei Neu-Schloss [Szamos-Újvár] am Unterlaufe des kleinen Szamos), d. h. „Die Deutschen von Szamos-Ujvár". Vgl. Király-Némethy (Baierdorf s. d.), Oláh-Némethy (bei Naszod), Szatmár-Némethy, d. h. „Die Deutschen von Szatmár", alle im Szamosgebiete gelegen; ferner: magy. Új-Németh, rum. Uinimetu (im Tasnáder Bezirke). Offenbar alte deutsche Siedlungen. Urk. 1332-37 Nempty, 1421 Nemethy, 1482 Oppido Nemethi, 1612 Újvár-Németi, 1754 Szamosújvár-Némethi, 1830 Deutschendorf, rum. Mintyu-Gerli. Sz. D. v. VI, 258.

*Neſſelhalden, *Nâssəldn* n.: *äm N.* Ried (Mettersdorf).

*Neſſelkaul, *Nâ'ssəlkaul* f. Baumgartenried (Tekendorf).

O. N. *Netz* (Bielz 465), ss. *Nâz,* magy. Necz, rum. Neţu, urk. Neech, Nehec 1291, 1341, südl. von Bistritz Näheres: Kisch, Vgl. WB. 162. Vgl. Bistritzer F. N. Netcz, 1505, moselfr. F. N. Netz.

Neubach: *nâ' Bąch* f. (Mettersdorf).

Neubachriegel, *Nâ'bąchriggəl* m. Ried (Mettersdorf).

F. N. †*Neubauer* in Pintak, 1701 in Bistritz.

O. N. Neudorf: 1. *Nâ' Dorf* - ˙ = Kuschma (vgl. **Aun,* s. Aue) — so z. B. in Petersdorf —,

2. *Nq'dorf* - ˊ = Tohát (rum. Teuri) — so in Tschippendorf. Vgl. Ober-Neudorf, Nieder-Neudorf.

Neue Erde, *nq̂ⁱ Iᵃrt* f. (neue Erde) Ackergrund (Senndorf). Vgl. *klîn Êrt, I'rt* (Schässburg, Hermannstadt). Vgl. *nq̂ I'rt* (Stolzenburg).

Neuer Berg, *nq̂ᵃ Berich* m. Weinhalde (Weilau).

Neugasse: 1. *êwəršt Nq̂igqss* f. obere Neugasse, 2. *niddəršt Nq̂'gqss* f. untere Neugasse (Bistritz).

Neu-Gerode, *noa Gərott* n. Ried (Nieder-Eidisch).

Neuland, *Nalq̂nd* - ˊ n. (neue Rodung) Ried (Jaad). Vgl. *nq̂ Lq̂ndən* pl. (Heltau).

O. N. *Neumarkt* (Bielz 446), ss. *nq̂ⁱ Muᵉrk* = magy. Maros-Vásárhely, rum. Oşorheiu, urk. Zekuluasarhel, Zekelwasarhel, Siculorum forum 1349—85, *Neumarck* 1532 (Honteruskarte).

O. N. **Neu-Schloss: nq̂' Schlôss* - ˊ, magy. Szamos-Újvár, rum. Gerla, am kleinen Szamos, festes Schloss, von Kardinal Martinuzzi 1542 erbaut und von Fürst Georg Rákóczi II. erweitert, gegenwärtig Gefängnis. Der Name „Neu-Schloss" ist also verhältnismässig neu. Der alte Name ist *Gerlah,* urk. 1291 Gerlahida [d. h. Gerlach[s]brücke), 1410 Gerlah, 1458 Gerlah, 1578 Gerlya, 1643 Gerla, 1721 Gerla. Das Rum. bewahrt die alte Form. Gerlah = ss. Personennamen Gerlach (Stephanus Gerlach 1433 in Hanebach [Müller, Sprachdenkmäler S. 54]), ss. Girloch 1505, heute ss. F. N. Gierlich = ahd. P. N. Gerolah, zu *gêr* Speer. *Gerlah*, das anfangs Szolnoker Burggebiet war, hat seinen Namen wahrscheinlich von dem zur Burg Szolnok gehörigen Lehensmann (várjobbágy) *Gerlah.* Sz. D. v., a. a. O. Vgl. *Gerlach*falva in der Tatra (Gerlsdorf). Zum Lautwandel Gerlach (Gerlah) > Gerla, vgl. O. N. Hanebach = rum. Hamba, O. N. Krisbach (urk. 1462) = magy. Krizba, *Limbach = magy. rum. O. N. Limba (bei Karlsburg), walach = magy. oláh (-â).

Neustift, ss. *Nq̂'štäft* f.: *ə wund- qf dər Nq̂'štäft* Platz in der oberen Vorstadt (Bistritz).

F. N. *Neuthäusner* 1701 = einer aus Neidhausen. Bistritz.

Neue Teile: *vär dn nq̂ə Dêln* (vor den neuen Teilen) Ried (Jaad).

Neuer Weingarten, *Nq̂ᵃ Wangərt* Weinhalde (Weilau).

Neue Wiese, *Nq̂ⁱ Wiss* f. (Schönbirk).

F. N. *Newnmeister* (Neumeister; sss. Newmeyster) 1419 (Bistritz).

F. N. *Newendorfer* 1505 = ss. *Nâ'ndrqwər* d. h. Neudorfer (s. d.). Bistritz.

F. N. *Neytarth* 1505 = ahd. P. N. Nidhard (Bistritz).

Nickəsch m. Wald (Tekendorf, Gross-Eidau).

F. N. *Nied* in Jakobsdorf (ahd. P. N. Nitho).

*Rieden aus, *Nidn aus* ⏑ ⏑ ⏑ ein Ried (Kallesdorf).

O. N. Nieder-Eidisch, *niddər Eidəsch,* (in Ober-Eidisch sagt man:) *Niddər Eitsch.* 872 Sachsen. Magy. Alsó-Idécs, rum. Idişu de josu.

F. N. *Niederländer* (†) in Mönchsdorf, D. N. *Niddərlandər* in Mettersdorf (d. h. ein aus dem Niederland [Südsiebenbürgen] Stammender).

O. N. Nieder-Neudorf, ss. *Nq̊ⁱndrəf* (so z. B. in Wermesch), gewöhnlich *niddəršt Nq̊ⁱndrąf,* magy. Szász-Ujfalu, rum. Ujfaleu 77 Sachsen.

*Nieder-Wallendorf, s. Wallendorf: *äm niddəršt Wuˇlndrąf; än t n. W., auss-əm n. W.*

F. N. *Nief* in 7 Gemeinden. Näheres Kisch, Vgl. WB. 163.

O. N. **Nieresch,* urk. ca. 1330, 1391 Nyres, 1456, Zaznyres, 1492 Nires, 1589 Zaznires, 1594 Zaz Nyres oppidum, 1599 Zasnires, 1615 Szász Nyires mezőváros (oppidum), rum. Nirişu, magy. *Szász*-Nyires — also eine deutsche Gründung — im Szamosgebiete bei Deés gelegen (Komitat Szolnok-Doboka). Dazu F. N. (Nösnerland) *Nierescher* 1750, 1906, F. N. *Nyirischer* 1579, *Nirescher* 1840. Heute noch O. N. ss. *Nîrəsch* für rum. Nirişu, magy. Oláh-Nyires (so z. B. in Schönbirk), urk. Nyres 1585, 1616 Oláh-Kis-Nyires. Erster bekannter Geistlicher: *Perchtoldus* sacerdos de Niris 1332—37 (Mon. Vat. Hung. I, 104, 127), also ein Deutscher (Berchtold). Näheres Kisch, Vgl. WB. 163 und Sz. D. v. IV, 262, 264.

F. N. *Nierescher* in Senndorf, †Nirischer in D.-Budak.

F. N. *Nierlich* in Ober-Neudorf, Senndorf und Bistritz 1906 (lautlich entsprechend =), sss. F. N. Nötlich; Niedlich 1705 (Bistritz).

*Nikolauswiese, *Näckəlœiskn* ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ n. (dem.). Schönbirk. *Neckel* (< Nikolaus) ist ss. F. N.

O. N. *Nindrəf* (ss), rum. Nimidea ungureasca, magy. Magyar-Nemegye, bei Naszod. *Nindref* offenbar < **Nimdref.*

Nösner Berg, *Nîsnər Bi̯rich* m. (Treppen).

O. N. Nösen, ss. *Nîsn* = Bistritz Näheres Kisch, Vgl. WB. 166. Erster bekannter Geistlicher: *Ebyrhardus* (Eberhard), plebanus de Bistricia 1332—37 (Mon. Vat. Hung. I, 97). Gegenwärtig ca. 5100 Sachsen.

*Nösner, *Nîsnər* m. Berg (Baierdorf).

F. N. *Nössner* in Weilau, Noesner in S.-Regen, urk. Nosser ca. 1400, Nössner 1505 in Bistritz; D. N. *Nîsnər* in Birk.

F. N. ***Nussbœcher*** 1906 in Bistritz und Wallendorf, 1601 in Bistritz = einer aus Nussbach (bei Kronstadt).

Nußbäume, ***än Nąssbä^{i}m*** (pl.) Weinhalde (Dürrbach), Ried *Nässbêm* (Tatsch).

F. N. ***Nussbœumer*** 1720 (Bistritz). Vergleiche F. N. Schiffbæumer.

Nußkuhle, ***Nąsskaul*** f. Ried (Ober-Neudorf).

F. N. ***Nẇdisch*** 1505 (mhd. *nîdisch* neidisch). (Bistritz.) Vgl. F. N. Neckisch.

O. N. Nyires, s. Nieresch.

O.

*Obenaus, ***Obn aus*** Ried. (Kallesdorf).

O. N. ***Ober-Eidisch,*** *ôwər Eidəsch, ûwər Eitsch.* 785 Sachsen. Magy. Felső-Idécs, rum. Idișu de susu (Ober-Eidisch).

Ober(ſt)er Baumgarten, ***îbə(r)š Bungərt*** m. Baumgartenried (Jaad).

Oberer Rohrgraben, ***ewêršt Rûrgru^{a}m*** m. (Treppen).

Ober(ſt)es Rohr, ***êwəršt Rûr*** n. (Treppen).

Obere Wieſe, ***êwəršt Wiss*** f. (Lechnitz, Wermesch, Moritzdorf, Wallendorf).

Oberhalde, ***Ôbər-hi^{a}lt*** f. Ried (Gross-Schogen).

O. N. ***Ober-Neudorf,*** ss. *Nę^{i}ndrąf, Neindərf* (so in Klein-Bistritz), urk. 1366 „Hussalseif, hodie Ujfalu", heute noch der *Hąsselseifn* (Bach). Magy. Felső-Ujfalu, rum. Uifaleu. Etwa 768 Sachsen. Erster bekannter Geistlicher: *Henricus,* sacerdos de Nova villa (Mon. Vat. Hung. I, 139).

Ober-Zepling, ***ôwər-Za^{a}plənk*** = Széplak (Deutsch-Zepling).

F. N. ***Obil*** ca. 1400. Vgl. moselfr. F. N. Obel, nhd. F. N. Öbel. Vgl. Ebel s. d.

Ochſengrund, ***Ôssngrąnt*** m. Ried (Bistritz).

Ochſenhirtenbrunnen, ***Ossnhîrtnbrąnn*** m. (Waltersdorf).

*Ochſenreich, ***Ossnrâ^{i}ch*** n. Berg (Dürrbach).

Ochſentafel, ***Ossntôfəlt*** f. Ried (Kallesdorf).

Ochſenverbot, ***Ossnvərbôt*** n. Ried (Deutsch-Budak).

*Ochshalden, ***Ôssəldn,*** *E°ssəldn* n. (*E°ss* Ochs + *əldn* [in tonloser Silbe] Halden) (Lechnitz).

D. N. ***Ôdəm*** (= Adam). (Nieder-Eidisch).

F. N. ***Offembriger*** 1505 = einer aus Offenburg (ss. **Offmbrich*) im siebenb. Erzgebirge, urk. Ovounberg, Offenburg 1325—1359, Ofemberg 1532 (Honteruskarte), magy. Offenbánya, rum. Ofenbaia.

F. N. ***Ohler*** in Tschippendorf und Schönbirk. Nhd. Ahler, ahd. P. N. Adalhari.

F. N. ***Ohlert*** 1788 (Bistritz) = nhd. Ahlert = ahd. P. N. Adalhard.

F. N. ***Ohrend*** 1700 (= Arnth s. d.) (Bistritz).

F. N. ***Oth*** 1617 (ahd. P. N. Oto) (Bistritz).

O. N. ***Oknə*** (ss.) fem., magy. Szászakna. rum Ocnița (heute rum. Dorf), bei Tekendorf. Erster bekannter Pfarrer *Helvicus* (Hellwig) sacerdos de Akna (Mon. Vat. Hung. I, 93) 1332-37. Vgl. *Oknə* f. = magy. Deés-Akna, rum. Ocnă [Deșului] (Schönbirk). *Oknə* = rum. *ocnă* f. Salzgrube, magy. *akna*.

O. N. Oláh-Bölkény s. Birk.

O. N. Oláh-Fenes s. Fens.

O. N. Oláh-Gyéres, s. Gieresch.

O. N. Oláh-Nemegye, s. *Nindrəf*.

O. N. Oláh-Némethi, s. Baierdorf.

O. N. Oláh-Ujfalu, s. Trassten.

O. N. Oláh-Nyires, s. Nieresch.

Ölbuſch, ***I^{e}lbəsch*** m. Wald (Jaad).

F. N. ***Ongerscher*** (in Wermesch) = ss. *Ąngərschər* d. h. Ungersdorfer.

O. N. Ó-Radna, s. Rodna.

F. N. ***Orels*** (in Deutsch-Zepling) = gen. patronym. zu Orelt s. d.

F. N. ***Orelt*** 1906, 1704 (s. Arlt). Ahd. P. N. Arawald (Bistritz).

F. N. ***Orendi*** 1906 (lat. gen. zum F. N. Orendius 1615 = Ohrend = Arnth s. d.). Bistritz.

F. N. ***Orgelmester*** 1505 = *Orgelmeister (Organist) Bistritz.

F. N. ***Orkeder*** 1579 = einer aus Arkeden (sss. *ôrkədən*) bei Schässburg.

O. N. Örményes, s. Armenisch.

O. N. Orosz-Borgo, s. Reussen.

F. N. ***Ort*** in Lechnitz, † in Heidendorf. Ahd. P. N. Ort = ahd. *Ort* Schärfe, Spitze (des Schwertes und Speeres).

Ôschəlrâ^{i}ch n. Berg (Ludwigsdorf).

*Oſchendorf, ***Ôschndrəf*** Ried (Gross-Schogen).

*Oſterbrünnchen: ***Ûstərbranntchi*** n. (Jakobsdorf).

F. N. ***Oswald,*** Osualdus 1432, Usselt 1581, Uhselt 1702.

O. N. ***Oswald,*** magy. Oszváły (spr. *Osswâ^{i}* ˘ -), rum. Osvaiu (*Osswâi* ˘ ˘), bei *Alparét* (*Albrecht s. d), westl. von Deés. Offenbar ein deutscher Name. *Oswald* ist als nordsiebenbürgischer (Nösner) F. N. schon 1432 *(Osuald[us])* belegt; ebenso moselfr. (lux.) F. N. *Oswald*, *Osvald*.

O. N. Oszváły, s. Oswald.

P.

Pâdrich m. Wald (Weilau). Vgl. sss. *Pądrich* m. Pfütze (nhd. [DWB.] *Pfudel* m. Pfütze).

D. N. ***Pâl*** in Jakobsdorf = magy. *Pál* Paul.

F. N. ***Pálfi*** = magy. *Pál* Paul + *fi* Sohn (Spitzname *Secui* ⏑ ⏑ [rum.] d. h. Szekler) Billak.

D. N. ***Pâli*** in Wermesch und Jakobsdorf = Koseform zu *Pâl* s. d.

Pą̂ndrəgru^{a}m m. ein Graben (Passbusch).

F. N. ***Panzer*** 1464. Vgl. magy. F. N. Pánczél (Panzer).

Paputschdä^{i}ln ⏑ ⏑ - (pl., f.) Wiesengrund (rum. *papuci* ⏑ ⏑ ⏑ Schuhe + *dä^{i}ln* Teile) Lechnitz.

Paradieß, ***Parədeis*** ⏑ ⏑ ⏑ n.: *äm P.* Waldried (Dürrbach).

O N. Paßbuſch, (offiziell), ss. ***Pôspesch,*** rum. Posmuşu, magy. Paszmos, urk. 1319 Pozpus (spr. *Pôspusch),* Pazpus 1332—37 (Mon. Vat. Hung. I, 93): ca. 435 Sachsen. Geistliche: urk. 1332 bis 1339 *Henricus* (Henrich), sacerdos de Pazpus (Mon. Vat. Hung. I, 93), *Tylmanus* (Thellmann), sacerdos de Pozmus (a. a. O. 138). Passbusch = **Pôssbəsch* = Busch des *Pôss* (moselfr.-lux. F. N.). Vgl. *Pôssən* s. d. Passbusch heisst in Deutsch-Zepling *Piussbəsch.*

O. N. Paszmos, s. Passbusch.

T. N. ***Paul,*** Koseformen *Pâl, Pâli, Pąlli* (= magy. *Pali).*

F. N. ***†Paul*** in Heidendorf, urk. 1788 Paul (Bistritz), 1332 bis 1337 Paulus de Philpus *(Fläps* s. d.): Mon. Vat. Hung. I, 92; Paulus de Sto. Johanne (a. a. O. 92); Paulus, s. de *Gerolt* s. d. (a. a. O. 127); Paulus, s. de *Ger* s. d. (a. a. O. 104). Vgl. *Pâl* m. Ackergrund bei Stolzenburg. D. N. *Paləs Mərichə* (Jaad).

F. N. ***Pauli*** in Tekendorf (gen. patron. zu Paul).

*Pauſskuhle, ***Pauləschkaul*** f. Ried (Wermesch).

*Pauſusbrunnen, ***Pâləsbrąnn*** m. (Mettersdorf).

*Pauſusei[ch]en], ***Pâləsą̂^{i}chi*** - ⏑ ⏑ ⏑ n. Wald (Mettersdorf).

*Pauſusgraben, ***Pôləsgru^{a}m*** m. (Windau).

F. N. ***Pellion*** 1906, urk. 1560 Pellio, gen. Pellionis 1721 (Kürschner) Bistritz.

Pelzbä^{i}m (pl.) Ried: *än P.* (Walthersdorf, Weilau, Schönbirk). *Pelz* f. Zwetschge. Näheres Kisch, Vgl. WB. 172.

pelzbêmən (adj.) ***Kaul*** f. Ried (Wermesch).

Pelzbêmrâ^{i}ch n. Berg (zum vorigen Worte). Schönbirk.

O. N. Péntek, s. Pintak.

F. N. ***Penteker*** 1906 (Klein-Bistritz, Ober-Neudorf, Bistritz) = urk. Penteker 1706, Pyntyger

1521, Pintacker 1702 = einer aus Pintak. Aussprache (ss.): *Päntəkər.*

Pentschəl m. Ried (Jaad).

O. N. Petele, s. Birk.

T. N ***Peter:*** Koseform *Pittər: Pitə(r)sch Michəl* (Jaad). D. N. *Pittər um Âk* (Peter am Eck), dazu *dət Pitər-um-Âktchi* die Tochter des „Peter am Eck". Auch: *Pittər Mâk* (Walthersdorf). Vgl. *Pitzi* s. d.

O. N. 1. Petersdorf, ss. ***Pâtəršdrąf,*** urk. villa Petri 1508, Peterfalwa 1521, petersdorf 1532 (Honteruskarte). Trotz der (späten, nichts beweisenden, etymologisierenden) Latinisierung „villa Petri" und Germanisierung „petersdorf" halte ich aus lautlichen Gründen *Pâtəršdrąf* für = *Patersdorf*, nach einem hier lebenden *Pater* (Einsiedlermönch), worauf die hier einst bestehende Kapelle (vgl. *Kapellenrech s. d.) hindeutet. Peter heisst ss. *Pittər*, nie *Pâtər!* Vgl. die ndrhein. O. N. *Patersberg* (bei St. Goarshausen am Rhein) und *Patersweiher* (Gen. St. Karte: Euskirchen). „Pater" ist ein in den Moselgegenden heute noch allgemein übliches Wort (z. B. in Echternach *Pôtər).* Vgl. sss. *Pâtəršwiss* - ⌣ ⌣ bei Burgberg, *Pâtəršbränntchi* (= Brünnlein) ebenda. Bewohner ca. 1035 Sachsen.

2. *Petersdorf, ss. ***Pittəršdrəf,*** rum. Sân Petru, magy. Uzdi-Szt.-Péter, in der Tekendorfer Gegend, auf der „Heide" (Mezőség) gelegen.

3. *Petersdorf, ss. ***Pittərschdrəf,*** magy. Maros-Péterlaka, bei Neumarkt (s. d.). Birk.

F. N. ***Petersberger*** in Bistritz = einer aus Petersberg (bei Kronstadt).

*Petersgrüne, ***Pittərschgrâ'nz*** f. Ried (vgl. Grüne s. d.). Baierdorf.

Petersgraben, ***Pittərsch Grêfkə*** (dem.) n.: *äm P.* ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ ein Graben (Mettersdorf).

O. N. Petres, s. Petersdorf.

F. N. ***Petri*** 1906, 1820 (Bistritz), urk. 1332—37 Petrus de Cupimo (Tschippendorf): Mon. Vat. Hung. I, S. 93; Petrus, s. de villa Laurentii (ss. *Lêrəsdrəf):* a. a. O., S. 100; Petrus, plebanus de Tripunio (Treppen): a. a. O., S. 129; Petrus, plebanus de villa Bavarica (Baierdorf): a. a. O. 97; Petrus, s. de Soyo (Schogen): a. a. O. 100; Petrus, s. de Monorous (= Sajó-Magyaros = Ungersdorf): a. a. O. 100.

O. N. ***Petz*** (Bielz 496), magy. Pecz, rum. Petiu, bei Bánffy-Hunyad. Vgl. moselfr. (lux.) F. N. *Petz, Pitz.*

D. N. *Pfaff, ss. ***Fąff*** (d. h. Pfaffe). Nieder-Eidisch. Vgl F. N. Pfaffenbruder (s. d.).

F. N. ***Pfaffenbruder*** 1602, 1702. Vgl. Teutsch, Sachsengeschichte II. A., S. 111.

Pfaffenburg, ***Fąffnburich*** f. Berg (Mettersdorf).

*Pfaffenloch, ***Faffnlôch*** ⌣ ⌣ ⊥ n. Ried (Jaad).

Pfaffenweiher, ***Fąffəwu^{a}r*** m. (Bootsch).

Pfaffenwinkel, ***Faffnwenkəl*** n. Ried (Klein-Bistritz).

Pfäffischer Meierhof, ***fąffəsch Mąrhôf*** röm.-kath. Parochialsmeierhof, in welchem Namen der Begriff Pfaffe (wie im Mhd.) ohne jede gehässige Nebenbedeutung gebraucht wird. Dasselbe gilt für die obengenannten Namen. Bistritz.

F. N. ***Pfarrer*** 1503 (Bistritz).

Pfarrerbaumgarten, ***Fu^{a}rəbąngərt*** m.

Pfarrbrunnen, ***Fąrrbrąnn*** m. (Ludwigsdorf).

Pfarrerbrünnchen, ***Fąrrərbräntchi*** n. (Gross-Schogen).

Pfarrergrund, ***Fąrrərgrąnt*** m. (Walthersdorf).

Pfarrerfaul, ***Fu^{a}rəkaul*** f. Ried (Weilau, Wermesch).

Pfarrerland, ***Fu^{a}rəlą̂nt*** n. (Wermesch).

Pfarrerrech, ***Fąrrəschrâ^{i}ch*** n. Berg (Mettersdorf).

Pfarrerwiese, ***fąrrəsch Wiss*** f. (Treppen).

Pferch, ***Pi^{ä}r*** m. (Weilau). Vgl. Schweinspferche s. d. Vgl. sss. *Pärch* m. Hürde zum Einsperren des Viehs auf der Weide.

*Pferchlinggraben, ***Pi^{ä}rlänkgru^{a}m*** m. Heidendorf (Weilau). Vgl. ss. ***Pi^{ä}r*** m. Pferch, also ***Pi^{ä}rlänk*** Pferchling (vgl. ss. *Fûrlänk* = Furchling). Vgl. nhd. (DWB.) Pferchinger (ein über einen Pferch gesetzter Viehhirt).

*Pfingstbusch, ***Fungəstbasch*** m. Wald: *äm F.* (Bootsch).

F. N. ***Pfingstgräf*** (ss. *Fą̂'stgrêf)* 1902 in Bistritz, Deutsch-Budak, Kuschma, Walthersdorf, urk. Fawnstgreb 1620, Faistgreff 1582 (in Bistritz); 1708 Pfingstgref, 1719 Faistgreben, 1742 Pfaistgreff, 1747 Pfingstgræb, 1783 Pfingstgræf (Deutsch-Budak).

F. N. ***Pflagner*** (Bistritz) = nhd. F. N. Fragner d. h. Höker, Kleinhändler (mhd. *phragner[inne]* Höker[in], ss. *Pru^{a}glər[ən]* zu *phragen* m. Markt, Handel, ahd. *phragana* f. Schranke).

*Pfudelgasse, ***Purlgąss*** f. (Vgl. rhein. *Puddəl* Pfütze, engl. *puddle)* Bistritz.

F. N. ***Philippi*** = gen. patron. zu Philippus (Bistritz).

F. N. ***Philp*** 1700 (Bistritz) = D. N. Filp (Pintak) = Philipp.

Pimperbusch, ***Pimmərbäsch*** m. ein Hagedornbusch, woher sich die Kinder Pimpernüsse (ss. *Pimmərnäss*) holen. Vgl. Korr.-Bl. 1884, 87.

1. ***Pintak,*** ss. *Päntək,* ***Pintək,*** magy. Pinták, rum. Pinticu, bei Wallendorf. 563 Sachsen. Erster bekannter Pfarrer 1332—37 *Ticzmannus,* sacerdos de Pintuk (bei

Mettersdorf genannt). Mon. Vat. Hung. I, 97. Auch ein *Friczko* de Pintuk (bei Wal[len]dorf) wird erwähnt (a. a. O. 142). Urk. auch Pentek, Penthek 1372, 1367 (Urk. Buch II.). 2. Pintak, *Päntək*, *Pantək* (Passbusch), auch *blêsch* [walachisch] *Päntək*, rum. Pinticu, magy. Szász-Péntek (bei Tekendorf). Der Name ist slav. Ursprungs: Pintak = Freitag, vgl. rum. Ortsnamen Mercurea [Reussmarkt] = Mittwoch = magy. Szerda(hely); vgl. magy. O. N. Csütörtök (Donnerstag), oder magy. O. N. Szombat (Sonnabend). Wochennamen als Ortsnamen kommen auch sonst vor, z. B. Sonntag (bei Bludenz), Sonntag (bei Sensburg, Preussen). Urk. 1292 Pentek, 1292 Pinthuc, 1320 Penthekteleke, 1482 Pynthek, 1505 Pentheuk, 1510 Pyntek, 1568 Pintek, 1570 Penthek, 1830 Péntek, Pintak (Sz. D. v. V., 421). 3. Pintak, *ăm Päntək* Ried (Heidendorf). Pintak kommt nicht von „Vinda(u)", womit es lautgeschichtlich und begrifflich nichts zu tun hat (S.-D. Tageblatt, 18. Okt. 1906, S. 3).

Pintafer Höhe, ***Päntchər Hî*** f. Anhöhe gegen Pintak (Mettersdorf).

*Pintafer Wald, ***Päntəkər Wậlt*** m. Wald (gegen [*blêsch*] *Päntək* hin, vgl. Pintak 2) (Gross-Schogen).

*Pintafer Winkel, ***Pintchəwänkəl*** n. Pintak. Vergleiche *Päntchər* m. Pintaker (Mettersdorf).

D. N. ***Pittərtchi*** in Passbusch (dem zu Peter)

F. N. †***Pittəruts*** in Jakobsdorf (= Peter, ss. *Pittər*, rum. Petruț, Koseform [dem.] zu Peter).

D. N. ***Pitzi*** in Nieder-Eidisch (vgl. sss. *Pitz* = Peter).

Plomp m: *ăm P.* Wiesengrund (Treppen).

Plopsch m. ein Ried (rum. *plopiș* n. Pappelpflanzung; *plop* m. Pappel). Kallesdorf.

F. N ***Pohl*** (ss. *Pe°l*) in Jaad und Wallendorf, urk. Pohl 1713, Pool 1710 = Pole. Als D. N. *Pôl* in Senndorf.

F. N. ***Pohl,*** *Pûl: Pûləs Zimmə* (Jaad).

Pojernitsa ⏑ ⏓ ⏑ ⏑ f.: vordere *(veddəršt)* und hintere *(händəršt)* Pojernitza (ss. *Pošchärnitsə*). Vgl. rum. *pojarniță* f. Feldcypresse, Hartheu, Johanniskraut (Bistritz).

D. N. ***Polgər*** = magy. *polgár* Bürger (Jaad).

D. N. ***Popeiər*** ⏑ ⏓ ⏑ (Birk) = Papier.

F. N. ***Ports*** in Senndorf (lautlich sehr wertvoll; Näheres: Kisch, Vgl WB. S. 117).

O. N. ****Pôsch,*** magy. Pósteleke (d. h. Pôschendorf), urk. Pouustheleke 1320, 1631 (Szolnok-Dobokaer Komitat). Eigentum der aus Kronstadt stammenden sächsischen Familie Sombor (Sommer).

Sz. D. v. V, 476. Näheres: Kisch, Vgl. WB. 175.

Pôschberg, ss. ***Pôschbi"rich*** m. Jakobsdorf. Vgl. *Pôschhalden.*

Pôschhalden (offizielle Verdeutschung „Buschental") *Pôschəldn* n. Halde (Bistritz).

F. N. ***Poschner*** (ss. *Pôschnər)* in 6 Gemeinden. Näheres: Kisch, Vgl. WB. 175.

*Posen: ***bai n Pôssə*** (pl.) Ried (Passbusch). *Pôssə* ist pl. zum moselfr. lux. sehr häufigen F. N. *Poss, Poos, Pohs* und weist auf den Gründer zurück. Darnach auch O. N. *Pôssbəsch* oder *Pôspəsch* (Passbusch s. d.) und die beiden folgenden Wörter. Vgl. *Pûss* s. d.

*Posenberg, ***Pôssəbi"rich*** m. (Passbusch).

*Posengraben, ***Pôssəgru"m*** m. (Passbusch).

Pôstər m.: *än Pôstər* (pl.) Baumgartenried (Kuschma). Zu ss. *pôstn* pfropfen (Näheres: Kisch, Vgl. WB. 175).

F. N. ***Pöllner*** in Deutsch-Zepling; D. N. *Poldnər* (Weisskirch); F. N. Polner 1505 (Bistritz) = einer aus (Gross- oder Klein-) Pold (urk. Pol), sss. *Pûlt.* Vgl. sss. F. N. Pildner *(Pîldnər).* Pöllner und Pildner sind einander entsprechende Umlautsformen!

D. N. ***Prœses*** (ss. *Prêsäs*) in Jakobsdorf.

Prall (ss. *Prąll*) in 4 Gemeinden = ndd. *prall* gedrungen, stramm.

*Pratzel, ***Prątzəl*** m. Ried (Kyrieleis).

Pratzelbrunnen, ***Prątzəlbrąnn*** m. (Kyrieleis).

O. N. *Pränzdrəf,* s. Hochfeld.

Predigtstuhl, ***Preddichštâl*** m. (Kanzel) Berg (Pintak, Minarken). Auch lux. Bergname „Predigtstuhl": *Pri"dechstull* (Kanzel).

F. N. ***Preiss*** 1906 in S.-Regen und Bistritz, urk. Preiss 1648 = ss. *Preis* Preusse.

F. N. †***Preisen*** in Deutsch-Budak (gen. patronym. zum F. N. Preis).

O. N. ***Prund,*** *Prunt: än, nô, aus Pr.* in, nach, aus Borgo-Prund (rum. *prund* Kiessand, sandiger Ort, magy. *porond).*

Prundur m. ein Ried (rum. *prund* n. Kies, sandiger Ort, pl. *prunduri).* Kallesdorf.

D. N. ***Pu"rl*** in Nieder-Eidisch.

Pûss m. oder *Pûssbäsch* m. Wald: *äm Pûss(bäsch).* Vgl. *Pôssen* s. d. (Tekendorf).

F. N. ***Puttleiner*** in Bistritz = einer aus Pudlein (Zips).

*Putzbrunnen, ***Putzəbrąnn*** m. = lat. *puteus* Brunnen (Gross-Eidau). Näheres unter *Pätz:* Kisch, Vgl. WB. 171.

R.

Rabenberg, *Ru^{a}bnbi^{ä}rich* m. (D.-Budak), *Re^{a}bnbêch* m. (Jaad).

Rabenburg, *Ru^{a}bnburich* f. (Mettersdorf).

F. N. *Radel (Rârl)* in Bistritz und Minarken (dem. [l] zum ahd. P. N. Rado).

O. N. Radelsdorf (Bielz 461), ss. *Râ^{i}dəldrəf, Ru^{a}dəldrəf, Ru^{a}rldrəf*, rum. Ragla, magy. Rágla. Urk. Radla 1319. Vgl. ss. F. N. *Radel* (dem. zu ahd. P. N. Rado). Magy. Rágla < rum. Ragla. Rum. -g- < -d- ist Regel, z. B. Rogna < Rodna, Bregi < Bréd, Brêt (s. d.).

*Rabisch, *Ru^{a}dəschrâ^{i}ch* n. Berg (Passbusch).

*Rabischch, *Ru^{a}dəschgru^{a}m* m. ein Graben (Passbusch).

O. N. Radnótfája, s. Etschdorf.

O. N. Rágla, s. Radelsdorf.

F. N. *Raidel* in 6 Gemeinden: *Raurln Micki* Michael Raidel [Lechnitz]; urk. Raidel 1763, Rewdel 1505, Rödel 1505. Bistritz. F. N. *Ra(i)del* (ahd. *Ratilo, Ralo* zu *rad, rat* consilium) = ss. *Raurl, Raul: Rau(r)ln Hanni* (so in Lechnitz). Der Unterschied zwischen F. N. Raidel und F. N. Radel ist nur orthographisch, wie aus der Aussprache hervorgeht. Vgl. Radelsdorf s. d.

F. N. *Raiger* 1800 (ss. *Râ^{i}jər*), Reiger 1710 = nhd. F. N. Rieger (ahd. P. N. Ruodiger, mhd. Rüedeger). Bistritz.

Rain, *qndər-əm Rê* (Heidendorf), *händər-əm Rê* (Schönbirk), *də Rên* (pl.) Ried (Schönbirk).

Râ^{i}jərwiss f. - ⌣ ⌢ Wiese (zum F. N. *Râ^{i}jər*). Nieder-Eidisch.

Râkəsch Le^{o}ch n., s. *Reckisch-Loch.

Rämpəsgru^{a}m m. Bächlein (Windau).

Rämpəsrâ^{i}ch n.: *qf-əm R.* Berg (Windau).

O. N. *Ranôtn* ⌣ ⌢ ⌣ heisst in S.-Regen der unterhalb von Neumarkt gelegene Ort Radnóth (rum. Iernotu) < urk. Radnolth (1391—1415), Rodnold (1312) < *Ranolt (vgl. ss. *Ranôtn* s. o.) < Arnold (Metathesis), vgl. urk. *Arnold*us, sacerdos de villa *Arnold*i 1332—1337 (Mon. Vat. Hung. I, 120), Arnolfaya (a. a. O. 93). Das alte, vokalisch anlautende ar- ist im rum. Namen Iernotu erhalten. Der Schwund des -l- vor Dental sowohl magy. als auch ss. ist häufig, z. B. *Wą^{i}derśdrəf* = Waltersdorf, magy. dial. *vót* < *volt* usw. J. Wolff (Mühlbacher Programm 1879, S. 15 und 1881, S. 26) bietet „Arnolfaya“ und „Radnótfája“ als Namen verschiedener Orte! Vgl. hiezu O. N. *Arnaville* an der franz. Mosel (bei Pagny-sur-Mouselle) < Arnoldi villa (Förstemann, Altd.

Namenbuch II, S. 106). Auch in Arnaville ist altes -l- (samt d) geschwunden (darin stimmt das Siebenb.-Moselfr. mit dem Franz. überein: franz. chaud < chald < cald < lat. calidus „warm", ss. moselfr. F. N. Obert = franz. F. N. Aubert, Oberon = Auberon = dem. (-on) zu Alber(ich) „Elfenkönig" usw.

Räuberbrunnen, ***Rêwərbrąnn*** m. (Bistritz, Pintak).

*Räuberbrünnlein, ***Rêwərbränntchi*** n. (Tekendorf).

F. N. ***Rauch*** 1700, 1906 (= nhd. F. N. Ruge, ahd. P. N. Rugo). Bistritz.

F. N. ***Rauh*** in 6 Gemeinden (in Kyrieleis *Râ* gesprochen).

*Rauhbüschelchen, ***Re°bäschəltchi*** n. - ⏑ ⏑ ⏑: *äm R.* (Dürrbach).

*Rauhe Hirschau, ***râ Hirščə*** f. Waldried (Petersdorf).

Rauher Hamm, ***Rau Hûm*** m. Ried (Wallendorf).

F. N. ***Raupenstrauch*** (Bistritz) 1700, 1906. Näheres Kisch, Vgl. WB. 181.

D. N. ***Râs*** in Passbusch = magy. *rácz* Raize (slavischer [serbokroatischer] Volksstamm im südlichen Ungarn).

F. N. ***Regius*** *(Rejus)* in Bistritz und S.-Regen = judex regius (vgl. Georg Kraus, Siebenbürgische Chronik: „regius et comes Saxonum H. C. Gottzmeister").

Rech, ***um Râ'ch*** (Heidendorf, Wermesch), *ąf-əm Râ'ch* Ried (D.-Budak), *ąf dəm gä' Rauch* (Petersdorf, Billak), *ąf dəm gêwə Râ'ch* (Senndorf), *hänn um Râ'ch* Ackerland (Weilau), *händər-əm Râ'ch* (Ungersdorf), *veddərsch Rech* n. Baumgartenried (Ober-Eidisch), *u dn Râ'chər* Wald (Weilau).

*Rechner, ***Rą'chnər*** m. Weinhalde (St. Georgen).

O. N. ***Reckenteck*** 1505 (urk.), ss. *Râkntâk*, magy. Retteg (< Reckenteck), urk. 1283 Retteg, rum. Reteagu, am Szamos (Szolnok-Dobokaer Komitat): Sz. D. v. V, 497. Näheres Kisch, Vgl. WB. 179.

F. N. ***Reckentecker*** 1505 = einer aus Reckenteck s. d. (Bistritz).

F. N. ***Recker*** = nhd. F. N. Rücker (ahd. P. N. Hrodgar). Tekendorf.

F. N. ***Reckert*** = ahd. F. N. Rückert (ahd. P. N. Rucchart). Bistritz.

*Reckestal, ***Räckəsdu"l*** n. Tal (Tal des Reck; *Räckəs[du"l]:* Recken[teck] = Bodes[dorf]: Boden[dorf]). Mettersdorf.

*Reckisch Loch (ein Wald), ss. ***räckəsch Lôch*** ⏑ ⏑ ⏑ (Jaad), *râkəsch Lôch* (Wallendorf, Bistritz) zum P. N. Reck (= ahd. Ragio, Recco), der auch in Reckenteck s. d., Reckestal, hervortritt. *Lôch* s. o.

*Reckisch-Lochgraben, ***Reckəschlôchgru"bn*** m. (Jaad).

F. N. ***Rehbogen*** in St. Georgen, urk. Renebogen (ss. *Rennəbogn*) 1581 in Bistritz.

Rehbrunnen, ***Rîbrąnn*** m. (Passbusch).

Rehgraben, ***Rîgru^{a}bn*** m. (Bistritz).

F. N. ***Rehlend,*** urk. Rehland 1763 = nhd. F. N. Roland, ahd. P. N. Rodland (Umlautsform!). Jaad, Bistritz, Pintak, Mettersdorf.

*Rehlendgraben, ***Rêlnt sä Gre^{o}bn*** m *(Rehlend* ist ss. F. N.) Jaad.

F. N. ***Rehner*** in 6 Gemeinden; urk. (Bistritz) Rehner 1536 (Reghenius, Reghenii), 1648 = ss. *Rênər,* einer aus S.-Regen (ss. *Rê*).

T. N. ***Regine,*** Koseform *Jinni[chi]* (Bistritz).

F. N. ***Reichel*** (Bistritz) = Koseform (l) zu ahd. P. N. Rico.

F. N. ***Reichert*** 1505, Reicharth 1505 = ahd. P. N. Richohart (Bistritz).

F. N. ***Reichmund*** 1589 (Bistritz) = ahd. P. N. Richmund.

F. N. ***Reidel*** in Weisskirch = Raidel s. d.

F. N. ***Reimer*** 1579 = ahd. P. N. Raginmar.

F. N. ***†Reiner*** in St. Georgen = sss. F. N. (urk.) Reynner = ahd. P. N. Raganhar. Auch lux. F. N. Reiner.

*Reimerfuhle, ***Reimərkaul*** f. Ried (Wermesch). Vgl. O. N. *Reiməringən* (Lothringen, Kreis Bolchen). Reimer ist nhd. F. N.

F. N. ***Reinert*** 1702, Rinnert 1706 (Bistritz) = ahd. P. N. Raginhart.

F. N. ***Reiss*** 1672, = ahd. Reuss = sss. Rwsse (Rüss) 1465 = ahd. Rûzzo. Darnach „Reissgasse", früher „Reussgasse" (Bistritz).

F. N ***†Reisinger*** in Tekendorf = einer aus Reissing (Bayern, Bezirk Straubing).

F. N ***Reissner*** in Bistritz, Baierdorf, Ungersdorf = einer aus Reussen, s. Reussner.

Reit f.: *u dər Reit* ein Ried (Klein-Bistritz).

F. N. ***Reitermacher*** 1569 = Siebmacher (ss. *Reitər* [mhd. rîter] Sieb). Bistritz.

F. N. ***Reitmann*** in Dürrbach und Weisskirch = mhd. *reiteman* einer, der auf dem *reitephert* (Kriegspferd) Dienste tut.

F. N. ***Rempler*** 1505, Rumpeller 1485 (Bistritz) = patron. (-er) Ableitung zu F. N. Rümpel, Rumpel.

Rêməsgru^{a}m m. ein Graben (Ludwigsdorf). *Rêməs* ist gen. zu *Rêm* (nhd. Reim) = ahd. P. N. Raimo.

F. N. ***Rendel*** in Tekendorf = sss. F. N. Renel (urk.) = nhd. Reinel (dem. [l] zu ahd. P. N. Raino < Regino) -n-l > -nd-l wie in ss. *Fândəl* Fähnlein, *ândəln* ähneln usw. Rendel ist auch lux. F. N.

F. N. ***Rendelt*** 1700, Renelt

1521, Renolt 1505 = ahd. P. N. Ragin(w)ald (Bistritz).

F. N. ***Rendler*** 1505 (Bistritz) gehört zu Rendel s. d. (-er Ableitung).

F. N. ***Renner*** in S.-Regen. Vgl. Reiner s. d.

F. N. ***Reschner*** (Bistritz, Heidendorf, Tatsch, Wermesch) 1906, urk. 1703 (Bistritz), d. h. Räschner = Raschmacher (Rasch = Wollstoff).

O. N. ****Restholz,*** magy. Restolcz, rum. Restolțu, bei Nagy-Somkút (unteres Szamosgebiet). Restholz = Holz (Wald) des *Rest* (ss. Entsprechung für nhd. P. N. *Rüst* [vgl. ss. *rästn* rüsten, *brästn* brüsten usw.] = ahd. P. N. Rusto [Umlautsform wie ss. *gäckn* jucken, ss. *rätschn* rutschen]). Der Name trägt durchaus deutsches Gepräge! Vgl. Christholz (s. d.), Warscholz (s. d.) u. a.

O. N. Restolcz, s. Restholz.

Rêštrich m. Ried: *um R.* (Wallendorf).

O. N. Retteg, s. Reckenteck. Retteg kommt nicht „von *Hrad*“ (Burg), womit es lautgeschichtlich nichts zu tun hat (S.-D. Tageblatt, 18. Okt. 1906, S. 3).

O. N. Reußdorf, ***Reisdrəf*** (Jaad), *Reissdrəf: äm R.* Ried (Wallendorf, Jaad), einst ein Dorf (Müller, Sagen Nr. 276). Näheres: Kisch, Vgl. WB. 183. Reussdorf *(Reissdrəf)* heisst auch ein Ried in Weilau.

*Reußberg, ***Reissbi^{d}rich*** m. (Ober-Neudorf, Petersdorf), *Reissbrich* (Nieder-Eidisch).

O. N. Reußen, (Bielz 465); 1. = ss. ***Reissn,*** urk. Rewsyndorff 1412, auch Szereth, Zereth 1296 (nach dem Szerethberge [auf der Honteruskarte 1532 *Zareth*, ss. *Zâret* m.] benannt), rum. Sereţelu (darnach auch ss. *Tseretsel* ⌣ ⌣ ˊ) bei Bistritz, magy. Szeretfalva. 2. *Reissn* oder *Reistn* (so in Jaad) ist auch ss. O. N. für Borgo rusu, magy. Orosz-Borgo, bei Jaad (s. d.), in der Nähe des von den Jaadern im 14. Jahrhundert zerstörten ss. Dorfes *†Eppendorf* (s. d.); 3. ss. *Reissn* (in Nieder-Eidisch) = magy. Oroszfalu, rum. Ruşii (bei Görgény gelegen). Vgl. altköln. F. N. (12. Jahrh.) *Rûze* (domus *Rûzin* [= Reussen]).

*Reußenkaul, ***Reissəkaul*** f. Ried (Tekendorf).

*Reußgaſſe (so urk. Jahrhunderte hindurch; heute: „Reissgasse“, ss. ***Reissgąss*** f., rum. *uliţa dubălarilor* d. h. Gerbergasse (weil hier viele Gerber wohnten). Geradezu komisch wirkt die moderne magyarische Übersetzung „rizsutcza“ d. h. Reisgasse (magy. *rizs* Reis). Bistritz.

O. N. ***Reussischdorf*** (Bielz 458), magy. Görgény Oroszfalu, rum. Colovestru Gurgiului, bei S.-Regen. Modern.

F. N. ***Reussner*** (ss. *Reissnər*) in Schönbirk, urk. Reussner 1786

(Bistritz) = einer aus Reussen Vgl. Reissner, s. d.

O. N. *Reußwald, ***Reisswâlt*** m., magy. Oroszfája (Tekendorf).

F. N. ***Richelt*** 1505 (Bistritz) = ahd. P. N. Rico(w)alt.

F. N. ***Richter*** 1833 in Bistritz.

Richter Wiese, ***Richtər Wiss*** ⌣ ⌣ ⏑ f. Vgl. *Schullərwâlt* m. = Wald der *Schullər* d. h. Lehrer (Bistritz).

*Riegel, ***Riggəl*** m.: *ąf-əm R.* (Minarken, Wermesch, Walthersdorf, Bistritz) Bergried (mhd. [1251] *auf dem rigel*).

F. N. ***Riemer*** 1906 in Tekendorf; urk. Rymer 1412, Rimer 1454, Riemner 1706 in Bistritz; †Reimner (dem ss. *Râimən* [Riemen] entsprechend) in Tekendorf.

Rieſenbuſch, ***Rîsnbäsch*** m. Wald der Riesen (Schönbirk).

F. N. ***Riesler*** 1818, Rösler 1906 = einer aus Roseln (Bistritz).

F. N. ***Rill*** in S.-Regen. Ebenso moselfr. F. N. Dazu lux. F. N. Rilling(er), Relles, Relling.

F. N. ***Riman*** 1505 (Bistritz).

Rîməsber^{i}ch m. ein Berg: *ąf dəm R.* (Bootsch). Vgl. *Rêməs-* s d.

Rîmrich m. ein Berg: *ąf dəm R.* (Bootsch). Zum vorigen.

*Rinnbrunnen, ***Rännəbrąnn*** m. oder *dər Brąnn ąf dər Ränn* (Heidendorf).

Rinne, ***Ränn:*** *ąf dər Ränn* Ried (Heidendorf, Billak), *u dər R.* (Bistritz), *bei dər Ränn* (Tekendorf), ***Rann*** (Moritzdorf, St. Georgen, Passbusch).

Rinngaſſe, ***Ränngąss*** f. (nach einem Rinnsal benannt). Mettersdorf.

Rinngraben, ***Rännəgru^{a}bn.***

****Ripsch:*** *qndər də Ripsch* Ried (Kallesdorf).

*Riſch (ss. ***Räsch*** m Markbinse, mhd. rusch [lat. ruscus], *Räschwiss* f. Wiese, wo diese wächst). Dazu die Riednamen: *Räsch* m. (Senndorf, Deutsch-Budak), *Rasch* m. (Nieder-Eidisch). Vgl. *Räschbâch* (Gross-Scheuern), *Räschflâkən* m. (Stolzenburg), *Räschgru^{o}wən* m. (Kleinscheuern) u. a.

Rischtich m.: *ąf dəm R.* Ried (Baierdorf).

Ristich m.: *am R.* Ried an der *richtich Bôch* (Lechnitz).

Ristich Bôch f. der Dürrbach (Lechnitz). *Ristich* (adj.) gehört zu ss. *rîstn* (mhd. roezen) Hanf rösten (weil am Ufer dieses Baches Hanf geröstet wird). Verkürzung des Vokals (*-î- > -ĭ-*) wie in *winnich: wî, zwinzich: zwî, klinzich: klî, hellich: hêl* usw.

*Riſtich Wieſe, ***ristich Wîs*** f. Wiese an der *ristich Bôch* (Lechnitz).

F. N. ***Robert*** 1700 in Baierdorf. Ebenso lux. F. N. Ahd. P. N. Hrodebert.

F. N. ***Roddelt*** 1780, Rodelt 1693, 1700, Rudelt 1600 (ahd. P. N. Hrodowald). Bistritz.

*Rodland (Rodung), ***Rotlą̂nt*** ⌣ ⊥ n. Ried (Jaad).

O. N. Rodna, ss ***Rodnə***, *Rudnə* (so in Jaad) f.: *mər wôrn än der R., mər fu"rn än de R.*, urk. 1296—1313 *Rudna* = slav. rudena „Ort, wo Erz ist" (zu slav. ruda „Erz"), rum. (lautlich entsprechend) Rogna, magy. Radna. „Rodenau" ist moderne, etymologisierende Anlehnung des Wortes an „roden", womit es nichts zu tun hat. Rodna ist die bekannte, 1241 von den Mongolen zerstörte, deutsche Bergstadt, magy. Ó-Radna, rum. Rognavecchie. Vgl. das Kupfer- und Eisenbergwerk *Rude* in Kroatien, *Ruda* Kohlen-, Eisen- und Zinkbergwerk im Kreise Zabrze (Preussen), *Ruda* Steinkohlenbergwerk in Böhmen.

*Rodnaer Tor: ***dət ą̂lt Rodnər Dôr*** das alte, gegen Rodna gelegene, abgetragene Tor im Norden der Stadt (Bistritz).

F. N. ***Rodner*** in Jaad = einer aus Rodna.

Rodung, ***Redər*** (pl) *em Redər Gram* ein Tal (Klein-Bistritz), *Rĭdər* (Jaad), *an Reddərn* (Mettersdorf).

Roggenländer, ***ą̂f dn Ri"knlą̂ndər*** Ried (Deutsch-Zepling).

Rohr, ***Rûr*** n. ein mit Schilf bewachsener Weiher (in katholischer Zeit Fischteich): *beim Rûr* (Bistritz), *äm Rûr* Ried (Jakobsdorf).

Rohrbrunnen, ***Ru'rbrą̂nn*** m. (Wermesch).

Rohrgarten, ***Ru'rgu"rtn*** m. (Mettersdorf).

*Rohrhalden, ***Rûrhalwn*** Ried: *än dn R.* (Burghalle).

F. N. ***Rohrmann*** 1717, Rurman (ss. *Rûr* Rohr) 1592 (Bistritz).

Röhrchen, ***Rîrtchi*** n. Waldname: *äm R.* (Heidendorf), *Rîrtchə* n. Ried (Weilau).

Röhrchenbrunnen, ***Rîrtchəbrą̂nn*** m. Feldbrunnen (Weilau).

Rohrseifen, ***Rûrseifn*** m. Ried: *äm R.* (Petersdorf).

Rohrseifenrech, ***Rûrseifnrâ'ch*** n. Berg (Petersdorf).

Rohrteile, ***Rûrdêln***, *Ru'rdä'ln* (pl.) Wiesengrund (Schönbirk, Weilau, Tekendorf, Lechnitz).

Rohrweiher, ***äm Ru'rwą̂r*** Ried (Mettersdorf).

Rohrwiese, ***Rûrwiss*** f. (Wallendorf), *Rûhrwisn* (Heidendorf).

O. N. Román-Budak, s. Budak.

F. N. ***Ronacher*** 1784 = einer, der beim *ronach* (mhd. = Haufe umgehauener Baumstämme) wohnt (Bistritz).

O. N. *Roßau, ***Rosâ*** ⌣ ⊥ f, magy. Nagy-Rebra, rum. Rebra mare (Mettersdorf).

*Rose, D. N. ***Ru's*** in Passbusch und Wallendorf (Rose als Abzeichen häufiger Anlass zur Namengebung).

*Rosenberg m.: ***um Rûsn-***

burich (m.) (Bistritz, Kl.-Bistritz). Die offizielle Verdeutschung „die Rosenburg“ ist modern und, wie das Genus zeigt, wertlos. Vgl. Flurnamen „auf dem Rosenberg“ (1622) in Heresdorf (s. d.).

Roſenbrunnen, ***Rûsnbrąnn*** m. (Bistritz).

Roſengarten: ***am Rûsngu^{a}rtn*** Ried (Treppen).

*Roſeifelsgraben, ***Roseifelsgru^{a}m*** m. ⏑ ˊ ⏑ – ⏑ (Senndorf).

Roſengraben, ***Ru^{i}səgru^{e}bn*** m. (S.-Regen).

Roſenſtein, ***Rûsnštê*** m. (Klein-Bistritz).

F. N. †***Rosenthaler*** 1747 in Tekendorf.

Roſenzeilchen, ***Rûsnzeiltchi*** n. (dem.) Gassenname (nordöstliche Häuserreihe des Marktplatzes) (Bistritz). Vgl. Zeile (s. d.).

T. N. ***Rosina,*** Koseformen *Rusintchi (-tchə), Risi (-chi), Rîskn (-ki); Sinni* (Passbusch, Burghalle), *Rəsintchi* (Birk).

Roßmarkt ***Rôssmu^{a}rk*** m.: *ąf-əm R.* ein Platz (einst jedenfalls Pferdemarktplatz, jetzt: Holzmarkt) (Bistritz).

F. N. ***Rösler*** (ss. *Rîslər*) 1906 (S.-Regen), Riesler 1818 (Bistritz) = einer aus Roseln.

F. N. ***Rosner*** 1784, Rosenauer 1863 = einer aus Rosenau.

Roſt, ***Ru^{i}st*** f.: *ąf dər R.* (Bratrost) Ried (Mettersdorf).

*Röſte, ***Rîst*** f.: *än dər R.* ein Ried (eig. Hanfröste [mhd. roeze]) (Tschippendorf). Vgl. *ristich* s. d.

*Röſterberg, ***Ru^{i}ssərberich*** – ⏑ ˊ ⏑ m. (Bootsch). Zu ss. *Ru^{i}ss* f. Hanfröste (weil in dieser Gegend Hanf geröstet wird).

Röſtweihergraben, ***Rîstwąrgru^{a}m*** m. (Mettersdorf).

F. N. ***Rot*** in Kyrieleis (ss. *Ru^{i}dər*); urk. Rot 1412, Rotth 1582, Ruth 1635 (Bistritz); Roth 1906 in 10 Gemeinden. D. N. *Ruit* in Ungersdorf. *Rôt: um Rôt* m. Wald (Pintak).

D. N. ***Rotâr*** ⏑ ˊ in Passbusch (rum. *rotar* m. Wagner).

D. N. *****Rotbart*** (ss. *Ru^{i}tbu^{a}rt*) (Ober-Neudorf).

Rotbäume, ***Ru^{i}tbêm*** (pl.) Ried (Weilau).

Rotberg: ***rût Bi^{ä}rich*** m. (Walthersdorf).

Rotbuſch, ***Ru^{i}tbasch*** (Bootsch), *Ru^{i}tbäsch* m.: *händərəm ru^{i}dn Bäsch* (Dürrbach), *rût Basch* (Walthersdorf), *em rudn Bî*sch* (Jaad). Dazu *Ruppəsch* m.: *um Ruppəsch* Weinhalde (Tekendorf, Lechnitz). *Ruppəsch* < **Rûtbäsch* wie *I^{ä}rpər* < Erdbeere, *Hämpər* < hintber u. a.

*Rotbuſchbuſch, ***Ruppəschbäsch*** m. (tautologische Zusammensetzung) ein Wald (Tekendorf).

*Rotbuſchreich, ***Ruppəschrû^{i}ch*** n Berg (Tekendorf).

Roter Wald, ***rût Wąlt*** m.

(Bistritz): *andərəm rûdn Wâlt; ru't Wâlt* (St. Georgen, Wermesch, Tatsch).

Rotes Feld, ***ru't Fi"lt*** n. Ried (Minarken).

Rotes Loch, ***ru't Lôch*** n. Weinhalde (Weilau).

*Rotes Rech, ***ru't Râ'ch*** n. Berg (Tekendorf).

Rotfeld, ***Ru'tfəlt*** n. Ried (Minarken).

O. N. *Rotfirch, ***Ru'tkirich, Rûtkirich*** - ˘ ˘, magy. Veresegyház, rum. Verihaza, bei Nieder-Neudorf (s. d.), Mathesdorf (s. d.), Moritzdorf (s. d.) auf der Heide (Mezőség) im Szolnok-Dobokaer Komitate gelegen.

Rotrechbusch, ***Ru'trâichbäsch*** m (Tekendorf).

Rotunda, ***Rätundə*** ˘ ˘ ˘ f. (rum. *rotundă* die runde) Vgl. rum. *poeană rotundă* Alm in Lechnitz, gegenüber dem Kuhhorn.

F. N. ***Rottmann*** (ahd. P. N. Hrodman). Bistritz.

F. N. ***Roœver*** in Baierdorf, Tekendorf 1906, 1747. Vgl. moselfr. (lux.) F. N. Rober, Ruwer.

F. N. ***Ruader*** 1700 = einer aus *Ru"t* (Rode bei Elisabethstadt). Bistritz.

Rübenberg, ***Râ'pnbi"rich*** m. (Schönbirk).

O. N. Rübendorf (Bielz 461), ss. ***Râ'pndrəf,*** magy. Répa, rum. Rîpa. Es gibt ein Unter- und ein Ober-Rübendorf *(nidderšt- und êweršt-Râ'pndrəf).* Urk. villa Rapularum 1332 (Mon. Vat. Hung. I, S. 95). Vgl. die Halde *Râ'pəldn* bei Bistritz = ss. *Râ'p* (moselfr. *Re'p* Rübe) + *halden* (vgl. die Halde *Bâchəldn* = ss. *Bâch* [Buche] + halden bei Bistritz). Vgl. O. N. *Reipeld*ingen (Eifel), dial. *Reipeldeng* und *Rüben*ach (Kreis Koblenz). Erster bekannter Pfarrer: *Nycolaus* sacerdos de villa Rapularum (Mon. Vat. Hung. I, S. 138). Rübendorf heisst in Deutsch-Zepling *Rą'pndrəf (êwəršt, nittəršt).*

Rübengarten, ***Râ'pgu"rtn*** m. Ried (Weisskirch).

*Rübengrund, ss. ****Râ'pngrąnt,*** urk. (1622) †*Reipengrund* Ried (Heresdorf) (s. d.).

*Rüb(en)halde, ***Râ'pəldn*** n : *um R., u t R.* Die offizielle Verdeutschung „Rubental" ist sprachlich wertlos (es ist eine Halde, kein Tal). Bistritz.

Rücken: ***iwœvər-əm Räck*** Ried (Windau).

*Rückfuß, ***Räckfâss*** m. Ried (liegt am Fusse eines [Berg-] Rückens). Bistritz.

Ruſſtätte, ***Re"fstât*** f. Ried (Jaad).

F. N. ***Rührig*** 1762, 1906 in Heidendorf, Bistritz, Treppen.

*Rumpel-Ertag, ***Rąmpəlï"rdochər*** (pl) ein Ried. Vgl. *Ertag *(I"rdoch)* Nieder-Eidisch.

F. N. ***Ruppert*** 1784 (ahd. P. N. Hrodebert). Bistritz.

S.

F. N. *Saal* 1700, 1906.

Saaliiche, *än Sâləschn* (sc. *Wängərt)* Weinhalde (*in den Saalischen Weingärten). Wermesch. *Saal* ist ss. F. N.

D. N. *Sacharie* ⌣ ⌣ ⊥ ⌣ (rum.) = Zacharias (Jakobsdorf).

* *Sachsenfeld:* 1553 Zazmezeu in der Láposer Gegend, 1602 Szászmező. Vgl. Sz. D. v. VI, 291.

O. N. *Sächsisch-Regen,* ss. *Rê, Rî, Rä', Rai (zəm R.* in S.-Regen, *qf R.* nach S.-Regen), magy. Szász-Régen, rum. Reginu, urk. 1228, 1332—1337 Regun, 1532 Regen (Honterus). Dazu ss. F. N. *Rehner.* Vgl. ndrhein. O. N. *Rehn* (Kr. Kempen) und ndrhein. F. N. *Rehn, Regen, Regener, Rener.* Regen — denn das urk. Regun ist nur orthographisch (für *-e-),* wie zahlreiche analoge Fälle beweisen — = ahd. P. N. *Regino,* Koseform der mit ahd. ragan, ragin (got.), regin „Rat" zusammengesetzten P. N.: z. B. Raginhart > Regenhart, Rehnert; Raginbreht > Regenbrecht > Reinbert > Reimert > Remmert; Raginmar > Reinmar > Reimar > Reimer > Remer). Die Schreibung „Regen" ist deutsch, „Reen" saxonisierend. S.-Regen hat ca. 3189 Sachsen. In D.-Zepling heisst S.-Regen auch *Mu^a'rk* (Markt). Vgl. Neumarkt.

F. N. *Sadvogel* 1586 (Bistritz).

F. N. *Sadler* in Bistritz und Schönbirk, urk. Sadler 1705 (mit wertvollem germanischem -d-, vgl. engl. saddler), Satler 1505. Vgl. *Linzich* s. d.

Sä'nət f.: *of dər S.* ein Wald (Lechnitz). Vgl. mhd. *seine* klein, gering.

O. N. Sajó-Keresztúr, s. Kreuz.

O. N. Sajó-Magyaros, s. Ungersdorf.

O. N. Sajó-Szent-András, s. *Lêrəsdrqf.*

O. N. Sajó-Udvarhely, s. Dienesdorf.

F. N. *Salicaeus* 1563 = Weidner (lat. *salix* Weide). Bistritz.

Salmen, *än Su^a'lmən* oder *Su^a'lmo* Weinhalde (Heidendorf). Salmen ist ss. F. N. Vgl. Weinhalde Hermann (s. d.).

F. N. *Salmen* (in Bistritz und S.-Regen), urk. *Suelman* 1704, Salmon 1505 < Salomon. Vgl. sss. *Su'lmənburch* Salomonsburg bei Kronstadt.

O. N. Salva, ss. *Zu^a'brə* f., magy. Szálva, rum. Salva (bei Nassod): *än dər Z.* (Tschippendorf).

Salweiden, *vor n Su^a'lwei(d)n* Ried (Petersdorf), *än Su'lweidn* Wiesengrund (Minarken).

Salz. *Sqls* n. Ried (Bootsch).

O. N. Salz (Bielz 463), ss. ***Sąlz,*** magy. Sófalva, rum. Şomfaleu, bei Heidendorf, urk. possessio Salcz 1412. Näheres Kisch, Vgl. WB. 190.

F. N. ***Salzhauer,*** Salzhawer 1505, der Hauer (mhd. hower) im Salzbergwerk.

Salzer Ebene, ***Sąlzər Emt*** f. Ebene bei Salz (s. d.): *ąf dər S. E.* (Minarken).

*Salzgipfel, ***Sąlzgappəl*** m. Anhöhe (Nieder-Eidisch).

Salzgraben, ***Sąlzgru^{a}m*** m. (Birk).

*Salzkuhlen, ***Sąlzkauln*** (pl.) Ried (Billak)

*Salzhügel, ***bei dn Sąlzhäffəl*** Ried (Walthersdorf)

Salzer Talgraben, ***Sąlzər Du^{a}lgru^{a}m*** m. (Minarken). Zum O. N. Salz.

Salzlecke, ***of dər Sąlzläck*** Ried (Ort, wo das Vieh Salz lecken kann). Jaad.

F. N. ***Salzer*** = einer aus Salz (s. d.) oder = nhd. Salzer (DWB.) Salzsieder, Salzverkäufer, Einsalzer (Bistritz).

*Salzmoor, ***Sąlzmu^{a}r*** f.: *än dər S.* Ried (Treppen, Bootsch). Vgl. *Mu^{a}r* s. d.

*Salzreck, ***Sąlzrêch*** n. ein Berg: *of dəm S.* (Jaad).

Sammələgappəl m. Berg (Gipfel). Weilau.

T. N. ***Samuel:*** Koseform *Ssammi.*

Sand, ***am Sônt*** Weinhalde (Lechnitz); *ąf-əm Sônt* Ried (Mettersdorf), *dər scheiwlich* (rund, mhd. schîbelec), *dər veldəršt, dər hendəršt Sąnt* Riede (Tekendorf).

F. N. ***Sander*** 1625, 1900 = ahd. P. N. Sandheri (Bistritz)

Sanders Hamm, ***Sąndərsch Hąm*** ⏑ ⏑ ⏓ : ***äm S. H.*** Ried (Baierdorf). Sander ist ss. F. N.

Sandgraben, ***Sântgru^{a}m*** m. (Mettersdorf).

*Sandkuhle, ***Sąntkaul*** f. (Nieder-Eidisch).

Sandreck, ***Sąntrâ^{i}ch*** n. Berg (Dürrbach).

O. N. *Sankt-Andreas, (magy. Szent-András, rum. Sfânt) ss. ***Tąndərsch*** < *t Ândərsch* < (Sank)t Andreas. Bei S.-Regen gelegen (Deutsch-Zepling). Vgl. sss. *Tąlsəbîtəgass* < (Sank)t Elisabethgasse.

*Sankt Georg, magy. (Oláh-) Naszód-Szent-György, rum. Sân-Giorzu, ss. ***Ssänt-Jorich:*** *Ssänt-Jorjər (Borkut)* Hebewasser (Bistritz). Vgl. *Georgenau s. d. *Ssänt Jorjər:* 1. m. Bewohner von St. G.: *dät sei zwî S.-Jorjər*, 2. n. St. Georger Sauerbrunn (Hebewasser): *dət S.-Jorjər schmąckt gât.*

O. N. Sankt Georgen, ss. *(Sänt-) Gergn* ⏑ ⏓ ⏑, urk. 1532 (Honteruskarte) S.-Jorgen, S.-Georgius 1320, villa Sancti Georgii 1332—37 (Mon. Vat. Hung. I, S. 104). *Gergn* ist dat. zum P. N. ss. *Gerich* (Georg): ***mer wôrn zəm Sänt Gergn.*** Der ss. Aussprache

entsprechen die urk. Formen Zenthgergh, Zentgyergh, Zentgewrgh 1526, 1532, 1535. *Sänt- (Sant-)* hat bezeichnenderweise weiches (stimmhaftes) *S-* im Anlaut, nicht *ss-*, was der Fall sein würde, wenn es aus magy. *szent* entlehnt wäre. Anders: *Ssänt-Jorich* (Szent-György) = *Georgenau *(Gergnâ)* s. d. Gegenwärtig ca. 1015 Sachsen. *Säni Gergn* ist auch ss. Name für Czigány-Szt.-György. So z. B. in Birk. *Säni Gergn* ist auf dem Lande (z. B. in Schönbirk) ss. Bezeichnung für Oláh-Szent-György (s. Georgenau).

Sanft-Georgener Weingärten, *Gerjər Wängərt* (Wermesch).

O. N. ***Sankt Gotthard,*** urk. 1321 Szent-Gothharth, 1340 Scenth-Gutharth, 1349 Villa Gothardi, 1496 Zentgothart, 1750 **Szász**-Gothárd, heute magy. Szent-Gothárd, rum. Sechetardu ⌣ ⌣ ⏑, auf der Heide (Mezőség) im Komitate Szolnok-Doboka gelegen. Vgl. ss. (nösn.) F. N. *Gotthard* (1505), *Gottert* 1624, *Göttert* 1620. Vgl. lux. F. N. *Godart, Gödert.* Vgl. urk. 1332—37 *Petrus*, sacerdos de *Sancto Gothardo* (Mon. Vat. Hung. I, S. 128) und *Emericus*, sacerdos de S. Gothardo (Mon. Vat. Hung.). Sz. D. v. VI, s. v.

T. N. ***Sara,*** Koseform *Zâr(tchi).* *Ss-* > ss. *Z-* (*ts-*) wie in Salad > ss. *Zəlât,* Servatius < ss. *Zirbəs* usw.

O. N. Sárvár, s. Schart *(Schu°rət).*

Satel f. (DWB.), ss. ***Sôrl:*** *ôf dər Sottəl* Ried (Jaad). Näheres: Kisch, Vgl. WB. 211.

Sattelburg, ***Su°rlburich*** f. (S.-Regen). In Nieder-Eidisch *ôlt Burich* (alte Burg) genannt.

Sattelberg, ***Su°rlbi°rich*** m. (Windau).

Sattelreck, ***Su°rlrâ'ch*** n. Berg (Tschippendorf).

F. N. ***Sattler*** *(Su°rlər)* in Nieder-Eidisch, Birk; urk. Satler 1620, s. Sadler.

Sauberg, ***Sauberich*** m. (Deutsch-Zepling).

Sauer-Wiesen, ***sauər Wisn*** (pl.) Ried (Kallesdorf).

Saugraben, ***Saugru°m*** m. (Bistritz). Vgl. die „Sauerbäche" in Deutsch-Kreuz und Radeln. *Sau* in „Saugraben", „Saubach" hat mit dak. *dava* (Ansiedlung, Burg) — „also der Burgfluss" (S.-D. Tageblatt, 18. Okt. 1906, S. 3) — nichts zu tun. „Sau" ist in der älteren Sprache = Wildschwein (wo du wilt ein jagersjung sein, so sprich: „ein sau", sag nicht: „wildschwein". Jak. Ayrer). Lautgeschichtlich ist die Entwicklung *Sau* < *dava* ganz unmöglich.

F. N. ***Schäffer*** 1788 = mhd. *scheffer* Schaffner (Bistritz).

F. N. ***Schaller*** 1906, 1795, 1700 (Bistritz) = mhd. *schallære* Redner, Schwätzer, Prahler.

F. N. ***Schallner*** in Birk = Csallner s. d.

Schâlt m.: *äm Sch.* Weinhalde (Tekendorf).

F. N. ***Schankebank*** 1700, 1906, Schonkebunk 1509, Chonkobongk 1505, Chonkabonka 1492 = magy. csonkabonka (verstümmelt). Bistritz. Adelsprädikat „de Vledény" (Wladein bei Kronstadt).

Schankebank'sche Stauden, *Schankəbankəsch Šteidn* [pl.] Wald (nach dem F. N. *Schankebank*, urk. Schonkebunck 1509, Chonkobongk 1505, Chonkabonka 1492 = magy. csonkabonka „verstümmelt", ein echter alter Rittername). Bistritz.

O. N. ****Schanz*** = Neu-Rodna, magy. Uj-Rodna, ss. *Schânz* (Schanze), rum. dial. Şanţu *(schânts)*, modern rum. Rogna noua, bei Altrodna, im Rodnaer Passe, nach den einstigen Verschanzungen benannt. Vgl. lux. O. N. *Schanz*. Moselfr. *Schânz* f. Schutzbefestigung. Dazu ss. *mər wôrn äm Schânz* (in Neu-Rodna), *mər fu"rn än* (scil. *dn*) *Schânz* (nach Neu-Rodna).

Schanze, ***Schânz*** m. der (einstige) im Nordosten von Bistritz gelegene „Schweinsmarkt", mit Resten der ältesten Befestigung (Bistritz).

*Schanziges Land, ***schinzich Lânt*** n. Ackerland mit vielen *Schinz* (d. h. Abzugsgräben [Schanzen]), daher der Name (Ober-Eidisch).

O. N. ***Scharberg*** (Urkundenbuch III, 748; Bielz 448), magy. Sáromberke, rum. Şarombercu, urk. Sarum, Sarom-, Sarmberk, bei Neumarkt (s. d.). Der ss Name dieser Gemeinde lautet in der Umgegend heute *Schallembrich, Schällembrich.* Erster bekannter Pfarrer: Petrus, sacerdos de Sarumberg (Mon. Vat. Hung. I, S. 138). *Scharenberg = Berg des *Schar* nhd. F. N., Koseform der mit mhd. schar „Schar" [Heeresabteilung] zusammengesetzten P. N., z. B. *Schar*old [scara + walt], *Schar*loff [scara + wolf]), wozu der ss. Name *Schi"rlänk* (Scherling) nur eine patronym. Ableitung ist zu ahd. P. N. Scherilo < Scharilo). Zu *Schar(en)berg vgl. O. N. *Scharen*stellen (Württemberg), Scharmbeck (Preussen) = *Scharenbach u. a. Scharberg heisst in Deutsch-Zepling *Scharəmburich.*

Scharfenberg, ***Schu"rpəbi"rich*** m. (Nieder-Eidisch) mit sehr wertvollem germanischem -p- (eifel., ndrhein. scharp), *Schu"rfnberich* m. (D.-Zepling), *Schu"rfnBi"rich* m. (Billak), *schu"rf Bi"rich* m. (S.-Regen). Näheres: Kisch, Vgl. WB. 194.

*Scharfenberghaken, ***Schu"rfnberichhi"kn*** m. Ackergrund (Deutsch-Zepling).

F. N. ***Scharvader*** 1554 = einer, der eine scharfe *âder* (Bogensehne) hat (Bistritz).

F. N. ***Schärzer*** in Birk =

einer, der Bäume *scherzt* (entrindet, ndl. [holl] schorsen). Näheres: Kisch, Vgl. WB. 186.

Schattenfurche, ***Schâdnfûrt*** f. - ⌣ ⌣: *af dər Sch.* (Wallendorf).

F. N. ***Schatz*** (ss. *Schątz*) in 11 Gemeinden, urk. Schatz 1505 (Bistritz).

*Schatzgraben, ***Schątzngre"bn*** m. (Jaad).

*Schatzkuhle, ***Schątzkəul*** f. Schatzgrube (Weilau), *Schątzkâl* (Jaad), *Schątzkaul* (Senndorf), *Schątzkauln* (pl.) (Birk).

*Schatzmoorbrünnlein, ***Schątzmu"rbränntchi*** (dem.) n. (Treppen).

O. N. ***Schebesch*** (Bielz 461), ss. *Schäis* (Gross-Schogen), magy. Sebes, rum. Rustiora, bei Gross-Schogen. Urk. 1319, 1323, 1332 Sebus (Mon. Vat. Hung. I, S. 111): Johannes, sacerdos de Sebus, Gothfridus, sacerdos de Zebus (a. a. O. 93). Ober-Schebesch (Felső-Sebes) heisst ss. *Ôwər-Schês*, Unter-Schebesch (Alsó-Sebes) *Niddərșt-Schês* (Passbusch).

F. N. ***Schedlich*** (mhd. *schedelich* schädlich) 1585 (Bistritz).

*Scheibenberg (rundlicher Berg), ***Scheibəlbi"rich*** m. (vgl. *schîbel-lanc* länglich-rund) (Senndorf).

Scheibenbusch, ***scheiwlich Bäsch*** m. Wald (Dürrbach) (ss. *scheiwlich* [mhd. schîbelec] rund).

*Scheiben-Wald: ***dər scheiwlich Wąlt*** m. runder (ss. *scheiwlich* [mhd. schîbelec]) Wald (Lechnitz).

*Scheibenwiese, ***scheiblich Wiss*** f. (Mettersdorf).

F. N. ***Scheiner,*** †Schojner in Jaad = ss. *Schą'nər* (F. N. Scheiner) in Tekendorf und Lechnitz. Das *-ą'-* in *Schą'nər* zeigt, dass dieser F. N. mit dem im DWB. s. v. angeführten Appellativum „*scheiner* m. mas fictæ, simulatæ, furatæ sanctitatis et fidei, hypocrita" (C. Stieler [Der deutsche Sprachstammbaum und Fortwachs] S. 1753) — welches nösn. *Scheinər* lauten würde — nichts zu tun hat. Es steckt darin jedenfalls ein germ. P. N. mit wurzelechtem *-aij-* (vgl. ss. *âi* Ei, *Mą'* Mai) oder *-îj-*, *-îw-*, *-îh-* (vgl. ss. *Bą'* Biene [ahd. bîa], *Klą'n* [zu ahd. *chlîwa* Kleie], *dą'n* [ahd. *dîhan* gedeihen]).

Scheissbąch f. Der „unreine" Bach, über dem früher die Aborte standen (Bistritz).

O. N. ***Schelken*** (Bielz 461), ss. *Sälk, Salk*, magy Zselyk, rum. Şeica, urk. 1332—37 Sylk (Mon. Vat. Hung. I, 98), Solk 1508, Selk 1521. Solk = slav. Solka, d. h. ein Ort, wo Salz ist. Vgl. O. N. Solka in der Bukowina. Solk: ss. *Sälk* = ss. *Sä(l)n* (s. u. Se(lle)nndorf): Solna.

F. N. ***Schell*** (ss. *Schäll*) = nhd. Schill (Koseform der mit Schild- als erstem Gliede zsgs. P. N.); *-ld* > *-ll* wie in *Schällkru"t* Schildkröte (Bistritz).

F. N. *Schellenk* in Heidendorf = F. N. Schelleng 1900, 1700, Schelling 1700 (Bistritz), D. N. *Schälläṅk* in Minarken = nhd. Schilling (Münze).

F. N. *Schenk* 1700 (Schenkwirt). Bistritz. Näheres: Kisch, Vgl. WB. I, 195.

Schenkel-Rücken, *schinklich Räck* m.: *um schinklijn Räck* Ried (Heidendorf).

Schenkhaus, *Schänkhäos* n. Ried (Jaad) (ss. *Schinkhaus* n. Schenke = schenkhûs).

F. N. *Scherer* in Deutsch-Zepling, urk. (Bistritz) Scherer 1414 = mhd. *scherœre* Barbier.

O. N. *Scherling* (Bielz 461) ss. *Schi^{a}rläṅk*, magy. Serling, rum. Şirlingu, urk. 1319, 1323 Serleng. Dazu ss. F. N. Scherlinger 1700 (urk.). Scherling ist P. N. (patronym. Ableitung auf -ing zu Schèrl = ahd. P. N. Scherilo, Koseform der mit scar- zusammengesetzten P. N. — O. N. auf -ing haben wir ss. noch in urk. *Tripping* 1412 (s. u. Treppen) und *Kelling*. Vgl. auch *Koling (s. d.).

F. N. *Scherlinger* 1906 (ss. *Schi^{a}rlәṅgәr*) in Tekendorf, urk. Scherlinger 1700 = einer aus Scherling.

*Scheuerbühl, *Scheiәrbächәln* n.: *äm Sch.* Tal (Schönbirk). Näheres: Kisch, Vgl. WB. 31.

*Scheuergraben, *Scheiәrgru^{a}m* m. Passbusch (ss. *Scheiәr* f. Scheune).

Schieferberg, *Schibbәrrâ^{i}ch* n. (Bistritz). Näheres: Kisch, Vgl. WB 197.

Schiffbaum, *Schäffbôm* m. Pyramidenpappel: *äm Sch.* Ried (Treppen, Nieder-Eidisch). Näheres: Kisch, Vgl. WB. 192. *Schäffbêm* (pl.) Ried (Ober-Neudorf).

F. N. *Schiffbœumer* (ss. *Schäffbêmәr*) in S.-Regen, Senndorf (†), Mönchsdorf, Bistritz Zu Schiffbaum s. d.

Schild, *Schält, Schalt* m.: *um Sch., äm Sch.* Ried (Weisskirch, Lechnitz, Bootsch, Heidendorf).

*Schildgraben, *Gru^{a}m äm Schält* (Minarken).

F. N. *Schindler* (in Birk) d. h. Schindelmacher (Schmeller 2, 430).

F. N. *Schlagfrey* 1709 (imperativischer F. N. = schlag frei!). Bistritz.

*Schlangenhöhe, *Schlạnghî* f. (Mettersdorf).

*Schlank, *äm Schlạnkn* Weinhalde (Baierdorf).

F. N. *Schlecht* in 5 Gemeinden = ss. *schlecht* gerade (mhd. sleht).

F. N. *Schlesiger* 1906, urk. Schlesinger 1764, Silesier 1702 = einer aus Schlesien (urk. auch Schlesingen). Bistritz.

Schleifrech, *Schlêfrâ^{i}ch* n. Berg (Heidendorf).

F. N. *Schletz* (Bistritz) 1820, D. N. Schlatz (Wallendorf) = ss. *Schlätz* f. Schlitz.

Schlicht f. Ried (Minarken), dem. *Schlichkə* n. Ried (S.-Regen).

*Schlimm, *äm Schlämmən* Ried (zu ss. *schlämm* schief). Schönbirk.

*Schlimmer Graben, *am schlammə Gru^{a}m* Waldried (Weilau). Vgl. ss. *schlamm* (mhd. slim) schief, schräg.

F. N. *Schlosser* 1505, 1880 (Bistritz), Schlosser (ss. *Schlôssər*) in Passbusch.

*Schmale, *də Schmiln* (pl.) Wiesengrund (Senndorf).

*Schmale Lange, *schmu^{a}l Lungə* (pl.) Ried (Ober-Eidisch).

*Schmerzgärtchen, *Schmitzgârtchi* n. Friedhof (Petersdorf) = *Schmirzgârtchi* n. Friedhof (letzteres Wort noch in einigen, mir persönlich bekannten Bistritzer Familien gebraucht). Vgl. Korr.-Bl. 1902, S. 53 und 161.

F. N. *Schmedt* in Mettersdorf, urk. Schmedt 1764 (Bistritz) = ss. *Schmätt* f. Schmiede (ss. *Schmitt* Schmied).

Schmiedbusch, *Schmidn Bäsch* m. Wald (Klein-Bistritz).

F. N. *Schmidt* (ss. *Schmitt*) in 11 Gemeinden, urk. Smyth 1451 (Bistritz).

*Schmidt'sche Kuhle, *də Schmiddəsch Kaul* Ried (Heidendorf). Zum F. N. Schmidt.

*Schnate, *Schnu^{a}t* f.: *u dər Sch.* Wald (Dürrbach). Vgl. ss. *Schnu^{a}t* (mhd. snate) f. Pfropfreis.

*Schneckhörnchen, *Schnâkhe^{a}rntchə* n. Ried (Jaad). Vgl. ss. (Bistritz) *Schnâkəlhôrn* m. Schnecke.

F. N. *Schneider* in 9 Gemeinden, urk. Schneider 1505, Sneyder 1439 (Bistritz).

Schneiderdamm, *Schneidərtąm* m. Zunftgarten der Schneider (Bistritz).

Schneidergrund, *Schneidərgrąnt* m. Ried (Walthersdorf).

*Schneidiger Gipfel, *schneidich Gappəl* m. Berg-Ried (Nieder-Eidisch).

F. N. *Schnell* 1700 in Bistritz.

F. N. *Schnitzer* 1520, Schniczer 1505 (Bistritz).

F. N. *Schobel* in S.-Regen.

O. N. Schogen, ss. *Schôgn* = Gross-Schogen (s. d.), magy. Nagy-Sajó, nach dem Flusse Sajó (< Sojou, soujou, saujau, sachjach zu *só* = *sav* Salz, also begrifflich = *Salzach). Vgl. Klein-Schogen, s d. Mit dak. „*sac* = Steinstrasse“ (S.-D. Tageblatt, 18. Okt. 1906, S. 3) hat *Sajó* (spr. *Sch-*) nichts zu tun. Vgl. Gross-Schogen (s. d.).

Schogner Bach, *Schôgnər Bąch* f. der Sajó (Gross-Schogen).

D. N. *Schôgnər* in Tekendorf, Ober-Eidisch = urk. F. N. Schogner 1579 (Bistritz). Früher auch in Wermesch: F. N. Schogner = einer aus Schogen s. d.

F. N. *Scholler* in Birk = Schaller s. d.

F. N. *Scholtes* in Bistritz, Weisskirch, früher auch in Heidendorf, urk. Scholtes 1800, Schulthes

1788, Schultheiss 1703, Scholtz (Schultz) 1586, 1619 = mhd. *schultheize* Ortsrichter.

F. N. ***Schönauer*** 1710 = einer aus Schönau (bei Reps). Bistritz.

O. N. Schönbirk, ss. ***Zâ'pn,*** magy. Szépnyir, rum. Sicmiru, bei Bistritz (474 Sachsen). Urk. Chichmar 1332—37 (Mon. Vat. Hung I, 97), Szepnir (a. a. O. 139) — jenes entspricht dem rum, dies dem magy. Namen. Auch später, bis ins 19. Jahrh. immer: Zepnyr, Szepnir, Szépnyir, Szeppen u. dgl Der deutsche Name „Schönbirk" ist eine moderne, im 19. Jahrh. entstandene Übersetzung; der auf Generalstabskarten zu findende Name „Zippendorf" ist eine, von irgend einem Kartographen erfundene, deutsch sein sollende Analogiebildung zu ss. *Zâ'pn.* Beide Namen sind nichts weniger als volkstümlich, trotzdem „Schönbirk" heute kirchlich offiziell ist. Erster bekannter Pfarrer: *Seyfridus, Syfridus* (Mon. Vat. Hung. I, 97, 104), später *Nycolaus* (a. a. O. 139). Rum. *Sicmir* wird von G. Baron Bedeus („Ortsnamendeutung" 1906, S. 27) als „*sac mare* grosse Burg" gedeutet.

Schönbirker Graben, ***Zâ'pnər Gru"bn*** m. (Bistritz)

O. N. Schönbork (Bielz 459), ss. ***êweršt Zâ'plänk,*** urk. 1411 Zeplak, 1413 Zeplak, heute magy Széplak (d. h. Schönheim), rum. Siplacu, bei S.-Regen. Vgl. Deutsch-Zepling (s. d.). Nhd. „Schöndorf" ist nicht volksüblich (modern). Sz. D. v. VI, 434.

F. N. ***Schöpp*** 1764, 1906 = ndd. *Schöppe* Schöffe (Bistritz).

F. N. ***Schoppelt*** in S.-Regen.

Schoppnbi"rich m. ⏑ ⏑ ˊ ⏑, seltener *Schu"rpnbi"rich* m. (magy. *éleshegy* d. h. Scharfenberg) Tekendorf.

*Schraben, ***Schrau"bn*** m. Ried (Lechnitz), *Schrâbn* (Mettersdorf), *Schrauəm* m. (Petersdorf), *Schrâwə: hänjdər n Schrâwə* (Birk). Vgl. sss. *Schrâwən* Bergrutschung (mhd. *schrave* m. rauher, zerklüfteter Fels, Felsklippe, Wand). Dazu auch *en Schrä'm* (pl.) Tal (Kl.-Bistritz). Vgl. *Schrâwrən* pl. Rutschterrain (Reps), *Schrœwrən-bräck* *Schrabenbrücke (Bogeschdorf). Vgl. nhd. schroff!

F. N. ***Schramm*** 1700, Schram 1505 (der mit der Schramme). Bistritz.

F. N. ***Schraut,*** urk. 1505 (Bistritz).

F. N. ***Schreiber*** (ss. *Schreiwər*) in Tatsch.

*Schreiberhaken, ***Schreiwərhi"kn*** m. Wiesengrund (Deutsch-Zepling).

F. N. ***Schroeder*** 1906 (Lechnitz), 1701 (Bistritz) = ndd. *schröder* Schneider (mhd. schrôtære).

O. N. ***Schu"rət,*** magy. Sárvár, rum. Sirioara (Szolnok-Dobokaer Komitat), 1345 Sarwar, 1458 Sar-

var, 1475 Sarwara, 1516 Sarwar, Sárvár, 1615 Saarvar = magy. *sár* Kot, Morast + *vár* Burg.

*Schuchartsberg, ***Suhard*** m. (rum. Aussprache und Betonung) Berg in den Rodnaer Gebirgen: rum. *dealu Suhardului* (Berg des S.). *Suhard* (vgl. franz. *Suchard)* ist rum. Form für deutsches *Schuchart* (Personenname), vgl. *Henul, Benesch, Kəlimân, Hermann, Homann* — alles Personennamen als Berg-, bezw. Riednamen. P. N. *Schuchart* = mhd *schuochwürchte, -wort* Schuhmacher (wie Schubert, Schubart u. a.), ein deutscher, aber kein ss.-moselfr. P. N.

*Schulpenberg, ***Schąlpbi^{a}rich*** m. (zu ss. *Schąlpn* m. Erdscholle). Mettersdorf.

Schulbaumgarten, ***Schu^{i}lbąngərt*** m. Ried (Weilau).

F. N. ***Schuller*** in 16 Gemeinden, urk. (Bistritz) Schuller 1710, Schuler 1505, 1501 = ss. *Schullər* Lehrer (mhd. schuolære).

*Schullerbaumgarten, ***Schullərbąngərt*** m. Ried (Tekendorf).

Schullərkämpəl m. tiefe Stelle im Mühlkanal oberhalb der Stadt Bistritz, an dessen Ufer eine der evang. Kirche A. B. gehörige Wiese gelegen ist. Der Name „Schullerkämpel" bezieht sich ursprünglich höchst wahrscheinlich auf den hier befindlichen Weiher, der (wie viele andere an der Peripherie der Stadt) den „Schullern" (ss. *Schullər* heisst „Lehrer") in katholischer Zeit als Fischweiher diente.

Schullers Kuhle, ***Schullərsch Kaul*** f. Ried (Lechnitz). Zum ss. F. N. *Schuller.*

Schullerwald, ***Schullərwąlt*** m. ein, ehedem höchst wahrscheinlich den „Schullern" (Lehrern, lat. scholaris) gehöriger Wald (Bistritz).

Schuß, ***Schąss*** m. Wald: *äm Sch.* (Petersdorf, Ober-Neudorf).

*Schußbach, ***Schąssbôch*** f. (Petersdorf).

*Schußkumpf, ***də Schąsskämp*** (pl.) Petersdorf. Vgl. Kumpf s. d.

F. N. ***Schuster*** (ss. *Schûstər, Schaustər)* in 23 Gemeinden, urk. Schuster 1451 (Bistritz).

Schusterdamm, ***Schûstərtąm*** m. Zunftgarten der Schuster (Bistritz).

Schusterhügel, ***Schûstərhäffəl*** m. (Tschippendorf).

Schusterkuhle, ***Schąstərkaul*** f. Ried (Wermesch).

Schusters Berg, ***Schostərsch Be^{i}ch*** ⏑ ⏑ ⏓: *hendər Sch. B.* (hinter Sch. B.) Ried (Jaad).

*Schützendornen, ***Schatzədêrn*** ⏑ ⏑ ⏓ ⏑ (pl.): *än Sch* Weinhalde (Bootsch).

*Schützenwinkel, ***Schätzərwankəl*** n. Ried (Birk).

Schützenrech, ***Schätzərrêch*** n. Berg (Birk).

*Schützgewann, ***Schätsgəwą̊nt*** f. Ried: *u dər Sch.* (Dürrbach).

F. N. ***Schwab*** (ss. *Schwôb)* in S.-Regen, urk. *Swob* 1413 (Bistritz).

Schwartenberg, ***Schu^{a}rtnberich*** - ⏑ ⏓ ⏑ m.: *af Sch.* (Bootsch). Vgl. ss. *Schu^{a}rt* (ohne *-w-)* f. Schwarte.

F. N. ***Schwar(t)s*** in 7 Gemeinden, urk. (Bistritz) Schwarz 1505.

*Schwarz, ***Schwu^{a}rs*** n. Tal (Kallesdorf).

Schwarzbach, ***schwu^{a}rs Bą̊ch*** f.: *än dər schwu^{a}rzər Bą̊ch* (Walthersdorf).

Schwarzberg, ***(af dəm) schwu^{a}rsn Bi^{ä}rich*** (⏑ ⏑) ⏑ ⏑ ⏓ ⏑ auf dem schwarzen Berge (Petersdorf, Passbusch).

Schwarzgraben, ***Schwu^{a}rsgru^{a}bn*** m. (Bootsch).

*Schwarzriegel, ***Schwu^{a}rsriggəl*** m. (vgl. Riegel) Waldried (Pintak): *händər Schwu^{a}rz seinəm Riggəl.*

*Schweinelager, ***Schweilegər*** f.: *bei dər Schw.* Ried (Windau).

Schweinsgraben, ***Schweinsgru^{a}bn*** m. (Wermesch).

*Schweinspferche, ***Schweinspi^{ä}rn*** (pl.) Waldried: *än Schw.* (Weilau). *Pi^{ä}r* m. Pferch (mit wertvollem *p-!).* Lux. *Perch* Pferch.

*Schwengelbrunnen, ***beim Schwîngəlbrąnn*** m. Ried (Weilau).

F. N. ***Schweizer*** 1700 (Bistritz).

F. N. ***Schwertfeger*** 1505 (Waffenschmied). Bistritz.

F. N. ***Schynker*** 1648 (Bistritz), †Schinker (S.-Regen) = einer aus *Schink* (Gross-Schenk, Bistritz).

F. N. ***Sechshæuser*** in S.-Regen = einer aus Sechshaus (bei Wien).

*Sechs Tage, ***Sêss Du^{a}ch*** (pl.) Wiesengrund: *äm S.* (Pintak). Vgl. *â^{i}cht Du^{a}ch* (8 Tage) mit altem *-u^{a}-* = ahd. *tagâ* Tage, während das modern ss. *Dâ^{i}ch (sêss Dâ^{i}ch,* 6 Tage, *â^{i}cht Dâ^{i}ch* 8 Tage) vulgärhochdeutschem „Täge“ (unechte Umlautsform [Analogiebildung]) entspricht. Man unterscheidet: *â^{i}cht Du^{a}ch* (begrifflich) = Woche (7 Tage), aber *â^{i}cht Dâ^{i}ch* = 8 Tage.

F. N. ***Seewalt*** 1581 (Bistritz).

F. N. ***Sehler*** 1700 (Seiler) = ss. *Sêlər* (Bistritz).

*Seiberg, ss. *Seibrich* m. ein Berg: *um S.* (Wallendorf). Näheres: Kisch, Vgl. WB. 208.

F. N. ***Seibriger*** in S.-Regen = einer aus Seiburg (Kisch, Vgl. WB. S. 208).

F. N. ***Seidel*** (in Jaad ss. *Särl)* in 7 Gemeinden, urk. Seidel 1701, Seydel 1505 (Bistritz), sss. Sydel = dem. (-l-) zum nhd. F. N. Seid (Koseform zum ahd. P. N. Sigideo [L. Steub, Die oberdeutschen F. N., München, 1870, S. 62] „Siegesdiener“). Spr. *Seirl.*

Seifen, ss. *Seifn* langsam fliessender, sumpfartiger Bach, bezw. von einem solchen durchzogene Bodenstelle (Näheres: Kisch, Vgl. WB. 208). Dazu der Flurname *Seifn* m. (Kyrieleis, Billak, Pintak), *Seifə* m. (Birk), *teschn Seifn, ɔm langə Seifn* (Jaad). *Seifn* m. Waldried (Senndorf).

Seifengraben, *Seifngru^{a}m* m. (Billak).

*Seifenhaupt, *Seifəhêft* ⏑ ⏑ ⏑ n. Ried (Treppen).

Seifenländer: *(ąf dn) Seifəlą̂ndər* Ried (Deutsch-Zepling).

F. N. *Seifert,* urk. Seiffert 1710, Seiffried 1788, Seiwert 1763, Seyfridus 1454, Syfridus de Kyule (Kajla) 1332—37 (Mon. Vat. Hung. I, 100), Seyfridus, plebanus (de) Chichmar (Szépnyir): a. a. O. S. 97. *Syfridus,* s. (de) Chitmar (Szépnyir): a. a. O. S. 104.

F. N. *Seyffner* 1505, Seuffner 1579 (Bistritz). Vgl. Seifen s. d. („seiffner sind diejenigen, welche beym oder in seiffenwercken arbeiten" [DWB.]).

*Seihalde, *Seihi^{a}lt* f. Ried (Vgl. *Seiberg*). Mettersdorf.

F. N. *Seiler* in Ober-Eidisch.

F. N. *Seima* (Tekendorf) und D. N. *Seimə* (in 6 Gemeinden); urk. F. N. Seimen 1763, Symon 1366 = Simon. Vgl. ndl. F. N. Symon (spr. *Seimon*); engl. T. N. Simon *(Seimən).* Vergl. Simonsdorf.

Seimɔsch Kaul f. Ried (Wermesch). Zum P. N. *Seimə* s. d.

Seitbruch, *Seitbrąch* m. Ried (Weilau).

Seite: *u dər Seit* Ried (Petersdorf).

*Seitelsberg, *Seitəls-bi^{ä}rich* m. (Deutsch-Budak).

D. N. *Sellər* in Bootsch.

O. N. Selyk, s. Schelken.

F. N. *Senari* 1906 (Bistritz) = gen. patronym. zu Senarius (Sechser, Mitglied eines Sechseramtes [Grimm, DWB. s. v.]).

F. N. *Senger* 1505 (mhd. *singer* Sänger) (Bistritz), ss. *Sängər.*

O. N. *Senndorf,* ss. *Sändrəf, Sändrąf: zəm S.* (in S.); rum. Selna, magy. Zsolna, s. ö. von Bistritz gelegen. Urk *Sylna* (Mon. Vat Hung. I, 111, 129) 1332—37: *Henczmannus* (heute *Hinzəm*) oder Henricus, s. de Sylna. 1532 (Honteruskarte) Sellendorf, 1602 Selndorf — zu rum. Selna = Solna = slav. solena „Ort, wo Salz (sol) ist". Ohne *-l-* (vor *-n-*) wie in *Wu^{a}ndref* < *Wu^{a}lndrəf* (Wallendorf), *Burichhân* < *Burichhâln* (Burghallen), *Minu^{a}rkn* < *Müllenarken* (Minarken) u. a. Anders Wolff, Mühlbacher Progr. 1881, S. 13. Gegenwärtig ca. 490 Sachsen.

F. N. *Senndörfer* 1720 = einer aus Senndorf s. d. (Bistritz).

Senndorfer Grund, *Sändrąwər Grąnt* m. Tal (gegen Senndorf). (Bistritz).

Senndorfer Höhe, *Sänn-*

drqwər Hî f. Anhöhe (gegen Senndorf). (Bistritz).

F. N. ***Seraphin*** 1531, 1906 = hebräisch Seraphim (Lichtengel).

O. N. Serling, s. Scherling.

F. N. ***Severini*** (Lechnitz), urk. Severini 1720 (Bistritz).

F. N. ***Seydner*** 1702, 1900 Seidner = einer aus Seiden (bei Mediasch). (Bistritz).

F. N. ***Seyffenmacher*** 1704, Zefmacher 1521 (Seifensieder). Bistritz.

Sidrich n. Ried (ss. *sidrich* nass, feucht) Minarken. Näheres: Kisch, Vgl. WB. 210.

*Siechhaus, (moderne offizielle Verdeutschung: „Sieghof"): ***Sâ'chəs*** n. Ried unterhalb der Stadt, wo jedenfalls ein Siechenhaus gestanden hat (Bistritz).

*Siebenbuchen, ***Simbâchə*** (pl.) d. h. magy. Hétbükk (Gegend von S.-Regen) Birk. Bei Bielz. (S. 458): Buchendorf.

Sieben Eichen, ***sibn Êchn*** Wald (Mettersdorf).

*Siebenhamm, ***Simhûm*** m.: *qf S.* Ried (Treppen).

*Siebenmorgener, ***Sibmmorgnər*** m. Weinhalde (Dürrbach): zu *sibm* (sieben) und mhd. *morgen* = so viel an einem Morgen (Vormittag) mit einem Gespann umpflügt werden kann; also: Weinhalde, die so gross ist wie sieben Morgen Land. Vgl. *Du"lər* m. (Weinhalde in Bootsch) zu *Du"l* Tal. Vgl. lux. *Siwəmu'rjən* Riedname (Luxemburg [Stadt]).

*Siebensbrunnen, ***Sibnsbronn*** m. (Jaad).

Siebhaken (Haken, woran der Sieb gehängt wird): ***Zimməshokn*** m. (Jaad) Ried. *Zimməs* f. Sieb. Näheres: Kisch, Vgl. WB. 253.

*Siedel (vgl. Einsiedlerbrunnen s o.), ***Sidl*** f.: *än dər S.* Bergried (mhd. *sidele* f. Sitz). Mettersdorf. Vgl. sss. *Sedlər* m. Siedler.

F. N. ***Siegler*** (ss. *Sīglər*) in Tekendorf (ahd. P. N. Sigil-ber).

F. N. ***Siegmund*** 1906, urk. Sigmeth 1788 (ahd. Sigimund).

F. N. ***†Siel*** in Tekendorf (ahd. P. N. Sigilo).

O. N. ***Simkru"gn*** ⏑ – ⏑, magy. Somkerék, rum. Sincherea**g**u (Komitat Szolnok-Doboka), urk. Sumkerek 1327, Zumkerech 1332, 1347, 1380 Somkerek, Sumkerek, Swmcrek, Chonkaregky, westlich von Bistritz. Sehr bezeichnend heisst der Geistliche dieses Ortes 1332 „*Tylmann*us de Zumkerech" (Mon. Vat. Hung. I, S. 104). Deutschtum erloschen.

F. N. ***Sift*** in Wermesch und Bistritz.

F. N. ***Sigether*** (spr. *ssigətər*) 1700, Sigetter 1906 = einer aus (Marmoros-)Sziget (Bistritz).

F. N. ***Silex*** 1710, 1906 = F. N Kissling s. d. (lat. silex). Bistritz.

F. N. ***†Simi*** in Wermesch = Simon.

F. N. ***Simbriger*** in Bistritz und Budak (†) = Siebenbürger, urk. Simbriger 1705, Sibenbürger 1505.

T. N. ***Simon,*** Koseform Ssimmi, *Zimmi, Zimmə, Zimmichə.* Vgl. *Seimə* s. d. Symon, plebanus de Idech 1332—37 (Mon. Vat. Hung. I, 104). Simon heisst in Jaad *Zimmə: Geʿgn Zimmə:* Simon Geich.

F.N ***Simonis*** (gen patronym.) in Tekendorf (früher auch in Heidendorf und Walthersdorf; so erklärt sich der D. N. der Simonis in Tekendorf: *Wạldəršdrạwər*).

O. N. ***Simonsdorf*** (Bielz 461), ss. *Seimədrəf*, magy. Simontelke, rum. Simontelicu, urk. Simonteluke 1319, 1329, bei Bodesdorf (s. d.), südl. von Bistritz. Vgl. Nösner F. N. und Taufname *Seimen* 1763, 1900, Symon 1366. Als Rufname heute z. B. in Jakobsdorf. Schwund des -n- (vor -s-) in *Seimədrəf* ist Regel: ss. *ûs — əs* (uns), *dəs morjəst* (des) morgens, auch moselfr. *ûs, eis — əs, dəs morjəs*, u. a.

Simonsdorfer Grund, ss. ***Seimədrạwər Grạnt*** m. - ⌣ ⌣ ⌣ ⌣: *äm S. Gr.* Tal (gegen Simonsdorf) Bistritz.

O. N. Simontelke, s. Simonsdorf.

F. N. ***Sitz*** in Pintak (ahd. P. N. Sigizo). Ebenso lux. F. N.

O. N. Sófalva, s. Salz.

*Soldatengraben, ***Me"sər sei Gre"bn*** (Jaad). Zu *Mu"sər* vgl. Kisch, Vgl. WB. 159.

O. N. Solymos, s. Almesch.

F. N. ***Sollner*** in Bootsch und Weilau = einer aus urk. Solna (Senndorf s. d.).

O. N. Somkerék, s. *Sibnkru"gn.*

F. N. Sommer (ss. ***Summər***) in Bistritz, Deutsch-Budak (†), Billak; urk. F. N. Sommer 1668 (Bistritz).

O. N. *Sommer, urk. 1349, 1359 Sombor, Sombur, ss. ***Summer,*** magy. Szász-Zsombor, rum. Şimboru, auf der „Heide" (Mezőség, Komitat Szolnok-Doboka) gelegen. Vgl. nösn. F. N. *Sommer* 1668, 1905 (ss. *Summer*). Auch moselfr. (lux.) F. N. *Sommer, Summer.* In erster Linie aber kommen die urk. Namen der Nobiles Sombor, Zombor (III. Bd. des Urkundenbuches) in Betracht. „Der erste Zsombori ist in unseren Komitat aus Kronstadt eingewandert, er war Sachse" (Sz. D. v. I, 549). Erster bekannter Geistlicher: *Chunradus* (Konrad), s. de Sumbur (Mon. Vat. Hung. I, 100) — also ein Deutscher (1332—37).

Sommerberg, ***Summərbi"rich*** m. (Schönbirk).

*Sonnenhalde, offiziell „Sonnheld": ***Sạnnhi"lt*** f. (Ried): *u dər S.* (Bistritz, Tschippendorf, Deutsch-Budak, Treppen, Pintak, Heidendorf, Weilau, Dürrbach, Ludwigsdorf); *Sunnhi"lt* f.: *an dər S.* (Lechnitz).

*Sonnenhalbenrech, *Sąnnhi^{a}ltrâ^{i}ch* n. ein Berg (Treppen).

Sonnenseite, *Sąnnseit* f. Ried (Minarken, Weilau, Wermesch, Jakobsdorf).

Sonnheltner Wald, *Sąnnhi^{a}ltnər Wąlt* m. (Bistritz). Vgl. Sonnenhalde.

F. N. *Sophia: Fî, Fichi, Fichə, Fichn, Fachə Fidi, Fiki(chi), Fą^{a}.*

Sott: of dər S. Ried (Jaad).

F. N. *Spæthauf* 1765 (einer, der spät aufsteht). Bistritz.

*Speckgraben, *Bąflêschgru^{a}m* m. in Tschippendorf (ss. *Bąflêsch* n. Speck = mhd. bache + vleisch).

Spelteile, *U^{a}länkdêln* (pl.) Ried (Ober-Neudorf). *U^{a}länk* m. < rum. *alac* Spelt, Dinkel. Zu -lac > *-länk* vgl. sss. *Masslenk* < maszlag (magy.), *Zâ^{i}plänk* (Deutsch-Zepling) < Széplak u. u.

Sperrloch, *Špi^{a}rlôch* n. Ried (Pintak).

F. N. *Spilner* 1505 (einer, der Spillen [Spindeln] macht). Bistritz.

Spitaltor, *Spirldôr* n. Tor am Ende der Spitalgasse (längst abgetragen). Das Spitaltor wurde von der Kürschnerzunft verteidigt (Bistritz).

*Spittelgasse (Spitalgasse: vgl. Johannes, sacerdos de Hospitali [Mon. Vat. Hung. I, S 97] 1332—37), ss. *Spirlgąss* f. (Bistritz).

Spitzberg, *špatz Berich* m.: *um špatzə Berich* (Weilau), *špätz Bi^{a}rich* m. (Tekendorf).

F. N. *Spitzbertel* (*Spitzbärtchen) 1505 (Bistritz).

Spitzburg, *Špätzburich* f. (S.-Regen). In Nieder-Eidisch *klê Burich* f. (kleine Burg) genannt.

*Spitzgipfel, *Špatzgappəl* m. Hügel (Bootsch).

*Spitzhügel, *špätz Häffəl* n. ⏑ ⏓ ⏑: *äm špätz H.* Ried (Petersdorf).

*Spitzland, *špatz Lant* n. (Ober-Eidisch).

F. N. *Sponer* in Bistritz, Budak, Heidendorf, (der Spänemacher, Spänehauer [DWB.], zu ss. *Špô* Span).

Špunnəsgârtchə n. ⏑ ⏑ ⏓ ⏑ ein Tal (Bootsch).

Ssigät f. Ried (magy. *sziget* Insel). Kallesdorf. Vgl. *Zicklə* s. d.

Ssigätbrąnn m. Brunnen in Tekendorf. Vgl. magy. *sziget* Insel, Aue. Vgl. *Zicklə* (s. d.) = magy. szikla.

F. N. *Stædter* 1843 (Bistritz).

Ständərsch f. Weinhalde: *än dər Št.* (Tekendorf).

Ständərschrâ^{i}ch n. ein Berg (Tekendorf). *Ständər* = Steiner (F. N.).

F. N. *Starck* 1706 (Bistritz).

F. N. *Starts* 1768 (Bistritz) = ahd. P. N. Starizo.

*Staubbrunnen, *Štôfbrąnn* m. Quelle (Weilau).

Štaurâ^{i}ch n. ein Ried (Berg) (Dürrbach).

D. N. *Stefani* ⌣ ˊ ⌣ in Windau (gen. patronym. zu Stephan).

D. N. *Stêfə* in Birk (= Stephan).

F. N. *Steger* in Bistritz, Kuschma, Ober-Neudorf, urk. Steger 1785 = einer, der beim Stege wohnt, vgl. nhd. F. N. Zum-steg.

Steig (Fussweg): *om Štäch* m. Ried (Jaad).

F. N. *Steigerwald* (bayer. Gebirge) 1505 (Bistritz).

Steiggaſſe, *Šteichgąss* f. (ss. *Šteich* m. Pfad). Bootsch.

Stein, *Stê* m. *(dər Wi"ra-Štê)* ein Fels, weithin sichtbar, wornach der ganze Berg „Stein" heisst. Vgl. *Wi"ra* s. u. (Pintak); *andər-əm Štê* (Wald-) Ried (Bistritz, Walthersdorf, Heidendorf): *um Štä'* Ried (Minarken); O. N. *Štê* m.: *beim Štê,* magy. Kőfarka, rum. Piatra, bei Retteg gelegen.

*Steinau, *Štênə* f. Ried in der Nähe des Jakobsfelsens, der deshalb *Štênəštê* heisst (Petersdorf).

Steinaufumpf, *Štênəkämp* (pl.) Petersdorf.

*Steinaurech, *Štênərau'ch* n. ein Berg (Petersdorf).

*Steinaufstein, *Štênəštê* m. der Jakobsfelsen (Petersdorf).

Steinberg, *Štêbrich* m. (Wallendorf); *hendər-əm Stêmrich* Ried (Klein-Bistritz); *om Štâbêch* m. (Jaad).

F. N. †*Steinbrecher* in Deutsch-Budak, auch *Stebrecher;* in Bistritz Stebriger *(-j-),* urk. Stebriger 1800, Steibricher 1505.

Steinbruch, *Štêbrąch* m.: *beim Št.* (Heidendorf, Gross-Eidau, Minarken, St.-Georgen, Pintak, Jaad).

Steinbruchbrunnen, *Štêbrąchbrąnn* m. (Heidendorf)

*Steinbrunnen: *Brąnn ąndər-em Štê* (Walthersdorf), *Štêbronn* m. (Kallesdorf, Moritzdorf).

F. N. *Steiner* (ss. *Stendər*) in Jaad.

F. N. *Steinert* 1709 = ahd. P. N. Steinhart (Bistritz).

F. N. *Steines* 1722 = nhd. F. N. Stines, Stinus < (Augu-)stinus. Accent!

Steingipfel, *Štîgappəl* m. (Nieder-Eidisch); *Štêgappəl* m. ein Berg (Deutsch-Zepling, Passbusch).

*Steingrüne, *Štêgrâ'nz* f. Ried (Heidendorf): ss. *Štêgrâ'nz* f. grüne Sand- und Schotterbank am Flussufer.

*Steingrüſch (Steinkleie) *Štâgrîəsch* n. Ried (Jaad). Zu mhd. *grüsch* n. Kleie (ital. crusca, rætoroman. crisca, provenzal. crusca), vgl. ss. *zəgräschəln* mit den Zähnen zerreiben. F. N. *Steinhart* 1700 (Bistritz).

*Steinhartz, *Stindərts* f. (gen. des P. N. *Stindərt* = Steinhart) Ried (Petersdorf).

F. N *Steinhauer* 1731 (Steinmetz). Bistritz.

*Steinhügel: *af-əm štennijn Häffəl* Ried (Tschippendorf).

Steinig, *af-əm Štênijn* Ried (Minarken).

Steiniger, *Štennijər* m. Weinhalde (Heidendorf, Dürrbach): *äm Št.*

*Steinkumpel, *Štêkämpəl* m.: *äm Št.* Ried (Tschippendorf).

*Steinrech, *Štendrich* n.: *af-əm Št.* Ackerland (Windau).

Steinrech, *Stêrâ'ch* n. Bergabhang (Weilau, Kyrieleis, Baierdorf, Bistritz). *Štîrî'ch* n. (S.-Regen).

Steinrücken, *Štêräck* m. Waldried (Mettersdorf).

Steinweg, *Štêwêch* m., ein fester, auf der alten, über Minarken nach Burghalle führenden Römerstrasse gebauter Weg (Minarken, Senndorf).

Steinweg: *af-əm Štêwêch* Ried (Minarken), *ôbər dəm Stêwêch* (Heidendorf).

Steinweggraben, *Štêwêchgru"bn* m. (Heidendorf).

Steinzenfeld, *Šti"lsnfi"lt* n. Ried (Pintak).

F. N. *Stemetcs* 1505 (ss. *Stêmätz* Steinmetz) Bistritz

F. N. *Stender* (ss. *Štendər*) in Deutsch-Zepling, früher auch in Weilau = Steiner (*endər* = einer, *gindər* = jener usw.)

F. N. *Stenkeller* 1505 (Steinkeller). Bistritz.

F. N. *Stenner* (ss.) 1581, Steyner 1505 = ahd. P. N. Steinher.

F. N. *Stenzel* in Jaad, urk. (Bistritz) Stenzel 1579 (bayer. Stanzel, Koseform zu Constantin).

T. N. *Stephan*, Koseform *Tâfi, Steffi, Štuckichə, Schucki* (Birk), *Tschicki* (D. N. in Nieder-Eidisch), vgl. magy. *Csi-csó* Stephan, *Ištôk* = magy. *Istók* (Bootsch), urk. Stephanus, sacerdos de Batus 1332—37 (Mon. Vat. Hung. I, 98).

*Stephanfurche, *Štêfnfurt* f. Ried (Jaad). Vgl. rum. *valea Stefi* (Tal des Stephan) das obere Bistritztal.

Stephanskirche: *händər dər Štâfəskirich* - ⏑ ⏑ ⏑, Ried (Lechnitz).

Stern: *af-əm Šti"rn* Waldried (Mettersdorf).

D. N. *Sti"mont* in Bootsch.

F. N. *Stierel* (sss. *Stîrl* [Kronstadt] Stör [Fisch]) in Petersdorf, Walthersdorf, Minarken, Wallendorf. Näheres: Kisch, Vgl. WB.; urk. Stirl 1701, Stŵrl 1505.

*Stierelfuhle, *Štîrlkaul* f. Ried (St. Georgen). „Stierel" ist ss. F. N.

D. N. *Stimpəl* in Jakobsdorf = ss. *Štimpəl* Stuhl-, Tischfuss.

Stinnə f. ein Bergried, eigentlich Sennhütte (Schönbirk), *də gru'ss Stinnə, də klî Stinnə* (Birk). *Stinnə* f. Sennhütte < rum. *stână* f. Rum. „*stână*" f. ist offenbar = „Senne", das bisher nur aus oberdeutschen Maa. belegt war (Kluge, Etym. WB. s. v.). Vielleicht lässt sich mit Hilfe dieser rum. Form

der bisher unbekannte Ursprung des nhd. „Senne“ ermitteln.

Stirne, *Stîrn* Ried (Tekendorf, Weilau, Treppen).

O. N. **Stollen*, magy. Sztolna, rum. Stoiea, im Gebiete des kleinen Szamos (Bezirk Gyalu). Offenbar = Stollen (siebenbürgischer Bergmannsausdruck, rum. ştolna, magy. stolna). Vgl. O. N. *Stola* Stollen (in der Zips).

**Stollenader*, ss. *Štolnə-e°dər* f. Bach. Vgl. das vorige Wort! (Lechnitz.)

F. N. *Stols* 1505 (Bistritz).

F. N. *Stolzenberg* 1805, 1906 = einer aus Stolzenberg (Preussen).

**Stoppelbrunnen*, *Štąppəlbrąnn* m. (Weisskirch).

Štôprichgru°m m. ein Graben (Passbusch).

F. N. *Storch* 1700, 1907 (Bistritz).

Stößchen (Anhöhe): *um gäldänə Štîsskə* Ried (S.-Regen).

Straßburg (Nagy-Enyed) sss. *Štrôssbrich*, heisst *Angətn* in Bistritz, *Ängətn* (*-ng-* wie in „hangen“ [Gutturalnasal]) in D.-Zepling.

F. N. *Straupp* 1582, Strawb 1505 = ahd. P. N. Strupo.

F. N. *Streifert* in Jaad (ss. *Streifərts*, mit wertvollem *-s* [starker gen. patron.]), Bistritz und Schönbirk. Urk. F. N. Streiffert 1510, Streitfort ca. 1550 (Bistritz). Näheres unter Streitel s. d.

Streitbusch, *Štreipesch* m. Wald (vgl. rhein. Streithorst). *-p-* < *-tb-* wie in *Järpər* < ertber, *Hämpər* < hintber, *kospər* < kostbar u. a. (Pintak) Vgl. *Uarpəsch* s. d.

Streitəl n. Wald (Minarken); *Streitəl* m. Wald (Jaad): *əm Štr.* *Štrittəlt* n.: *äm Štr.* (Passbusch). Vgl. O. N. ss. *Stretfərt* (offiziell *Streitfort*) bei Reps = mhd. strût + furt (Waldfurt). Hiemit konkurriert die lautlich gleich berechtigte Erklärung dieses O. N. als P. N. = ahd. Stritfrid (ss. F. N Streiffert 1510, Streitfort ca. 1550). Vgl. *Štreitwâlt* m. (Bistritz). Das naive Sprachgefühl stellt alle diese Namen zu nhd. *Streit*. Begrifflich liegt jedoch die Erklärung aus mhd. *strût* m. „Gebüsch, Buschwald, Dickicht“ näher. (*-û-* > *-ei-* wie in *Geich* < *jûche* — unorganische Umlautsformen!)

Streitfuhle, *štreidich* (adj.) *Kaul* f. Ried (Treppen). Vgl. *Štreitəl*.

Streitwald, *Streitwâlt* m. (Bistritz). Vgl. *Streitəl*, s. d.

Strohgasse, *Štrîgąss* f. (Bistritz).

F. N. *Strosser* 1763 (Strasser), ss. *Štrôssər*. (Bistritz).

F. N. †*Stroner* in S.-Regen.

Strunk: *vor-əm Strąnk* Ried.

Štubê ⌣ ˊ m.: *um Št.* ein Berg (nach einem [rum.] *ştiubeiu* n. [seichter Brunnen] benannt) (Lechnitz).

Štubêbrąnn m. ⏑ ⏑ ⏑ Quelle (Treppen). Zum vorigen Worte.

Stubenberg, *Štubnbi‿rich* m. ⏑ ⏑ – ⏑ (Mettersdorf).

D. N. *Stuckəs* in Jakobsdorf = urk. F. N. Stux (*Stucks) ca. 1400 in Bistritz = gen. patron. zum (nhd.) F. N. Stuck.

Stumpf, *än Štämp* (pl.) Ried (Dürrbach, Tschippendorf, Tatsch, Kuschma). Dazu *Stämptchi* n. (Senndorf).

*Stumpfbuch, *štąmpich Bäschkə* n. Wald (S.-Regen).

D. N. *Stuppel* in Mettersdorf.

F. N. *Sturm* 1700, 1907 (Bistritz).

F. N. *Stürzer* in S.-Regen.

F. N. *Sulzer* 1763 = mhd. *sulzer* Kuttler.

T. N. *Susanna:* Koseformen *Susi, Susə, Suskə, Susichə.*

Szamos. Urk. „regio Somus“ zuerst auf einer römischen Inschrift. Sz. D. v. I, S. 56. Vgl. Thomas s. d.

O. N. Szászakna, s. *Oknə.*

O. N. Szász-Bányicza, s. Gindusdorf.

O. N. Szász-Bréte, s. Breitau und Breit.

O. N. Szász-Budak, s (Deutsch-) Budak.

O. N. Szász-Czegő, s. Zagendorf.

O. N. Szász-Erked, s. Arkeden.

O. N. Szász-Fenes, s. Fens.

O. N. Szász-Fülpes (Kis-Fülpes), s. *Fläps.*

O. N. Szász-Lóna, s. *Lônə.*

O. N. Szász-Ludvég, s. Ludwigsdorf.

O. N. Szász-Máthé, s. Mathesdorf.

O. N. Szász-Nyires, s. Nieresch.

O. N. Szász-Péntek, s. Pintak.

O. N. Szász-Régen, s. Sächsisch-Regen.

O. N. Szász-Szent-Jakab, s. Jakobsdorf.

O. N. Szász-Szent-György, s. Sankt Georgen.

O. N. **Szász-*Szilvás*** bei Götz (s. d.), erwähnt im 14 Jahrh. (Sz. D. v. I, S. 65).

O. N. Szász-Ujfalu, s. Neudorf.

O. N. Szász-Uj-Ős, s. Eisch.

O. N. Szász-Zsombor, s. Sommer.

O. N. Szent-Iván, s. Johannisdorf.

O. N. Szekeres-Törpény, s. Treppen.

O. N. Szent-András, s. Leresdorf.

O. N. Szent-Gothárd, s. Sankt-Gotthard.

O. N. Szent-György, s. *Georgenau.

O. N. Szent-Mihálytelke, s. Michelsdorf.

O. N. Széplak, s. Schöndorf und Deutsch-Zepling.

O. N. Szépnyir, s. Schönbirk.

O. N. Szeretfalva, s. Reussen.

Szeretberg, *Zârət* m. Vgl. O. N. *Zerətsəl* ⌣ ⌣ ⏑ = Szeretfalva = *Reissn* (s. Reussen).

O. N. Szeszárma, s. Weisshorn.

O. N. Sztolna, s. Stolnau.

T.

O. N. Tacs, s. Tatsch.

D. N. †*Tâfi*, Koseform zu *Štâfn* Stephan (Senndorf).

Tal: *Du^{a}l* n. ein Tal (Wallendorf, Ober-Neudorf, Bootsch, Billak, Weilau); *əm Dôl* Ried (Jaad); *äm Du^{a}l* Ried (Senndorf).

*Tal-Brunnen, *Du^{a}lər Brąnn* m. (Weilau).

*Taler, *Du^{a}lər* m. Weinhalde (Bootsch).

Tâləsch Bi^{ä}rich m. ein Berg (Wallendorf.)

*Tälchen, *Dâltchi* (dem.) n. (Windau).

*Talgraben, *Du^{a}lər Gru^{a}bn* m. (Bootsch); *Du^{a}lgru^{a}m* m. (Billak).

Tą^{a}məl m.: *äm T.* Wiesengrund (Deutsch-Zepling). Vgl. ss. (nösn.) *Tâməl* m. (dem. *Tâməltchi*) in eine (das Eindringen der Luft verhütende) Schafhaut gepresster, eig. „gedämmter“ Käse (*Tâməl* zu ss. *Tąm* m. Damm [mhd. *tam*], zu mhd. *temmen* dämmen, ss. *[än]dąmmən* [ein]dämmen).

Tämməlsbräck f. Brücke über den *Tämməlzgru^{a}bn* s. d. (S.-Regen).

Tämməlsgru^{a}bn m. ein Graben (S.-Regen). Vergleiche ss. *Tämməlz* m. Gefängnis (magyar. tömlöcz).

P. N. **Tamm*, urk. 1332 bis 1337 Tammo de Valdorf (Wallendorf): Mon. Vat. Hung. I, S. 118; *Thamo* hospitalis (a. a. O. S. 129); *Tammo* de Inferiori Waldorf (Nieder-Wallendorf) a. a. O. S. 139 = ahd. P. N Tammo, moselfr.-ndrhein. F. N. **Tammo** (Trier, Köln), Tamo (Aachen).

O. N. *Tąndərsch* = St. Andreas (s. d.).

F. N. *Tandert* in Deutsch-Zepling.

Tanne: *nem* (neben) *dər Tann* Tal, *en dər Tann* Ried (Klein-Bistritz).

*Tannen-Eichen, *dannə Êchn* (pl.) Wald (Nieder-Eidisch).

Tannenſteig: *ąf Tannər Štê^{i}ch, hendər T. Št.* Ried (Klein-Bistritz).

Tanzgraben, *Tânzgru^{a}m* m. (Nieder-Eidisch).

F. N. *Tartler*, ss. *Tu^{a}rtlər* (Bistritz, Treppen) 1906, 1701, Tuartler 1765, Tortler 1505 = einer aus Tartlau (nösn. *Tu^{a}rtəln*,

burzenländ. *Törtəln*) der aus Tarteln (ss. *Tu'rtəln, Tu'rtəln*).

O. N. Tasnád, s. Trestendorf.

*Taſchhalden, *Tâschəln: am T., handər dəm T.* Ried (Lechnitz). Vgl. Flurnamen *Tasch* f. (Mergeln), *Taschəbärch* m. (Heltau). Unser *Tâschəln* ist Umlautsform zu *Tąsch* Tasche (aber *Tâschkn* Täschchen).

F. N. †*Tatter* in Deutsch-Budak (= ss. *Tąttər* Tartare). Frau Breckner, eine 80jährige Frau, erzählte mir vor ca. 10 Jahren, sie stamme von einem im 18. Jahrhundert in Bistritz verbliebenen Tartaren ab.

*Tatterskirche: *Tąttərš-kirich* f. ⏑ ⏑ ⏑ ⏑: *bei dər T.* Ried. *Tąttər* m. Ta(r)tare (die Tartaren machten noch 1717 einen Einfall ins nördliche Siebenbürgen). Kallesdorf.

O. N. Tatſch, ss. *Tôtsch,* urk. Toczs 1396, magy. Tacs, rum. Tonciu. Näheres: Kisch, Vgl. WB. 224. Gegenwärtig ca. 153 Sachsen.

*Tatſcher Rech: *Te°tschər Râ'ch* n. Berg (Wermesch).

F. N. *Tauber* 1765, Taubert 1763 = nhd. Tauber, Täuber (Bistritz).

Taubenrech, *Daumrâ'ch* n. Berg (Senndorf, Ludwigsdorf).

*Taubrücke, *Dąbreck-* f.: *bei dər D.* Ried (Jaad).

F. N. *Teckner* 1820 = Tekendorfer (vgl. magy. Teke).

O. N. Teke, s. Tekendorf.

D. N. *Teel* in Jaad. Vgl. urk. Tell 1492 (Petersdorf), Teyl 1505, Theil 1906 (Bistritz) = ahd. P. N. Thilo.

Teil, *Dêl* neutr.: *zwê Dêl* zwei Teile, aber *Dêl* f. in der Bedeutung „Anteil am Acker“: *də Dêln* (pl. f. [-*n*]), z. B. *Hunnəfdêln* Hanfteile (allgemein).

Teilchen, *Dêltchər* (pl.) Wiesengrund (Walthersdorf).

O. N. *Tekendorf* (offiziell), ss. *Têkndrəf, Têkndrąf, Tâ'kndrəf* (Passbusch), *Tändrəf* (Bootsch), magy. Teke, rum. Teaca, urk. Teke, Theke, Theka 1332, *Tekendorff* (Honteruskarte) 1532. Vgl. westfäl. O. N. *Teckentrup,* alt *Teckentrupf, Tekkingdorppe* (Wolff s. v.) und Burg *Teck* (Württemberg). Vgl. auch *Reckenteck* (s. d.). Erster bekannter Pfarrer 1332 bis 1337: *Valentinus,* sacerdos de Teka (Mon. Vat. Hung. I, S. 138). Gegenwärtig ca. 1164 Sachsen. Tekendorf heisst in Deutsch-Zepling *Tœkəndrəf.*

D. N. *Telkə* in Jaad.

Tempe f., rum. *la Tempe,* ss. *Tämpe* f.: *än dər T.* ein in der Verengerung des Sajótales liegender Ried (Kallesdorf). Vgl. griech. *Tempe* (τὰ Τέμπη „die Einschnitte“, zu τέμπω für τέμνω [Wz. τεμ] schneide). Das Rum. hat zahlreiche griech. Wörter. Vgl. O. N. *Dipşa* (s. Dürrbach), *Colibiţa* (bei Borgo) von *colibă* f. = καλύβη, *drumu* = δρόμος, *eftin*

= εὔθυνος, *cintirim* Friedhof = κοιμητήριον u. a.

Têschritt f. Wiesengrund (Ludwigsdorf).

D. N. *Têt* in Birk.

F. N. *Teuchert* 1906, Teichert 1833, Teucher 1579 (ss. *Teichərt)* = ss. *Teichər* m. Schleicher, zu ss. *teichn* (mhd. *tîchen).*

F. N. **Teufel,* urk. Theuvel 1505 (Bistritz).

Teufelsbaumgarten, *Teiwəl(t)sbąngərt* m. Bergried am Schieferberg (der Name ist nur noch alten Leuten bekannt). Bistritz.

Teufelsstuhle: *ąf dər Teiwəlskaul* Ried (Heidendorf).

Teufelsgraben, *Teiwəltsgru^{a}bn* m. (Walthersdorf, Bistritz).

Teufelslöcher, *Teiwəltslêchər* Ried (Ludwigsdorf).

F. N. *Teutsch* 1906, 1810 (Bistritz, Wallendorf *[Tą'tsch],* Walthersdorf, S.-Regen).

F. N. *Teutschenbecher* 1625; vgl. O. N. Teuschbeck (Bielz 535, magy. Szász-völgye, rum. Valea sasului) Bistritz. NB. -völgye und valea = Tal, Bach (daher -becher).

P. N. *Teutschmann* 1833 (Bistritz), urk. 1332—37 *Ticzmannus,* sacerdos de Pintuk (Mon. Vat. Hung. I, S. 97), Tychmannus, plebanus de Gypsa (a. a. O. S. 100).

F. N. *Textoris* 1788 gen. patronym. zu *Textor (lat.) = Weber (Bistritz).

F. N. *Thaler (Tąllər)* in Tekendorf. *Tąllər* ist formell Fremdwort (begrifflich = Taler als Münze), vgl. Taler (ss. *Du^{a}lər*) s. d.

F. N. *Theil* 1906 (Bistritz, Tekendorf, Senndorf, Pintak [Tâl], Lechnitz). Ahd. P. N. Thilo.

F. N. *Theis(s)* in 6 Gemeinden = urk. sss. Thys, (Bistritz) Thyess 1505 < (Ma)thi(a)s ⏑ ˊ ⏑ (Accent).

F. N. *Theiss* 1906, urk. Thyess 1505, sss. Thys = Matheis ⏑ ˊ, Matthi(a)s.

F. N. *Theissler* 1648, Teysler 1505, Tyssler 1521 (Bistritz); patronym. Ableitung zu Theiss s. d.

Theißlersche Wiese, *Teislərəsch Wiss* f. *(Teislər* ist ss. F. N.). Windau.

F. N. *Thellmann* in Dürrbach (ss. *Telməs,* vgl Kuales, Klops, Grampes, Streiferts. Himzemes), Bistritz *(Telmə),* Weilau, urk. Theulmann 1620, Tyelman 1521; gen. patronym. Tilmani 1413, Tylmannus ca. 1400 (Bistritz). Vgl. 1332—37 Tylmannus de Posmus (Passbusch): Mon. Vat. Hung. I, S. 122, Tylmannus de Pyntuk (Pintak): Mon. Vat. Hung. I, S. 104.

T. N. *Theresia, Têsi: dət Brêt Têsi* (die) Therese Braedt.

F. N. *Thermann* 1481 (Thyrmann) in Bistritz.

F. N. *Todt* (ss. *Tôt, Te^{e}t),* Thodt 1906 in Gross-Schogen, Tekendorf, Bistritz, Mettersdorf; Todt 1709, Thut 1620, Tot 1848 in Bistritz = magy. *tót* Slovake.

F. N. *Thomæ* in Mettersdorf *(Tummi, Tummes),* Heiden-

dorf, Schönbirk, Bistritz *(Tômi)*, urk. Thomi 1788, Thomæ 1770 = gen. zu Thomas.

*Thomaš. Der Szamos heisst auf der Honteruskarte *Thymes* (1532). Daher heisst heute noch ein Ried am Szamos: ***um Tumməs*** (Mettersdorf), urk. 1412 (Urkundenbuch III, S. 530): „*Samusch* Theotunice *Thumesch*“ d. h. Szamos, zu deutsch *Thumesch* (Thomas).

F. N. ***Thomas*** in Gross-Schogen, urk. Thomas 1763, Thomes 1765, Thummes 1761 (Bistritz).

T. N. ***Thomas:*** Koseformen *Timməs*, *Dimmə(skə)*, *Tumməs*, *Timmi*, *Timma*. Der ss. Name *Timmes* für altes *Szamos* erklärt sich als volketymologisierende Umdeutung wie der ss. Flussname *Âlt* (alt) < Aluta (Strabo).

*Thomašbuſch, ***Dommǝsch-bäsch*** m. Wald (Windau). Vgl. Bistritzer F. N. Thomasch 1816 = magy. *Tamás* Thomas. Thomasbusch: *Tummǝsbäsch* m. (Senndorf).

Thomašgipfel, ***Tummǝs-gappəl*** m. Berg (Weilau).

*Thomašſtern, ss. (reen.) ***Tummǝsšti^{ä}rn*** m., rum. Poeana Tomi, d. h. die Alm (Waldwiese) des *Tomi* (ss. F. N.) = Thomæ; ein weithin sichtbarer Bergesgipfel an der Grenze des Bistritz-Nassoder und Maros-Tordaer Komitates.

F. N. *Thome* (in Baierdorf und Mettersdorf) = Thomæ.

F. N. ***Thomel*** 1515, Tömel 1505, Twmel (Thümmel) 1458. Bistritz.

O. N. Thorda, s. Thorenburg.

O. N. Thorenburg (Bielz 498), ss. ***Torrəmbrich,*** urk. Thorda 1291, *Thorrenburg* 1532 (Honteruskarte), magy. Torda, rum. Turda. Thorenburg heisst *Torrəmburich* in Deutsch-Zepling.

Thorenburger Riße, ***Torrəmbrijər Räts*** f. die berühmte Thorenburger Schlucht (Tordai hasadék).

Ti^{ä}rnbrich m. Weinhalde (Nieder-Eidisch). *Ti^{ä}rn* = Kornelkirschen. Näheres: Kisch, Vgl. WB. 223.

Tiarngru^{a}bn m. Graben in Pintak (zum vorigen Worte).

Ti^{ä}rnskopp m. ein Berg (Nieder-Eidisch).

Tiefer Graben, ***äm dâ^{i}fə Gru^{a}m*** Baumgartenried (Weilau).

*Tiefſeifen, ***dâ^{i}f Seifn*** m. Ackergrund (Petersdorf). Vgl. Seifen.

Tieftal, ***dâ^{i}f Du^{a}l*** n. (Windau).

*Tiergarten (im Sinne von mhd. *tier* wildes Tier: Reh, Hirsch etc.), ***Dauərgu^{a}rtn*** m. (Lechnitz).

*Tierbrunnen, ***daurəsch Brąnn*** m. (Brunnen) Weilau.

*Tiergraben, ***daurəsch Gru^{a}m*** m. ⌣ ⌣ ◢ (Graben) Weilau.

F. N. ***Tiglər*** 1505 (Bistritz.

zu mhd. *tigel* Schmelztiegel. Vgl. ss. *Tą̂mtigəl* (Lechnitz), *Tą̂ntigəl* (Bistritz) unförmliches Möbel, unbeholfene Person (eigentlich = Dammtiegel [DWB.], d. h. „ein auf dem Damm zu Verteidigungszwecken dienender Schmelztiegel").

F. N. ***Tinnəs*** (Weilau) 1906, Bistritz 1648 = (Mar)tinus (⏑)⏑⏑.

Tinnis Platz, ***än Tinni seinəm Plątz*** (in Tinnis Platz) Wiese. *Tinni* ist ss. P. N. (= Martinus).

Tirnawa f. ein Ried, rum. *tîrnova* zu rum. *târn* m. Dorn, slav. *trn*, altslov. *trunu* Dorn; vgl. die O. N. *Târnava* (magy. Nagy-Ternáva) im siebenb. Erzgebirge und *Tirnova* (Bez. Resicza), *Tyrnau* (Nagy-Szombat) in Ungarn, *Tirnowa* in Bulgarien, *Trnawa* in Mähren, Serbien usw. Anders J. Wolff, Vereinsarchiv 1882, 490.

F. N. ***Tischler*** in Ungersdorf = *Däschler* s. d.

F. N. ***Titel*** 1818, 1900, urk. 1454 (Bistritz). Ahd. P. N. Theudila.

Tittirâ'ch n. Berg (Senndorf).

Tiwwərgru"bn m. (Sankt Georgen).

Tiwwərwiss f. Wiesengrund (St. Georgen).

To"kə f.: *of dər T.* ein Berg (Lechnitz). Vgl. rum. *toacă* f. Klopfbrett. Näheres: Korrespondenzblatt XXII, 100.

F. N. ***Tobie*** ⏑⏑⏑ in Petersdorf = gen. zu Tobias.

F. N. ***Töckelt*** (Tekelt) 1750 in Bistritz. Vgl. Töckert.

F. N. ***Töckert*** in Bistritz. Näheres: Kisch, Vgl. WB.

O. N. Tohát, s. Neuendorf.

F. N. ***Tonch*** 1906, *Tonig* (-ch), 1586, Antonich 1521 < *Antonijus = Antonius (sss. F. N.).

F. N. ***Töper*** 1906 in 4 Gemeinden = Teper in N.-Eidisch; urk. Theper 1620, Tepper 1505 (Bistritz) = ss. *Têpər* Töpfer (vgl. Depner). D. N. *Têpər* in Tekendorf, Bootsch.

*Töpfling, ***Däpląnk*** m. ein Berg (Ungersdorf). Zu ss. *Däpn* n. (mhd. tüphîn) Topf. Vgl. *Oală* f. ein Berg bei Borgo (rum. *oală* f. Topf, lat. *olla*). Vgl. Staufen (häufiger Bergname [Salzburg, Württemberg]) = mhd. stouf, ahd. stauf m. Kelch, Becher ohne Fuss, u. zw.: in diesem Sinne umgestülpter Becher, bzw. Topf von der Form eines regelmässigen Trapezes, dessen obere Parallelseite kürzer ist als die untere. Der heutige Name unserer *Oală* (s. o.) „Miroslava" ist diesem Berg in der Mitte des 19. Jahrhs. von hier weilenden slawischen (österreichischen) Ingenieuren gegeben worden, also: modern. Vgl. Zippendorf, Schönbirk.

D. N. ***Tôri*** in Kallesdorf = Dorothea.

O. N. Törpény, s. Treppen.

D. N. ***Torti*** in Kallesdorf und Tekendorf.

*Totes Land, *du't Lânt* n. (Ober-Eidisch).

Tote Halde, *dât Hä^{a}lt* f. Ried (Jaad).

Totenberg, *Du'tbi^{ä}rich* m. Weinhalde (Dürrbach), *duit Berich* m. Baumgartenried (Gr.-Schogen).

F. N. *Totzschner* 1505 = einer aus Tatsch (ss. *Tôtsch*).

Tôtschnər m.: *äm T.* Weinhalde (Dürrbach). *Tôtschnər* (Totzschner) ist altnösn. F. N. (urk. 1505) = Tatscher.

Tränke, *Drink* f. Stelle, wo das Vieh getränkt wird (Birk).

O. N. *Trassten* (Bielz 459), ss. *Traussn* (so in Tekendorf, Ludwigsdorf), *Trâstn* (so in Bootsch), *Trâssn* (so in Deutsch-Zepling), magy. Oláh-Ujfalu, rum. Uifaleu, bei S.-Regen. Erster bekannter Geistlicher 1332—37: Gothfridus, s. de Ujfalu.

Treffnränn f. angeblich eine „Rinne (Brunnen), die leicht zu treffen ist" (Jaad). In Jaad heisst treffen *treffn*. Unwahrscheinlich.

O. N. *Treppen* (offiziell), ss. *Trappn, Träppn,* urk. Tripunium 1332, villa Terpenia 1366, *Tripping* 1414, magy. Törpény, rum. Terptiiu. Gegenwärtig ca. 929 Sachsen. *-ing* in ss. Ortsnamen ist selten. Vgl. Scherling (s. d.), Kelling (Kisch, Vgl. WB. 123); ss. *Träppn* < Trippin(gen) = lux. O. N. *Elwən* < *Ulflingen, Êssən* < *Essing(en)* u. a. Vgl. den O. N. (Szekeres-)*Törpény,* rum. Terptiu (westlich von Deés, bei Alparét), urk. 1261 Turpen (als Bergname); als O. N. 1440 Therpen, 1578 Terpen, 1765 Törpényes, 1616 Törpény, 1830 Szekeres-Törpény, rum. Terptiiu (Sz. D. v. VI, 291). Erster bekannter Geistlicher 1332—37: Petrus plebanus de Tripinio (Mon. Vat. Hung. I, 139). Altes *-ing* ist in diesem O. N. noch erhalten in der Ableitung: *Träppijər* Treppner (Bewohner von Treppen).

Treppner Gasse, *Träppijər Gąss* f. die Bahngasse (Bistritz).

Treppner Grund, *Träppijər Grąnt* m. (Bistritz).

Treppner Wiese, *Träppijər Wiss* f. Wiesengrund (Pintak).

O. N. *Trestendorf* (Bielz 181), magy. Tasnád, rum. Teşnadu, im nordwestlichen Siebenbürgen: urk. „hospites de Thasnad" 1348.

Trift, *Dräft* f. Ackerland (Senndorf).

F. N. *Trichtermacher* 1579.

*Trindelbusch, *Trändelbäsch* m. Baumgartenried (ss. *Trändəl* Wasserwirbel = mhd. trindel „Kreisel") Petersdorf

Trinnəsch m. Tal (Walthersdorf). *Trinnes* ist ss. F. N.

Trinkbrunnen, *Dränkbrąnn* m. (Kallesdorf).

Trînwą̂lt m. Wald (Heidendorf).

Trockene Teile, *dreich Dêln* (pl.) Ried (Wermesch).

F. N. Tschef, s. Cseff.

Tschetâtchə ⌣ ˄ ⌣: *qndər dər*

Tsch. Ried (rum. *cetate* f. Burg) Mönchsdorf (= Bálványos-burg, vgl. Götzberg, Turmberg s. d.). Kallesdorf.

D. N. ***Tschicki*** in Nieder-Eidisch, d. h. Stephan s. d.

Tschiggər m. Berg (Bistritz, Minarken): *ąf-əm Tsch.*

O. N. ***Tschippendorf,*** ss. *Tschippndrąf, -drəf,* urk. 1332—37 *Cupim* (Mon. Vat. Hung. I, 97), Czypan 1590, possessio Chepan 1380), magy. Csépán, rum. Cepana. Magy. Csépán = Stephan, vgl. O. N. Csépánfalva „Stephensdorf". Der Name Chepanus, Cepanus ist urk. (schon am Beginne des 13. Jahrh.) häufig. Erster bekannter Geistlicher: *Petrus* de Cupino (Mon. Vat. Hung. I, 97). Gegenwärtig ca. 629 Sachsen. Mit „*Szib* Burg" (S.-D. Tageblatt, 25. Okt. 1906, S. 5) hat „Chepan bei Bistritz" nichts zu tun.

Tschirgô ⏑ ˊ: *beim Tsch.* (beim Springquell; = magy. *csurgó* ˊ – in rum. Betonung) Ried (Lechnitz, Nieder-Eidisch).

D. N. ***Tschock*** in Jaad = Csock s. d.

Tschuha f. Wald Berg (Gross-Eidau, Schönbirk). Vgl. ss. *Tschuha* f. Vogelscheuche = rum. *ciuhă* f. Abwehrstange, Grenzstange, magy. *csuha* Kleid, Schafpelz.

Tschurgô m. ⏑ ˊ Quelle (vgl. *Tschirgô* s. d.) (Kallesdorf). Magy. *csurgó* Springquell.

Tu^{a}bərgru^{a}bn m. (Mettersdorf). Vgl. ss. *tu^{a}bn* schwatzen.

F. N. ***Tummes*** in Tekendorf = Thomas s. d.

P. N. ***Tumels*** 1366 (Ubaldus Tumels), Twmel 1456 = *Thümmel.

D. N. ***Turku*** in Kallesdorf = rum. *Turcu* Türke.

Türl: ***beim Dîrl*** *(Flêschərdîrl)* Fleischertürelgasse (nach dem einst von der Fleischhauerzunft verteidigten Türchen in der Stadtmauer) Bistritz.

*Turmberg, ***Tûrnbi^{d}rich*** m. der Bálványos-Berg (rum. *Cetate* d. h. Burg) bei Reussen s. d. (Baierdorf).

U.

U^{a}rpəschrauich n. Berg (Petersdorf). *U^{a}rpəsch* < *U^{a}rkbäsch* *Arkbusch (**Ark* Gerinne). Näheres: Kisch, Vgl. WB. 156 (unter *Minu^{a}rkn*).

P. N. ***Ubaldus*** 1366 (Tumels). Bistritz.

O. N. ***U^{e}ndrəf*** ist der ss. Name für *Abafája* bei S.-Regen (urk. 1332 bis 1337 Abbafája [Mon. Vat. Hung. I, S. 130], Abafaya 1356 [Urkundenbuch II, S. 119]). *Aba* ist ein bekannter altmagyarischer Personenname (Urkundenbuch I, S. 48, 118, 141, 142) und *Abafája* ist das Dorf

(wörtlich: der Baum) des *Aba*, also = **Abendorf* > ss. **U'mdrəf* > *U'ndrəf*. Vgl. nösn. *u"m* = hess. *aben* (mhd. *abhin*) „hinab". Dass in *U'ndrəf* -m- zu -n- wurde, erklärt sich lautphysiologisch einfach daraus, dass ein Dental folgte (vgl. lat. *eundem* < *eumdem*, *eorundem* < *eorumdem* usw.). Diese Erklärung hat begrifflich an dem alten, urkundlichen Namen des Ortes eine kräftige Stütze und ist auch lautlich einwandfrei, während sich gegen die von J. Wolff, Mühlbacher Programm 1880, S. 32 aufgestellte Gleichung **Odendorf*, **Adendorf* (darnach auch H. Connert, Deutsche Erde 1902, S. 100: „Odendorf") das gewichtige Bedenken erhebt, dass urkundlich weder eine Namensform **Oden-* noch *Aden-* — also magyarisch **Adafaja* — belegt ist. *U'ndrəf* ist die eigentliche ss. Namensform (Keintzel: Vereins-Archiv 1894, S. 201), woraus sich sekundär *U'dndrəf* entwickelt hat wie in *ândəln* ähneln, *Dąndər* Donner, *endər* einer usw. Der erste bekannte Geistliche dieses Ortes war *Christianus* (sacerdos de Abbafaya a. a. O. I, 130) 1332—37. Der von E. A. Bielz (Handbuch der Landeskunde Siebenbürgens, S. 459) angeführte Name „Brenndorf" = Abafája hat weder an der Mundart noch an den Urkunden einen Anhalt. Es scheint ein Irrtum vorzuliegen.

O. N. Újfalu, s. Neudorf.

O. N. Új-Radna (Neu-Rodna), s. Schanz.

P. N. *Ulrich* 1505 (Bistritz), urk. 1332—37 *Ulricus*, plebanus de Molnark (Minarken): Mon. Vat. Hung. I, S. 118; Ulrich (Tumel) 1457 (Bistritz). Ahd. P. N. Uodalrich.

F. N. **Unbehauen*, Wmbehawen 1581 (nicht verwundet [mhd. *behouwen* durch Hauen verwundet]). Bistritz.

F. N. *Ungar* (ss. *Ąngər*) in 6 Gemeinden (Petersdorf: *Ängər*).

*Ungarfeld, *Ungərfâlt* f. Riedname. Vgl. *Bąffəlt* f. Bachfeld und *Bauchfi"lt* f. Buchfeld, *Fąttəfâlt* f., s. d.

Ungargaſſe, *Ąngərgąss* f. (Bistritz), *Ungərgąss* (Lechnitz).

O. N. Ungariſch-Birk (Bielz 458), ss. *ängərsch Birk*, magy. Oláh-Bölkény, rum. Beca ungureasca (Birk).

*Ungariſcher Halbenbrunnen, *angərsch Hi"ltbrąnn* m. (Treppen).

*Ungariſches Dörfchen, *ängərsch Derfkn* (dem.) n. Wald (Petersdorf). Sehr wertvoller O. N.!

O. N. Ungariſch-Regen, magy. Magyar-Régen, rum. Reginu ungur., ss. *ängərsch Rê*, *Rî*, *ängərsch Rai* (so in D.-Zepling). Vgl. Sächsisch-Regen s. d.

Ungariſch-Rot, *ongərsch Rat* Bergried (Rodung). Klein-Bistritz. Vgl. ndrhein. O. N. *Rath*

(Kreis Düsseldorf, Crefeld, Mülheim a. Rh.).

*Ungarisch-Zepling, ss. *ängərsch Zâᵉpläṅk*, magy. Széplak, rum. Siplacu = Schöndorf (s. d.). Deutsch-Zepling.

Ungarrech, *Ąngərrâⁱch* n. Berg (Walthersdorf).

Ungar-Seifen, *Ąngərsîf* m.: *äm Ą.* Ried (Tschippendorf). Vgl. Seifen.

Ungartor, *Ąngərdôr* n.: *beim Ąngərdôr* (am unteren Ende der Ungargasse, jetzt abgetragen, einst durch die Schusterzunft verteidigt). Bistritz.

*Ungeluftbrunnen, *Ąngəląstbrąnn* m. Quelle (Weilau). *Ąngəląst* m. Nachgeburt des Viehes (mhd. *ungelust* Ekel).

F. N. ***Ungerer*** in D.-Budak.

O. N. ***Ungersdorf,*** urk. 1332—37 Monorous, 1358 Monyorws, 1583, 1414 Monyoros, 1597 Mogyoros, 1615 Mogioros, 1621 Magyaros, 1830 Magyaros, 1830 Ungres (dem ss. *Ąngərsch* nachgebildet); 1358 ist Ungersdorf im Besitze des Nikolaus, des Sohnes Beneschs (s. d.), des Sohnes des „Hencz", des Sohnes „Brendolins" von Rodna, also zum Geschlechte der ss. „Rodnaer" (a szász eredeti Radnaiak) gehörig. Sz. D. v. VI, 23. Heute magy. Sajó-Magyaros, rum. Modierusiu, ss. *Ąngərsch, Ungərsch* (so in Baierdorf). Vgl. ndrhein. O. N. *Ungers* (dial. *Ongersch-*)hausen (Gen. St. Karte Aachen). Erster bekannter Geistlicher: 1332—37 *Petrus,* sacerdos de Monorous (Mon. Vat. Hung. I, S. 102). Gegenwärtig ca. 200 Sachsen.

F. N. ***Ungrischer*** 1579 (Bistritz) = ss. *Ąngərschər* Ungersdorfer s. d.

Untere Wiese, ***niddərscht Wiss*** f. (Wermesch).

Unterflußkirchhof, *Ąndərfląsskirfich* m. (Senndorf).

Unterhalde, *Ąndərhiᵘlt* f. Ried (Gross-Schogen). Vgl. Halde und Oberhalde.

O. N. *Ûr* (ss., so z. B. in Schönbirk), rum. Uru de sus (d. h. Ober-*Ûr*), magy. Fel-Őr, am Szamos bei Reckenteck (Retteg) gelegen. Unterhalb von Deés liegt ein anderes *Ûr* (rum. Urişor, magy. Al-Őr), ebenfalls am Szamos. *Ûr* ist = ahd. P. N. Uro, ein in ndrhein. Ortsnamen häufig vorkommender Name: *Ur*bach (Kreis Mülheim), *Ur*bach (Kreis Neuwied), *Ur*feld (Kreis Bonn), *Ur*weiler (Kreis St. Wendel). Auch ein unser Auswanderungsgebiet durchströmender Fluss heisst *Ûr* (franz. Our), er mündet bei Wallendorf in die Sauer. Vgl. auch die auf Orte gleichen Namens deutenden moselfr. lux. F. N. *Ur*fels, *Ur*hausen, *Ur*es (patronym. gen. zu *Ur*) Sz. D. v. IV, 341.

F. N. ***Urascher(us),*** Urischer 1664 (Bistritz).

F. N. ***Urban*** 1788, Urben 1706 = St. Urbanus (Bistritz).

V.

O. N. Vajda-Szent-Iván, s. Johannisdorf.

O. N. Vajola, s. Weilau.

T. N. ***Valentinus*** 1413 (Bistritz), Valentinus, sacerdos de Theka(Tekendorf); 1332—37(Mon. Vat. Hung. I. 92, 108). Gen. patron. F. N. Valentini 1765. Vgl. Falten, Felten.

O. N. Várhely, s. Burghalle.

O. N. Varsolcz, s. *Warschholz.

F. N. ***Vehler*** 1788 (Bistritz) = ss. *Wêlər* Weilauer s. d.

F. N. ***Veid*** 1763 (Bistritz) = (St.) Vitus.

F. N. ***Veitel*** 1742 = Feidel s. d. (Bistritz).

Verboteuer Buſch, ***vərboddən Basch*** m. Wald (Weisskirch).

Verboteuer Wald, ***vərboddən Wą̊lt*** m. (Wermesch, Schönbirk).

Verbrauuter Buſch, ***vərbrâ't Bäsch*** m. (Wallendorf).

*Verbreuuſel (Verbranntes), ***Vərbrâ'ssəl*** n.: *äm V.* ein Wald (Weilau).

O. N. Veresegyház, s. Rotkirch.

O. N. Vermes, s. Wermesch.

O. N. Vicze, s. Witzau.

F. N. ***Villhelm*** 1762 (Bistritz) = ahd. P. N. Willahalm.

F. N. ***Vilhoben*** 1581 = mhd. *vil* (viel, sehr) + *hoben* (höfisch gebildet) = *-hoven* (Bistritz).

P. N. ***Vincentius*** 1388 (Bistritz). Dazu Vintenz 1505, Vincencz 1521. Vgl. Zintz s. d.

O. N. Vinda, s. Windau.

F. N. ***Vlessinger*** 1505 = einer aus Vlissingen (Niederlande). Bistritz.

Vogelgesang: *äm Voggəlgəsą̊nk* (Windau, Treppen, S.-Regen). Näheres: Kisch, Vgl. WB., S. 240.

F. N. ***Vogler*** 1505 (Vogelfänger). Bistritz.

O. N. Völcz, s. Wölz.

*Vorberg, ***Ve°rnberich*** m.: *um V.* (nach vorne hin gelegene) Weinhalde (*ve°rn* [mhd. vorhin] nach vorne). (Lechnitz). Vgl. sss. *Vörwiss* f. *Vornwiese (Michelsberg).

W.

F. N. ***Wachner*** in S-Regen. Wachner (mit -n-) ist die ss. Form für nhd. Wacher (DWB.) = Wächter; vgl. ss. *Melnər* Müller, *Remnər* Riemer, *Hotnər* Hut-(mach)er u. a.

F. N. ***Wachsmann*** in Ober-Eidisch = Mann des Wach (mo-

selfr. F. N. = ahd. P. N. Wacho). Der Bistritzer F. N. „Wachsmann“ ist 1802 durch den damaligen Prediger aus „Wassmansdorff“ (zugewandert aus Brandenburg, vgl. Wittstock) willkürlich geändert worden.

F. N. † *Wœchter* in Kyrieleis, Minarken und Heidendorf, urk. Wechter (Bistritz) 1505 (mhd. *wehter* Wächter).

F. N. *Wagnər* (ss. *Wuᵃgnər*) in 6 Gemeinden.

Wagnerkaul, *Wuᵃgnərkaul* f. ein Tal (Weilau). *Wagner* ist hier F. N.

Wagnersberg, *Wuᵃgnərsch Biᵉrich* m. (Windau).

Wâichər m. ein Berg (Mönchsdorf).

Wäⁱrəsbrąnn m. Quelle (Weilau). *Wäⁱr* ist wohl P. N.

F. N. *Wal* 1505, Wol 1505 (Bistritz). Vgl. Wallendorf, urk. Waldorf. Unter *Wal* versteht der Vlame (Flandrer) den Wallonen! Im (heute französischen) See-Flandern (Dünkirchen) ist „*Walekop!*“ (Walenkopf) eine im Sinne von „welscher Faselhans“ gebrauchte Schelte: *o gey Walekop!*

Walachei (Rumänien), *Walachenland, ss. *blêsch Ląnt* n.: *än blêsch Ląnt*. Vgl. Moldau (s. d.).

O. N. Walachisch-Birk (Bielz 458): *blêsch Birk* - ˘, magy. Oláh-Bölkény, rum. Beca românească, bei S.-Regen (Birk).

Walachische Kaulen, *bläⁱsch Kəuln* (pl.) Wald (Weilau).

Wald, *ąndər-əm Wąlt* Ried (Treppen), *hann u dn Wâlt* (hinter den Wäldern) Ried (Lechnitz), *ąndərəm Wuᵃld-nᵃm* (unter dem Wald hinab) Ried (Tschippendorf).

*Walenrech, *Wuᵃlərⁱᵉch* n. Berg (Bootsch). Vgl. ndrhein. F. N. *Wahlenberg*, ndrhein. O N. *Wahlen* (Kr. Schleiden), lux. O. N. *Wahl*.

O. N. Wallendorf, ss. *Wuᵃlndrąf*, *Wuᵃndrəf*, *Wondərf*, *Wąndrəf*, magy. Aldorf, rum. Aldorfu. Erster bekannter Pfarrer von (Ober-)Wallendorf: Nicolaus plebanus de villa Latina (Mon. Vat. Hung. I) 1332—1337, von Nieder-Wallendorf: *Tammo* de inferiori *Waldorf* (a. a. O. I, 139) Vgl. *Walenrech. Gegenwärtig ca. 508 Sachsen. Rum. Aldorfu (spr. *Âldorf* - ˘): Waldorf = span. Andalusia: altspan. (mittellat.) Vandalusia (Deutsche Erde 1902, 125). Näheres Kisch, Vgl.WB. 241.

**Wallendorfer*, F. N. Walndörffer ca. 1400 (Bistritz).

F. N. *Walpricht* ca. 1600 = ahd. P. N. Waldober(ah)t. Bistritz.

Wälschəbąch f. ein Bach (Kallesdorf).

F. N. † *Walther* in S.-Regen, urk. Walther 1682, Welther 1763 (Bistritz).

O. N. Waltherdorf, ss. *Wąⁱdəršdrąf*, *-drəf*, magy. Kis-Demeter, rum. Dumitriţa, südöstl.

von Bistritz. Urk. Cleynwalderdorf 1432, *Waldersdorf* 1532 (Honteruskarte) = Dorf des Walther s. d. Näheres J. Wolff, Mühlbacher Programm 1881, S. 22. Gegenwärtig ca. 638 Sachsen. Der magy. und der rum. Name Kis-Demeter (vgl. Nagy-Demeter [Mettersdorf]), bzw. rum. Dumitriţa beziehen sich beide auf eine Person Namens Demetrius (magy. Demeter, rum. Dumitru), welche von der Person Walther, die demselben Orte den Namen gab, wohl zu unterscheiden ist. Es handelt sich offenbar um zwei Siedlungen, deren jede nach ihrem Gründer benannt ist und die allmählich in eine verschmolzen. Vgl. Bistritz, entstanden aus den Siedlungen Nösen (innere Stadt) und Nieder-Wallendorf, jene nach der Sippe Nösen (ss. *Nîsn)*, diese nach der Sippe Wal (ss. *Wu^{a}l)* benannt. Oder: vgl. Radnótfája (ss. *I'tschdrəf)* = urk. *Echtorf* + villa *Arnoldi* (Siedlung *Ech-* [spr. *Etsch*, ss. *I'tsch]* + Siedlung des *Arnold* [rum. Iernotu, magy. Radnóth]). Auch Brassó und Kron(stadt), Hermannstadt und (Nagy-) Szeben, Heidendorf und Bessenyő, Attelsdorf und Billak, Münzdorf (Mönchsdorf) und Harina, Gindusdorf *(Gänzdrəf)* und Szász-Bányicza u. a. haben onomatologisch nichts mit einander gemein.

*Waltherşdorfer, D. N. ***Wąldərşdrəxwər*** in Tekendorf.

O. N. ***Waltenberg*** (Bielz 487), magy. Zilah, rum. Zelau, im nordw. Siebenbürgen. Vgl. O. N. *Walten*dorf (Bayern, Bez. Bogen), *Walten*heim (Elsass, Kr. Strassburg), Waltenhofen (Bayern, Bez. Kempten). Vgl. Zillenmarkt s. d.

* ***Wąmprich*** m.: *äm Wąmprich* Ried (Schönbirk). *Wąmprich* ist P. N. = Wandoberaht (vgl. Leprich = Liutberaht, Albrich = Adalberaht, Lamprich = Landoberaht usw.).

Wąn: *än Wąn* Ried. Dazu: *də Kwâll än Wąn* eine Quelle (Tekendorf).

Wand, ***handər dər Wônt*** (hinter der Wand) Ried (Lechnitz), *of dər Wąnt* Ried (Jaad).

Wändchen (zu Wand), ***Wantchi*** n.: *äm Wantchi* Ried (Treppen).

*Wändchenbrunnen, ***Wantchibrąnn*** m. (Treppen).

*Wändchenrech: ***Wântchirâ^{i}ch*** n. Berg (Treppen).

Wängərsch-bi^{ə}rich m. Berg (vgl. *Wängərschburich*). Windau.

Wängərschburich f. (Pintak). *Wängər* scheint P. N. zu sein. Vgl. ahd. P. N. Winiger.

Warmgraben, ***wu^{a}rəm Gru^{a}m*** m. (Walthersdorf).

O. N. * ***Warschholz,*** magy. Varsolcz (spr. *Wąrsch(h)olz*), rum. Varşoltu, im nordw. Siebenbürgen (Komitat Szilágy). *Warscholz* = Wars-holz d. h. Holz (Wald) des *War* (ahd. P. N. Waro, nhd. F. N. *War*[e], *War*-ling, *War*hig), vgl.

O.N. *War*sleben (Preussen, Kr. Neuhaldensleben), *War*stade (Preussen, Kr. Neuhaus), *War*stein (Preussen, Kr. Arnsberg [a. d. Ruhr]). Vgl. Christholz, Restholz.

Warte, *Woᵃrt* f. Berg (Klein-Bistritz), vgl. Hohe Warte (s. d.). Vgl. Wartburg (bei Eisenach) < urk. *Wartberc* (zu mhd. *warten* ausschauen). Vgl. sss. *Lauərhäffəl* (Lauerhügel [Keisd]). Es handelt sich um Bergspitzen mit Rundsicht behufs Beobachtung des in der Ferne sichtbaren Feindes.

*Wartbrunnen, *Woᵃrtn Bronnə* m.: *bem W. Br.* Ried (Klein-Bistritz).

*Warʒberg, *Wuᵃrzbiᵉrich* m. (Heidendorf), vgl. O. N. *Warzenbach* (Kr. Marburg).

Warʒbergwald, *Wuᵃrzbiᵉrichwɑ̨lt* m. (Heidendorf).

Waſſerlöcher, *Wɑ̨ssərlêchər* (pl.) Quellen (Moritzdorf).

F. N. *Wassmund* 1505 (Bistritz) = *was* scharf + *mund* Schutz.

F. N. *Wecsner* (spr. *-tsch-*) 1505 = einer aus Vécs (bei S.-Regen) Bistritz. Vgl. F. N. Botschner, Totschner, Wachner (s. d.) u.a.

F. N. *Weber* in 21 Gemeinden (Tekendorf: ss. *Wiᵉwər*), urk 1505 Weberh, vgl. Textoris s. d.

Weg: *um Wêch* (am Weg) Wiesengrund (Heidendorf), *taschə də Wîjə* (zwischen den Wegen) Ried (Birk).

Wehr: *äm Wiᵉr* Ackerland (Windau).

*Wehrau, *Wiᵃra* f. eine wasserreiche „Aue", Quelle (Pintak).

*Wehrauer Stein, *Wiᵃrašt̂e* m. der Pintaker Stein (ein Fels). Pintak.

*Wehrberg, *Wêrbrich* m. Weinhalde (Mettersdorf).

Wehrbuſch (d. h. Wald, in dem es „verwehrt" ist, Holz zu fällen; ndrhein. Weistümer „Wehrbusch" [Vereinsarchiv 1863, 418]): ss. *Wiᵉrbäsch* m.: *äm W.* Ried (Wallendorf). Vgl. sss. Flurnamen *Wiᵉrgrâs* n. (Alzen), *Wiᵉrfurlenk* m. (Alzen).

Wehrgaſſe, *Wiᵉrgɑ̨ss* f. (Jaad).

Weide: *än Weidn* Wiesengrund (Waltersdorf), *qndər n Weidn* Ried (Weisskirch), *Wädn: ən W.* Ried (Jaad).

F. N. †*Weidemann* in S.-Regen Vgl. mhd. *weideman* Jäger.

F. N. *Weidenbecher* (Bistritz) 1705 = einer aus Weidenbach.

Weidenmühle, *Weidnmill* f. (nach den hier am Ufer des Mühlkanals wachsenden Weiden benannt). Bistritz.

*Weidhalden, *Weirldn* n. Ried (Lechnitz).

F. N. *Weidner* 1906 (Bistritz), Weydner 1620, Weidner 1578 = einer, der bei der Weide wohnt, vgl. Eichner, Büchner usw. Vgl. Salicæus (s. d.).

F. N. ***Weigəld*** 1505 (Bistritz) = ahd. P. N. Wigold.

Weiher, ***Wą̂r*** m. (Mönchsdorf, Walthersdorf, Tatsch, Tekendorf), *klê Wą̂r, grûss (gru'ss) Wą̂r* m. (Schönbirk, Mettersdorf): *scheiblich Wu"rchi* n. runder Weiher (Tschippendorf). Vgl. sss. urk. *Vayrdorf*, heute *Wą̂rdrəf* bei Blutrot und Rotkirch (Vereinsarchiv XIV, 335).

Weiherchen (dem.): ***händəršt, veddəršt*** (hinteres, vorderes) ***Wą̂rtchə*** Wald (Tekendorf), *Wą̂rchi* n. Weiher (Wermesch), *Wą̂rchi* n: *um W.* Ried (Dürrbach). *Wą̂rchi* n. (Lechnitz).

Weiherbach, ***Wu"rbôk*** f. - ⸗: *äch wôr an dər W.* (Bootsch).

Weiherbrunnen, ***Wą̂rbrąnn*** m.: *äm W.* (Schönbirk).

Weihergraben, ***Wą̂rgru"m*** m. (Senndorf).

Weiherreich, ***Wą̂ərrâ'ch*** n. Berg (Weilau); *Wą"rr'ch* n. (D.-Zepling).

F. N. ***Weihrauch*** (ss. *Weiroch*), urk. 1785 Weyroch, 1768 Weyrauch, 1729 Weyroch, -ei-, 1768 Weyrauch (Deutsch-Budak, Pintak).

O. N. ***Weilau,*** ss. *Wêlə, Wîlə,* magy. Vajola, rum. Uila, urk. Veyla 1332 (Mon. Vat. Hung I, S. 109), wela 1532 (Honteruskarte). Vgl O. N. *Wehlen*, dial. *Wêlə*, an der Mosel (oberhalb Trier). Erster bekannter Geistlicher: *Herthwicus* (heute Hartig [ss. *Hârtich*]) de Veyla 1332—37 (Mon. Vat. Hung. I, S. 93), später: *Jacobus* (heute *Jokəb* [Jakob]) sacerdos de Veyla (a. a. O. I, S. 138). Gegenwärtig ca. 871 Sachsen.

Weilauer Graben, ***Wêlər Gru"m*** m. Bach (Weilau).

Weinbrunngäßchen, ***Weibrąnngâsski*** n. Gässchen in der unteren Vorstadt (Bistritz).

F. N. ***Weiner*** 1762 (Bistritz) = ahd. P. N. Winiher.

F. N. ***Weingærtner*** 1906, in Bistritz, Lechnitz, Mönchsdorf; urk. Weingartner 1625, Weyngerther 1620, Wengerter 1579, Weyngarter 1505 (Bistritz).

Weingarten, ***Wingərt*** m. (mhd. wingert) Ried (Jaad); *štennich* (steinige) *Wängərt, lą̂nk* (lange) *Wängərt* (Kallesdorf); *wâ'st* (wüste) *Wängərt* (pl.) Ried (Moritzdorf); *âng* (enger) *Wängərt* m. (Schönbirk); *nq"* (neue) *Wängərt* (pl.) (Mettersdorf); *êwəršt* (obere) *Wängərt, niddəršt* (untere) *W.* (Walthersdorf).

Weingartenbusch, ***Wangərtbasch*** m. Wald (Bootsch, Passbusch).

Weingartenländer, ***Wängərtländər*** (pl.) Ried (Walthersdorf).

Weingartenreich, ***Wangərtrâ'ch*** n. Berg (Ludwigsdorf).

F. N. ***Weinhold*** 1706 (Bistritz) = ahd. P. N. Winevold.

F. N. ***Weinrich*** (ss. *Wein-[d]rich)* in 5 Gemeinden; urk.

Weindrich 1700, Weinrich 1700, Weynreich (Treppen) 1451. Ahd. P. N. Winirich.

F. N. *Weints* (Bistritz) 1581 = ahd. P. N. Winizo.

F. N. *Weissbäck* 1505 = ss. *Weissbâk* Weissbäcker. Bistritz. Unser ss. *Bâk* (Bäcker) ist also sehr alt und beweist nicht unbedingt süddeutsche Herkunft des Wortes; vgl. altköln. F. N. (12. Jahrh.) *Beck, Bec* (Bäcker).

F. N. *Weiss* in 9 Gemeinden; urk. Weyss (Albus, Feyer) 1510 (Bistritz).

Weißbrunnen, *Weissbrąnn* m. (Tschippendorf).

Weißbuche: *bei dn Weissbąchn* Ried (Wermesch).

Weissenburg (Karlsburg): *mər sî än Weissəmburich, mər wôrn än W., mər ku nô W.* (Tekendorf, Deutsch-Zegling).

Weißer Berg, *weiss Bi$^{\ddot{u}}$rich* m. (Tatsch).

O. N. **Weisshorn*, magy. Szészárma, rum. Sesarma, urk. 1296—1313 Weizhorn, Scoizorma, 1332—37 Zevzarma, 1355 Zeyzorma, 1439 Zezarman, 1611 Szeszerma, am grossen Szamos, nordwestlich von Bistritz gelegen. *Weisshorn ist eine ss. Gründung und war im Besitze der Familie Brendelin von Rodna. Sz. D. v. VI, S. 441. „Szészárma bei Bistritz (ist) einst sächsisch gewesen". Fr. Müller, S. Sagen 423. Vgl. Kuh*horn* (s. d.), besonders aber *Weiss*horn* (Berg, 4512 m hoch) in der Schweiz (Kanton Wallis) und O. N. *Weissenhorn* in Bayern (bei Memmingen, Rgbz. Schwaben). — Magy. Szé-szárma = alt- magy. **szé-* [vgl. szép] weiss + **zorma* [vgl. szarv] Horn. Deutscher und magy. Name bedeuten dasselbe wie z B. magy. O. N. Eger = Erle = Erlau.

O. N. *Weisskirch*, ss. *weiss Kirich* - ˘ ˘, magy. Fehéregyház, rum. Ferihază bei Dürrbach. Erster bekannter Geistlicher *Frichco* de Alba Ecclesia (de Kyralya) 1332 bis 1337 (Mon. Vat. Hung. I, 100, 122). *Frichco* = ahd. P. N. Fricco (Koseform zu den mit *fridu* [Friede] zsgs. P. N.); vgl. sss. O. N *Freck*, (ursprünglich P. N.). Gegenwärtig ca. 466 Sachsen. Näheres: Kisch, Vgl. WB. 245.

Weite Gasse, *weit Gąss* f.: *än dər weitər Gąss* (Bistritz).

Weiter Grund, *weit Grąnt* m. Ried (Walthersdorf).

Wêlbi$^{\ddot{u}}$rich m. Berg bei S.-Regen. Zu mhd. *wel* rund?

D. N. *Wêlər* (in Tekendorf und Birk) = Weilauer.

Wellą̂ndər: ąf dn W. Ried. Zu mhd. *wel* rund (Deutsch-Zepling).

F. N. *Wellewеber* 1505 (Wollenweber). Bistritz.

F. N. *Wellmann* 1906 in Bistritz und Schönbirk; urk Velman 1521, Wilman 1439 (Bistritz) = ahd. P. N. Williman.

F. N. ***Wellner*** in Deutsch-Zepling. Mhd. *wollener* Wollenschläger.

F. N. ***Welter*** in Nieder-Eidisch, Bistritz, Kyrieleis, urk. Welther 1763 = Walther s. d.

Welterwieſe, ***Wêltər Wiss*** f. ein Wald (Ober-Eidisch). *Wêltər* (Welther) ist ss. F. N.

O. N. ***Wenceslaus*** ca. 1400 (Bistritz).

*Wenig-Au (d. h. kleine Aue), ss. ***Winnij-â*** (⏑ ⏑ ˊ) f.: ***ân dər Winnijâ*** Ried (Kallesdorf). Zu mhd. *wênec* klein; vgl. O. N. Wenigen-Jena (bei Jena), Wenigen-Sömmern (Kreis Weissensee), Wenigenlupnitz (bei Eisenach), Wenigumstadt (Bayern), Wenigzell (Steiermark). Vgl. Flurnamen sss. *winnich Hill* f. (kleine Hüle [s.d.]) bei Gross-Alisch, *wenich Dîwən* (bei Keisd).

*Wenigental: ***ăm Winijnd^{a}l*** (Mettersdorf).

F. N. ***Wenner*** (Bistritz) 1833;

D. N. *Wennər* in Jaad und Minarken (= Windauer).

O. N. ***Wermesch*** ss. *Wârməsch*, urk. Vermus 1332—37 (Mon. Vat. Hung. I, S. 100), Wermes 1439, Vermusch 1508, magy. Vermes, rum. Vermeşu. Dazu ss. F. N. Wermescher 1905, Warmescher 1705. Vgl magy. *Vermes* Ort voller Gruben. Gegenwärtig ca. 656 Sachsen. Wermesch wird von G. Baron Bedeus („Ortsnamendeutung", Hermannstadt 1906, S. 23) als = *„her-munus* Bergfeste" (dakisch) erklärt, was ich lautgeschichtlich für unmöglich halte.

F. N. ***Wermescher*** ss. *Wârməschər* in S.-Regen; urk. Warmescher 1703 (Bistritz).

F. N. ***Werner*** in 7 Gemeinden (Wallendorf: *Wi^{ə}[r]nər*); urk. Werner 1505, Werner 1521 (Wallendorffer, Kürschner, Pellio, Zewch) = magy. *szűcs* Kürschner.

F. N. ***Wester*** in Bistritz, Heidendorf und Ungersdorf, urk. Westher 1700 = (Sil)vester: ⏑ ˊ ⏑ > ˊ ⏑ (Accent; vgl. (Jo)hannes > Hannes).

D. N. ***Wêwər*** in Bootsch = Weber.

Weßſtein: ***händər-əm Wâsštê*** Ried (Windau).

Wichterloch: ***beim Wichtərlôch*** Ackerland (Walthersdorf).

F. N. ***Wiener*** 1706 = einer aus Wien (Bistritz).

*Wieschen, ***Wisskər*** (pl. dem.) Ried (Ober-Eidisch), ***händəršt Wisskər*** (pl.) (Windau), ***beim Wisskn*** (Schönbirk).

Wieſen (pl.): ***ăn Wisn*** (Mönchsdorf, Walthersdorf, Mettersdorf), ***lănk Wisn*** (Petersdorf).

F. N. ***Wiesenbauer*** 1786 (Bistritz).

Wieſenbrunnen, ***Wissbrąnn*** m. (Ungersdorf, Kallesdorf).

Wieſengaſſe, ***Wîsgąss*** f. (Lechnitz).

*Wieſengipfel, ***Wissgappəl*** m. Berg (Ludwigsdorf).

*Wieſenhalde (offizielle Verdeutschung „Wiesental"), ***Wisəltn*** n. (Wallendorf, Bistritz).

*Wieſenhalder Graben, (Wiesentaler Graben), ***Wisəltər Gru"bn*** m. (Wallendorf, Bistritz).

O. N. ***Windau,*** ss. *Wändə, Wendə* (so in Klein-Bistritz), magy. Vinda, rum. Ginda, urk. Vinda 1432, *wende* 1532 (Honteruskarte) Erster bekannter Geistlicher Chunrad(us) de Vinda 1332—37. (Mon. Vat. Hung. I, 118). Gegenwärtig ca. 425 Sachsen. Vinda = slav. *winda* Aue; auch russ. Windau (slav. Windawa) heisst „Aue, Wasser" (nach dem Flusse benannt). Mit „Pintak" (s. d.) hat „Windau" nichts zu tun (S.-D. Tageblatt, 18. Okt. 1906, S. 3 .

Windauer Kuppe (offiziell) ***Wännər Kâptchi*** n. (eig. Käppchen s. d.) (Bistritz).

Winkelländer, ***Wankəllândər*** (pl.) Ried (Nieder-Eidisch).

Winkelreich, ***Wankəlrâ'ch*** n. Berg (Weilau).

F. N. ***Winkler,*** urk. Winklar 1505 (d. h. Krämer). Bistritz.

F. N. ***Wintz*** in Mettersdorf = ahd. P. N. Winizo. Vgl. Weintz. Näheres: Kisch, Vgl. WB. 247 (sss. O. N. Winz 1248).

Wîrlândər (pl.) Ried (Ober-Neudorf).

F. N. ***Wisi*** (Kuschma, Gross-Eidau [Edelhöfe!]), Wizi 1839 (Bistritz), Wiesi 1906 = magy. Vízi (Wasserer).

F. N. ***Witsch*** 1906 (Tekendorf), 1833 (Bistritz). Ahd. P. N. Wizo.

D. N. ***Wittich*** = nhd. F. N. Wittig = ahd. P. N. Widuco.

F. N. ***Wittmann*** (Jaad) 1906, Widmann 1704 (Bistritz) = ahd. P. N. Widiman.

F. N. ***Wittstoch*** 1765 (ein Berliner), 1906. Vgl. Wachsmann.

O. N. ***Witzau,*** rum. Viţă (spr. witzə), magy. Vicze (ss *-â*, *-ə* in tonloser Silbe = Au), im Szolnok-Dobokaer Komitate gelegen. Zum ahd. P. N. *Wizo*, nhd. F. N. *Witz* (Koseform der mit ahd. witu, mhd. wite „Wald" zusammengesetzten F. N.): *ân dər Witzə.*

F. N. ***Wolf,*** Wolff in 6 Gemeinden.

F. N. ***Wolfram*** 1859 (Bistritz) = ahd. P. N. Wolfhraban.

Wolfsbrunnen, ***Wolfsbrąnn*** m. (Jakobsdorf).

Wolfbühl, ***Waulfbiəchəl*** m. Hügel (Jaad).

Wolfsfuhle, ***Wolwəskaul*** f. Ried (Schönbirk).

Wolfslochreich, ***Wolfslôchrâ'ch*** n. Berg (Tschippendorf).

Wolfsreich, ***Wolfsrâ'ch*** n. Berg (Heidendorf).

Wolfstuhl, ***Wolfštąl*** m. (Treppen).

Wolfswinkel, ***Wolwəswänkəl*** n. (= rum. *valea lui Gubesch* *Gubeschtal). Kallesdorf.

F. N. ***Wolker*** (Bistritz) 1702 = ahd. P. N. Wolfger.

F. N. ***Wollenschleger*** (mhd. *wollensleger* einer, der durch Schlagen die Wolle reinigt und verarbeitet) 1505. Bistritz.

F. N. ***Wollmaṇn*** (Bistritz).

O. N. ****Wölz,*** magy. Völcz, rum. Velţu, bei Klausenburg (Bez. Válaszút) gelegen. Vgl. sss. O. N. *Wölz,* ss. *Welz.* Näheres: Kisch, Vgl. WB. 249.

Workân ⏑ ˊ m.: *ą f-əm Workân* (rum.) Wald (Schönbirk).

F. N. ***Wotsch*** (Gross-Eidau) = ahd. *Wotzo (Koseform zum ahd. P. N. Woto).

Wû f. Ried (Birk).

Wûlslôch n. Ried (Mettersdorf).

Wurprich m. Ried (Schönbirk).

F. N. ***Wüst*** 1629 (Veust, *Weist* = ss. *Wâ'st).* Bistritz.

Wüſte Weingärten, ***wâ'st Wängərt*** (pl.). Billak, Tekendorf, Wermesch.

Wüſten, ***Wą'stn*** (pl.): *ân W.* Ried (Wallendorf).

Wüſtung, ***Wâ'stənk*** f. (Gross-Schogen).

Z.

Zabêländer: ss. *Zabêländər* (pl.) ⏑ ˊ – ⏑ Ried (Walthersdorf). *Zabê* ⏑ ˊ ist unmittelbar rum. Lehnwort.

Zabêriegel: ss. *Zabêriygəl* m. Anhöhe: *qndər-əm Z.* Ried (Walthersdorf).

Zackərgräntchi n. (dem.) ⏑ ⏑ ˊ ⏑ Ried (Lechnitz).

Zäckeſchbrunnen, ss. ***Zäckəschbrąnn*** m. Brunnen (Tekendorf). Vgl. sss. *Zäckəsch* m. eine Gasse (Mediasch), *Zäckəsch* m. (urk. 1313: *Zekes*) der *Székás* (magy.), ein linker Nebenfluss der Kokel. Vgl. urk. *Scekes, -kus* (1290—1329) Zekesch, Landstrich nordöstlich von Mühlbach und Reussmarkt; ferner: O. N. Zekeschdorf, (Bielz 405), magy. Koncza, rum. Conţa, bei Reussmarkt am Zekeschbache gelegen (urk. 1330 Zekes).

O. N. ***Zagendorf*** (Bielz 465), ss. *Zâ'gndref,* rum. Ţigeu, magy. Szász-Czegő (Szolnok - Dobokaer Komitat). Vgl. J. Wolff, Mühlbacher Progr. 1881, S. 27. *Zâ'gndrəf* ist nicht = Zigendorf (s. d.) Anders Wolff a. a. O. Urk. Namensformen: 1243 Chegeteleke, 1366 Zegeu, 1407 Zegew, 1413 Scegew, 1428 Nagh-Chegew, 1456 Zegew, 1496 Czegw, 1622 Száz Zege, Zász Zege; magy. 1906 Szász-Czegő, rum. Tigeu. Sz. D. v. II, 496. „*Zagendorf* (Szász-Czegő)" wird von G. Baron Bedeus („Ortsnamendeutung", Hermannstadt 1906, S. 27) zu dak. „*sac* Stein" (Burg) gezogen.

F. N. ***Zaig*** (ss. *Zâ'ch*) in Tekendorf, urk. (Bistritz) Zaich 1784 = ss. *Zâ'ch* f. Zunft (mhd. zeche). Vgl. F. N. Zech.

Zâkəl m. Wald (Weilau). *Zâkəl* m. Szekler (magy. székely). Vgl. Ungar.

F. N. ***Zakel*** (= ss. *Zâkəl* Szekler) in Gross-Eidau, Tekendorf, Ober-Neudorf. Urk. (Bistritz) Czekel 1505, Czekeli (lat. gen. patron.) 1764, Czikeli 1768, Zikely 1823, Zikeli ⌣ ˄ ⌣ 1906.

Zəmməschkn n. (dem.) Weinhalde (Senndorf).

****Zanker:*** F. N. Czanker 1505, lat. Zancherus (d. h. Zänker) 1657 (Bistritz).

Zankwieſe, ***Zunkwiss*** f. (Wallendorf).

Zaun, ***Zei*** (pl.): *ąf-n Zei* Ackerland (Windau).

F. N. ***Zautner,*** urk. 1722 Zaudner = einer aus *Zaudn* (Zeiden bei Kronstadt). Jakobsdorf, Deutsch-Budak, Moritzdorf, Bistritz. In Lechnitz: Zaudtner.

Zâzəlbi^{ä}rich m. Berg (Tekendorf). Vgl. *Zeiselbärch* m. (Stein).

F. N. ***Zcölöscher*** 1505 = F. N. Alischer (s. d.), zu (Gross-) Alisch (magy. Szőllős) bei Elisabethstadt (Bistritz).

F. N. ***Zech*** in Bistritz, urk. Czech 1786 = Zaig s. d.

Zeikogrunt m. Ried (Lechnitz). Zu ss. *Zeiko* m. Eichelhäher (magy. szajkó, slav. sojka). Vgl. urk. (1622) Riednamen „bei dem Czeikenwayer" (ss. **Zeikowâr*) in Heresdorf (s. d.).

Zeile: ***lunk Zeil*** f. (Bootsch). Näheres: Kisch, Vgl. WB. 273 und Rosenzeilchen (s. d.).

F. N. ***Zenn*** (ss. *Zänn*) in Tekendorf, Bistritz = F. N. Zänn in S.-Regen (ss. *Zänn* Zinne: *di^{ä}r äss vu dər Zänn* der ist von der Zinne [von Kronstadt]).

F. N. ***Zepnyr*** 1833 (Bistritz) = D. N. *Zâ'pnər* in Jaad = einer aus *Zâ'pn* (Schönbirk s. d.).

Zeppərbrąnn m. ein Röhrbrunnen (sss. *Zîpərbrannən*) Mettersdorf. Näheres: Kisch, Vergleiche WB. 254.

*Zerrbuſch, ***Zarrbäsch*** m. (Dürrbach), *Zarrbasch* m. Wald (Weilau). Vgl. ss. *zarn* refl. sich zanken (zerren). Also: strittiger Wald.

*Zerrgaſſe, ***Zarrgąss*** (Obere Vorstadt) f. (Bistritz).

Zerrländer, ***Zârlêndər*** (pl.) Ried (Tekendorf). Vgl. Zerrbusch (s. d.).

F. N. ***Zeysken*** 1505 = ss. *Zeiskn* n. (dem. zu mhd. *zîse* Zeisig). Bistritz.

Zêzêlą̂nt n. - ˄ - das Reener Land (nach dem den S.-Regnern eigentümlichen Ausdruck *Zêzê* m. Narr: *ä gît wä ä Zêzê* er trägt sich wie ein Narr). Bistritz. *Zêzê* m. ist Spottname der Reener im Munde der Bistritzer (rum. *ţiţeiu* m.; vgl. J. Brenndörfer, Román (oláh) elemek az erdélyi szász nyelv-

ben, Budapest 1902, S. 79). Vgl. ss. *di‟r äs auss-əm Zêzêlạnt.*

Zicklə f.: *an dər Zicklə;* (pl.) *Zicklənə (än Z.)* Bergabhang (Lechnitz). Vgl. magy. *szikla* Fels (magy. *sz-* > ss. *z-* wie in *szajkô* > *Zeiku* [Eichelhäher], *székely* > ss. *Zâkəl* [Szekler], magy. *szirom* > ss. *Zirm* [schmales, gefärbtes Glanzleder] u. a.).

F. N. ***Ziekel*** (ss. *Zi‟kəl*) in Bootsch = F. N. Zakel s. d.

Ziegelhalde, ***Zâ‟gəlhi‟lt*** f. (Bootsch).

Ziegelsberg, (wertlose, moderne Verdeutschung für ss.:) ***Schelsburich*** m. (*-burich* m., sekundär < *-brich* = -berg m.), urk. mons *Czolysch* 1413. Vgl. urk. F. N. (Bistritz 1505), *Czölischer* = *Szöllöscher, zu magy. *szőllős* Weinberg (Bistritz), sss. *Sti‟wrich, Stêwrich* < Stegreif *(Št-chr-f* < **Št-fr-ch, Št-wr-ch!).* Lautwandel: magy. *Szőllős[ch]* > ss. *Zölisch-* (vgl. magy. székely > ss. *Zâkəl,* szajkó > ss. *Zeiku* usw.) > (Metathesis!) *Schelz-*, vgl. ss. *Kirfich* > Kirchhof *(K-rch-f* > K-rf ch).

Ziegelschopfen, ***Zâ‟gəlscheppn*** (pl.) Ried (Nieder-Eidisch).

F. N. ***Ziegler*** = mhd. *ziegeler* Ziegelbrenner (Bistritz). In Tekendorf: †Zigler 1747.

*Zielbusch, ***Zillbäsch*** m. Wald (Bootsch).

F. N. ***Zierend*** (ss. *Zârnt*) in Birk. Urk. 1714 F. N. „Zierner“ („Zairendt“ [ss. *Zârnt*]) in Bistritz. Nhd. F. N. Zieren zu ahd. P. N. Ziero (Heintze) = mhd. *zier* schmuck.

*Zigenau, ***Zignâ*** f. Flur (Treppen).

*Zigenberg, ss. ***Zigəbi‟rich*** m. (Treppen).

*Zigenbrunnen, ***Zignbrạnn*** m. (Weisskirch).

*Zigenbrünnchen, ***Zigəbränntchi*** n. dem. (Treppen).

*Zigenbusch, ***Zigənbäsch*** m. Wald (S.-Regen).

****Zigendorf,*** urk. Czegetelke 1243, Czygendorff 1429, ss. *Zigndrəf* Flurname in Treppen. Näheres: G. Keinzel, Korr.-Bl. 1895, S. 105 ff. Vgl. Fattendorf (s. d.). Urk. auch „Kis - Czegő = Kis - Zigendorf“ Sz. D. v. II, 496. Wohl zu scheiden von Zagendorf s. d.

*Zigengrund, ***Zigngrạnt*** m. Flur (Treppen).

Zigənjâskə, sprich (-nj- = -ń-) ⏑ ⏑ ⏓ ⏑ f.: *of dər Z.* (auf der Z.) ein Ried (rum. *ţigănească* [f., adj.] zigeunerisch) Lechnitz.

*Zigenrech, ***Zignrâ‟ch*** n. Berg (Weisskirch).

Zigeunerbrückenwiese, ss. ***Zigunnbräcknwiss*** f. ⏑ ⏓ ⏑ ⏑ ⏑ (Ludwigsdorf).

Zigeunerwäldchen, ***zigânəsch Waltchi*** n.: *af dəm z. W.* Ried (Nieder-Neudorf).

Zijərt m. Weinhalde (vgl. mhd. *Ziger* m. festere Masse, die sich beim Gerinnen der Molken ausscheidet, Quark) Tekendorf.

Vgl. *Zijərrêch* n. Berg (Hahnenbach).

F. N. ***Zikeli*** ⌣ ⏑ ⌣ = Zakel s. d.

O. N. ***Zillenmarkt*** = Waltenberg s. d.

D. N. ***Zimməlligə*** in Jaad.

F. N. ***Zimmermann,*** urk. Czymerman 1505, Czemerma 1617 (Bistritz).

Zinnwieſe, ***Zännwîs*** f.: *af Z.* Wiesengrund (Mettersdorf). Vgl. *Zänn* f. Berg (Kronstadt), Bergzinne.

F. N. ***Zints*** (Kyrieleis, Weilau, Bistritz, S.-Regen, Jakobsdorf) 1906, Czinz 1833, Cinz 1586, Zenz 1906 (Jaad), Czentz (Senndorf) 1535 = (Vin)cent(ius): (⌣) ⏑ (⌣ ⌣) > ⏑; vgl. (Jo)hann(es) > Hans, Elisabeth > Lis(i).

*Zinzenbrunnen, ***Zinzəbrąnn*** m. Feldbrunnen (Weilau). *Zintz, Zinz* ist ss. F. N.

Zippendorf, s. Schönbirk.

T. N. ***Zirbes*** 1520 (sss. Zerbes) = Servatius (lautgesetzliche Entsprechung). Bistritz.

F. N. Zirner in Birk, s. Zierend.

F. N. ***Zobel*** (ss. *Zobbəl*). Ahd. P. N. Zubilo (Bistritz, Weilau, Ludwigsdorf).

F. N. ***Zohr*** in Bistritz = D. N. *Zôr* (Ober-Eidisch) = Sara. Vgl. Kosenamen *Zâr* Sara.

D. N. ***Zônər*** in Birk.

F. N. ****Zopf,*** Czop 1505 = ss. *Zôp* Zopf (Bistritz).

*Zopfmacher, ***Csopfmacher*** 1505 (Bistritz).

O. N. ****Zop,*** rum. Ţopu (spr. *Zop*), magy. *Czop*telke (d. h. Ansiedlung des *Zop*), im Szamosgebiete (Szolnok-Dobokaer Komitat). *Zôp* (Zopf) ist alter ss. (Nösner) F. N. *Czop* 1505; urk.: 1436 Zopthelkee, 1456 Chapteleke, 1462 Czobthelke, 1599 Chopthelke, 1601 Csaptelke, 1616 Csiaptelke, Czioptelke; magy. 1906 Czoptelke, rum. Ţopu, bei Nieresch (Szász-Nyires) gelegen. Sz. D. v. III, 513. Vgl. rum. *ţop (Zop)* n. Bändchen, das sich die Bauernmädchen in die Haare flechten (Lehnwort aus ss. *Zôp* m. Zopf). Vgl. Jon Borcia, Deutsche Sprachelemente im Rum., Leipzig 1903, S. 79. Mit „*Szib* eine Burg" hat „*Czop* bei Sz.-Ujvár" nichts zu tun (S.-D. Tageblatt, 25. Okt. 1906, S. 5).

Zossnwîs ⌣ ⌣ ⏑ f.: *of dər Z.* Wiesengrund (Lechnitz).

O. N. Zsolna, s. Senndorf.

O. N. ***Zu"brə,*** s. Salva.

F. N. ****Züberlein,*** Cwberleyn (mhd. *zûberlîn* kleiner Zuber) 1505 (Bistritz).

F. N. ***Zultner*** (ss. *Zûltnər*) in Tekendorf und Bistritz; urk. Zultner 1820, Zoldner 1704 = einer aus Zoltendorf, sss. *Zûltəndərf,* magy. Zoltány.

F. N. ***Zürner*** in S.-Regen (wahrscheinlich nur orthographisch verschieden von Zierner s. d.).

*Zwack, F. N. Czwack 1505.

= ss. ***Zwąck*** f. von zwei Ästen gebildete Gabel (Bistritz).

* Zwetſchgenbäume = ***Pelzbä'm,*** s. d.

* Zwetſchgenkuhle = ***pelzbêmən Kaul,*** s. d.

* Zwetſchgenrech = ***Pelzbêmrâ'ch*** s. d.

Zwillinggraben, ***Zwällänkgru"m*** m. (Ober-Neudorf).

* ***Zwillpesch,*** *Zwälpəsch* m. Ackerland: *äm Zw.* Treppen. Gehörte zu dem in *Zwälländk* (Zwilling) steckenden *zwill-*, ahd. *zwinal* „geminus", wozu auch mhd. *zwilhen* verdoppeln, also: Doppel-pesch (s. d.). Vgl. sss. *Zwill* f. Wald und Feld zwischen zwei Gräben, Flurnamen *Zwillâ* (Kleinschenk), *Zwillrêch* (Repser Gegend) u. a.; *Zwillən* m. Gabelast.

Zwiſchenſeifengraben, ***Teschnseifngre"bn*** m. ⏑ ⏑ ⏓ ⏑ – ⏑ (Jaad).

F. N. ***Zypser*** 1505, Zepser 1581 = einer aus der Zips (in Zipser Ma. *Zeps,* magy. Szepes). Bistritz. Das Vorkommen dieses F. N. in Bistritz ist geschichtlich wertvoll. Die Zuwanderung einzelner Zipser nach dem Nösner Lande ist etwas, bis in unsere Tage nichts Seltenes. Mehrere Bistritzer Familien sind sich ihrer Zipser Herkunft bewusst (z. B. Schmidt, Salzer, Huss). Die Zipser führen in reiner Nösner Ma. den Namen *Marôdissąksn* ⏑ ⏓ ⏑ ⏑ ⏑ = magy. maradi szászok „die [bei der Einwanderung daselbst] zurückgebliebenen Sachsen").

Berichtigung.

S. 18 (unten) soll es heissen: *badu* (nicht -n).

Auf S. 96 soll es überall heissen: *Ôssn-* (nicht *Ossn-*).

Rotunda (s. d. S. 110) Ried in Lechnitz und Alm (auch Ansiedlung [Gendarmeriekaserne]) gegenüber dem Kuhhorn.

Nachtrag.

Literatur.

Gustav Baron Bedeus, Ortsnamendeutung mit besonderer Berücksichtigung der siebenbürgisch-sächsischen Namen. Hermannstadt 1906 (Drotleff).

Dr. Karl Hilburg, Über Kölner F. N. des 12. Jahrh., Köln 1906 (Programm).

Monumenta Vaticana historiam regni Hungariae illustrantia. Budapestini 1887.

A.

Amende, D. N. *Mick um Ênt* (Michael am Ende). Deutsch-Budak.

B.

Bertleff, vgl. altköln. F. N. (12. Jahrh.) *Bertolf* (Realprogymnasialprogramm zu Köln-Nippes 1906, S. 70).

O. N. ***Bistritz*** (s. o.) = slav. *bistrica* sc. *rêka* der schnelle Fluss (allgemein verbreiteter slav. Fluss- und [darnach benannt] O. N.), magy. Besztercze, rum. Bistrița, urk. „villa et terra Bistiche" (= Bistriche) 1264, Bistricia, Bystricze, Byzterce, Byzturche, Besterce usw. (Näheres: Urkundenbuch I., II., III.). Der Fluss Bistritz („die grosse Bistritz" zum Unterschiede von der „goldenen Bistritz" an der Bukowinaer Grenze) heisst ss. *Bậch* oder *də grûss Bậch: än dər grûssər Bậch.*

Bretzdorf (s. o.), vgl. altköln. F. N. *Bricco.*

Buchfeld: ***âbich Ba"chfa"lt*** f.: Ried (Treppen) = *âbich* (verkehrt [der Lage nach]) + B. Die Nordseite (Abseite s. d.) des Buchfeldes s. d.

C.

F. N. ***Csakli*** (s. o.) in Dürrbach.

Cusberch (s. o.), wahrscheinlich verschrieben für *Lutzberch*, Lutz-, magy. *Lucz*, ss. *Lotz*, heisst ein Nebenfluss (Bach) des Marosch bei S.-Regen. *Lutzberch, ss. heute *Lotzəri'ch*, ist die Wasserscheide im Norden von S.-Regen zwischen *Lotz* und *Marosch.*

D.

Dâ'ssəlt m. (s. o.): vgl. altköln. O. N. (und F. N.) Dassel [Godefridus Dassel, Ludolfus de *dassela*], Lacomblet I, 414).

F. N. ***Dörr*** (sss., ndd.) = *Dürr* (aridus). Modern (Bistritz).

G.

Gotsmeister (s. o.). Vgl. mhd. *meister des gotshûses* = *kirchmeister*, d. h. Verwalter des Kirchengutes. Vgl. auch *Gottesmann* = Prediger (I. J. G. Scheller, WB.).

P. N. ***Gotthard***, vgl. Gödert s. d.

O. N. Gotthard, s. Sankt Gotthard.

Grąschkətwisn, urk. *Groschket* eine Abgabe (zu magy. *garas* Groschen).

H.

Hartig, vgl. altköln. F. N. (12. Jahrh.) *Hartwich.*

Henning, vgl. altköln. (12. Jahrh.) F. N. *Henenc.*

*Hofstatt (s. o.). Die Vorstadt ***Hóstát*** in Klausenburg bedeutet *Hochstadt, nicht „*Hofstadt". *Hóstádiak* sind die Bewohner dieses Stadtteils.

Hölle, vgl. altköln. O. N. (12. Jahrh.) Haus *Helle* (= Hölle [Leon. Ernen, Gesch. d. St. Köln I, 669]).

K.

Kallenberg, ss. *Kąlləbi̯rich* (s. o. S. 65) = Kallenberg, moselfr. *Kolləbērich,* bei Denerew (Reg.-Bez. Trier): Zs. f. ndrhein. und westfäl. Volkskunde IV, 67, Elberfeld 1907.

Krümme: ***də Jôdər Krämt*** f., begrifflich = *də Jôdər Kîr* (Kehre s. d., S. 67).

L.

P. N. Laurentius, s. Lörenz, Lorenz.

Lehmbrunnen, ***Lêmbrąnn*** m.: *äm L.* Ried (Tschippendorf).

Lurtz (s. o.). Das siebenbürgisch-moselfränkische Adj. *lurz* „link" (*mät dər lurzər [Hąnt]* mit der Linken), dazu auch der ss. moselfr. Familienname ***Lurz*** [der Linkhändige]), ripuar. *lorz* (mhd. [„ndrhein."] *lurz*) ist meines Wissens noch nirgends erklärt. Ohne ein abschliessendes Urteil fällen zu wollen, scheint mir dieses Wort doch folgende Entwicklungsgeschichte zu haben. In allen mir bekannten Sprachen ist die linke Hand die „unbeholfene, ungewandte, tölpelhafte, plumpe, unnütze, hässliche" [Kindersprache], die „andere" usw. im Gegensatze zur rechten Hand, der „eigentlichen, guten, richtigen, brauchbaren, schönen" [Kindersprache] usw. Vgl. griech. ἑτέρη (χειρί) mit der (andern) linken (Hand), mhd. *mîn ander hant* meine linke (andere) Hand, lat. *laeva (manus)* die (linke) ungeschickte, verkehrte (Hand), lat. *sinister* (link) ungeschickt, verkehrt, rum. *stângaciu* (link) ungeschickt, magy. *bal (balga)* einfältig, albern, töricht, blöde (link). Nun vergleiche man franz. *la main* ***lourde*** „die schwerfällige, plumpe, tölpelhafte, träge Hand" mit ss. *də* ***lurz*** *Hąnt!* Auch mittellat. *lurdus* hat schon die franz. Bedeutung (träge, schwerfällig) gehabt (Ducange [Glossarium mediæ et infimæ latinitatis] unter *lurdus*), ebenso altital. *lordo.* Dasselbe bedeutet span. portug. *lerdo* < *luerdo* (wie span. *frente* < *fruente* = ital. *fronte*). Das roman. Wort geht auf lat. *luridus* „leichenblass" zurück. Zur Bedeutungsentwicklung „leichenblass, verfault, faul, träge, nichtsnutzig usw." vgl. ahd. *fûl,* mhd. *vûl* eigentlich „verfault,

morsch, stinkend," holl. *vuil* verfault, schmutzig, nichtsnutzig, nhd. *faul* träge, zur german. Wurzel *fu* < indogerm. *pu* faulen, stinken (rum. *putrigaiu* verfaultes Holz, zu *putire* stinken = lat. *putere* verfault sein, stinken). Vgl. auch franz. *pourri* (putridus) verfault = wallon. *pourri* träge, nichtsnutzig. Da *lurz* in den auf germanischer Lautverschiebungsstufe stehenden Sprachen (ndd., ndl., fries., engl., nordisch) m. W. nicht vorkommt, scheint es mit den erwähnten roman. Entsprechungen nicht urverwandt, sondern daraus entlehnt zu sein, u. zw. vor der zweiten Lautverschiebung, die an der Mosel und am Niederrhein später stattfand als in Oberdeutschland, wo sich die Verschiebung von *t* zu *z* im 7. Jahrhundert bereits vollzogen hatte. Die Lautentwicklung ist folgende: altroman. *lurd-* wurde vom entlehnenden Deutschen, der jedes auslautende *-d* wie *-t* spricht (auch rum. magy. *-d* wird in unserem Munde sofort zu *-t*), wie *lurt* ausgesprochen, und dieses *lurt* wurde bei der zweiten (hochdeutschen) Lautverschiebung zu *lurz*. Vgl.: z < t wie in ss. *Zimes, Zemes* f. Haarsieb < franz. *tamis* (altromanisch ⏑ ⏑ gesprochen), ital. *tamiso*, span. *tamiz*, die alle „Haarsieb" bedeuten, *kurz* < lat. curtus, *Portz* (s. o.), sss. *Pûrz*, moselfr. *Pôrz*, altmoselfr. *porze* Pforte < porta. Es ist zu beachten, dass ss. auch heute für „linke Hand, linkhändig" häufig ein Fremdwort gebraucht wird: *Stingə, stingatich* (rum.). Was das Altromanische dem Moselfranken, ist das Rumänische dem Siebenbürger Sachsen. Die rechte (richtige) Hand dagegen behielt in der moselfr. Urheimat ebenso wie in Siebenbürgen ihren deutschen Namen. Man sagt ss. nie *dreapte, dreptaciu.* Das rum. *Stingə, stingatich* hat zugleich den Gefühlston des Minderwertigen, Untergeordneten, Rohen, Plumpen; *ə äss stingatich, ə schreift mät dər Stingə* klingt geradezu dehonestierend. Es ist mir mehr als wahrscheinlich, dass auch *lurz* diesen Gefühlswert hatte.

N.

F. N. *Nasswetter* (ss. *Nâsswêtər*) in Klein-Bistritz.

O. N. Neu-Rodna, s. Schanz, Rodna.

S.

† Salpeterhügel, *Zilitərrâ'ch* n., ein, nunmehr abgegrabener Hügel unterhalb von Bistritz, worauf einst eine Salpeterhütte stand.

Das Taufbecken

in der Kronstädter evangelischen Stadtpfarrkirche

und sein Stifter

Magister **Johannes Reudel.**

Von

Friedr. Wilhelm Seraphin.

Am 21. April 1689 vernichtete eine furchtbare Feuersbrunst zu Kronstadt die ganze innere Stadt und den größten Teil der Obern Vorstadt.[1] Es ist dies das größte Unglück, von dem Kronstadt während seines fast 700jährigen Bestehens heimgesucht worden ist, und länger als ein Jahrhundert hat es gewährt, bis sich die fast völlig zugrunde gerichtete Stadt wieder einigermaßen von dem schrecklichen Schlage erholte. Damals wurde auch die prächtige Stadtpfarrkirche ein Raub der Flammen. Turm und Dachstuhl verzehrte das Feuer, die Glocken stürzten halb geschmolzen herab, brennende Dachbalken durchschlugen die Gewölbe, fielen in den Innenraum der Kirche hinab und verbreiteten den Brand auch dahin. Die Gestühle, der Altar, die Kanzel, die Orgel, die geschnitzten Epitaphien an den Wänden, die Teppiche, kurz alles, was verbrennbar war, ging in Rauch und Flammen auf, und es blieben nur die von der Glut geborstenen und vom Rauch geschwärzten Steinmauern der „Schwarzen Kirche" übrig: eine traurige Ruine.

Von allen Gegenständen der innern Einrichtung der Kirche hat sich inmitten des Brandschuttes und der rauchenden Trümmer ein einziges Stück wie durch ein Wunder unversehrt erhalten: das schöne eherne Taufbecken aus dem 15. Jahrhundert. Wie das möglich war? Man kann darüber nur Vermutungen äußern. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Taufbecken, wie auch in andern sächsischen Kirchen,[2] damals

[1] Martin Seewald jun., „Die große Feuersbrunst in Kronstadt 1689". Archiv des Vereins für siebenb. Landeskunde, N. F., I, S. 118 ff.

[2] z. B. in Hermannstadt. L. Reissenberger, „Die evang. Pfarrkirche A. B. in Hermannstadt", S. 47.

nicht, wie das gegenwärtig der Fall ist, vorne im Chorraume seinen Standort hatte, sondern im westlichen Teile der Kirche, nahe dem Hauptportal.[1] Dort mag es durch die stärkern Gewölbe vor herabfallenden Steinen und brennenden Balken geschützt gewesen sein. Wenn aber das Taufbecken schon zur Zeit des Brandes an seinem heutigen Platz sich befand, so ist seine Erhaltung jedenfalls dem Umstande zuzuschreiben, daß in dem ungewöhnlich langen (30·5 m) und breiten (16·5 m) Chor die wenigen an den Wänden stehenden Gestühle ebenso wie der Altar viel zu weit davon entfernt waren, als daß etwa die Flammen ein Schmelzen des Erzes hätten bewirken können.

Doch wie dem auch immer sein mag: Tatsache ist, daß dies Taufbecken allein in jener allgemeinen Verwüstung und Zerstörung unbeschädigt erhalten blieb und heute noch die Kronstädter Pfarrkirche schmückt, nicht nur als das älteste, sondern ohne Zweifel auch als das kunstgeschichtlich wertvollste Stück ihrer innern Einrichtung. Es ist ein vorzügliches Erzeugnis der Glockengießerkunst, das zusammen mit ähnlichen Werken, wie sie sich in andern sächsischen Kirchen z. B. in Hermannstadt, Schäßburg, Mediasch, Kleinschelken, Denndorf, Alzen, Schaas und sonst erhalten haben, rühmliches Zeugnis davon ablegt, in wie hoher Blüte das Glockengießerhandwerk im 15. Jahrhundert unter uns stand.[2]

Bei der hervorragenden Bedeutung, welche dem Kronstädter Taufbecken in der Geschichte des heimischen Kunstgewerbes gebührt, ist es um so mehr zu verwundern, daß es noch niemals in unsrer einschlägigen Literatur eingehender beschrieben und gewürdigt worden ist. Eine knappe Notiz von drei Zeilen bei J. Trausch in seiner „Geschichte des Burzenländer Kapitels",[3] welche ein kleines Bruchstück der Inschrift — fehlerhaft — zitiert, ist offenbar für alle spätern Schriftsteller, die des Taufbeckens gedenken, die einzige Quelle.[4] In L. Reissenbergers wert-

---

[1] Die Stellung des Taufbeckens nahe beim Haupteingang der Kirche war symbolisch bedeutsam: Durch die Taufe gelangt man in die Kirche! Nach H. Otte („Handbuch der Kirchlichen Kunst-Archäologie", S. 210) war der in den mittelalterlichen Kirchen gewöhnliche Platz des Taufsteins das westliche Ende des nördlichen Seitenschiffes. Danach könnte man vermuten, daß auch unser Taufbecken ursprünglich entweder unter der Orgelempore oder im Erdgeschosse des (nicht ausgebauten) nördlichen Turmes stand.

[2] Fr. Müller, „Zur älteren siebenbürgischen Glockenkunde". Vereinsarchiv, IV, S. 200 ff.

[3] Im „Magazin für Geschichte .... Siebenbürgens", III, 1, S. 62.

[4] So bei Müller a. a. O., S. 221 f., der schon richtig vermutete, daß die Inschrift von Trausch nicht vollständig mitgeteilt worden sei.

vollem „Bericht über kirchliche Altertümer“[1] ist (S. 72 f.) das Kronstädter Taufbecken nicht einmal erwähnt; offenbar hatten ihm seine Kronstädter Lokalberichterstatter darüber nichts mitzuteilen gewußt. Woher diese auffällige Erscheinung? Man darf wohl die Vermutung aussprechen, daß etwa unternommene Versuche einer ausführlichen Beschreibung unsers Taufbeckens allemal an den Schwierigkeiten gescheitert sind, welche sich dem Lesen und der richtigen Deutung der Inschrift entgegenstellten. Diese Schwierigkeiten völlig und endgültig überwunden zu haben, darf vielleicht auch der Schreiber des vorliegenden Aufsatzes nicht behaupten; für ein Wort der Inschrift hat auch er eine absolut sichere und einwandfreie Deutung nicht gefunden; möglicherweise gelingt sie einem andern mit Hülfe der hier zum ersten Male veröffentlichten genauen Nachbildung der ganzen Inschrift.

I.

Das Kronstädter Taufbecken[2] hat die im 15. Jahrhundert für Werke dieser Art bei uns allgemein übliche Kelchform. Der kreisrunde Fuß (60 cm im Durchmesser)[3] geht mit rascher Verjüngung in den 57 cm hohen Ständer über, dessen oberer Durchmesser nur noch $20^1/_2$ cm beträgt. In einer Höhe von 32 cm wird der Ständer unterbrochen vom durchbrochenen und flachgedrückten Knauf (nodus), dessen größter horizontaler Durchmesser (33 cm) um $4^1/_2$ cm aus der fortlaufend gedachten Umrißlinie des Ständers hervortritt; der senkrechte Durchmesser des Knaufs mißt nur $12^1/_2$ cm. Oberhalb des Nodus steigt der Ständer noch $12^1/_2$ cm auf, sich bis zu seinem kleinsten Durchmesser von $20^1/_2$ cm noch weiter verjüngend. Auf dem Ständer sitzt die Schale (cuppa) auf. Ihre kreisrunde Grundfläche hat einen Durchmesser von 41 cm, ihre Höhe beträgt 47 cm. Nach oben wird die Schale allmählich weiter, so daß ihr oberster Durchmesser 60 cm mißt, also genau so viel wie der des Fußes. Die Gesamthöhe des Taufbeckens stellt sich somit nach den obigen Angaben auf $32 + 12^1/_2 + 12^1/_2 + 47$ cm $= 104$ cm. Die Dicke der Wand beträgt 12—15 mm.

Auf dem obern Rande der Cuppa sitzen zwei viereckige Henkel oder Ösen auf, die mit der Schale mitgegossen, nicht etwa — wie das bisweilen geschah — nachträglich angelötet sind. Am untersten Rande des Fußes ragen — symmetrisch angeordnet — drei vierseitige Zapfen

[1] „Siebenb.-Deutsches Wochenblatt“ 1873, S. 6 ff.

[2] s. die Gesamtansicht auf Tafel I.

[3] s. den Schnitt auf Tafel III. Nr. 9.

hervor,[1] die wohl zum Befeſtigen des Taufkeſſels auf der Unterlage oder am Fußboden der Kirche dienen ſollten.

Rings um die Schale und den untern Teil des Ständers läuft in erhabenen Buchſtaben eine Inſchrift von ſieben Zeilen.[2] Der Schriftcharakter iſt der der gotiſchen Minuskelſchrift, wie ſie hierzulande während des 15. Jahrhunderts als Kunſt- und Zierſchrift die ausſchließlich herrſchende war. Doch iſt es nicht reine Minuskelſchrift; als Initialen ſind elfmal auch Majuskel-(Unzial-)Buchſtaben verwendet. An dieſen läßt ſich deutlich die Beſtätigung einer auch ſonſt gemachten Beobachtung erkennen, daß nämlich in der zweiten Hälfte und gegen Ende des 15. Jahrhunderts der urſprünglich einfache und ſchlichte Charakter der Buchſtaben durch ſtark verſchnörkelte und verzierte Formen verdrängt wurde. Man betrachte z. B. das A in der letzten Zeile auf Tafel IIa, das V und U in der erſten, das H in der dritten Zeile auf Tafel IIb! Ganz ähnlich verſchnörkelte Züge weiſen die Initialen der Inſchrift auf dem Taufbecken zu Deundorf auf; die Buchſtaben B, U, V, S ſind den entſprechenden in unſrer Inſchrift geradezu überraſchend ähnlich.[3] Auch in der eigentlichen Minuskelſchrift ändert ſich der Charakter der Schriftzüge im Laufe des Jahrhunderts. Auch hier begegnen wir im Anfang einfachen, ungekünſtelten Formen, wie z. B. auf dem Hermannſtädter Taufbecken von 1438,[4] während bei unſrer um 34 Jahre jüngern Schrift ſchon ganz deutlich zu bemerken iſt, wie der Meiſter ſich bemüht, den Buchſtaben eine zierlichere, künſtlichere Geſtalt zu geben, z B. bei a, x, r und andern. Für den Buchſtaben r verwendet er nicht weniger als vier verſchiedene Formen: 1. Tafel IIa, Zeile 1 (zweimal); 2. Zeile 3 (ris); 3. in derſelben Zeile (pr); 4. Zeile 4 im Worte legitur. Desgleichen hat er für a vier Formen, für e zwei Formen, von denen die zweite durch das Fehlen des die obere Schlinge ſchließenden von rechts oben nach links unten gehenden Abſtriches ganz ähnlich wird dem Buchſtaben c[5] uſw. Während ferner in ältern Minuskelſchriften

[1] Auf Tafel I ſind zwei derſelben gut zu ſehen.

[2] ſ. die Tafeln IIa und IIb. — Der Zeichner — E. Morres, Studierender an der Kunſthochſchule zu Weimar — hat die Inſchrift in der Weiſe kopiert, daß er, ohne Rückſicht auf den Ausgang der Zeilen auf dem Taufbecken ſelbſt, die einzelnen Buchſtaben und Wörter auf den beiden Tafeln aneinanderreihte, ſo daß bisweilen der Anfang und der Schluß eines Wortes in zwei Zeilen ſeiner Zeichnung zu ſtehen kommt, ohne daß dies natürlich durch ein Trennungszeichen erſichtlich gemacht worden wäre.

[3] Müller a. a. O., Tafel III, 1.

[4] ſ. die Abbildung bei Reiſſenberger a. a. O., S. 48.

[5] Wattenbach, „Anleitung zur lateiniſchen Palaeographie", S. 39.

Abkürzungen gar nicht oder nur sehr spärlich verwendet werden, treten sie später unter dem Einfluß der Buch- und Urkundenschrift immer häufiger auf. In unsrer Inschrift kann man nicht weniger als 22 zählen: Der horizontale Strich über der Zeile für m oder n oder für beides: nōiata = nominata (Tafel IIa, Zeile 4), aber auch überhaupt zur Andeutung einer erfolgten Abkürzung: mris = matris (Tafel IIa, Zeile 2 und 3); pr = pater (Zeile 3); mratur = memoratur (Zeile 5); das allgemein übliche Xps = Christus (Zeile 6) und dnī = domini (Tafel IIb, Zeile 2). Ferner finden sich: q = qui;[1] q, = quod[2]; ' = us; endlich der Punkt über dem Buchstaben (eigentlich sollte es ein Häkchen sein, am ähnlichsten dem in der Notenschrift zur Bezeichnung der Achtelpause gebrauchten 𝄾) für r und ir[3] (Tafel IIa, Zeile 1 und 2). Das i hat für gewöhnlich keinen Punkt, weil der eben, wie gesagt, als Abkürzungszeichen dient; zweimal aber hat ihn der Künstler doch gesetzt: Tafel IIa, Zeile 1: mirabilius und Zeile 3: fuit.[4] Bezeichnend ist endlich für diese spätere Minuskelschrift, gleichfalls in Nachahmung des fortlaufenden Duktus der Buchschrift, das Bestreben des Künstlers, aufeinanderfolgende Buchstaben lückenlos mit einander zu verbinden. In unsrer Inschrift finden sich folgende Ligaturen: ci, de, fe, fi, fu, ge, gi, go, po, te, ti, to, tu. In ähnlicher Weise zusammengezogene Buchstaben sieht man z. B. auf einer Glocke in Baaßen und auf einer andern in Seligstadt.[5]

Die Inschrift lautet:

Erste Zeile:

Quid mirabili' extare poteit q' ꝺgo infantulū genueit q̇ mrīs ſue ⊙

Am Schlusse der Zeile eine verzierte Rosette, die in der nächsten Zeile unmittelbar darunter wiederkehrt als Zeichen für den Leser, wo er den Anfang der zweiten Zeile zu suchen habe.

Zweite Zeile:

⊙ ꝑr fuit · maia ꝺgo nōiata legitur que mūdi ſalnatorē ⁝

Am Schlusse hier als Verweisungszeichen drei übereinander gestellte Punkte, die sich in der folgenden Zeile etwas weiter rechts wieder finden.

[1] Chassant, »Dictionaire des abréviations«, S. 78; Wattenbach a. a. O., S. 65.

[2] Chassant a. a. O., S. 77; Wattenbach a. a. O., S. 66.

[3] Vielleicht auch (fuit auf Tafel IIa, Zeile 3) für er: Wattenbach a. a. O., S. 61 und 69.

[4] Wenn man nicht an den beiden Stellen venerabilius und fuerit lesen will, worüber weiter unten noch zu sprechen sein wird.

[5] Müller a. a. O., Tafel III, 3 und 4.

Dritte Zeile:

⁝ genuiſſe mr̄atur · etcetea □ A iohanne-X̄ps ⊙

Die Verweiſungszeichen am Schluſſe dieſer und am Anfang der nächſten Zeile ſind wieder wie oben die kleinen Roſetten. In den folgenden Zeilen fehlen dieſe Zeichen, waren wohl auch nicht mehr nötig.

Vierte Zeile:

⊙ Baptiſari Volnit Ut Saluaret nos

Die Zeile hört mit nos auf, obgleich noch ein Raum von 40 cm frei war. Etwas weiter rechts darunter beginnt die

Fünfte Zeile:

Sub anno dn̄i milleſſi᷒o cccc lxxii

Auch in dieſer Zeile bleibt wieder ein freier Raum von 18 cm Länge. Dieſe fünf Zeilen ziehen ſich um die Cuppa herum; die beiden letzten finden ſich am untern Teile des Ständers.

Sechſte Zeile:

Hoc · opus · fecit · fieri · Reuer̄edus · vir ·

Bemerkenswert iſt, daß hier ebenſo wie in der noch folgenden letzten Zeile jedes einzelne Wort vom folgenden durch einen Punkt getrennt iſt, was in den früheren Zeilen nur an zwei Stellen der Fall war, wo aber der Punkt als Interpunktionszeichen dient: Zeile 2 nach fuit, Zeile 3 nach mr̄atur. Etwas weiter rechts unter vir beginnt die

Siebente Zeile:

magiſter · ioh̄anes · Rewdel · pleban' · braſſchouienſis ·

Dieſe Inſchrift wäre zu leſen:

Quid mirabili[*us*][1] ex[*s*]tare pote[*r*]it, [*quam* oder *eo*]

[1] Auffällig iſt, daß hier das erſte i einen Punkt hat, der ſonſt über dieſem Buchſtaben fehlt (ſ. oben S. 158). Deshalb möchte man verſuchen, in dieſem Punkte das Abkürzungszeichen für r, ir, er (ſ. oben S. 158), und zwar hier für er zu ſehen. Die vier erſten Schäfte könnten ſelbſtredend ohne jeden Anſtand ebenſogut als vn geleſen werden, und man bekäme das Wort venerabilius heraus. Das gäbe inhaltlich zwar einen etwas andern, aber ebenfalls ganz guten Sinn. Bedenken muß bei dieſem Leſungsverſuche aber der Umſtand erregen, daß dann das e in der erſten Silbe von venerabilius weder ausgeſchrieben, noch durch irgend ein Abkürzungszeichen angedeutet iſt. Das iſt palaeographiſch kaum zuläſſig, und man müßte deshalb geradezu annehmen, daß durch einen — bei ſolchen Inſchriften übrigens gar nicht ſeltenen — Schreibfehler das e ausgeblieben ſei. Darum ſcheint es mir doch richtiger und einfacher, bei der Lesart mirabilius zu bleiben und ſich mit der Tatſache abzufinden, daß der Meiſter eben ausnahmsweiſe hier dem i den Punkt aufgeſetzt hat, wie das in der Urkunden- und Buchſchrift ſchon ſeit dem 14. Jahrhundert vorkommt. Wattenbach a. a. O., S. 43.

q[*uod*][1] v[*ir*]go infantulu[*m*] genue[*r*]it, q[*ui*] m[*at*]ris[2] su[*a*]e p[*ate*]r[3] fuit?[4]

[1] Hier erwartet man das Adverbium quam; das q, dafür zu lesen geht nicht an; abgekürztes quam hat über dem q immer ein übergeschriebenes a oder doch eine Andeutung davon: Wattenbach a. a. O., S. 65; Chassant a. a. O., S. 78. Überdies würde dann erst recht im Subjektsatze die notwendige Konjunktion quod fehlen. Man hat sich also ein solches quam vor quod zu ergänzen und anzunehmen, daß es — abgekürzt geschrieben — durch eine Art von Haplographie ausgeblieben sei; oder man muß vorher als einen Ablativus comparationis ein »eo« supplieren = „als der Umstand . . .". Bemerkenswert ist schließlich auch, daß dies Wort quod an das folgende virgo so nahe herangerückt ist, als ob beide zusammen ein Wort wären.

[2] m^{r} = mater, m^{re} = matre, m̄re = matre, m̄ris = matris (Chassant a. a. O., S. 53 und 56), m̄r = mater (Wattenbach a. a. O., S. 71) sind palaeographisch ganz richtig gebildete Abkürzungen, die man recht oft antrifft. In unserm Wort erregt nur Bedenken, daß der Abkürzungsstrich deutlich über dem r̄is steht, wo nichts abgekürzt worden ist, statt über dem m̄ris. Dazu kommt, daß der vorletzte Buchstabe eigentlich nicht wie ein i aussieht, sondern eher wie ein l, das wegen des darüberstehenden Abkürzungsstriches etwas kurz geraten ist. Da ferner die drei ersten Schäfte ebensogut auch als ni, in, vi, iu, iv gelesen werden können, lag es nahe, nach einem andern Worte zu suchen. Ein in den Zusammenhang passendes habe ich nicht gefunden.

[3] In diesem Worte steckt meines Erachtens die »crux gravissima« der ganzen Inschrift. Zunächst palaeographisch. Gegen die vorgeschlagene Lesung »pater« wäre durchaus nichts einzuwenden, wenn statt des Punktes oben zwischen p und r der übliche horizontale Abkürzungsstrich stände; denn die Abkürzung eines häufigen Wortes durch seinen ersten und letzten Buchstaben ist eine ganz legitime und dem Systeme der Abkürzungen durchaus entsprechende Bildung. Chassant a. a. O., S. 73 führt an: PR = pater, p̄re = patre, p̄ris und p̄rs = patris (S. 73 und 74), auch p^{r} = pater (S. 67); Wattenbach a. a. O., S. 71 desgleichen: p̄r = pater. Aber der Sinn der Stelle! Christus der Vater der Maria!!

Deshalb suchte ich zunächst nach einer andern Deutung und verfiel auf »par«. Dadurch bekäme die Stelle einen farblosen, nichtssagenden Inhalt. Es bliebe die palaeographische Schwierigkeit bestehen — par könnte doch eigentlich nur durch p^{r} mit unten durchstrichenem Schafte des p oder p^{a} (Chassant, S. 66) oder höchstens p̄r abgekürzt werden! — und dazu käme eine grammatische: »matris suae par«; es könnte doch höchstens »matri« heißen!

Indem ich an dem Punkte über den beiden Buchstaben festhielt und diesen wieder als das Abkürzungszeichen für r, ir, er, re, ri (Wattenbach a. a. O., S. 61), und zwar hier für ri ansah, kam ich auf »prior«. Der Sinn, den die Stelle dadurch erhielte, ist so übel nicht. Man braucht nur im Johannesevangelium Kap. 1, Vers 1 und 2 zu lesen, um sofort zu verstehen, wie der Verfasser der Inschrift dazu kommen konnte, von Christus, dem fleischgewordenen Logos, auszusagen: er sei schon vor seiner Mutter dagewesen. Aber auch hier erheben sich schwerwiegende palaeographische und grammatische Schwierigkeiten. Chassant (S. 71) kennt p̣oris = prioris, p̣oi = priori, und sonach könnte das Wort prior sehr gut durch p̣or

abgekürzt werden. Nicht aber dürfte das o fehlen, und nicht dürfte der Punkt zwischen p und r, sondern er müßte über dem p stehen. Dazu die Konstruktion des Satzes. Damit der oben angedeutete Sinn der Stelle herauskäme, müßte es heißen: »qui matre sua prior fuit«. Wollte man aber aus den Worten den Sinn herauslesen, daß Christus der Erstgeborene seiner Mutter gewesen, dann dürfte es erst recht nicht »prior« heißen, was besagen würde, daß Maria nach Jesus nur noch ein Kind geboren habe, sondern es müßte »primus« heißen, da Jesus noch mehrere Brüder gehabt hat (Matth. 12, 46; Mark. 3, 31; Luk. 8, 19).

Somit blieb als beste Deutung doch nur »pater« übrig. Es muß dann eben der Punkt oben zwischen p und r als zu kurz geratener Abkürzungsstrich angesehen werden; der beschränkte Raum über nur zwei Buchstaben sowie die Stellung des Zeichens in der Mitte über beiden Buchstaben (nicht über dem einen oder dem andern) unterstützen diese Annahme. Größere Schwierigkeiten bereitet der Sinn der Stelle. Wie kann der Verfasser der Inschrift Christum „den Vater der Maria" nennen? Um diese für unser logisches Denken unfaßbare Vorstellung zu begreifen, muß man sich in die platonisch-philonische Gedankenwelt versetzen, aus der das Johannesevangelium hervorgegangen ist. Danach ist Christus der fleischgewordene Logos (Kap. 1, Vers 14). Dieser Logos war aber schon „im Anfang", er war bei Gott, Gott war der Logos (Vers 1). Vor allem beachte man aber Vers 3: „Alles ist durch ihn (den Logos) geworden, und ohne ihn ist durchaus nichts geworden, was da geworden ist". In den folgenden Versen wird der Logos dann auch „das wahrhaftige Licht" genannt, und von diesem in Vers 10 geradezu gesagt: „Die Welt ist durch dasselbe geworden". Wenn aber der Logos d. h. Christus der Schöpfer der ganzen Welt und aller Dinge ist, dann ist er auch der Schöpfer d. h. der Vater der Maria, und „die Mutter Gottes" hat somit ihren eigenen Vater geboren!

Solch seltsame Gedankengänge sind dem mittelalterlichen naiven Christentum ganz geläufig. Aus der Zeit Karls d. Gr. führt Hase in seiner Kirchengeschichte (II, S. 207) aus einem Minneliede eine Stelle an, in der es von Gott Vater heißt:

„Durch Minne ward der Alte jung,
Der ja ward alt am Ende;
Vom Himmel tat er einen Sprung
Herab in dies Elende."

Das heißt doch auch nichts anders als: Maria hat Gott, d. h. ihren Schöpfer und Vater, als Menschen in diese Welt geboren. Und am Ausgange des Mittelalters singt Luther aus ganz ähnlicher Anschauung heraus in seinem Weihnachtslied „Gelobet seist du, Jesu Christ ꝛc." in Vers 3:

„Den aller Weltkreis einbeschloß,
Der lieget in Mariens Schoß:
Er ist ein Kindlein worden klein,
Der alle Ding erhält allein."

Dazu beachte man auch folgendes: der Verfasser der Inschrift — doch wohl Magister Johannes Reudel selbst — will in gehobener, poetischer Sprache reden; darauf deutet schon die rhetorische Form der Frage hin. Er bedient sich zu diesem Zwecke des wirkungsvollen Mittels der Antithese, um das unfaßbare „Wunder" so

Ma[*r*]ia v[*ir*]go no[*m*]i[*n*]ata legitur, qu[*a*]e mu[*n*]di salvatore[*m*] genuisse m[*emo*]ratur et cete[*r*]a.[1]

A Johanne Chr[*istu*]s baptisari voluit, ut[2] salvaret[2] nos.

Sub anno d[*omi*]ni millesi[*m*]o quadringentesimo septuagesimo secundo hoc opus fecit fieri revere[*n*]dus vir magister Johan[*n*]es Rewdel, pleban[*us*] Brasschoviensis.

Betrachten wir nun die Inſchrift auf ihren Inhalt hin etwas näher. Zunächſt ſei im allgemeinen ihre Ausführlichkeit bemerkt; ſie vereinigt in ſich Angaben, davon auf andern Taufkeſſeln jener Zeit bald dieſes, bald jenes Stück vereinzelt ſich findet. Voran geht a) eine Lobpreiſung der Heiligen, welcher die Kirche geweiht war: der jungfräulichen Mutter des Weltheilands („ecclesia parochialis beatae Mariae virginis"). Unter den bei Müller a. a. O. beſchriebenen Taufbecken gibt es ein ähnliches Beiſpiel nicht, wohl aber zahlreiche bei Glockeninſchriften. Weiter nimmt die Inſchrift b) Bezug auf den Zweck des Gerätes; ſo auch in Hermannſtadt, Kleinſchelken, Schäßburg;[3] in Denndorf ſogar genau

---

recht deutlich zu veranſchaulichen: »quod virgo infantulum genuerit« iſt die eine, »qui matris suae pater fuit« iſt die zweite, das Wunderbare der Sache noch ſteigernde Antitheſe.

[4] Dieſe Leſung des Wortes ergibt ſich aus der Annahme, daß der Meiſter auch hier dem i ausnahmsweiſe den Punkt aufgeſetzt habe (ſ. oben S. 158). Will man aber in dem Punkte wieder das Abkürzungszeichen für r, ir, er uſw. ſehen (ſ. oben S. 158), ſo hätte man »fuerit« zu leſen. Dieſer Konjunktiv iſt an der Stelle zwar nicht notwendig, aber auch keineswegs zu beanſtanden.

[1] Bemerkenswert, daß auch hier die beiden letzten Worte — als eng zuſammengehörig und auch im Sprechen wie ein einziges Wort zuſammengeſprochen — ohne Zwiſchenraum dicht an einander gerückt ſind.

[2] Zwiſchen ut und salvaret, ebenſo zwiſchen r und e im letztern Worte ſieht man auf Tafel IIb je eine rhombiſche Figur, welche für den, der nur dieſe Reproduktion vor Augen hat, unverſtändlich iſt. Eine genauere Betrachtung der Originalinſchrift gibt die Erklärung. Dort ſteht, weil ja die Zeilen der Inſchrift länger ſind als die der Zeichnung, das erſte dieſer Zeichen über cccc, das zweite über lxxii; ſie ſind alſo nichts anders, als ein übergeſchriebenes kleines o, die Endung der betreffenden Zahlwörter. Wegen Raummangel hat der Künſtler beide Zeichen hoch hinauf zwiſchen die Buchſtaben der darüberſtehenden Zeile geſetzt, und da obendrein auch noch die Schnurlinie (über die weiter unten noch zu ſprechen ſein wird) darunter weggeht, ſieht die Sache nun in der Tat ſo aus, als ob dieſe Zeichen zur obern Zeile gehörten, während ſie in Wirklichkeit der untern angehören.

[3] Müller a. a. O., S. 221. Die beiden letzten Zeilen der Schäßburger Inſchrift ſind weder „kabaliſtiſch" noch „apokalyptiſch", wie Müller meint, ſondern

mit denſelben Worten wie auf unſerm Taufbecken: „A Johanne Christus baptisari voluit, ut salvaret nos“.[1] Es folgt c) das Datum, wie auch in Hermannſtadt, Schäßburg, Kleinſchelken. Endlich nennt die Inſchrift d) den Donator, wofür ſich wieder unter unſern bekannten Taufkeſſeln ein ähnliches Beiſpiel nicht findet. Dafür fehlt in unſrer Inſchrift eine direkte Anrufung der Heiligen oder ein Gebet, wie es auf den Taufbecken von Mediaſch, Hermannſtadt, Kleinſchelken und Schaas zu leſen iſt; desgleichen fehlt jegliche Kabaliſtik, wie ſie die Taufkeſſel von Hermannſtadt und Kleinſchelken aufweiſen; und ebenſowenig nennt ſie den Meiſter, während auf dem Hermannſtädter und Schäßburger Taufbecken der Gießer, Meiſter Leonhardus, auch ſeinen Namen verewigt hat.

Außer der Inſchrift ſchmücken das Taufbecken noch einige bildliche Darſtellungen in der Form von kleinen Reliefs.[2]

In der dritten Zeile an der Cuppa wird die Schrift durch ein viereckiges, faſt quadratiſches Schildchen unterbrochen, auf welchem die Kreuzigung Chriſti dargeſtellt iſt.[3] Das Kreuz iſt nur bis zum Querbalken zu ſehen; ſein oberer Teil fällt aus der Bildfläche hinaus. Zu beiden Seiten des Kreuzesſtammes rechts Maria, links Johannes, beide in lang herabwallende faltige Gewänder gekleidet. Maria hält die Hände über der Bruſt gefaltet, Johannes hebt die rechte Hand zum Geſichte empor, als ob er ſich die hervorquellenden Tränen abwiſchen wolle. Alle drei Perſonen ſind mit dem Heiligenſchein geſchmückt. — Daß der Künſtler gerade an dieſer Stelle das Bildchen eingefügt hat, wird darin ſeinen Grund haben: Mitten in der Zeile ſchloß der eine Gedanke ab: die Lobpreiſung der Heiligen, und begann ein ganz neuer: der Hinweis auf die Beſtimmung des Gerätes. Der Leſer ſollte eben durch dieſe Unterbrechung der Inſchrift darauf aufmerkſam gemacht werden, daß die folgenden Worte in keinem Zuſammenhang ſtänden mit den vorangegangenen. Und vielleicht beabſichtigte der Meiſter auch noch ein Zweites. Der folgende Satz der Inſchrift gibt dem Gedanken Ausdruck, daß Chriſtus uns erlöſt hat: „ut salvaret nos“. Erlöſt hat

geben — richtig geleſen und interpungiert — einen ſehr guten Sinn und eben die erwartete Beziehung auf die Beſtimmung des Gerätes als Taufbecken. Die Worte ſind zu leſen: »Caput draconis salvator contrivit, Jordanis flumine ab eius proprietate eripiens omnes«. Daß die katholiſche Kirche durch die Taufe auch den Teufel, den „großen Drachen“, aus dem Täufling auszutreiben glaubte, iſt ja bekannt.

[1] Müller a. a. O., S. 224.

[2] ſ. Tafel III. Die Zeichnungen ſind in kleinerem Maßſtabe wiedergegeben.

[3] Tafel III, Nr. 1. Größe des Originals 7 × 8 cm.

er uns aber durch seinen Opfertod am Kreuze.[1] Somit erscheint das Relief geradezu als Hindeutung, als Vorbereitung auf den folgenden Gedanken. Genau in derselben Weise ist auch auf dem Taufbecken von Denndorf derselbe Spruch mit einer Darstellung der Kreuzigung in Verbindung gebracht,[2] nur mit dem Unterschiede, daß hier das Bild — wohl angemessener — erst nach dem Spruche steht.

Der oberste Teil des Ständers (zwischen Nodus und Cuppa) zeigt als ringsum laufenden Fries ein Ornament,[3] das aus aneinandergereihten Palmetten besteht, die mit der Spitze nach oben weisen. In der Blattform dieser Palmetten mag man das spätgotische Lilienmotiv wiedererkennen, das in der Kirche selbst an Portalen und Fenstern oft wiederkehrt, z. B. im untern Teile des Turmfensters im zweiten Stock auf der Südseite.[4] Dasselbe Motiv (nur als vereinzelte Palmetten) findet man als Zierat auf dem Fuße des Hermannstädter Taufbeckens.[5]

Sechs weitere Reliefs reihen sich um den mittlern Teil des Ständers unterhalb des Knaufes.[6]

In zwei kreisrunden Medaillons[7] sind ein lesender und ein schreibender Geistlicher dargestellt; nach dem Heiligenscheine, den beide auf dem Haupte tragen, wird man in ihnen wohl Apostel oder noch besser Evangelisten zu erkennen haben. Sie tragen bis zum Fuß herabreichende Gewänder und sitzen auf geschnitzten Lehnstühlen mit gitterartig durchbrochenen Seitenlehnen. Das Pult des Schreibenden (Nr. 5) ruht auf einem Gestell, dessen gotischer Zierat deutlich zu erkennen ist; einfacher gestaltet ist das auf nur einem Fuße aufsitzende Pult des Lesenden. Ein schreibender Geistlicher findet sich zweimal auch unter den bildlichen Darstellungen auf dem Schäßburger Taufbecken.[8]

---

[1] Röm. 6, 3: „Wisset ihr nicht, daß alle, die wir in Jesum Christum getauft sind, die sind in seinen Tod getauft?"

[2] Müller a. a. O., S. 224 und Tafel III, 1.

[3] Tafel III, Nr. 2; Höhe einer Palmette im Original 67 mm.

[4] E. Kühlbrandt, „Die evang. Stadtpfarrkirche A. B. in Kronstadt". 1. Heft, S. 28.

[5] Reissenberger a. a. O., S. 48.

[6] Sie werden in der folgenden Darstellung nicht in der Reihenfolge besprochen, in der sie am Taufbecken erscheinen, sondern die sachlich zusammengehörigen werden auch zusammen betrachtet. Der Künstler hat sie ganz willkürlich so angeordnet, daß an das Medaillon mit dem Königsbild sich nach rechts anschließen: der lesende Evangelist, der Drachen, der schreibende Evangelist, die Sirene, der Löwe.

[7] Tafel III, Nr. 3 und Nr. 5.

[8] Müller a. a. O., S. 221.

Auf einem dritten ganz ähnlichen Medaillon[1] sieht man einen gekrönten König, in langfaltigem Krönungsornat auf dem Throne sitzend. In der Rechten hält er das Scepter, in der Linken den Reichsapfel, auf dem ein Kreuz aufsitzt. Der Thron ist zierlich geschnitzt, die Seitenlehnen mit gotischem durchbrochenem Gitterwerk geschmückt, vom Sitze herab hängt ein gemusterter Teppich. Daß man es hier nicht etwa mit einem Heiligen zu tun hat, zeigt schon das Fehlen des Nimbus. Die Haltung der Figur, der ganze Stil der Darstellung gemahnt lebhaft an die Bilder ungarischer Könige auf ihren großen Staatssiegeln,[2] und man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man in der dargestellten Person das Bild des damals regierenden Königs Mathias Corvinus (1458—1490) sieht. Daß Bild und Wappen des gerade herrschenden Königs an einer Kirche, an einem Gemälde, an einem Stücke der kirchlichen Einrichtungsgegenstände (Altar) angebracht wurden, ist nichts Ungewöhnliches. In der Kronstädter Pfarrkirche findet sich das Wappen gerade des Königs Mathias sogar an zwei Stellen: einmal an dem Freskobilde der thronenden Maria, welches den Zwickel oberhalb des innern Portals ausfüllt, das aus der Vorhalle auf der Südseite in die Kirche führt; dort auch das Wappen seiner Gemahlin Beatrix; ein zweites Mal in Stein gehauen an dem der Kanzel nördlich gegenüberliegenden Pfeiler.[3] König Mathias war den Kronstädtern sehr wohlgesinnt, hat vielleicht auch materiell den Bau und die innere Einrichtung der Kirche, an der unter seiner Regierung jedenfalls noch gearbeitet wurde,[4] unterstützt, wie das schon sein Vater Johannes Hunyadi getan hatte.[5] Da ist es nun ganz gut denkbar, daß

[1] Tafel III, Nr. 4.

[2] Vgl. z. B. den Avers des großen Doppelsiegels König Sigismunds auf einer Urkunde von 1391, abgebildet bei Zimmermann, Werner und Müller, „Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen", III, Tafel I, 1.

[3] F. W. Seraphin, „Führer durch die evang. Stadtpfarrkirche A. B. in Kronstadt", S. 19 und 33.

[4] Im Jahre 1463 schenkt Petrus Greb, iuratus consul, der Sohn weiland Anton Sanders, 20 fl. »pro structura et fabrica ecclesiae parochialis beatae virginis in civitate Brassoviensi«. Urkunde auf S. 192 b im »Liber promptuarii capituli Brasschowiensis, inchoatus . . . anno domini M° cccc° lx° im Burzenländer Kapitelsarchiv (deponiert in der Kronstädter Gymnasialbibliothek).

[5] Johannes de hwnyad, wayvoda Transsilvanensis, schenkt, um die Fürbitte der „unbefleckten Gottesmutter, der ruhmreichen Jungfrau", zu erlangen, »decem marcas argenti de censibus regalibus festi sancti Martini proxime venturi de medio civitatis Brassouiensis et terrae Barcza ad structuram et fabricam ecclesiae parochialis beatae Mariae virginis« . . . und der Bruderschaft des h. Leichnams Christi 2 Mark. »Datum Brassouiae, feria sexta proxima

die dankbaren Kronſtädter auch auf ihrem neuen Taufbecken ſein Bild haben anbringen laſſen. — Ein König mit Scepter und Reichsapfel findet ſich auch unter den Reliefs auf dem Schäßburger Taufkeſſel.[1]

Die drei letzten Bilder[2] gehören ſachlich zuſammen. Das eine (Nr. 7) iſt in einen quadratiſchen Rahmen gefaßt, die beiden andern (Nr. 6 und 8) in dreieckige Schildchen mit leicht geſchweiften Langſeiten. Alle drei ſtellen wilde, fabelhafte Ungeheuer dar: Nr. 6 einen ſchreitenden Löwen (oder Leoparden?) mit mächtigem geſchwungenem Schweife; Nr. 7 eine Art Sirene: ein Frauenkopf auf einem Vogelkörper; auf dem Kopfe trägt das Ungeheuer einen merkwürdigen ſpitzen Hut mit lang wallender Quaſte (oder Feder?); Nr. 8 iſt ein phantaſtiſcher Drache mit drohend aufgeſperrtem Rachen, mit Hörnern auf dem Haupte, ſchuppigem Leib, Flügeln und geringeltem Schweif. Wie kommen die Bilder dieſer zum Teil heidniſchen Fabeltiere auf ein dem chriſtlichen Kult geweihtes Gerät? Offenbar wollte der Künſtler durch ſie ſymboliſch den Teufel[3] darſtellen, „den großen Drachen, die alte Schlange, die da heißt der Teufel und Satanas“ (Offenb. Joh. 12, 9); den Teufel, „der herumgeht wie ein brüllender Löwe und ſucht, wen er verſchlinge“ (1. Petr. 5, 8). Durch die Taufe wird ſeine Gewalt vernichtet, wird er ausgetrieben, wird die Seele des Täuflings ſeinen Krallen entriſſen, da doch ſonſt durch die Erbſünde alle Menſchen ſeiner Macht verfallen ſind. Der Künſtler hat alſo durch ſeine Bilder denſelben Gedanken andeuten wollen, den der Meiſter des Schäßburger Taufbeckens (ſ. oben S. 162, Note 3) durch die Worte der Inſchrift klar ausdrückt: „Caput draconis salvator contrivit, Jordanis flumine ab eius proprietate eripiens omnes“. Übrigens finden ſich gerade auch auf dem Schäßburger Taufbecken „Greife“, denen wohl ähnliche ſymboliſche Bedeutung zukommen mag,[4] auf dem Hermannſtädter Taufkeſſel „fabelhafte Tiergeſtalten“.[5]

An der Schale des Taufbeckens bemerkt man unterhalb der vierten

---

post festum visitationis Mariae (= 3. Juli), anno domini millesimo cccc° xLiii°.“ Urkunde in der Kronſtädter Gymnaſialbibliothek, Handſchriftenſammlung Nr. 274. Papier, aufgedrucktes Siegel.

[1] Müller a. a. O., S. 221.

[2] Tafel III, Nr. 6, 7 und 8; Nr. 6 und 8 im Original 7 × 8 cm, bei Nr. 7 mißt eine Seite des Quadrates im Original 53 mm.

[3] Die Sirene als ſymboliſches Bild für die Verlockung, die Weltluſt, den Teufel bezeugt Otte a. a. O., S. 873.

[4] Müller a. a. O., S. 221. Auf Glocken ſind Bilder von Drachen, Greifen, Löwen nicht ſelten.

[5] Reiſſenberger a. a. O., S. 47.

und der fünften Zeile der Inſchrift zwei ringsum laufende Perllinien; auf der Geſamtanſicht auf Tafel I ſind ſie gut wahrzunehmen, und auch der Zeichner der Inſchrift hat ſie auf Tafel IIb anzudeuten nicht vergeſſen. Dieſe Linien ſtellen nicht etwa eine Verzierung dar, ſondern ſind unbeabſichtigte Abdrücke von Hanfſchnüren. Um das zu verſtehen, muß man das Verfahren kennen, wie es zu jener Zeit beim Glockenguß vielfach angewendet wurde. Nachdem der „Kern", entſprechend dem Hohlraum der künftigen Glocke, hergeſtellt worden war, formte der Meiſter darüber aus Ton „das Glockenhemde" d. h. das genaue Modell der Glocke, das alſo auf ſeiner äußern Seite auch alle Verzierungen, Inſchriften, Bilder ꝛc. in erhabener Darſtellung aufwies. Über dem Glockenhemde wurde dann ebenfalls aus Ton der „Mantel" gebildet, der auf ſeiner innern Seite dieſelben Verzierungen, Schriften uſw. in vertiefter Geſtalt zeigte. Zwiſchen Glockenhemd und Mantel nun pflegten die alten Meiſter, um eine zu nahe Berührung und etwaige Beſchädigung beider zu vermeiden, dünne Schnüre um das Glockenhemd herum zu knüpfen, die ſich natürlich im weichen Material des umhüllenden Mantels abdrückten. Wenn das Modell dann über gelindem Feuer gehörig getrocknet worden war, wurde es zerſchlagen und ſtückweiſe entfernt; die Schnüre waren verkohlt, und ihre am Mantel etwa noch haftenden Reſte wurden beſeitigt. In den ſo entſtandenen leeren Zwiſchenraum zwiſchen Kern und Mantel rann die flüſſige Glockenſpeiſe. Auf der neuen Glocke aber bildeten ſich ſelbſtverſtändlich auch die im Mantel vertieften Spuren jener Schnüre in erhabenen Perllinien ab. So ſind auch die Linien auf unſerm Taufbecken entſtanden. Auf Tafel I kann man unterhalb des Wortes „Baptisari" ſogar ganz deutlich den Knoten erkennen, mit dem die obere Schnur zuſammengebunden war; desgleichen auch in der Zeichnung auf Tafel IIb. An der untern Schnurlinie iſt dieſer Knoten nicht zu ſehen; wahrſcheinlich iſt er nach Vollendung des Guſſes weggefeilt worden.

Das Taufbecken iſt übrigens nicht in einem Stück gegoſſen worden, ſondern die Cuppa für ſich, ebenſo Ständer, Nodus und Fuß in einem zweiten Stück, ſo daß der obere Teil des Ganzen von dem untern, auf dem er aufſitzt, herabgehoben werden kann. Es iſt nämlich unten an der Cuppa ein hohler Zapfen angebracht, der in das obere Ende des Ständers genau hineinpaßt und ſich darin drehen läßt. Sowohl der Ständer[1] als auch der Zapfen der Cuppa haben an zwei gegenüberliegenden Punkten

[1] Auf Tafel I deutlich ſichtbar.

Löcher von 1 cm Durchmeſſer. Durch einen hindurchgeſteckten Bolzen konnten beide Teile ſo miteinander verbunden werden, daß ſie ſich nicht drehten.

In der Cuppa befindet ſich gegenwärtig ein eingeſetzter Keſſel, einfach aus Kupferblech getrieben und innen verzinnt, 33 cm hoch, nach unten koniſch ſich verjüngend. Sein oberer Teil iſt dem größten Umfang der Cuppa angepaßt, auf deren Rand er mit dem eigenen umgebogenen Rand aufſitzt. Er ſtammt aus neuerer Zeit, als man für den Taufakt weniger Waſſer benötigte und es demgemäß für überflüſſig erachtete, jedesmal das mächtige Taufbecken zu füllen. Auch das jedesmalige Ausleeren des Waſſers nach dem Gebrauche mag ziemlich umſtändlich geweſen ſein. Für den heutigen Bedarf iſt auch dieſer Kupferkeſſel noch zu groß. Bei Taufen wird vielmehr auf ſeinen Grund ein kleines tragbares Taufbecken von Silber geſtellt, welches das nötige Taufwaſſer enthält.

Noch vor etwa 30 Jahren war das Taufbecken, welches jetzt ganz vorne im Chorraum frei ſteht, von einem ſchönen ſchmiedeeiſernen Gitter umgeben. Solche Gitterſchranken („cancelli"), durch welche der Platz als ein beſonders geweihter vom übrigen Kirchenraum abgeſondert werden ſollte,[1] werden vom römiſchen Rituale vorgeſchrieben und ſind etwa ſeit Anfang des 16. Jahrhunderts in Brauch.[2] Unſer Gitter beſteht aus ſechs gleichen Teilen, die durch Scharniere miteinander verbunden ſind. Jedes einzelne dieſer Stücke iſt in ſeinem untern rechteckigen Teile 102 cm breit, 130 cm hoch und iſt zuſammengeſetzt aus einer Anzahl ſenkrechter Stäbe, zwiſchen denen ſich gebogene Stäbe hin- und herſchlingen; dazwiſchen Blumenornamente. Über dem oberſten kräftigeren, horizontalen Querſtab erhebt ſich dann noch ein giebelförmiger Aufſatz in Geſtalt eines gleichſchenkeligen Dreieckes von 58 cm Höhe. Dieſer oberſte Teil beſteht aus kreisförmig geſchwungenem Rankenwerk mit Blättern, Blumen, Menſchenköpfen u. dgl. und läuft in einen vergoldeten Knopf aus. Das ganze Gitter iſt in ſeiner Zeichnung recht geſchmackvoll, leicht und zierlich. Einer der ſechs gleichen Beſtandteile iſt in der Mitte ſenkrecht ſo geteilt, daß zwei Türchen gebildet werden. Hier ſieht man auf der innern Seite unterhalb des oberſten abſchließenden Querſtabes eine 5 cm breite Querleiſte von Eiſenblech. Auf ſie iſt ein zweites Blechband aufgenietet, aus dem die Buchſtaben der Inſchrift ausgeſchnitten ſind. Sie lautet:

MESEN 1716 (links) **HANNES** (rechts).

---

[1] Früher hatte man ja für die Vornahme des Taufaktes eigene Taufkirchen: Baptisteria.

[2] H. Otte a. a. O., S. 211.

Daraus geht hervor, daß der Schmiedemeiſter Meſen Hannes (Johann Möß) das Gitter im Jahre 1716 angefertigt hat. Gegenwärtig wird dies Gitter in der Sakriſtei aufbewahrt.

Der Geſamteindruck, den unſer Taufbecken auf den Beſchauer macht, iſt vortrefflich. Die edle Form des ganzen Aufbaues mit ihren eleganten Umrißlinien, das wohl abgewogene und gut gegeneinander abgeſtimmte Verhältnis der einzelnen Teile, die tadellos ſaubere Ausführung der Details: das alles ſtellt dem unbekannten Meiſter, der es ſchuf, das allerbeſte Zeugnis aus. Ja, in ſolchem Maße erregte ſchon in alter Zeit das Kunſtwerk die Bewunderung, daß ſich im Volke Zweifel regten, ob eine ſo vollendete Leiſtung einem einheimiſchen Meiſter zugetraut werden könne. So entſtand die Sage, nach der unſer Taufbecken in Konſtantinopel gegoſſen und von da nach Kronſtadt gebracht worden ſein ſoll.[1] Nichts iſt unwahrſcheinlicher als ſolche Annahme! Will man aber der Phantaſie ein wenig die Zügel ſchießen laſſen und ſich an einem anmutigen Spiele der Gedanken erfreuen, das, wie in jeder Sage, ſo auch in dieſer nach einem Körnchen Wahrheit ſucht, ſo könnte man daran denken, daß 19 Jahre vor der Entſtehung unſers Taufbeckens, im Jahre 1453, Konſtantinopel von den Türken erobert worden iſt. Daß damals viele chriſtliche Gelehrte, Künſtler uſw. aus der nun vom Erbfeinde der Chriſtenheit beherrſchten Stadt nach dem chriſtlichen Abendlande flüchteten und ſich dort in aller Herren Länder zerſtreuten, iſt bekannt. Warum ſollte nicht einer von ihnen, ein Erzgießer, auch nach Kronſtadt verſchlagen worden ſein und ſpäter hier das Taufbecken gegoſſen haben? Damit wäre allerdings die von der Sage gewollte Beziehung dieſes Werkes zu Konſtantinopel gegeben.

II.

Den Familiennamen Reudel[2] führte ein im 15. Jahrhundert zu Kronſtadt blühendes Patriziergeſchlecht. Aus jener Zeit, da die Bezeichnung der einzelnen Perſon mit dem bloßen Taufnamen bei uns

[1] Die Sage knüpft da an die hiſtoriſch richtige Tatſache an, daß im frühen Mittelalter die Erzgießerkunſt in Konſtantinopel auf höherer Entwicklungsſtufe ſtand, als in den weſtlichen Ländern der Chriſtenheit, ſo daß manches Kunſtwerk dieſer Art damals aus Konſtantinopel nach dem Abendlande gebracht wurde, wie z. B. die berühmten Erzpforten an der Kathedrale zu Amalfi (aus dem 11. Jahrhundert) und in Salerno (Anfang des 12. Jahrhunderts).

[2] Entſprechend der in den alten Dokumenten ſchwankenden Rechtſchreibung der Namen finden ſich die Formen: Rudel, Rüdel, Ruedel, Rudlinus, Rewdel,

ganz allgemeine Regel, die Führung eines besondern Familiennamens aber eine seltene Ausnahme war, ist der Name Reudel einer der allerältesten bekannten Kronstädter Geschlechtsnamen. Schon in der Urkunde König Sigismunds vom 21. März 1406,[1] darin er den Freibrief König Ludwigs I. von 1370 für die Kronstädter zum zweiten Male bestätigt, wird unter den vier Burzenländer Abgeordneten, die dem Könige in Ofen die diesbezügliche Bitte des Bezirkes vortrugen, auch genannt: „fidelis noster Symon filius Rudel . . . iuratus civitatis". Dieser selbe Symon Reudel stiftet mit seiner Frau und seinen Erben zu Anfang des Jahres 1408 durch ein vor dem Kronstädter Rat gemachtes Testament zum Heile ihrer Seelen eine jährliche Messe, die von der Bruderschaft des heiligen Leichnams Christi in der Stadtpfarrkirche der seligen Jungfrau Maria gelesen werden soll. Dafür soll die Bruderschaft aus dem Zinsenerträgnis des Reudelischen Hauses jährlich einen Goldgulden erhalten, den auch nach dem Tode der Stifter alle ihre Erben, ja alle künftigen Käufer des Hauses für alle Zukunft jährlich zu zahlen verpflichtet sein sollen.[2] Derselbe „fidelis noster providus vir Symon filius Rudlini, iuratus civis civitatis Brassouiensis" erscheint zu Ende dieses Jahres 1408 unter den vier Abgesandten des Burzenlandes, die vom Könige Sigmund das wertvolle Handelsprivilegium für die Kronstädter vom 29. Dezember d. J. erwirkten.[3] Sieben Jahre später ist Symon Reudel Bürgermeister, „magister civium", von Kronstadt und wird als solcher in den beiden Urkunden von 1415 aufgeführt, in denen der Verkauf eines Landstriches durch den Szekler Stuhl Sepsi an die Gemeinde Brenndorf bezeugt wird.[4]

Ein Sohn dieses Symon dürfte der Stifter des Kronstädter Taufbeckens Magister Johannes Reudel sein. Nach dem Verzeichnisse der Kronstädter Stadtpfarrer, welches J. Trausch in seiner „Geschichte des Burzenländer Kapitels" mitgeteilt hat, wäre Reudel schon 1449 Stadtpfarrer

---

Rewdell, Rwdel; Magister Johannes Reudel selbst unterschreibt in einem Briefe vom 17. März 1454 aus Wien an den Kronstädter Rat: »Rwdel«. — J. Trausch in seiner „Geschichte des Burzenländer Kapitels" a. a. O., S. 51 und 75 stellt den Namen gleich einem andern Kronstädter Familiennamen jener Zeit: „Revel". Das ist, wie ich glaube, ein Irrtum; die Revels sind ein anderes Geschlecht. Wenigstens habe ich nirgends in wohlbeglaubigter Form diese Gleichstellung der beiden Namen gefunden.

[1] Zimmermann, Urkundenbuch III, S. 397.

[2] Ebenda, S. 444.

[3] Ebenda, S. 470.

[4] Ebenda, S. 665 und 666.

zu Kronstadt gewesen.[1] Als solchen finde ich ihn zuverlässig erst im Jahre 1453 in der zweiten Matrikel der juridischen Fakultät zu Wien bezeugt, wo er im Wintersemester sich inskribieren läßt, obgleich er schon Magister (der freien Künste) und Stadtpfarrer von Kronstadt („plebanus de Corona") war.[2] Wo mag er wohl seine frühern theologischen und philosophischen Studien betrieben haben, auf Grund deren er den Magistertitel erworben? Ich denke: ebenfalls in Wien, auf der Universität, deren verhältnismäßige Nähe und deren weit nach Osten erstrahlender Ruhm damals viele Siebenbürger anzog.[3] Daß ein schon in Amt und Würden stehender Pfarrer nochmals die Universität bezog, meist zum Studium des kanonischen Rechtes, war im 15. Jahrhundert nichts Ungewöhnliches, und zahlreiche Namen siebenbürgisch-sächsischer Pfarrer finden sich in der Juristenmatrikel Wiens aus jener Zeit. So hatte auch der Vorgänger Reudels im Kronstädter Stadtpfarramte Magister Johannes Girt sich 1437 in der juridischen Fakultät einschreiben lassen und war 1440 zum Baccalaureus in decretis promoviert worden.[4] Solchem Universitätsstudium eines installierten Pfarrers stand höchstens die kanonische Residenzpflicht hinderlich im Wege, die ihm längere Abwesenheit aus seiner Pfarrgemeinde verbot.[5] Im Burzenländer Kapitelsarchiv (derzeit deponiert in der Bibliothek des Kronstädter ev. Gymnasiums

[1] Im „Magazin für Geschichte . . . Siebenbürgens" III., 1, S. 75. Auf Grund welcher Quellen Trausch dieses Jahr ansetzt, gibt er nicht an.

[2] Vereinsarchiv, XVI., S. 348.

[3] Vgl. die — leider unvollständigen — Auszüge aus den Matrikeln der Wiener Universität, die D. G. D. Teutsch im Vereinsarchiv X., S. 164 ff. und XVI., S. 321 ff. veröffentlicht hat. Der Name Reudel findet sich darin vor dem Jahre 1453 allerdings nicht; doch darf daraus kein Schluß gegen die obige Annahme gezogen werden, da diese Auszüge, wie gesagt, unvollständig sind. Die Angaben der Matrikel aus den Jahren 1411—1415 über einen Johannes de Corona, der in dieser Zeit an der artistischen Fakultät zu Wien studiert, Baccalaureus, Lizentiat, Magister wird (Vereinsarchiv XVI., S. 337–341) und im letztgenannten Jahre 1415 sogar als magister regens der Artisten-Fakultät erscheint (Vereinsarchiv X., S. 169), können sich nicht auf unsern Johannes Reudel beziehen. Wenn Reudel nämlich, wie weiter unten gezeigt werden wird, wirklich erst 1499 gestorben ist, so kann er nicht schon 1411 in Wien studiert haben, man müßte denn annehmen, daß der Mann ein Alter von etwa 110 Jahren erreicht habe.

[4] Vereinsarchiv XVI., S. 346 und 347. Im Pfarrerverzeichnisse bei Trausch a. a. O., S. 75 heißt er „Gutsch, auch Teutsch genannt."

[5] So hat auf Grund alter Bestimmungen das Tridentiner Konzil diese Verpflichtung des Geistlichen von neuem eingeschärft: Conc. Trident. Sess. XXIII. de reform. cap. 1 »Omnes . . . ecclesiis quibuscunque . . . praefectos . . . obligari ad personalem in sua ecclesia . . . residentiam . . . neque abesse posse,

A. B.) hat sich die Urkunde erhalten, durch welche der Erzbischof von Gran Kardinal Dionysius dem „dilecto nobis in Christo honorabili domino Johanni de Brassovia, artium liberalium magistro, plebano Brassoviensi“, auf sein untertänigstes Ansuchen hin die Erlaubnis gibt, auf die Universität zu ziehen („te ad studium generale conferre“) und sich ganz dem kanonischen Recht zu widmen. Rühmend erkennt der Erzbischof an, daß der Gesuchsteller von ganzer Seele nach immer höherer Vollkommenheit strebe („tu de virtutibus in virtutes toto animo adspirans“), und spricht ihn für die Zeit bis zur Vollendung seines Studiums von der Residenzpflicht frei. Unterdessen soll ein geeigneter Vikar ihn in seinem Amte vertreten, alle Einkünfte der Pfarrei aber soll Reudel auch in dieser Zwischenzeit weiter beziehen.[1] Die Urkunde ist datiert vom 7. März 1454. Demnach scheint Reudel, der schon im Wintersemester 1453 in Wien immatrikuliert wurde (s. oben S. 171), schon vor der erlangten Erlaubnis die Universität bezogen zu haben, wenn man nicht lieber annehmen will — und nach einem Briefe Reudels vom 17. März 1454, von dem weiter unten noch eingehender die Rede sein soll, scheint das das Richtigere zu sein — daß die Immatrikulation erst ganz zu Ende des Wintersemesters 1453, also tatsächlich erst im Frühling 1454 erfolgt ist.[2] Welches Ansehens der studierende Kronstädter Stadtpfarrer sich unter seinen Landsleuten an der Wiener Universität erfreute, dafür spricht der Umstand, daß Reudel schon im selben Jahre 1454 als Proku-

---

nisi . . . evidens ecclesiae vel reipublicae utilitas aliquos nonnunquam abesse postulet et exigat . . . has legitimae absentiae causas a . . . metropolitano . . . in scriptis esse approbandas.«

[1] Die Urkunde hat D. G. D. Teutsch in seinem Aufsatze „Über die ältesten Schulanfänge . . . in Hermannstadt“ mitgeteilt. Vereinsarchiv X., S. 215.

[2] Schon deswegen muß dringend gezweifelt werden an der Richtigkeit der Angabe bei Trausch, der im Verzeichnisse der Burzenländer Dechanten („Geschichte des Burzenländer Kapitels“ a. a. O., S. 71) Reudel für das Jahr 1454 als Dechanten anführt. Das Kapitel wird kaum den Kronstädter Stadtpfarrer zu dieser wichtigen Stelle berufen haben, der soeben die Universität bezog, um voraussichtlich jahrelang vom Burzenlande fern zu sein. Vielmehr finde ich für dieses Jahr als Dechanten den »Georgius, decretorum licentiatus plebanusque in Monte sancti petri, nec non decanus Brasschowyensis, Strigoniensis dioeceseos«, in einer Urkunde vom 15. September 1454 bezeugt, darin er den »honorabilis ac discretus vir Georgius clomp, artium baccalaureus, presbyter Strigoniensis dioeceseos«, als Kaplan der Kronstädter St. Martinskapelle bestätigt. »Datum in oppido Mergenburg, octava die nativitatis Mariae virginis, anno domini M°ccc°lim°.« Im »Liber promptuarii . . . etc.« S. 197b. Reudel als Dechanten habe ich nirgends bezeugt gefunden.

rator der ungarischen Nation an der Universität erscheint.[1] Bis 1455 setzte er seine juridischen Studien fort und wurde im Wintersemester dieses Jahres gegen Erlegung der üblichen Prüfungstaxe von einem Gulden zum Baccalaureus promoviert.[2] Demgemäß tritt in späteren Urkunden, wo er mit seinem vollen Titel genannt wird, zum „Magister liberalium artium“ auch noch der „Baccalaureus in decretis“.

Aber nicht ausschließlich mit juridischen Studien hat sich Reudel in der Zeit seines Wiener Aufenthaltes befaßt. L. J. Marienburg hat in seiner „Kleinen siebenbürgischen Geschichte“[3] zwei sehr merkwürdige Briefe veröffentlicht, die Reudel aus Wien an den Rat von Kronstadt geschrieben. Sie sind ein schönes Zeugnis für den Mann, der fern von der Heimat in treuem Sinne an die Vaterstadt denkt und eifrig für ihr Wohl sorgt und handelt. Andrerseits ist es auch ein Beweis für die bedeutende Rolle, die Reudel auch im politischen Leben Kronstadts schon damals gespielt haben muß, daß er hier gleichsam als der diplomatische Vertrauensmann, als der politische Agent seiner Vaterstadt am Hofe des Königs wirkt, dem Kronstädter Magistrat wertvolle Nachrichten über die wichtigsten Vorfälle sendet, ja sogar in einer Angelegenheit, die für Kronstadt eine Lebensfrage war, aus eigner Initiative energisch eingreift und eine furchtbare Gefahr glücklich abwehren hilft, welche die alte Freiheit der Stadt bedrohte.

Der erste Brief ist in Wien am 17. März 1454 geschrieben.[4] Zunächst teilt Reudel dem Rate mit, daß er am 10. März um die Mittagszeit glücklich in Wien angekommen sei, gesund und ohne Verlust seines Gepäckes. Allerdings habe er große Furcht ausstehen müssen wegen der Unsicherheit, die in Österreich herrsche, so daß niemand auch nur eine halbe Meile weit von Wien sich zu entfernen wage, außer mit einer zahlreichen Schutzmannschaft von Bewaffneten. In Wien besuchte ihn

[1] J. Trausch, Schriftstellerlexikon I, S. XIX, aus Lochers »Speculum academicum Viennense« (1773). Dort ist zwar von einem »Johannes Prudel de Corona, Artium Magister«, die Rede; allein ich zweifle nicht im geringsten daran, daß der Name Prudel von Locher falsch gelesen worden ist und richtig heißen soll Rudel = Reudel (s. oben S. 169, Note 2). Man darf sich nur das R in der Schrift des 15. Jahrhunderts vorstellen mit einem vom Hauptschaft etwas weiter abstehenden Abstrich, um zu verstehen, wie eben dieser Abstrich für einen zweiten Buchstaben, r, das ganze R also für Pr gelesen werden konnte.

[2] Vereinsarchiv XVI, S. 348.

[3] Pest 1806. S. 214—222.

[4] Kronstädter Stadtarchiv, Schnellische Urkundensammlung, 2. Band, Nr. 12. »Ex Wyenna, in dominica Reminiscere, anno domini millesimo quadringentesimo quinquagesimo quarto.«

ſchon am folgenden Tage (11. März) in ſeiner Herberge der Kanzler („cancellarius“) des Gubernators von Ungarn Johannes Hunyadi, Petrus mit Namen, der auf der Rückreiſe von Prag begriffen war. Was der ihm im geheimen erzählt hat, teilt Reudel dem Kronſtädter Rat ausführlich mit. Zunächſt über die traurige Lage des jungen Königs Ladislaus V. Poſtumus. In Prag lebe er wie ein Gefangener. Die Böhmen bewachten ihn mit der größten Sorgfalt, alle Wege ſeien mit Bewaffneten beſetzt, kein Deutſcher und keiner von den ungariſchen Herren könne zum Könige Zutritt erlangen. Das königliche Siegel ſei in einer verſiegelten Lade eingeſchloſſen. Weinend habe der königliche Knabe — er zählte kaum 14 Jahre — zum Kanzler Petrus geſagt: „O, daß ich doch lieber noch in der Gefangenſchaft meines kaiſerlichen Oheims (des Kaiſers Friedrich III.) wäre, als hier in der ſchimpflichen Gefangenſchaft bei dieſen Häretikern!“[1] Daher ſei zu fürchten, fügt Reudel hinzu, daß der König noch lange nicht aus Böhmen werde fortziehen können.

Wichtiger aber als dieſe Nachrichten war eine andere bedenkliche Tatſache, die Reudel aus den Reden des Petrus entnehmen konnte: Der Gubernator Johannes Hunyadi ſei ſehr aufgebracht über die Sachſen! Im Jahre vorher (1453), als Ladislaus die Regierung ſelbſt übernommen, und Hunyadi ſein Amt als Reichsverweſer niedergelegt hatte, da hatte ihn der dankbare König zum Reichsfeldherrn von Ungarn ernannt und ihm zugleich die Königsrichterwürde von Biſtritz als erbliches Amt übertragen. Das Letztere bedeutete eine Verletzung der ſächſiſchen Freiheiten und barg für Biſtritz eine große Gefahr in ſich, die für Stadt und Bezirk verhängnisvoll werden konnte, wenn das Amt einmal nicht mehr in den Händen des edeldenkenden Hunyadi, ſondern eines ſeiner Erben lag. Kein Wunder, daß die Sachſen in ihrer Geſamtheit ſich durch jenen Regierungsakt des Königs beunruhigt fühlten und auf Gegenmaßregeln dachten. Bei Gelegenheit eines Landtages zu Thorenburg hatten ſie mit den Szeklern, die auch ihrerſeits Urſache zur Unzufriedenheit hatten, verabredet, eine Geſandtſchaft an den König zu ſchicken und um Abhilfe für ihre Beſchwerden zu bitten. Zur Ausführung dieſes Beſchluſſes war es nicht gekommen. Allein Hunyadi hatte von der Sache Kenntnis erhalten und ſah in dieſer Haltung der Sachſen einen gegen ſeine Perſon gerichteten Schritt, als ob die Sachſen gewillt ſeien, ſich mit ſeinen zahlreichen mächtigen Gegnern zu ſeinem Sturze zu verbinden.

Wie beſtürzt wird Reudel geweſen ſein, als ſein Beſucher ihn ſpöttiſch fragte: warum denn die Abgeſandten der Sachſen und Szekler

[1] Die Böhmen waren meiſt Huſſiten!

nicht gekommen seien, beim Könige Klage zu führen über den Gubernator? Dieser habe alles erfahren und wisse genau, was über ihn beschlossen worden sei. Und warnend fügte Petrus hinzu: „Die Sache wird am Ende schlecht für Euch (Sachsen) ausgehen!“ Dazu vertraute er dem sächsischen Freunde noch mancherlei andere geheime Dinge an, ließ ihn aber schwören, darüber gegen jedermann zu schweigen. „Darauf“, schreibt Reudel, „konnte ich ihm nichts antworten, nur versuchte ich Euch und die Anderen zu entschuldigen, so gut ich konnte. Daraus habe ich aber ersehen“, fährt er fort, „daß Eure Leute in großer Gefahr gestanden wären, wenn sie damals aus dem Lande gezogen wären, oder wenn sie demnächst hinausziehen wollten.“ Von dieser ungnädigen Gesinnung des Gubernators gegen die Sachsen hatte Reudel durch denselben Petrus schon in Ofen Kenntnis erhalten. „Darum habe ich ihn (den Gubernator) auch nicht aufgesucht, sondern habe mich vorsichtig von ihm ferngehalten. Ihr aber seiet in dieser Sache gewarnt!“ schließt er eindringlich.

Noch teilt er mit, wie es um die Friedensverhandlungen mit den Türken stehe; ferner daß der König den Remilius zum Szeklergrafen ernannt habe; daß der Deutsche Kaiser zu Georgi in Regensburg einen Reichstag abhalten werde, um ein Heer gegen die Türken zusammenzubringen, aber auch um die Kreuzritter in Preußen gegen das aufrührerische Volk zu unterstützen. Deshalb und wegen der Raubzüge des Grafen Ulrich Cilli (der im Vorjahre auf Betreiben seines politischen Nebenbuhlers Eizinger aus Wien vertrieben worden war), sei ihm vom Probst von St. Dorothea und andern Gönnern geraten worden, in Wien zu bleiben, bis wieder ruhigere Zeiten kämen. Gegen Ende des Briefes nochmals die dringliche Warnung: „Ich rate Euch, habt wohl acht auf die Stadt, der Ungarn wegen, besonders wegen der schon genannten Ursachen!“

Zum Schlusse fordert er noch den Rat auf, doch die acht Gulden zu schicken, die der Maler Meister Erhardus für seine Arbeit noch zu fordern habe. „Seht zu, daß Ihr sie schicket, damit Ihr nicht nachher zweimal acht einbüßet!“ Gerne möchte man wissen, was für Arbeiten das denn waren, die Erhardus in Kronstadt ausgeführt hatte. Am nächsten läge es, an die Ausschmückung der großen Marienkirche zu denken, an deren Bau und innerer Einrichtung damals noch fortwährend gearbeitet wurde (s. oben S. 165, Note 5). Nur zwei Gemälde — sicherlich waren es früher weit mehr! — haben sich in der Kronstädter Pfarrkirche bis zum heutigen Tage erhalten: Die thronende Maria und die Anbetung der heiligen drei Könige, beides Freskobilder über den beiden Süd-

portalen.[1] Sollte eines von ihnen vielleicht ein Werk dieses Meisters Erhardus sein?

Noch Wichtigeres weiß Reudel seinen Landsleuten in seinem zweiten Briefe vom 10. August 1455 zu berichten. In der Zwischenzeit, seit dem vorher behandelten Briefe Reudels vom 17. März 1454, hat sich die politische Lage am Hofe des jungen Königs wieder einmal völlig geändert. Im Februar 1455 war Ladislaus nach Wien zurückgekehrt und hatte auf Bitten des Wiener Stadtrates seinen Oheim, den Grafen Ulrich Cilli, wieder in Gnaden angenommen, ja ihn sogar zum Landesverweser von Österreich ernannt. Und als Cilli dann im April nach Wien kam, zog ihm der König in eigener Person samt seinem ganzen Hofstaate vor das Kärntner Tor entgegen, und das gute Volk von Wien begrüßte jubelnd den argen Mann, den es vor 18 Monaten mit Schimpf und Schande verjagt hatte.[2] Der schwache König aber stand wieder unter dem maßgebenden Einflusse des großen Ränkeschmiedes Cilli, des erbitterten Feindes Johannes Hunyadis.

In diese Zeit fällt Reudels zweiter Brief an den Kronstädter Rat vom 10. August 1455. Darin beruft er sich zunächst auf ein früheres, uns — wie es scheint — nicht erhaltenes Schreiben, das er vor einiger Zeit mit Andreas, dem Diener des Herrn Gaspar, dem Magistrat übersandt habe, darin eindringliche Warnungen enthalten gewesen seien, „weil einige aus dem Königreiche Ungarn, deren Namen ich verschweige, nicht von den Geringeren und nicht von den Niedrigsten, sondern schier von den Größten, insgeheim und unter einem schöngefärbten Vorwande dem Herrn König in den Ohren lägen und sich außerordentliche Mühe gäben, die Burg zu erhalten.“ Es kann sich wohl um keine andere Burg handeln, als um das Schloß auf der Zinne oberhalb Kronstadts. Das wäre gewiß für manchen ungarischen Magnaten ein begehrenswerter Herrensitz gewesen, das Schloß und — damit die Herrschaft über die an seinem Fuße gelegene reiche Stadt Kronstadt! Natürlich standen solchem Begehren die sächsischen Freiheiten und Privilegien entgegen. Aber in dieser Zeit, da ein schwacher Knabe auf Ungarns Königsthron saß, war schon so manches geschehen, was in schroffem Widerspruch stand zum geltenden Gesetze, und der König selbst hatte sich ja über diese alten sächsischen Rechte leichten Herzens hinübergesetzt, als er vor zwei Jahren den aus dem Amte scheidenden Gubernator Johannes Hunyadi zum Erbgrafen von Bistritz ernannte. Wie Hunyadi dort gerade jetzt

[1] F. W. Seraphin, „Führer . . . 2c.“ S. 12 und 19.

[2] Feßler-Klein, „Geschichte von Ungarn“ II., S. 550.

als eine Zwingburg für Bistritz den Fleſtenturm erbaute, ſo konnte ja auch hier die alte Braſſoviaburg auf der Zinne eine Zwingfeſte gegen Kronſtadt werden! Und die Sache erſchien gar nicht ſo ausſichtslos, wenn man in kluger Weiſe die Mißſtimmung auszunützen verſtand, von der gerade jetzt der allmächtige Hunyadi gegen die Sachſen erfüllt war (ſ. oben S. 174 f.).

Welch furchtbare Gefahr hing da verderbendrohend über der freien Sachſenſtadt! Daß ſie glücklich abgewehrt wurde, iſt gewiß ein Hauptverdienſt des Stadtpfarrers Reudel. Gewarnt durch einen ihm ſehr ergebenen Freund — vielleicht war's derſelbe Petrus, Hunyadis eigener Kanzler — tat er ſofort alles zur Abwehr des drohenden Unheils. Weiſungen aus der Heimat einzuholen, ſich vorher mit dem Rat der Stadt ins Einvernehmen zu ſetzen, dazu reichte die Zeit nicht aus; allzugroß war die Entfernung zwiſchen Wien und Kronſtadt, unſicher die Straße, und die Verhältniſſe drängten zu raſchem Handeln. Und Reudel *hat* gehandelt! Ohne Verzug, ſo ſchreibt er, ſucht er mit einem Geſchenke im Werte von über drei Goldgulden den einflußreichen Grafen Ulrich Cilli auf. Mit Bitten und Mahnungen beſchwört er ihn, daß er doch um Gottes willen ſolches Übel von der Stadt abwehre, und ſetzt ihm auseinander, welch große Nachteile daraus nicht nur für die Einwohner der Stadt, ſondern auch für das ganze Land und beſonders auch für die königliche Majeſtät ohne Zweifel entſtehen würden.

Zuerſt iſt Cilli ſehr ungnädig und antwortet dem Bittenden mit Vorwürfen: „Herr Pfarrer! Ihr habt ſo oft unſern gnädigen Herrn und König der großen Treue und redlichen Geſinnung Eurer Leute verſichert, die Ihr alle gegen ihn heget. Aber in der Tat finden wir das Gegenteil! Wir wiſſen, daß ſie auf der Seite des Gubernators ſtehen, den ſie ſchon wiederholt mit ſchönen Geſchenken geehrt haben — zum ſchweren Nachteil und zur nicht geringen Herabſetzung der königlichen Majeſtät, da er ſelbſt (Hunyadi) ſich bisher immer als den übermächtigen Gegner der königlichen Majeſtät gezeigt hat.“ Dieſe und viele andre Vorwürfe mußte Reudel von dem mächtigen Grafen hören.

Es gelang ihm aber, „nicht, wie ich glaube, aus dem Verſtande meines eignen Kopfes, ſondern mehr durch die Eingebung des heiligen Geiſtes“, dem Zornmütigen ſo ſanft und ſo treffend zu antworten, daß Cilli ſich verwunderte, den Stadtpfarrer an der Hand nahm und ihn in die Privatwohnung des Königs führte. Dort warf ſich Reudel dem Herrſcher zu Füßen und flehte ihn mit lauter und kläglicher Stimme und mit ſo eindringlichen Bitten, als er nur konnte, an, daß er doch dies Unglück von der Stadt abzuwenden geruhen möge.

Die Bitten blieben nicht ohne Erfolg. König Ladislaus eilte auf den Knieenden zu, faßte ihn an der Hand, hob ihn von der Erde auf und sprach: „Herr Pfarrer! Seid versichert, daß dies in meinem Leben niemals geschehen wird!“ Dann aber fügte er hinzu — und aus seinen Worten konnte man heraushören, wie er nur nachsprach, was er vorher oft von Cilli gehört hatte —: „Aber Eure Landsleute gehen, wie ich höre, recht unschicklich mit mir um, da sie das Haupt im Stiche lassen und dem Schwanze anhangen!“ Das Haupt — der König, der Schwanz — Johannes Hunyadi: die Anspielung war deutlich! Da aber legte sich Cilli ins Mittel und beruhigte den König mit denselben Gründen und Widerlegungen, die er kurz vorher von Reudel vernommen.

Bei dieser wichtigen Verhandlung — sie hatte am 24. Juli stattgefunden — waren außer dem König und Cilli nur noch der Truchseß Nikolaus und der Marschall des Königs zugegen. Mit diesen beiden besprach Reudel nachher noch die ganze Angelegenheit ausführlicher und schied mit den besten Hoffnungen auf einen erwünschten Erfolg seiner Bemühungen. Der ist denn in der Tat nicht ausgeblieben — freilich nur ein halber Erfolg!

Die Brassoviaburg wurde allerdings keinem ungarischen Magnaten vergeben, und damit war die der bürgerlichen Freiheit der Stadt drohende Gefahr glücklich beschworen. Aber dafür kam ein Befehl Johannes Hunyadis, der als Reichsfeldherr die Demolierung der Burg gebot unter dem recht fadenscheinigen Vorwande: Da die Bürger der Stadt das Schloß nicht genügend verteidigen könnten, so sei Gefahr vorhanden, daß sich einmal der Landesfeind, die Türken, darin festsetzen und von diesem beherrschenden Punkte aus das Land bedrohen könnten! Dafür sollten die Kronstädter mit den Steinen der abgebrochenen Burg ihre Stadtmauern besser befestigen.[1] Daß Hunyadi hier nur

[1] Wann dieser Befehl Hunyadis erfolgt ist, ist nicht bekannt. Aber ein hierauf bezügliches interessantes Schriftstück, vom 19. November 1455 datiert, befindet sich im Kronstädter Stadtarchiv, Urkundenabteilung, Allgemeine Consignatio Nr. 142: »Johannes de Hwnyad, comes perpetuus Bistriciensis, et cetera«, stellt darin den Kronstädtern ein Zeugnis darüber aus, daß er ihnen zu der Zeit, als er Landesgubernator war, in Erwägung dessen, daß die Bürger von Kronstadt ihre Stadt und das »castrum Brassoviense, quod supra ipsam civitatem fundatum erat, contra insultus inimicorum, praesertim Turcorum, commode et ad regni utilitatem honoremque domini nostri regis tenere et conservare non possent, id magis praemeditantes, ne inimici aliquot [im Original: aliquod!] ipsorum videlicet civitatem aut castrum sibi ipsis occupent et obtineant, exindeque toti regno Hungariae et per consequens toti Christianitati scandalum aut insperatus casus aliqualis

einen Vorwand und nicht den wahren Grund[1] seines Befehls angibt, leuchtet sofort ein. Wie hätten die Kronstädter Bürger nicht imstande sein sollen, das wenig umfangreiche Schloß auf dem schier unzugänglichen Felsengipfel genügend zu verteidigen, wenn sie doch den mehrere Kilometer weit sich dehnenden Mauergürtel ihrer Stadt zu schirmen Kraft genug besaßen! Und dann: Es sollte verhütet werden, daß die Türken sich auf dem dominierenden Gipfel des Zinnenberges festsetzten. Ja, war denn das leichter möglich, wenn der Berg unbesetzt und unbeschirmt dalag, oder wenn eine tapfere Besatzung in einer starken Burg jede Annäherung des Feindes unmöglich machte? Man sieht auch hier wieder einmal: Auch offizielle Urkunden und Akten stellen die Dinge nicht immer so dar, wie sie wirklich sind, sondern oft so, wie sie der Verfasser der Urkunde den Augen der Menschen gerne erscheinen lassen möchte!

Doch zurück zu Reudel und seinem Briefe. Dessen Schluß bilden

---

evenire contingat«, damit sie vielmehr auch weiter, wie bisher, dem Reiche und der Krone ihre treuen Dienste leisten könnten, gestattet habe, »concessimus, ut civitatem Brassoviensem«, wo sie sicherer den Feinden widerstehen und sich selbst verteidigen könnten, »muniant et fortificent, castrum vero Brassoviense, supra ipsam civitatem fondatum [!] et constructum, praefatis civibus et incolis praescriptae civitatis Brassoviensis auctoritate nostrae gubernationis plenaria, quam ad haec et his similia facienda protunc habebamus, destruere, detrahere et abolire comisimus tempore scilicet nostrae gubernationis praenotatae.«

»Datum Brassouiae, feria quarta in festo videlicet beatae Elizabeth reginae, anno domini millesimo quadringentesimo quinquagesimo quinto.«

Rechts unten: »Commissio propria domini comitis Bistriciensis« — Original. Pergament. In rotes Wachs unten aufgedrücktes rundes Siegel von 35 mm Durchmesser (stark beschädigt) auf übergelegtem Papierblatt.

Danach muß die Demolierung der Burg im November 1455 bereits ausgeführt gewesen sein. — Beachtenswert ist übrigens, wie Hunyadi an verschiedenen Stellen der Urkunde wiederholt ausdrücklich betont, daß er diese Anordnung noch in der Zeit seines Gubernatoramtes kraft der ihm als Gubernator zustehenden Befugnis getroffen habe.

[1] Auch Dionysius, der Erzbischof von Gran, schweigt über die Ursachen der Zerstörung der Burg auf der Zinne in seiner Urkunde vom 18. März 1455, darin er den Kronstädtern die Erlaubnis erteilt, auch die Leonhardkapelle über dem Burgtor abzubrechen und dafür dem heiligen Leonhard in der Stadtpfarrkirche der heiligen Jungfrau Maria einen eigenen Altar zu errichten. Es heißt da nur: „da Eure Kronstädter Burg aus gesetzlichen Ursachen (»legitimis ex causis«) durch Euch abgebrochen und zerstört worden ist." Urkunde im Kronstädter Stadtarchiv, Froniussche Urkundensammlung, I. Band, Nr. 22. »Datum Wiennae, feria tertia proxima post dominicam Laetare, anno domini M° cccc° quinquagesimo quinto.« Abgedruckt bei Marienburg a. a. O., S. 208 ff.

wieder „Neuigkeiten“, welche der Stadtpfarrer dem Rate seiner Heimatstadt mitzuteilen hat. Jüngst hat der König, so erzählt er, vor allen Prälaten und Vornehmen und einer großen Menge Volkes verkündigen lassen, daß er zwischen dem 15. August und 8. September nach Ungarn abreisen werde. Die Ungarn seien bereit, ihm alle Burgen zu übergeben und ihm als ihrem Herrn zu gehorchen. In der Zwischenzeit aber werde er mit dem Kaiser, da alle Zwistigkeiten beigelegt seien, Frieden schließen. Auch ein Brief vom neuen Papste Calixtus III. sei verlesen worden, darin der heilige Vater den König zu einem neuen Feldzuge gegen die Türken auffordere, und vor derselben großen Volksmenge habe Ladislaus öffentlich versprochen, dieser Mahnung nachzukommen. Schließlich berichtet Reudel noch: Der Graf Ulrich Cilli habe seither Wien verlassen und halte sich gegenwärtig im Schlosse von Preßburg auf, weil der Kaiser keinen Frieden schließen wolle, solange dieser Mann am Hofe des Königs weile.

Als Magister Reudel am 24. Juli 1455 vor König Ladislaus so wacker seine Vaterstadt und ihre alte Freiheit verteidigte, stand er nicht zum ersten Male vor seines Königs Angesicht. Schon früher einmal, im Frühling 1454, war er im Namen des ganzen Burzenländer Kapitels dem königlichen Throne mit der Bitte genaht, der König möge auch seinerseits wichtige Rechte des Kapitels bekräftigen. Das hat Ladislaus denn auch getan und auf die Bitten „unseres Getreuen, des ehrwürdigen Mannes Johannes Rwdel, Magisters der freien Künste, Stadtpfarrers unserer Stadt Kronstadt“ die Urkunde König Sigmunds vom 16. März 1395,[1] darin das Privilegium König Ludwigs vom 27. Juli 1344[2] enthalten ist, bestätigt.[3]

Wohl bald nachdem Reudel an der Universität die Baccalaureatswürde erworben, also zu Ende des Jahres 1455 oder zu Anfang 1456, wird er Wien verlassen und in seine Vaterstadt heimgekehrt sein, um die Pflichten des dortigen Pfarramtes wieder selbst zu versehen. Über

[1] »Datum in Cybinio, feria tertia proxima ante Laetare, anno et cetera LXXXXV^to.« Zimmermann, Urkundenbuch III, S. 144.

[2] »Datum Albae in partibus Transsilvanis, tertio die festi beati Jacobi apostoli, anno domini millesimo trecentesimo XL^mo quarto.« Zimmermann a. a. O., II., S. 22 f.

[3] Urkunde im »Liber promptuarii . . . etc.« S. 163a und b. »Datum Wyennae, die dominico proximo ante festum beatorum apostolorum Philippi et Jacobi [= 28. April], anno domini millesimo quadringentesimo quinquagesimo quarto, regnorum autem nostrorum anno Hungariae et cetera quintodecimo, Bohemiae vero secundo.«

ſeine Wirkſamkeit in den folgenden Jahren ſind uns nur ſpärliche Nachrichten überliefert, denn ſie war wohl zumeiſt der innern Arbeit inmitten der Gemeinde gewidmet. Im Jahre 1463 erhielt die Bruderſchaft der Schuſtergeſellen zu Kronſtadt unter Reudels Mitwirkung ihre — wohl erſte — ſtatutariſche Verfaſſung: „Ordnung unt geſätz der Schugknecht, Ihm klöſter zu St. Peter auff dem Heiligen kreytz altar" geſtiftet, „midt vor wißen undt willen des Erwürdiegen Vatterß Herrn Johann Rudel, oberſt Pfahr Herr, vndt des Ehrwürdiegen Herrn Petro (!), Pfahr zür Weidenbach, geweßener Decano Capituli Barcentii (!)."[1] Auch die Feſtſetzung der Artikel für die Bruderſchaft der Schmiedgeſellen im April 1478 kam unter Reudels Einfluß zuſtande — „praesente pastore Coronensi Reudel" — darin unter anderm für die Geſellen die Verpflichtung feſtgeſtellt wurde, beim Meßdienſte am „St. Anthongen-Altar" in der Stadtpfarrkirche teilzunehmen und mitzuwirken.[2]

In einer Urkunde vom 24. Februar 1464 übernimmt Reudel — er nennt ſich darin „Johannes Rwdel de Corona, facultatis artium magister, baccalaureus in decretis ac plebanus ecclesiae parochialis beatae Mariae virginis de eadem" — für ſich und alle ſeine Nachfolger die Verpflichtung, durch einen eigenen Kaplan in der Kapelle des heiligen Märtyrers Laurentius, „in cimiterio ecclesiae parochialis beatae Mariae virginis situata,"[3] alltäglich für ewige Zeiten eine Meſſe leſen zu laſſen für das Seelenheil der „honesta domina Katherina, filia quondam Laurencii Klomp", ihres verſtorbenen Mannes Thomas Rod und aller ihrer Freunde und Anverwandten, weil ſie eine Mühle, „situatum extra civitatem Brassouiensem in fluvio vulgariter Gespreng", geſchenkt habe.[4] Und ſo ſehr lag der Frau Katharina daran, daß dieſe Beſtimmungen ihrer Stiftung auch wirklich genau ausgeführt

[1] Eine unvollſtändige Abſchrift dieſer Statuten aus dem 17. Jahrhundert hat ſich in der Lade der Kronſtädter Tſchismenmacherzunft erhalten; derzeit bei Tſchismenmachermeiſter Szőke András.

[2] Joſef Teutſch in „Kurzgefaßte Jahrgeſchichte ꝛc." Quellen zur Geſchichte der Stadt Kronſtadt IV., S. 99. Nach dieſer Notiz hat Teutſch († 1770) jene Artikel noch gekannt; heute ſind ſie verſchollen.

[3] Dieſe Laurentiuskapelle lag gegenüber der Nord-Oſtſeite des Chors der Stadtpfarrkirche am Kleinen Kirchhof an der Ecke gegen den Marktplatz, dort wo heute das ehemals Pleckerſche, heute der evang. Kirchengemeinde gehörige Haus ſteht. F. W. Seraphin, „Kronſtadt zur Zeit des Honterus" in „Aus der Zeit der Reformation" (Kronſtadt, 1898), S. 350.

[4] »Datum in civitate Brasschouiensi, feria sexta proxima ante festum beati Mathiae apostoli, anno domini millesimo cccc^mo sexagesimo quarto«.

*

würden, daß sie jene Urkunde Reudels auch vom Dechanten des Burzenländer Kapitels Petrus, Pfarrer in Weidenbach, bestätigen ließ, der die Stiftungsurkunde samt seiner eignen Bestätigung von Wort zu Wort in das Rechtsbuch des Kapitels eintrug.[1]

In einem Erbschaftsprozeß, der in demselben Jahre 1464 dem Burzenländer Dechanten zur Entscheidung vorgelegt wurde, einigten sich die streitenden Parteien im Vergleichswege dahin, die Angelegenheit einem Schiedsgerichte zu unterbreiten, das aus drei Pfarrherrn bestehen sollte: dem Stadtpfarrer Reudel samt den beiden Pfarrern Andreas von Weidenbach und Jacobus von Brenndorf. Die Entscheidung dieser Schiedsrichter, wie immer sie ausfalle, anzunehmen, verpflichteten sich die Parteien eidlich. Der Sachverhalt war folgender: Ein gewisser Meister Mathias aus Zeiden hatte noch bei Lebzeiten ein Testament gemacht, welches von Nikolaus aus Brenndorf im Namen seiner Frau Dorothea angefochten wurde mit der Begründung: diese Dorothea sei eine legitime Tochter des Meisters Mathias und dürfe deshalb im Testamente ihres Vaters nicht enterbt werden. Demgegenüber bestritt die „honesta domina Hyl vulgariter vocitata de Cydino", die Frau des Meisters Mathias, daß Dorothea eine eheliche Tochter ihres Mannes sei, und behauptete demgemäß, daß jene keinerlei Erbansprüche an das Vermögen des Meisters Mathias habe. Das Schiedsgericht erkennt: 1. Dorothea ist wirklich die legitime Tochter des Meisters Mathias und hat deshalb vollständigen Erbanspruch an das Vermögen ihres Vaters. 2. Aber um des lieben Friedens willen soll Mathias diese seine Tochter schon jetzt mit ihren Erbansprüchen abfinden und ihr zur Ausstattung geben: ein Kleid von Tuch aus Ypern mit silbernen Knöpfen, dazu einen Mantel von gleichem Tuch und einen silbernen Gürtel im Werte einer Mark. Seinem Schwiegersohn Nikolaus soll er geben: einen Rock aus Tuch von Ypern, mit Fuchsfell gefüttert, und einen Silberbecher im Werte einer Mark. Dem Sohne der beiden endlich soll er schenken: einen Rock für einen Gulden und einen Hut. Nachher habe dann Dorothea vom Vermögen ihres Vaters nichts mehr zu fordern, weder bei seinen Lebzeiten noch nach seinem Tode. 3. Wer von den streitenden Parteien später diesen Vertrag anfechte, solle zur Strafe 50 Goldgulden dem jeweiligen Burzenländer Dechanten zahlen und eo ipso den Prozeß sowie jeden Rechtsanspruch verlieren. Der Dechant

[1] »Datum Brasschouiae, die tertia mensis Martii, anno domini millesimo quadringentesimo sexagesimo 9to.« Im »Liber promptuarii . . . etc.« S. 190b und 191a.

Petrus, Pfarrer in Weidenbach, aber ſtellte den Parteien auf ihre Bitte über dieſen Vergleich eine Urkunde aus, die er auch ins Rechtsbuch des Kapitels eintrug.[1]

Ein paar Tage ſpäter muß Reudel — er heißt hier „venerabilis vir dominus et magister Johannes, baccalaureus in decretis, rector ac plebanus ecclesiae parochialis beatae et gloriosissimae semper virginis Mariae civitatis Brassouiensis“ — um das gute Recht ſeiner Kirche zu wahren, ſelbſt als Kläger vor dem Dechanten Petrus und dem geſamten Kapitel auftreten. Er klagt wider die „honesta domina Katherina, relicta pridem bonae memoriae Petri Greb de Brassouia“, welche ſich weigert, in den Beſitz der Kirche übergehen zu laſſen „domum seu curiam in acie situatam“, „olim per providum virum Georgium Schöl“ und ſeine Frau „pro dicta ecclesia seu ipsius fabrica rite et legitime testatam atque legatam“. Nach durchgeführtem Zeugenverhör wird die Angeklagte vor dem auf dem Kronſtädter Pfarrhofe verſammelten Kapitel verurteilt, das betreffende Haus der Marienkirche auszufolgen.[2]

In dasſelbe Rechtsbuch des Kapitels, das die eben erwähnte Urkunde aufbewahrt, hat Reudel im Jahre 1465 mit eigener Hand — wohl im Auftrage des Dechanten — eine Nachricht eingetragen[3] über eine Stiftung des Lizentiaten Georgius, Pfarrers in Petersberg, der wünſchte, daß ſein Todestag „für ewige Zeiten“ alljährlich durch eine Seelenmeſſe gefeiert werde. Dafür vermachte er ſeinem Nachfolger $^1/_{16}$ des Großen Zehntens, dazu die Hälfte einer Wieſe, die er gekauft (die andere Hälfte ſollte der Kirche gehören), ferner ein Pferd, eine Kuh, drei Schweine und ein Malter[4] Korn.

---

[1] »Acta sunt haec in dote parochialis ecclesiae beatae Mariae virginis et matris gloriosae in civitate Brassouiensi, praesentibus . . ., die tertia mensis Julii, anno domini millesimo quadringentesimo sexagesimo quarto« Im »Liber promptuarii . . . etc.«, S. 191b und 192a.

[2] »Lata est haec sententia in die beati Allexii confessoris (= 17. Juli), in dote ecclesiae parochialis praefatae, anno domini M° cccc° lxiii°, praesentibus dominis patribus et fratribus capituli Brassouiensis pro celebrata protunc fraternitate pariter congregatis«. Im »Liber promptuarii . . etc.«, S. 182b und 183a.

[3] »Haec signata sunt per me magistrum Johannem Rŵdel, plebanum Brassouiensem, anno domini M°cccc°lxv°, xiii. die mensis Februarii.« Im »Liber promptuarii . . . etc.« S. 196b.

[4] Ein Malter = 12 Scheffel. Der lateiniſche Ausdruck dafür »maldratum« oder »maldratus« iſt ungewöhnlich; ſonſt heißt's: »maldarium, -darius, -dra, -drum, -drus, maltare, -tera, -tra, -trum.« — Hier liegt übrigens ein typiſches Beiſpiel dafür vor, wie wohl in den meiſten Fällen das in vielen Burzenländer Gemeinden

Damals war König Ladislaus, dessen Wohlwollen Reudel zu zweien Malen persönlich zu erfahren Gelegenheit gehabt hatte, schon seit acht Jahren tot. Ein kaum 18jähriger Jüngling war er fern von Ungarn im Prager Königsschlosse gestorben, und die heilige Krone Stephans schmückte jetzt das Haupt eines andern königlichen Jünglings, des Mathias Corvinus, den die Stände zum Könige gewählt hatten, obwohl er noch nicht einmal 15 Jahre alt war. Während aber Ladislaus eine schwache, unselbständige und kraftlose Natur gewesen war, entwickelte sein Nachfolger eine frisch und energisch zugreifende Tatkraft, welche die ungarischen Großen erst in Erstaunen setzte, bald ihren Unwillen erregte und schließlich mehrere von den selbstherrlichen stolzen Adeligen zur offenen Empörung gegen den König trieb.

Auch in Siebenbürgen kam es zum Aufruhr, dessen letztes Ziel die Losreißung des Landes von Ungarn war. Vertreter des Adels, der Szekler und auch etliche Sachsen beschworen vor dem Konvent von Koloschmonostor am 18. August 1467 ein Bündnis zur Rettung ihrer durch König Mathias angeblich bedrohten Rechte und Freiheiten. Im ganzen Lande eilten geschäftige Boten der Verschworenen hin und her, neue Anhänger für den Bund zu werben. Sie kamen auch nach Kronstadt, mit glänzenden Versprechungen seitens der Verbündeten, wenn die Stadt sich ihnen anschließe, mit schweren Drohungen, wenn sie sich fernhalte. Dort war die Stimmung der Bürgerschaft geteilt. Einige wollten sich an der Verschwörung beteiligen; war doch an jenem Tage zu Koloschmonostor auch der Richter von Kronstadt Laurentius samt dem Bürger Antonius Puns mit dabeigewesen,[1] die inzwischen gewiß nicht unterlassen hatten, für die Sache unter ihren Mitbürgern Stimmung zu machen. Andre dagegen trugen noch Bedenken und schwankten unschlüssig hin und her. Auf dem Rathause gab es etliche Tage lang stürmische Verhandlungen, aber eine Einigung war nicht zu erzielen. Schließlich kamen beide Parteien dahin überein: Man solle den hochangesehenen Stadtpfarrer Reudel in den Beratungssaal rufen und von ihm einen guten Rat erbitten; was er empfehle, das wollten sie tun. Der hochbetagte Stadtpfarrer erscheint, und man trägt ihm die Sache vor. Der Greis spricht in kurzer, aber eindringlicher Rede: „Meine lieben Herrn, meine guten

bis auf den heutigen Tag bestehende sogenannte »Transitivum« entstanden ist, d. h. ein bestimmtes Quantum der verschiedenen Fruchtgattungen, Vieh, Hauseinrichtungsgegenstände, Bargeld u. dgl., welches jeder Pfarrer von seinem Vorgänger überkommt und unverkürzt dem Nachfolger zu hinterlassen verpflichtet ist. Die vorreformatorische Entstehung dieses Transitivums läßt sich nachweisen.

[1] G. D. Teutsch, Sachsengeschichte I, S. 193.

Söhne! Lasset uns insgesamt bekennen, wie der heilige Paulus Gottes Wort auch für uns geschrieben hat. Er sagt also Römer 13: Jede Obrigkeit ist von Gott; wer sich gegen die Obrigkeit erhebt, erhebt sich gegen Gottes Ordnung.[1] Wer sich deswegen gegen Gottes Ordnung erhebt, der geht gewiß nicht gut, denn Gott ist sein Feind. Wenn unser König Mathias böse geworden ist und uns sehr bedrückt: vielleicht ist er Gottes Geißel. Lasset uns demütig sein und ganz und gar aushalten. Aber daß wir uns gegen unsern König erheben sollen, das ist mein Rat nicht!" Und damit stand er auf und ging zur Türe hinaus.[2]

Als aber die Versammelten diese Worte gehört hatten, deren Wahrheit und heiliger Ernst ihnen ans Gewissen gerührt hatte, da wollten sie von einer Teilnahme an der Verschwörung nichts mehr wissen, und die Abgesandten der Aufrührer erhielten einen abschlägigen Bescheid. Auch in der Folge blieben die Kronstädter trotz aller Verlockungen und Drohungen, die an sie herantraten, standhaft und bewahrten dem Könige die beschworene Treue.

Wie gut der Rat gewesen, den Reudel seinen Kirchenkindern mit klugem und rechtlichem Sinne gegeben, das sollten die Kronstädter gar

---

[1] Röm. 13, 1 und 2: „Denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott . . . Wer sich nun wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebet Gottes Ordnung".

[2] Soweit ich sehe, hat diese merkwürdige Geschichte zuerst Caspar Helth (Heltai) erzählt in seiner »Chronika a Magyaroknak dolgairól . . .« Kolosvár [Klausenburg], 1575, Blatt 132 b und 133 a. In der 2. Auflage, Nagy-Györben [Raab], 1789, findet man die Stelle im CLXXII Cap., 2. Band, S 81 f. Nach Helth berichtet die Begebenheit J. C. Eder, »Observationes criticae . . . etc.« (Hermannstadt, 1803), S. 154. Aus Eder wieder hat — ohne jeden eigenen Zug — L. J. Marienburg geschöpft („Kleine Siebenbürgische Geschichte", Pest, 1806, S. 79 und 214). Alle drei nennen den Namen des Stadtpfarrers nicht; Marienburg sagt sogar (S. 214) ausdrücklich: „Seinen Namen hat uns die Geschichte nicht aufbehalten". Daß es nur Magister Johannes Reudel gewesen sein kann, hat bereits J. Trausch („Geschichte des Burzenländer Kapitels" a. a. O., S. 51) richtig erkannt, und auch schon durch die obigen Ausführungen wird es unzweifelhaft erwiesen. Überdies wird Reudel noch bis zum Jahre 1483 in durchaus zuverlässigen Urkunden als Stadtpfarrer von Kronstadt genannt (s. weiter unten). Was aber die Sache selbst anbetrifft, so liegt kein Grund vor, an der Glaubwürdigkeit des Helthischen Berichtes zu zweifeln. Helth stand in engeren Beziehungen zu Kronstadt; berief ihn doch die Stadt 1557 nach dem Tode Valentin Wagners sogar zu ihrem Stadtpfarrer. So meldet der Zeitgenosse Hieronymus Ostermayer, der selbst Organist an der Stadtpfarrkirche war („Historien" in „Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt" IV, S. 520). Helth lehnte die Wahl ab. Jene Geschichte vom Stadtpfarrer, dessen Rat in entscheidungsschwerer Stunde eingeholt wird, die sicherlich in Kronstadt noch lange im Gedächtnis der Leute fortlebte, kann er also ohne weiters aus dem Munde eines Kronstädters gehört haben.

bald mit Dank gegen ihren Stadtpfarrer erkennen. Die nachfolgenden Ereignisse gaben ihm in allen Stücken recht. Rascher, als man's gedacht, war der König mit einem starken Heere im Lande und hielt strenges Strafgericht. Von den Verschworenen retteten einige das Leben durch schleunige Flucht ins Ausland, andre baten demütig um Verzeihung, die meisten aber büßten ihr frevelhaftes Beginnen mit dem Kopfe oder mindestens mit dem Verluste ihrer Güter. Über Kronstadt aber, das treu zu ihm gehalten, schüttete Mathias den ganzen Reichtum seiner Huld und Gnade aus. Die Stadt erhielt wichtige Freiheiten und Rechte und erfreute sich auch in den folgenden Jahren der besondern Gunst des Königs, der dankbar wiederholt ihre Treue rühmte. So schreibt er im Handelsprivilegium von 1467 für die Kronstädter: „In Ansehung der vielfältigen Beweise des Gehorsams und der reinen Treue, mit welchen sie dadurch Unserer Majestät Wohlgefallen zu erwerben sich bemüht haben, daß, während in diesen jüngsten Tagen fast alle Einwohner der genannten Landesteile von der Uns und Unserer heiligen Krone gelobten Treue abgefallen sind, sich der Partei gegen Uns angeschlossen und sich mit bewaffneter Hand erhoben haben, diese vorzüglich, wie sie in der Bewahrung der Treue und Ergebenheit gegen Uns und Unsere heilige Krone standhaft ausgehalten haben, große Verfolgungen Unserer Feinde und fast unglaubliche Schädigungen auf sich genommen haben, um Uns ihre Treue an den Tag zu legen."[1] Im folgenden Jahre, 1468, war Mathias persönlich in Kronstadt, und noch drei Jahre nachher rühmte er von der Stadt, „welche sowohl für eine Zierde, als auch für eine Mauer oder ein Tor Unseres Reiches in jener Gegend gilt," daß sie „wie durch ihre Befestigungen, so auch durch ihre Treue berühmt sei", die sie „Unserer Majestät in verschiedenen Stücken zur Zeit vieler Feindseligkeiten so standhaft an den Tag gelegt haben, daß sie, obgleich sie öfters von schlechten Leuten, welche nach königlichen Ehren und königlichem Stand strebten, mannigfache Plagen und viel Unbill erlitten und ertragen haben, zumal in jüngster Zeit, während Unsere Siebenbürger von der wahren Treue und dem Gehorsam gegen Uns abgefallen und mit verhärtetem Sinne sich gegen Uns erhoben hatten, daß sie dennoch niemals vom Pfade der wahren Treue abgeirrt sind, sondern ihre Treue nur umso leuchtender hervorging, je schwereres Ungemach sie erlitten. Nichtsdestoweniger haben sie auch noch große Ausgaben bei der Bewahrung dieser ihrer wahren Treue willig und reichlich gemacht und

[1] Urkunde (im Auszug) in der „Siebenbürgischen Quartalschrift" VII, S. 287.

gehabt."[1] Zum Danke dafür befreite der König die Kronſtädter für ewige Zeiten von der Bezahlung der Maut in Thorda. —

Auf dem Kirchhofe zu Kronſtadt ſüdweſtlich von der Stadtpfarrkirche ſtand ehemals da, wo heute das Muſeumsgebäude ſich erhebt, eine der heiligen Katharina geweihte Kirche. Daher hieß früher der Kirchhof auch „Katharinenhof", das ganze Stadtviertel „Katharinenviertel", und heute noch heißt das alte Stadttor, das ſich nach der Obern Vorſtadt öffnete, „Katharinentor", die Straße, die in dieſe Vorſtadt hinausführt, „Katharinengaſſe".[2] Dieſe Kirche und ihr Kaplan unterſtand dem Abt von Kerz, und dem Kronſtädter Stadtpfarrer mag es oft genug recht ärgerlich geweſen ſein, daß in ſolcher Weiſe eine fremde geiſtliche Gerichtsbarkeit bis in ſeine Pfarrgemeinde, ja bis auf wenige Schritte von ſeiner Pfarrkirche heranreichte. Als daher 1477 König Mathias die Kerzer Abtei wegen des zügelloſen Lebens, das ihre Äbte führten, ſowie wegen der Sittenloſigkeit der Mönche aufhob und die Abteigüter der Hermannſtädter Pfarrkirche verlieh, da bot ſich willkommene Gelegenheit, jenen fremden Pfahl im Fleiſch zu beſeitigen. Stadtpfarrer Reudel — „honorabilis Johannes plebanus" — wandte ſich im Verein mit dem Rate der Stadt bittend an den König, und dieſer geſtattete, daß hinfort Stadtpfarrer und Rat den Kaplan und die Kirchenväter für die Katharinenkirche ſollten beſtellen dürfen.[3]

Sechs Jahre nachher wird der Name Reudels als Kronſtädter Stadtpfarrers — „reverendus magister Johannes Rwdel, plebanus Coronensis" — noch einmal genannt in einer Urkunde von 1483, ausgeſtellt von „Johannes, iuris pontificii doctor, plebanus in Czeyden almi capituli Braschouiensisque decanus", darin die Stiftung einer Seelenmeſſe beſtätigt wird, welche die Pfarrer „Symon Thuesch, artium baccalaureus et plebanus in Monte Mellis" und „Nicolaus, plebanus in Wydembach", für ihre Kirchen eingeſetzt hatten.[4] Unter den auf

[1] »Datum Budae, in dominica Reminiscere« (= 10. März), anno domini 1471«. Urkunde bei Marienburg a. a. O., S. 223 f.

[2] Friedr. Wilh. Seraphin, „Kronſtadt zur Zeit des Honterus" a. a. O., S. 348 f.

[3] »Datum Budae, feria sexta proxima post festum Epiphaniarum domini (= 10. Januar), anno eiusdem millesimo quadringentesimo septuagesimo septimo, regnorum nostrorum Hungariae et cetera decimo nono, Bohemiae vero octavo.« Marienburg a. a. O., S. 185 ff.

[4] »Haec omnia acta et facta sunt in dote ipsius domini Nicolai, plebani in Wydembach, coram . . ., VII° die Octobris, anno domini millesimo quadringentesimo octuagesimo [!] tertio.« Urkunde im »Liber promptuarii . . . etc.«, S. 179a.

dem Weidenbächer Pfarrhofe anwesenden Zeugen wird auch Reudel aufgeführt.

In dem öfters genannten „Liber promptuarii . . . etc.“ des Burzenländer Kapitelarchivs steht auf S. 197a ein nach Gemeinden geordnetes „Registrum defunctorum fraternitatis capituli brassouiensis“, das noch im 15. Jahrhundert, wahrscheinlich zu derselben Zeit angelegt worden ist, als das Buch in Brauch genommen wurde (1452), und das bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts fortgeführt worden ist. Dort wird unter „De civitate brassouiensi plebani“ als fünfter in der Reihe auch aufgeführt „Magister Johannes Rwdel“ und zum Namen die Jahreszahl ·1·9·9·9· hinzugesetzt. Die Notiz rührt nicht von der Hand des ersten Schreibers her, der das Verzeichnis angelegt hat, sondern scheint nach den Schriftzügen gleichzeitig (1499) eingetragen worden zu sein. Demnach hätte Reudel ein hohes Alter erreicht und das Kronstädter Stadtpfarramt mindestens 45 Jahre lang bekleidet. —

Noch heute befindet sich im Besitze des Burzenländer Kapitels ein Siegel, das einst Stadtpfarrer Reudel anfertigen ließ.[1] Es ist ein Handsiegel, ohne Fuß, mit kurzem Griff und ovaler Platte; Platte und Griff sind von Silber. Im Mittelfelde sieht man unter einem reichverzierten gotischen Baldachin die gekrönte Maria, in ganzer Figur, stehend, mit dem nackten Christuskinde auf dem rechten Arm; beide Personen haben den Heiligenschein. Unterhalb kniet unter einem kleineren Baldachin ein Geistlicher, in langem Priestergewand, mit langen Haaren, bartlos, die beiden Hände betend erhoben. Die Figur soll ohne Zweifel den Stadtpfarrer Reudel selbst darstellen. Die Umschrift in gotischer Minuskelschrift lautet:

S. M. iohais r. (links) **· plbi · conenſis.** (rechts)

Das heißt:

S[*igillum*] M[*agistri*] Joha[*nn*]is R[*eudel*], pl[*e*]b[*an*]i Co[*ro*]nensis.

Das Andenken an den verdienten Mann, der das Siegel vor fünfthalb Jahrhunderten anfertigen ließ, lebt noch heute fort, denn ein

---

Demgemäß kann es nicht richtig sein, wenn J. Trausch in seiner „Geschichte des Burzenländer Kapitels“ a. a. O., S. 75 im Verzeichnis der Kronstädter Stadtpfarrer für das Jahr 1480 einen »M. Anton Keutsch (alii Reuch)“ anführt.

[1] Abgebildet bei Trausch, „Geschichte des Burzenländer Kapitels“ a. a. O., Tafel I, c zu S. 45. Das Siegel wird mit dem alten Kapitelsarchiv derzeit in der Kronstädter Gymnasialbibliothek aufbewahrt.

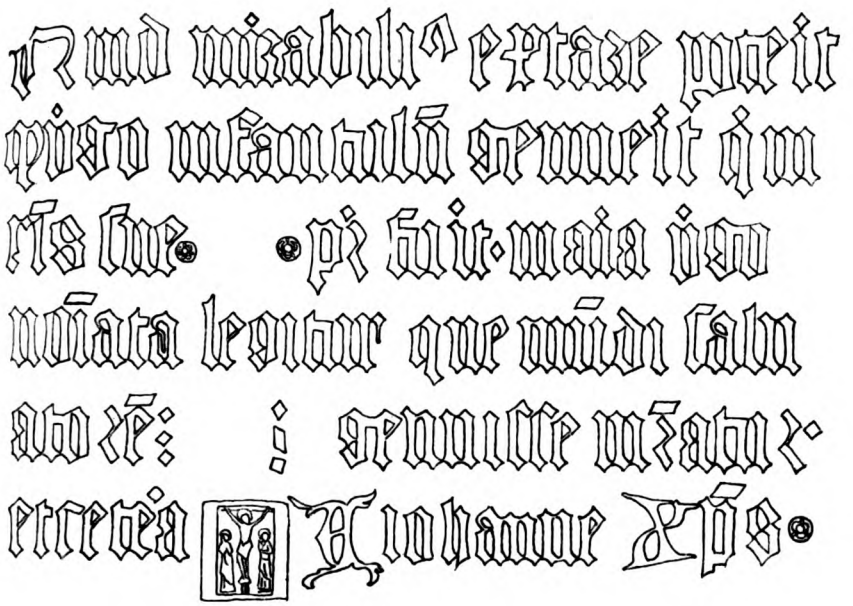
dauerndes ſchönes Denkmal hat ſich Magiſter Johannes Reudel durch das prächtige Taufbecken geſetzt, das er ſeiner Pfarrkirche geſtiftet. Unter andern Formen und in anderm Geiſte werden auch heute noch die Kinder ſeiner Vaterſtadt aus dieſem Taufbecken auf den Namen Chriſti getauft, aber in derſelben Abſicht, wie ſie Reudel in der Inſchrift des heiligen Gerätes ausſprechen ließ: „ut salvaret nos“ — damit er uns erlöſe!

Photographie von Josef Schuller & Sohn in Kronstadt

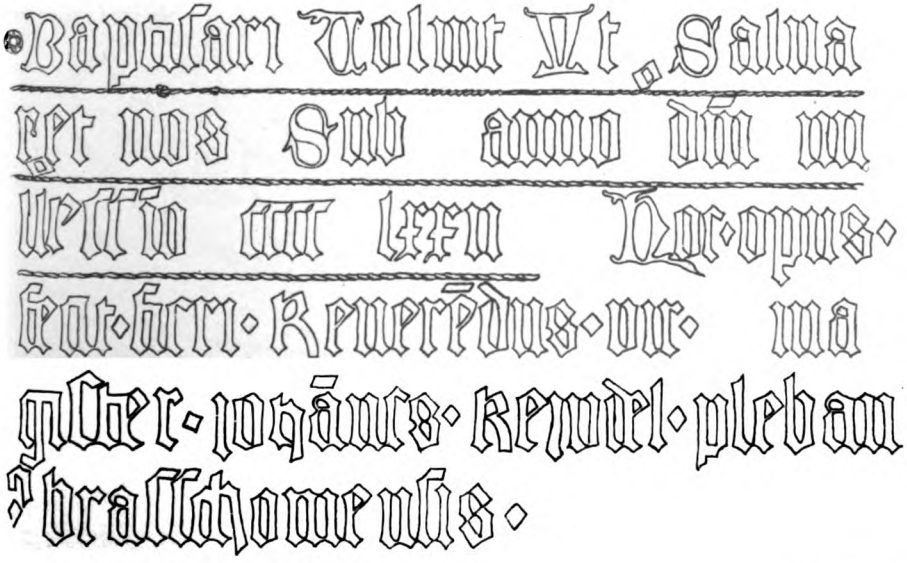
Lichtdruck v. Jos. Drotleff, Hermannstadt

Das Taufbecken in der Kronstädter ev. Stadtpfarrkirche A. B.

Tafel II a



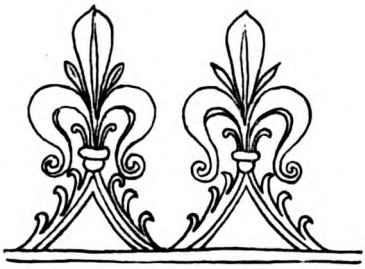
Tafel II b



Massstab = 1 : 8

Gez. v. E. Morres

Nro.1.



Nro.2.

Nro.3.

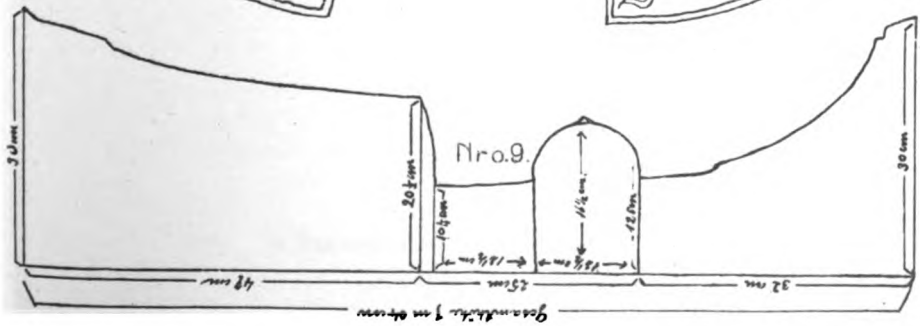
Nro.4.

Nro.5.

Nro.6.

Nro.7.

Nro.8.



Nr. 9 Massstab = 1 : 9

Gez. v. E. Morres

Archiv

des Vereines

für

siebenbürgische Landeskunde.

Neue Folge.

Vierunddreißigster Band.

3. Heft.

Herausgegeben

vom

Vereins-Ausschuß.

Hermannstadt.
In Kommission bei Franz Michaelis.
1907.

Buchdruckerei W. Krafft in Hermannstadt.

Der spätgotische Flügelaltar in Mediasch.[1]

Von

Dr. Viktor Roth.

Das erhebende Gefühl, das die Betrachtung der siebenbürgisch-sächsischen Geschichte gewährt, beruht gewiß auch auf der Tatsache, daß in all dem leidensvollen Drange der Zeitereignisse unserem Volke das Streben nach der Höhe nicht verloren gegangen ist. Mitten in Kriegeslärm und Feindesnähe sind die Werke des Friedens gepflegt und geübt worden, und so scheint es, als hätten die geängstigten Gemüter sich aus den Schranken und Dornenhecken der verworrenen und unsicheren Verhältnisse mit vollem Bewußtsein auf das Gebiet des Idealismus hinübergeflüchtet und gerettet. Die Sorge um Freiheit und Leben, denen aus tausend Winkeln lauernde Gefahr drohte, konnte in der Seele der Vorväter das Bewußtsein von den höheren Aufgaben des Menschentums nicht töten und verlöschen. Aus der deutschen Eigenart und aus dem hier und dort so glänzend bewiesenen Gemeinsinn allein ist es zu verstehen, daß eine gesittete Lebensbetätigung in allen ihren Zweigen hervortrat und so auch das weite Feld der Kunst nicht nur nicht unbebaut blieb, sondern sehr bemerkenswerte Blüten zu treiben vermochte.

Wenn wir die Reihe jener künstlerischen Schöpfungen überblicken, die das 14., 15. und das erste Viertel des 16. Jahrhunderts besonders auf architektonischem Gebiet im Sachsenlande hervorgebracht hat, so können wir ein Wort Schnaases, das er allerdings mit Bezug auf eine frühere Periode Deutschlands ausgesprochen hat, auch für uns in Anspruch nehmen. Denn „Alles drängte zur Kunst hin, sie mußte notwendig als die höchste Spitze und Blüte des Lebens unmittelbar aus demselben hervorgehen, den Versuch machen, seine idealen Tendenzen in reinerem Stoffe zu vollkommener Ausführung zu bringen.“[2] Und wirklich,

[1] Hiezu neun Tafeln in Lichtdruck.

[2] Karl Schnaase: Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter. Düsseldorf 1872. Bd. III, S. 16.

die größeren Kirchenbauten in Kronstadt und Hermannstadt, in Schäßburg und Birthälm, in Mühlbach und in Mediasch, in Reen und Bistritz und sonst überall, wo der Gedanke der Zusammengehörigkeit und das Bewußtsein christlicher Gemeinschaft in den Gotteshäusern sichtbare Verkörperung fand, sind Spitze und Blüte jenes Lebens; sie sind zu Stein gewordene Geschichte in jedem Sinn. In den Pulsadern der Baukunst und des Bautriebes fließt nicht allein das Blut der gesteigerten religiösen und kirchlichen Empfindung, sondern auch das des selbstbewußten Bürgertums. Die Kirche hätte ohne Mitwirkung und Opferwilligkeit der Bevölkerung das nimmermehr zu leisten vermocht, was ihre Gläubigen immerhin für sie geleistet haben.

Wohl stand die gesamte Kunstübung jener Tage mit ihren wichtigsten Erzeugnissen im Dienste der Kirche, aber die Kirche war nicht mehr, wie das vielleicht für die Werke des romanischen Stils gelten konnte, der einzige Schutz- und Schirmherr des künstlerischen Tatendranges. Mit dem Wachsen der Städte und ihrer zunehmenden Bedeutung für Volk und Vaterland stieg die demokratische Gesinnung des Bürgertums zu stolzem Selbstgefühl und ihr sittlicher Boden war in der Bildung gegeben, die im 15. Jahrhundert, genährt durch den Besuch der deutschen Hochschulen, so vielverheißend ihre Flügel auch in unseren Tälern zu regen begann. Und wenn auch die gesamten Bauwerke der Gotik in Siebenbürgen im allgemeinen eine gewisse Armut in der Ausbildung des Zierwerkes und der Details naturgemäß aufweisen müssen, so sind sie doch auch Denkmäler der Kraft, die in diesem Lande lebensvolle Äußerung erlangte. Jedenfalls war für die Einfachheit der siebenbürgisch-sächsischen Gotik das materielle Vermögen mitbestimmend gewesen, aber nicht allein und nicht ausschließlich. Unsere kirchliche Baukunst läßt sich nämlich nicht besser kennzeichnen, als wenn wir ein Wort Schnaases auf sie anwenden und von ihr sagen: sie hat „bürgerlichen Charakter". Und dies aus folgendem Grunde: „Alle Motive, welche aus der tiefsinnigen Pracht des bischöflicheu Kultus, aus der Begeisterung für die Herrlichkeit der Kirche, aus der aristokratischen Kühnheit entnommen waren, die auf die Vertreter der Kirche überging, fielen hier fort; die äußerste Eleganz würde der Bestimmung dieser Bauten und dem Geiste der Kommunen entgegen gewesen sein. Aber auch so blieb die Aufgabe doch noch eine bedeutende und würdige; diese Pfarrkirchen sollten den Ausdruck der tiefen, wahren, nicht durch hierarchische Nebenabsichten getrübten Frömmigkeit, des Selbstgefühls bürgerlicher Freiheit, der Macht eines großen Gemeinwesens geben, und

die Ausführenden ſtanden in der Mitte dieſer Anſchauungen und wurden darin durch den Beifall ihrer Mitbürger beſtärkt und gehoben. Jedenfalls war es ein Glück, daß dieſer Stoff ſich darbot; denn die Begeiſterung für glänzendes Kirchentum war überall erlahmt, ſelbſt in der Geiſtlichkeit ..... Das deutſche Volk iſt bürgerlichen Sinnes, es hatte in allen Epochen einfachere Formen geliebt, und es war kein Zufall, daß es erſt unter dem Einfluſſe der Städte die letzte Hand an die Ausbildung ſeiner Architektur legte.“ [1]

So ſind denn, um einen Gedanken Fr. Müllers anzuführen, „die älteren Kirchen unſeres Vaterlandes, des Sachſenlandes, in ihren hervorragenden Vertretern Werke der freien Bürgerhand. Es iſt auch natürlich, daß bei einem Volke, deſſen ganzes äußeres und inneres Leben von der Idee des Bürgertums getragen wurde, das vielleicht gerade um dem Druck privilegierter Stände zu entgehen, den Schatz der altgermaniſchen Gemeinfreiheit in die Hinterwälder des Karpathenlandes rettete, dieſer Grundzug auch in der Architektur zutage tritt ..... Die Kraft des Bürgertums war nach zu vielen Seiten hin in Anſpruch genommen, als daß ſie ſich in Betreff eines architektoniſchen Monumentes in großartiger Weiſe hätte konzentrieren können.“ [2]

Die Schlichtheit der äußeren Erſcheinung unſerer ſächſiſchen Kirchen, die Selbſtbeſchränkung in der Anwendung zierenden Beiwerks ſind demnach wohlbegründet; auch hierin iſt ein Bild jener Zeit zu erblicken, der ſie ihre Entſtehung verdankten, die eines ſtarken idealen Zuges nicht entbehrte und dabei über die gegebenen Grenzen weder hinaus konnte, noch wollte. So iſt auch der Gottesdienſt der vorreformatoriſchen Zeit im Sachſenlande ſicherlich nicht mit übermäßigem Pomp und Prunk belaſtet geweſen — unſere Gotteshäuſer ſprechen deutlich dafür. Von ſolchen inneren Vorausſetzungen läßt ſich die Beurteilung der ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Baugeſchichte ebenſowenig trennen, wie das Verſtändnis unſerer Kunſt überhaupt an ſie gebunden iſt.

In dieſem Lichte beſehen erſcheint denn auch die Mediaſcher Stadtpfarrkirche, wir wollen nicht ſagen in neuer, wohl aber in hellerer Beleuchtung. Und einen ſolchen Standpunkt dürfen wir auch bei der Betrachtung und Würdigung des Mediaſcher ſpätgotiſchen Flügelaltares nicht verlaſſen. In einer Zeit aber, in der es not tut, der geſchichtlichen Ent-

[1] Schnaaſe, a. a. O., Bd. IV, S. 183.

[2] Fr. Müller: Über den älteren ſächſiſchen Kirchenbau und insbeſondere die evangeliſche Pfarrkirche von Mühlbach. Mitteilungen der k. k. Zentralkommiſſion. Bd. I, S. 39.

wicklungsergebnisse eingedenk zu bleiben, damit aus diesen Resultaten auch Förderung und Befruchtung der geistigen Kräfte für die Gegenwart erwachse, ist denn auch die Beschäftigung mit den Einzelerscheinungen unserer kultur- und kunstgeschichtlichen Vergangenheit begründet und gerechtfertigt, und zwar um so mehr, als wir mit Rücksicht auf den Stand unserer Vorarbeiten auf diesem Felde zu derartigen monographischen Untersuchungen gezwungen sind.

Die Mühe einer genaueren Besichtigung und Beschreibung verdient aber das Altarwerk zu Mediasch in erster Reihe durch seinen ästhetischen Wert, der hier mit der geschichtlichen Bedeutung vereint vor Augen tritt. Es wird nicht nur dem antiquarischen Interesse Genüge getan, sondern selbst dem reinen Schönheitssinn des modernen Menschen volle Befriedigung und edelster Genuß dargeboten. Damit ist das Kriterium für die künstlerische Stellung unseres Altars gegeben, denn der wahre Wert eines alten Bildwerks ist eben darin zu suchen, daß es aus dem Geist seiner Entstehungsepoche heraus geschaffen sich mit den unveränderlichen Gesetzen der Schönheit im Einklang befinde. Geschmack und künstlerische Auffassung sind dem Wechsel der Zeit unterworfen, das ästhetische Wohlgefallen jedoch hat stets dieselben Gründe.

Wenn wir die älteren Altäre unsrer Landeskirche im Zusammenhang überblicken, so fällt es auf, daß nur wenige der reinen Gotik angehören, die Mehrzahl aber schon unter dem Einfluß der Renaissance steht. Diese Erscheinung ist jedenfalls darauf zurückzuführen, daß die meisten unserer gotischen Kirchenbauten zu einer Zeit fertig gestellt wurden, in der die Gotik in Deutschland nicht mehr angewendet wurde und die Renaissance in so gewaltiger Weise sich Geltung zu verschaffen wußte. So kommt es, daß der Türstock der Sakristei in der Kirche zu Groß-Kopisch aus dem Jahre 1519 Renaissancemotive zeigt und der Altar des Birthälmer Gotteshauses, das 1524[1] fertig gestellt wurde, der Wiedererneuerung der Künste zuzuschreiben ist, obwohl er in der Bekrönung den Charakter der späten Gotik einzuhalten versucht, wie das auch das zierliche Rankenwerk des Altares in Schaas beweist.[2] Nehmen wir noch dazu, daß selbst das Mühlbächer Altarwerk in seiner Predella gotische Anklänge zeigt[3] und der Schweischer Altar aus dem Jahre 1522 noch gotische Motive

[1] Vgl. Salzer: Der königl. freie Markt Birthälm in Siebenbürgen. Wien 1881. S. 85.

[2] Vgl. V. Roth: Der Altar der heil. Sippe zu Schaas. Korrespondenzblatt des Vereins für siebenb. Landesk. XXIX, Nr. 1 und 2.

[3] Vgl. V. Roth: Das Mühlbächer Altarwerk. Archiv des Vereins für siebenb. Landesk. N. F. Bd. XXXII, S. 85.

verwendet, während eines seiner Flügelgemälde, die Messe des heil. Gregor genau nach Albrecht Dürers bekanntem Holzschnitt vom Jahre 1511[1] in Öl ausgeführt wurde, so ist das ein deutliches Zeichen dafür, wie sehr die gotische Tradition unserem Kunstbetriebe in Fleisch und Blut übergegangen war, so daß selbst die Renaissance sie nicht gänzlich aus dem Felde schlagen konnte. So schön auch die Denkmäler der Renaissance trotz ihrer geringen Anzahl sein mögen, wir erwähnen nur die beiden Seitenportale der Birthälmer Kirche, den Türstock im nördlichen Seitenschiff des Klausenburger Doms mit der Jahreszahl 1528, dann die Altäre zu Mühlbach, Schaas, Birthälm, Schäßburg. Meburg, Radeln, Schweischer, Reußdorf, diese fünf Altäre sind wohl Werke eines Meisters, und Groß-Schenk,[2] so haben sie keine neue Kunstepoche im Sachsenlande eingeleitet. Sie sind vielmehr der Markstein gewesen, der das Ende der Kunst auf dem Gebiete des Kirchenbaus und der Malerei bezeichnet.[3]

Das Hinübergreifen der Gotik in die Periode der Renaissance, ihre langandauernde Ausübung erklärt sich aus der Entwicklung unserer Kunst überhaupt.

Als mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts die Neubauten und Umformungen der alten, baufälligen und zum Teil der Größe der Kirchengemeinden nicht mehr Raum gewährenden Gotteshäuser abgeschlossen wurden und bald darauf mit dem neuen Leben der Reformation die Existenzbedingungen für das alte Leben der Kunst, wie überall, untergraben wurden, da war auch der Aufnahme der Renaissance der Boden unter den Füßen entzogen. Die politischen Wirren und all das Elend der Fürstenzeit haben das ihre dazu beigetragen, um Armut auch in der Beziehung auf die Kunst schaffen zu helfen. Um so wichtiger erscheinen uns die Kunstdenkmäler, die der Ungunst der Zeiten zum Trotz erhalten geblieben sind. Eines der vornehmsten unter ihnen ist der Doppelflügelaltar in der Stadtpfarrkirche zu Mediasch.

So hervorragend unser Altar jedenfalls auch den Zeitgenossen seiner Entstehung erschienen sein mag, so wissen wir weder den Namen seines Meisters noch das genaue Jahr seiner Errichtung. Der Maler und Bildschnitzer fühlte sich damals mehr als Meister seiner Zunft, denn als Künstler und trat so hinter sein Werk zurück.[4]

[1] S. die Abbildung bei H. Knackfuß: Dürer. Bielefeld und Leipzig 1896. S. 77.

[2] Vgl. V. Roth: Der Thomasaltar in der ev. Kirche zu Groß-Schenk. Korrespondenzblatt des Vereins für siebenb. Landesk. XXVII, Nr. 11—12.

[3] Vgl. V. Roth: Geschichte der deutschen Baukunst in Siebenbürgen. Straßburg 1905. S. 70 und 77.

[4] Vgl. hiezu Alwin Schulz: Kunst und Kunstgeschichte. Leipzig 1801. Bd. II, S. 28 ff.

Trotzdem sind wir in der Lage seine Datierung, wenn auch nicht vollständig nach Jahr und Tag, so doch annähernd umschreiben zu können. Urkundlich wurde die Mediascher Pfarrkirche zuerst 1447[1] erwähnt; sie war, wie jede Kirche der katholischen Zeit unter dem Schutze eines bestimmten Heiligen stand, der heiligen Margaretha geweiht.[2] Da aber die Schriftzeichen neben den Malereien auf den Schlußsteinen des Chores und Schiffes als Mönchsminuskel auf die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts hinweisen,[3] so ist mit der Zahl 1447 das Jahr der Fertigstellung nicht gegeben. Vor dem Jahre 1475 wird die Margarethenkirche schwerlich konsekriert gewesen sein, denn die Form des Altarbaues, der Grundgedanke seiner Konstruktion, bestehend in dem Altarschrein nebst zwei feststehenden und zwei beweglichen, den Altarschrein im geschlossenen Zustande überdeckenden Flügeln, ist nach Münzenberger vor dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts in Deutschland nicht anzutreffen.[4] Obwohl wir, wie Kühlbrandt nachgewiesen hat,[5] der Entwicklung der Gotik im zivilisierten Westen mitnichten „um mehrere Jahrzehnte, ja sogar um ein volles Jahrhundert" nachgefolgt sind, so hat es gewiß immerhin einiger Jahre bedurft, bis bestimmte künstlerische Formen und Vorlagen den Weg bis hieher zurückgelegt haben. Für Dürers schon erwähnten Holzschnitt hat das rund zehn Jahre gedauert. Aus diesem Grunde können wir Werner, der unser Altarwerk zum erstenmal datierte, zustimmen, wenn er als Zeit der Entstehung das letzte Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts bezeichnet.[6] Wie für diese Datierung auch das Wesen der Flügelgemälde, die Kostüme der Figuren, die Ausbildung der Form der Bekrönung ihre gewichtige Stimme erheben, darüber wird an den einschlägigen Stellen noch zu sprechen sein.

Der Mediascher Flügelaltar besteht aus dem Altartisch, der Altarstaffel oder Predella, dem Altarschrein mit zwei beweglichen und zwei

---

[1] »Anno ab incarnatione ejusdem millesimo quadringentesimo quadragesimo septimo, Jndictione decima, die Solis, 23. mensis Julii, sub officio vesperarum, in porta Ecclesiae Parochialis b. Margarethae Virginis et Martyris in oppido Medjes . . . . .« etc. Fay Codex Privilegiorum. Tom. II., bei Andreas Gräser: Umrisse zur Geschichte der Stadt Mediasch. Hermannstadt 1862. S. 45 f. und 110.

[2] Vgl. Karl Werner: Die Mediascher Kirche. Hermannstadt 1872. S. 10.

[3] Vgl. Werner, a. a. O., S. 16.

[4] Vgl. Münzenberger und Beißel: Zur Kenntnis und Würdigung der mittelalterlichen Altäre Deutschlands. Frankfurt a. M. 1886 ff. Bd. I, S. 106.

[5] Vgl. Ernst Kühlbrandt: Die ev. Stadtpfarrkirche A. B. in Kronstadt. Kronstadt 1898. S. 8 f.

[6] Vgl. Werner, a. a. O., S. 19 f.

feststehenden Flügeln, sowie aus der Bekrönung. Die Altarmensa ist 129 cm hoch, 128 cm breit und 326 cm lang. Die Höhe der Altarstaffel beträgt 145 cm, die des Schreines 3·30 m und die der Bekrönung zirka 4 m. Aus dem ergibt sich eine Gesamthöhe des Altars von ungefähr 10 Metern.

Der Altartisch ist bei unserem Werke als ein massiv gemauerter, innen hohler Unterbau mit einfacher Gliederung der Altarplatte und der Basis ausgeführt.[1] Die Vorschrift, der zufolge in der katholischen Kirche jeder Altar „mit einer gewöhnlich aus einem Steine gehauenen Platte“[2] bedeckt sein mußte, ist auch hier befolgt worden. Auch die Reliquiengruft, die auch an andern Orten des Unterbaues, vorne oder rückwärts unter Beachtung bestimmter Regeln angebracht sein konnte[3] und in der das Bleikästchen mit den Reliquien und der Weihungsurkunde aufbewahrt wurde, fehlt nicht.[4] Sie ist aber nicht in die Altarplatte eingelassen, sondern befindet sich in der Mitte der Vorderwand. Das sepulcrum ist leer. Ob dieser Umstand zu der Annahme berechtigt, daß der Mediascher Altar dem gesetzlichen Gebrauche der Kirche entgegen niemals konsekriert worden ist oder daß die Reformation den Inhalt der Reliquiengruft als einen integrierenden Bestandteil der katholischen Einrichtungsgegenstände der Kirche mit Bewußtsein entfernte, wie wir es scheinbar in der Beseitigung der alten Altarplatten in Schaas und Birthälm[5] bestätigt finden, kann aus Mangel bestimmter Nachrichten nicht entschieden werden. Das letzte anzunehmen kann jedoch berechtigt sein, da die Reformation sehr zum Schaden unserer kunstgeschichtlichen Kenntnisse in erklärlichem Übereifer so ziemlich alles aus unseren Kirchen entfernte, was an den Katholizismus erinnerte. Während man sich in Malmkrog begnügte, aus dem steinernen Weihwasserkessel mit Hilfe eines hölzernen Deckels einen „Opferstock“ herzustellen, ist man anderwärts weniger schonend umgegangen, wozu die erste evangelische Synode zu Mediasch 1545 geradezu die Veranlassung gab, indem sie im dritten Artikel einen darauf abzielenden Beschluß faßte.[6] Und nirgends ist der Beschluß der Generalsynode schneller durchgeführt worden, als gerade in Mediasch, denn schon „1545 hat man die Altäre und Bilder aus der Mediascher Kirche abgebrochen und weggeschafft.“[7] Nicht anders ist es jenen 24 Altären

[1] S. Tafel I.

[2] S. Otte: Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie. Leipzig 1883. Bd. I. S. 131.

[3] Vgl. G. Jakob: Die Kunst im Dienste der Kirche. Landshut 1870. S. 128 f.

[4] Vgl. Otte ebenda.

[5] Vgl. B. Roth: Das Mühlbächer Altarwerk. S. 75.

[6] Ungarisches Magazin. Bd. IV, S. 211.

[7] S. Zitat aus der Hutterschen Chronik bei Werner, a. a. O., S. 20.

in der früheren Marien- und jetzigen Stadtpfarrkirche zu Hermannstadt ergangen, die derselben Verordnung weichen mußten wie die Überlieferung wohl richtig erzählt.[1] Das Volk aber scheint die Vernichtung und Beseitigung des künstlerischen Schmuckes seiner Gotteshäuser nicht gerne gesehen zu haben und so fühlte sich 1608 die Synode veranlaßt für die in den Kirchen vorhandenen Bilder aus alter Zeit schützend einzutreten, und zwar geschah dies in bezeichnender Weise. Einerseits erklärt man die Entfernung der Bilder für recht und billig, andererseits wurde den Eiferern nahe gelegt, auf das Empfinden des Volkes Rücksicht zu nehmen. Es sei zwar notwendig »ut a templis divino cultui destinatis faces-serent et eiicerentur Idola, tanquam certa idololatriae instrumenta, doctores mendacii et ornatus, qui non Ecclesiam Dei, sed meretricem, illam Babylonicam, cum qua reges terrae scortati sunt, referunt, Unde etiam Deus illa neque fieri, neque coli, sed destrui confringi imo igni comburi iussit. Sed cum hic quoque timendum, ne parum aut nihil officiamus apud Idolorum Patronos, feramus ad tempus, quod subito mutari non potest, sed tamen dent operam Pastores, ut pedetentim et absque tumultu ea submoveant, quae superstitionis fomenta esse vident, et prius ex animis quam oculis Auditorum eiiciant et ea substituant, quae ad verum Dei cultum pertinere ex verbo Dei sciunt.«[2]

Für die Aufführung des Unterbaues, auf dem die Altarplatte ruhte, gab es ebenfalls genau normierte Gesichtspunkte, die bei unserem aus Ziegeln gemauerten Altartisch nicht beachtet worden sind. Es galt folgendes: „Die Mensa nun ruhet auf einem Unterbau (stipes), der entweder nur aus tragenden Säulen oder Pfeilern gebildet wird (wie beim Mühlbächer Altar) und so die Form des Tisches offen zeigt, oder aber aus einem ganzen Steinwerke besteht, das auf den vier Seiten rings um die Platte sich schließt, senkrecht oder nach unten sich verengernd, und so an Sarg und Tumba erinnert. Auch für diese beiden Arten des Unterbaues sind nur natürliche Steine anzuwenden, und würde z. B. ein ganz von Ziegeln aufgeführtes Mauerwerk nicht als entsprechend erachtet werden können. Kann daher nicht der ganze Bau unter der Platte von einem Stücke oder von reinen Hausteinen hergestellt werden, so ist auch hier auf die Form des Tisches in der Weise zurückzugehen, daß unter die vier Ecken der zu konsekrierenden

[1] Vgl. L. Reißenberger: Die ev. Pfarrkirche A. B. in Hermannstadt. Hermannstadt 1884. S. 45.

[2] S. G. D. Teutsch: Das Testament des Denndorfer Pfarrers Antonius Schwartz. Archiv des Vereins für siebenb. Landesk. Bd. I, S. 371.

Mensa je ein Steinpfeiler, gleichviel ob aus einem Stücke oder mehreren, gesetzt werde, während die Räume zwischen denselben oder wenn die Mensa kleiner, auch neben denselben mit Ziegeln ausgefüllt werden können.“ [1]

Damit stimmt nun allerdings nicht überein, wenn Otte[2] sagt: „sonst pflegen die mittelalterlichen Altäre massiv aufgemauert . . . zu sein.“ Will man die Ansicht gelten lassen, daß die Altartischplatte durch die Reformation beseitigt wurde, so müssen wir die auffallende Abweichung in der Aufführung des Unterbaues auf Gründe zurückführen, die wohl in der Natur unsrer kirchlichen Verhältnisse lagen. Die katholische Kirche im Sachsenlande war keine Bischofskirche. Sie wurde von den einzelnen Kapiteln geleitet, deren Mitglieder Weltgeistliche waren. So ist es wahrscheinlich, daß gerade bei Kirchenbauten der Wille der Gemeinde mehr in den Vordergrund trat, als es bei Bischofskirchen der Fall hätte sein können und so erklären sich auch die bewußten oder vielmehr unbewußten Außerachtlassungen der für die Einrichtung der Gotteshäuser geltenden kanonischen Bestimmungen. Das zeigt sich bei den Altarbauten unter anderem auch darin, daß auf den Titelheiligen der Kirche keine Rücksicht genommen wurde. Wir sind heute leider nicht mehr in der Lage bestimmen zu können, was die verloren gegangenen Schnitzereien des Mediascher Altares dargestellt haben, es ist jedoch keineswegs als bestimmt, im Gegenteil als sehr unwahrscheinlich anzusehen, daß der Altar der „Margarethenkirche“ auch Szenen aus der Margarethenlegende dargestellt habe.[3]

Die Altarstaffel oder die Predella ist ein wesentliches Glied des Altares. Abgesehen von ihrer lithurgischen Bestimmung kommt ihr aus künstlerischen Gründen die Aufgabe zu, die schwere Masse des Schrein- und Flügelwerks zu mildern und so im Vereine mit der Bekrönung dem ganzen Altare den Charakter des Aufwärtsstrebens zu verleihen. Jedes Kulturgerät soll Andacht erwecken und welches wäre dazu mehr geeignet, als gerade der gotische Altar, der im Glanze seiner Vergoldung und seines Farbenreichtums mit seinen aufwärts eilenden Türmchen und Fialen den Gedanken nach Ringen zum Lichte und zum Himmel so vollendet zu verwirklichen wußte. Das schöne Wort, das Fr. Müller von dem Sakramentshäuschen in der Schäßburger Bergkirche ausgesprochen hat,

---

[1] S. Jakob, a. a. O., S. 128.

[2] a. a. O., Bd. I, S. 131.

[3] Vgl. Jakob, a. a. O., S. 133, 142. — »Praecipimus, ut in unaque ecclesia ante vel post vel super Altare sit imago vel sculptura vel scriptura vel pictura expresse designans, et cuilibet intuenti manifestans, in cuius Sancti et honorem sit ipsum Altare constructum.« Conc. Provinc. Trevér a. 1310. Hartzheim l. c. t. IV. pg. 142. — Otte, a. a. O., Bd. I, S. 27.

gilt ja für die gotiſchen Altäre überhaupt. Denn die Bekrönungen derſelben erheben ſich „ſo ſchlank und zierlich, daß auch heute noch der Blick gern aufwärts eilt mit den mehr und mehr verſchwebenden Formen, die ſelbſt in ihrer Spitze der irdiſchen Sehnſucht keine Vollendung, keinen Abſchluß gewähren, ſondern weiter bedeutungsvoll zeigen nach oben".[1]

Die Altarſtaffel des Mediaſcher Altars öffnet ſich dem Beſchauer mit einer Niſche, die durch drei mit Rundſtäben gegliederte Säulen in vier mit ſpitzbogigen Gewölben verſehene Räume geteilt wird. Früher ſtanden in dieſen Räumen kleine Statuetten, die zu unbekannter Zeit verloren gegangen ſind. Wenn man aus der Vierzahl dieſer Einzelniſchen einen Schluß ziehen darf, ſo können dieſe Figuren die vier Evangeliſten dargeſtellt haben.[2] Die Konſolvoluten der Altarſtaffel zeigen gegenwärtig einen zu dem Ganzen völlig unpaſſenden grau und weiß geſprenkelten Anſtrich. Die ſonſtige reiche Ausgeſtaltung unſeres Altares nötigt aber zu der Annahme, daß dieſer Teil in früherer Zeit des gemalten Schmuckes nicht entbehrt habe. Die Predella mit dem Stil des ganzen Altares in Einklang zu bringen, galt als ein Grundſatz des Altarbaues, der auch bei den anderen ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Altären aus dem 16 Jahrhundert durchwegs befolgt wurde, und ſo können wir es nur lebhaft bedauern, daß hier, wie in ſo vielen andern Fällen die Erneuerung ſchadhaft gewordener Kunſtwerke eine ſchwere Schädigung bedeutete.

In konſtruktiver Hinſicht zeigt unſer Altar die gleichen Prinzipien, wie der überaus reich geſchnitzte Altar in der Jakobskirche zu Leutſchau,[3] bei dem gerade die Predella in ſtiliſtiſch-logiſchem Zuſammenhange mit dem ganzen Werke ſteht.

Über die Altarniſche iſt gegenwärtig ein Abendmahlsbild genagelt, das mit ſeiner Renaiſſanceumrahmung den Eindruck des Werkes ſehr beeinträchtigt.[4] Werner ſcheint der Anſicht zu ſein, daß dieſes Abendmahlsbild zur Zeit der Reformation vor die Predella geſtellt

---

[1] Mitteilungen der k. k. Zentralkommiſſion. Bd. I, S. 171 und Archiv des Vereins für ſiebenb. Landesk. N. F. Bd. I, S. 324.

[2] „Auf daß dieſe Schreine über die Menſa des Altares entſprechend nach der Breite ausladen, und freier von derſelben nach aufwärts ſich abheben konnten, trennte man ſolche beſonders größere Bilderaufſätze von der Menſa durch einen niedrigen und ſchmalen Zwiſchenaufſatz (Staffel, Predella), der jedoch ebenfalls mit Bilderwerk in Malerei oder Relief geziert, manchmal ſelbſt mit Flügeln verſehen war, um darin heil. Szenen in kleineren plaſtiſchen Figuren oder auch Reliquienbehältniſſe anzubringen." Jakob, a. a. O., S. 145.

[3] Vgl. die Abbildung Nr. 144 bei Alwin Schultz, a. a. O., Bd. I, S. 233.

[4] S. Tafel I. und II.

worden sei.[1] Da aber das Abendmahlsbild in der rechten Ecke einen katholischen Priester, wohl den Donator des Bildes darstellend, aufweist, so kann bei der Verdeckung der Predella nicht ein Grund mitgewirkt haben, der bei diesem Bilde nicht hinwegfiel. Man darf deshalb der Ansicht zuneigen, daß der geöffnete Altar seiner Schnitzereien und Statuen nicht aus dogmatischen Gründen verlustig gegangen, sondern daß er geradezu ausgeraubt worden sei. Auf diese Weise hat der Altar zu Schweischer seine Statue und der Mühlbächer Altar sein „wundertätiges" Marienbildnis verloren.[2] In welcher Zeit das bei unserem Altare der Fall gewesen ist, entzieht sich unserer Kenntnis. Die Plünderung des Altares entblößte ihn seines plastischen Schmuckes und so sah sich die Mediascher Kirchengemeinde veranlaßt, Ersatz zu schaffen und dies geschah in der Weise, wie sie noch heute sichtbar ist. Man verwendete als Surrogat für die abhanden gekommenen Teile der Predella einfach eine Abendmahlsbank, die sich in katholischer Zeit im Chor einige Schritte vor dem Altar auf dem Fußboden befand und über die hinweg den Gläubigen das Sakrament des Leibes Christi dargereicht wurde. Daß diese Vermutung richtig ist, beweist die Altarbank in Birthälm, die allerdings ihres Bildes beraubt, die gleiche Form aufweist, wie die unsrige und sich heute noch an ihrem ursprünglichen Standorte befindet. Die Kommunionsbank scheint aus den Schranken erwachsen zu sein, die zwischen Chor und Schiff standen, gemäß des Kirchengesetzes.[3] An diese Schranken, deren Hauptzweck in der Verhütung profaner Berührung des Altares bestand, traten die Kommunizierenden heran. Das Tabernakel von Giovanni Lorenzo Bernini (1599—1680) in der Peterskirche zu Rom ist mit solchen Schranken, hier in der Form einer Balustrade, umgeben.[4] Die ursprüngliche Bestimmung dieses Kultusgerätes ist in Birthälm und Mediasch vergessen worden. Von Michael Salzer wird es in seinem Werke über Birthälm nicht einmal erwähnt. Noch heute wird diese Kommunions-

[1] „Einen Beweis dafür, daß diese Veränderungen am Altar in der Reformationszeit geschehen sind, liefert u. a. eine Holztafel, welche 1861 vom Altar abgenommen wurde und die auf der einen Seite die Inschrift 1545 und auf der andern den Wahlspruch der Reformation hat: Verbum domini manet in aeternum." Werner, a. a. O., S. 17.

[2] Vgl. V. Roth: Das Mühlbächer Altarwerk. S. 53.

[3] »Deceret quidem quodlibet Altare praesertim si in capella aliqua, quae janua caret, collocatum sit, sepire et munire clatro ferreo. . . .« Ornat. eccles. c. 55. pag. 100. Idem in Synod. Prag. a. 1605. Hartzheim l. c. t. VIII. pag 689. Jakob, a. a. O., S. 131.

[4] S. die Abbildung bei Gradmann: Geschichte der christlichen Kunst. Calw und Stuttgart 1902. S. 553.

bank in Birthälm sorgsam mit Behängen aus kostbaren Stoffen versehen. Wenn aber die Mühlbächer auch in der Gegenwart wie einstens in der Vergangenheit des Katholizismus die Altarflügel in der Passionszeit schließen, so geht auch die Birthälmer Gewohnheit, ein außer Gebrauch gesetztes, katholisches gottesdienstliches Einrichtungsstück zu schmücken, auf denselben Grund zurück. Die kirchlichen Gebräuche wurzeln tief in der Volksseele. Der „Ketzel" ist unter anderm auch ein Beweis dafür, ebenso wie das Wetterläuten und mancherlei Brauch bei Taufe, Hochzeit und Begräbnis.

Das Bild dieser Kommunionsbank stellt das Abendmahl dar. Einer jüngeren Epoche der Kunstgeschichte angehörend, steht sein Wert hinter den Gemälden auf den Altarflügeln weit zurück. Trotzdem erscheint das Urteil Werners zu hart, wenn er sagt, das Bild sei „von so roher Arbeit, wie sie nur die Zeit des gänzlichen Verfalls der Kunst im sechzehnten Jahrhundert hervorbringen konnte." [1] Wohl vermissen wir in dem Bilde die künstlerische Genialität, die virtuose Technik in Pinselführung und Kolorit, aber das Bildchen ist weder besser, noch schlechter als so viele andere derselben Zeit. Zum mindesten ist die Komposition nicht alles Geschickes bar. An der Langseite eines viereckigen Tisches, das Antlitz dem Beschauer zugewendet, sitzt Jesus. Die Jünger gruppieren sich in der Weise, daß rechts sechs und links fünf ihren Platz erhalten, während der zwölfte, Judas, dem Heiland gegenüber an der andern Langseite des Tisches sichtbar wird. Der Tisch selbst ist mit einem gewissen Prunk gedeckt, mit gesticktem Tafeltuch, Schüsseln, Tellern und Gläsern. Im Vordergrunde zur linken Hand des Judas erhebt sich ein kleines Tischchen, wohl eine Art Kredenz mit schöngeformten Gefäßen. Gerade dieses Tischchen bildet einen lehrreichen Zug unseres Bildes, verdankt es doch sein Dasein jener Richtung, die vor allem zur Zeit der Renaissance die Darstellung von Heiligen mit dem Genrebild zu verbinden strebte. Aus diesem Grunde sind die Bilder der Niederländer, dann aber auch der Deutschen in vielfacher Beziehung Illustrationen zur Kulturgeschichte ihrer Zeit. Daß Judas im Gegensatze zu den übrigen Jüngern ohne Heiligenschein abgebildet ist, gehört zu den typischen Erscheinungen der Abendmahlsbilder, denn diese Gemälde bezweckten nicht nur die Feier des heiligen Mahles festzuhalten, sondern auch den Verrat des Judas darzustellen. Deshalb hat Judas auf dem Bilde des Kosimo Roselli (1439—1507) in der Sixtina zu Rom, obwohl hier im Besitze des

[1] Werner, a. a. O., S. 17.

Heiligenſcheins, eine Teufelsgeſtalt auf dem Rücken.[1] An einer Äußerlichkeit, an dem Fehlen des Bartes iſt der Lieblingsjünger Johannes zur Rechten des Heilandes auf unſerem Bilde ebenſo zu erkennen, wie auf der goldenen Altartafel zu Aachen aus dem 11. Jahrhundert,[2] auf den Abendmahlsbildern des Fieſole in S. Marko zu Florenz,[3] des Ghirlandajo in Ogniſſanti zu Florenz,[4] uſf. Während die Maler anderer Abendmahlsbilder, ſo auch Leonardo da Vinci den Eindruck ſchildern wollen, den der angekündigte Verrat auf die Tafelrunde ausübt, es ihnen alſo um den geſchichtlichen und nicht um den euchariſtiſchen Gedanken zu tun iſt, ſo will unſer Bildchen die Einſetzung des Abendmahls als Sakrament darſtellen, läßt deshalb Jeſus in ſeiner Rechten den Kelch halten und offenbar die bekannten Worte ſprechen. So erklärt ſich auch die Ruhe der Kompoſition, die trotzdem nicht in Starrheit verfällt, denn jeder einzelnen Figur ſuchte der Meiſter eine gewiſſe Individualität in Haltung und Gebärde zu verleihen. Und das geſchah mit Bewußtſein. Man betrachte nur einmal den Jünger Johannes, wie er in tiefe Trauer verſunken, ſein Haupt gebeugt auf die Linke ſtützt, oder den Verräter, der dadurch, daß er ſich zur Seite wendet und dem Blick der übrigen ausweicht, ſeine innerliche Befangenheit zeigt. Der Maler will es uns ausdrücklich nahebringen, daß dieſer Mann ſich des Rechtes an jenem Tiſche zu ſitzen begeben habe. Auch die Gewänder ſind mit Geſchick behandelt.

Von großem Intereſſe iſt nun auf unſerem Abendmahlsbilde der Stifter dieſes Bildes ſelbſt. Er kniet rechts vom Beſchauer vor einem Betpult in geiſtlichem Gewande. Zu ſeinen Häupten iſt ſein Wappen angebracht, das unter dem Biſchofshut im weißen Querſtreifen die Buchſtaben I. F. D., darüber einen Vogel im dunkelblauen (?) und darunter drei Kugeln ebenfalls im dunkelblauen (?) Felde zeigt. Es iſt keine Frage, daß in dieſer Figur eine hiſtoriſche Perſönlichkeit zu ſuchen iſt. Wer ſie aber geweſen ſein mag, darüber können bei dem gegenwärtigen Stand unſerer urkundlichen Kenntniſſe nicht einmal Vermutungen ausgeſprochen werden.

Über der Predella erhebt ſich der Altarſchrein mit den beiden Flügeln. Der Schrein, den wir zunächſt betrachten wollen, hat eine

---

[1] Vgl. Heinrich Detzel: Chriſtliche Ikonographie. Freiburg i. Breisgau 1894. Bd. I, S. 342.

[2] Ebenda S. 335 f.

[3] Ebenda S. 341.

[4] Ebenda S. 343.

Breite von 248 cm und eine Höhe von 330 cm. Es ſind das ſtattliche Dimenſionen, und die drei Figuren, die früher ihren Platz in dieſem Schreine hatten, waren lebensgroß. Gegenwärtig iſt eine Kreuzigungsgruppe: der Kruzifixus, Maria und Johannes im Schreine aufgeſtellt; eine überaus ſchwache Arbeit, bar alles Kunſtwertes, ſo daß ſich nicht einmal das Jahrhundert ihrer Entſtehung feſtſetzen läßt. Der Hintergrund des Schreines und die Seitenwände ſind vergoldet und ein reiches Damaſtmuſter in vertiefter Arbeit iſt auch hier angebracht, wie an ſo vielen mittelalterlichen Altären.[1] Die Stellen, die die drei verloren gegangenen Statuen mit ihrer Rückſeite deckten, ſind ausgeſpart geblieben, ſo daß hier der weiße Kreidegrund ſichtbar wird. Aus dieſem weißen „Nichts“ ſchöpfen wir nun aber die Gewißheit, daß ſich in dem Schrein unſeres Altares drei Statuen befunden haben. Auf die leeren Stellen wurden ſpäter, als man die kahlen Flecken als unliebſame Störung empfand, Bretter genagelt, auf denen Sätze aus der heil. Schrift zu leſen ſind. In der Mitte der Tafeln ſind kleine Bildchen (Taufe Chriſti, Feuer und Schlange) angebracht, zu denen die Bibelſtellen in Beziehung ſtehen.

Dieſe drei Tafeln ruhen mit ihrer Schmalſeite auf der Längsſeite einer quer durch die ganze Breite des Schreines angelegten breiteren Tafel, auf der die Worte zu leſen ſind: Sic dilexit deus mundum etc.

Bei einer etwaigen Erneuerung unſeres Altares müſſen dieſe Tafeln entfernt werden. Demſelben verdienten Schickſal werden natürlich auch die beiden ſtilloſen Säulen nicht entgehen, die auf beiden Seiten des Schreines angebracht wurden, um den reichgeſchnitzten Baldachin zu ſtützen. Sie ſcheinen auf dieſelbe Hand zurückzugehen, die die ganz ähnlichen (wenn nicht gleichen) Säulen für den ebenfalls ſeines ſtatuariſchen Schmuckes beraubten Nikolausaltar (ca. 1515) in Reußdorf verfertigt hat. Die Frage, welche Heiligen jene drei verloren gegangenen Heiligenſtatuen dargeſtellt haben, muß unbeantwortet bleiben. Es iſt unmöglich hier mit voller Sicherheit auf beſtimmte Heilige zu ſchließen. Denn wenn wir die „Statiſtik der in Deutſchland noch vorhandenen mittelalterlichen Altäre“[2] durchgehen, ſo findet ſich eine überaus große Anzahl von Schreinaltären, in denen drei Statuen aufgeſtellt ſind, ohne daß wir wiſſen, weshalb die Wahl der Nebeneinanderſtellung gerade ſo und nicht anders ausgefallen iſt. Ausſchlaggebend iſt wohl meiſtens der Stifter als Privatperſon oder Körperſchaft geweſen, doch mag man auch hin und wieder dem Meiſter freie Hand gelaſſen haben. Wer wollte es daher bei

[1] Über die Technik dieſer Arbeit vgl. Alwin Schultz, a. a. O., Bd. I, S. 232.

[2] Bei Münzenberger und Beißel, a. a. O., Bd. II, S. 149 ff.

solcher Sachlage unternehmen, in betreff der Bestimmung unserer in Verlust geratenen Bildwerke auch nur Vermutungen auszusprechen! Zwar könnte man aus dem Umstande, daß sehr viele Basreliefs auf den Altarflügeln Kindheitsszenen aus dem Leben Jesu, beziehungsweise aus dem Leben Mariä enthalten, schließen, daß die ebenfalls verschollenen Reliefs unserer Flügel die gleichen Motive: Verkündigung, Heimsuchung, Geburt und Anbetung zum Vorwurf gehabt haben, die dann immer in innerem Zusammenhang mit den Bildwerken des Schreines standen, doch sind auch andere Heiligengeschichten so häufig zum Gegenstande der Darstellung gemacht worden, daß es gewagt wäre, aus der obigen Erscheinung bestimmte Schlüsse ziehen zu wollen.

Der obere Teil des Altarschreines wurde regelmäßig durch ein geschnitztes Pflanzen- oder Blätterwerk abgeschlossen oder mit einem architektonischen Baldachin ausgefüllt. Dieser Gebrauch, der aus dem Bestreben, dem Altar eine reiche Verzierung zu geben und leere, d. h. ungeschmückte, kahle Stellen zu vermeiden, hervorgegangen war, wurzelte so tief, daß er noch in der Renaissance gemalte Altartafeln in dem oberen Teile mit einem solchen geschnitzten Rankenwerk oder wenigstens mit einem damaszierten Goldgrund versah. Ein fein aufgefaßtes dekoratives Prinzip hatte die Veranlassung gegeben und nur ungern wurde darauf Verzicht geleistet. Die oben genannten fünf Altäre eines Meisters, in Schäßburg, Meburg, Radeln, Schweischer und Reußdorf, sowie der Schaaser und Birthälmer Altar bieten hiefür vorzügliche Belege. Im Mediascher Altarwerk bildet die Schreinfüllung eine durch die ganze Breite hindurchgehende, die Figuren überdeckende Bekrönung. Die Höhe dieses Baldachins entspricht ungefähr dem vierten Teil der Schreinhöhe. Es bleibt auf diese Art viel Raum übrig, so daß die drei verlorenen Statuen, wie ja das auch am ausgesparten Goldgrunde sichtbar wird, auf einem Untersatze, einem Podium, gestanden haben müssen. Am Altar in der Jakobskirche zu Leutschau nimmt der Baldachin ein Drittel der Höhe des Aufsatzes ein, so daß hier für die Figuren auch der Untersatz fortfallen mußte. Die Gliederung dieses Baldachins in unserem Altare besteht in der Hauptsache in sechs gedrückten Spitzbogen. An der Berührungsstelle je zweier Bogen steigt eine Fiale empor. In eigentümlicher Weise kompliziert sich dieser in seiner Grundform einfache Aufbau, indem sich die Fortsetzungen der Bogen aufwärtsstrebend nach rückwärts wenden und dort im Verbande mit sechs weiteren schlanken Türmchen eine zweite Reihe zustande bringen. Dadurch hat nun aber der Meister, indem er die beiden Bogenreihen durch Kreuzgurten verband, aus der Form einer einfachen

Galerie einen Baldachin fertig gebracht. Durch feingeschnitztes Maßwerk an den Bogenhöhlungen, durch Krabben und Kreuzblumen mannigfach verziert zeigt unser Baldachin eine reiche Ausgestaltung, die aber für die im ganzen ungeschickte Anlage nicht entschädigen kann. Trotz der zahlreichen Fialen, und vielleicht gerade deshalb wirkt diese Schreinzier zufolge der flachen Bogen zu schwer und unbeholfen. Es ist zu viel im ganzen und doch zu wenig. Der Meister des Leutschauer Altars wollte dasselbe Thema behandeln. Er hat es in freierer, leichterer Weise, freilich auch in reicherer Formengebung zu lösen verstanden. Der Schrein war auf drei Seiten, oben und auf den beiden Seiten mit einem gewandt geschnitzten gotischen Rankenstab eingefaßt, der sich allerdings nur im oberen Teile erhalten hat. Auf den Seiten ist er abhanden gekommen.

Die Altarflügel sind ebenso wie der Schrein ihres plastischen Schmuckes beraubt worden. Es ist auch hier unmöglich nachzuweisen, was die Flügelreliefs dargestellt haben, ob Szenen aus der Kindheit Jesu, ob Verherrlichungen der Maria oder Begebenheiten aus der Heiligengeschichte — uns bleibt hier nichts anderes übrig, als das lebhafte Bedauern, unseren Besitzstand an Kunstaltertümern gerade auf einem Gebiete empfindlich geschmälert zu sehen, das an und für sich bei uns nur geringe Pflege erfahren hat. Es ist das die Plastik in Holz.[1] Eine eigentümliche Erscheinung boten die Reliefs unseres Altars dadurch, daß sie den ihnen zugewiesenen Halbteil des Flügels nur soweit in Anspruch nahmen, daß über ihnen noch gut ein Drittel des Feldes frei blieb, das mit einem damaszierten Goldhintergrunde ausgestattet ist. Die Reliefs hoben sich also von einem Goldhintergrunde ab. Diese Erscheinung geht sicherlich auf den Goldgrund der alten Tafelmalereien zurück, der in der kölnischen Schule ausgebreitetste Verwendung gefunden hatte und in dem Altarbau als stimmungsvolles dekoratives Mittel beibehalten wurde. Wir finden sie u. a. auch auf den Flügeln des Marienaltares im Dom zu Frankfurt, desgleichen auf den Flügeln des Altares der Annenkirche zu Görlitz, des Hochaltares zu Pinzon in Südtirol, des Hochaltares zu Meldorf und des Altares zu Waldberg. Die Polychromie der Holzplastik schlug die Brücke zum Malerischen, zu dem sie sich nach der Eigenart der Künstler und der Verhältnisse auf deutschem Boden hingezogen fühlte und die den Mangel völliger Erfassung der Schönheit des menschlichen Körpers milderte. Die verlorenen Flügelreliefs unseres Altares entbehrten des geschnitzten landschaftlichen oder architektonischen Hintergrundes; der

[1] Vgl. V. Roth: Geschichte der deutschen Plastik in Siebenbürgen. Straßburg 1906. S. 32 ff.

allgemeine Gebrauch, die Statuen oder Gruppen des Mittelſchreines vor einen Goldgrund zu ſtellen, iſt hier auch auf die Flügel übertragen worden. —

Jedes Feld, deren es auf jedem Flügel zwei, im ganzen alſo vier gibt, ſchließt nach oben mit einem Rundbogenfries ab, der oberhalb der Bogen Roſetten trägt. Die reine Gotik unſeres Altares wird durch dieſen Fries durchbrochen, und es iſt überaus auffallend, daß ſich an einem Kunſterzeugnis, deſſen Stilcharakter in allen ſeinen Teilen auf das ſtrengſte gewahrt geblieben iſt, ein Element vorfindet, das ſich mit der Geſamtrichtung des Werkes in offenen Widerſpruch ſtellt. In der Regel werden die Flügelreliefs, analog dem Abſchluß des Schreines, mit einem Baldachin, ſo an dem Hochaltar in der Frauenkirche in Krakau von V. Stoß[1] oder ſehr häufig mit einem Gitterwerk aus ſtiliſierten Blätter- oder Rankengewinden überdacht, beziehungsweiſe zum Teil verhängt.[2] In derſelben Zeit, als die primitive Kreuzigung im Mittelſchreine aufgeſtellt wurde, nagelte man auf die zufolge des Verluſtes der Reliefs leer gewordenen Flügelfelder jene vier quadratiſchen Tafeln, die urſprünglich wohl Epitaphien geweſen ſind. Wie barbariſch man bei dieſer „Ergänzung" vorging, erhellt daraus, daß man die Befeſtigung durch lange Nägel vornahm, die durch die Gemälde der Rückſeite hindurch gingen und hier einfach umgebogen wurden. Wie gering muß damals die Achtung vor dem Werte der Flügelgemälde geweſen ſein, die uns doch heute als die edelſten Erzeugniſſe der alten ſächſiſchen Kunſt mit Entzücken und Andacht erfüllen! Die Epitaphien zeigen im weſentlichen auf beiden Seiten zwei Säulen, die ein mehrfach rechtwinklig gebrochenes Geſims tragen. Es iſt nun zweifellos ſicher, daß dieſe Notfüllungen nicht beſonders für den Altar hergeſtellt wurden, denn der Umſtand, daß die Säulenkapitäle zurechtgeſtutzt werden mußten, damit die Flügel auch geſchloſſen werden konnten, zeigt deutlich, daß man den Erſatz ſuchte, wo man ihn eben fand — nnd dazu nahm man ohne viel Erwägen und frei von allen künſtleriſchen und ſtiliſtiſchen Skrupeln die Epitaphien.

Um nun aber dieſe Ergänzungen doch in einen gewiſſen innern Zuſammenhang mit der geiſtigen Bedeutung des Altares zu bringen, wurden auf dieſe Epitaphien, deren Inſchriften übermalt wurden, die Sinnbilder der vier Evangeliſten befeſtigt. So wenig dieſe Art der Rekonſtruktion oder Reparatur des beſchädigten Kunſtwerkes von Verſtändnis und rechter Würdigung unſeres Altares Zeugnis ablegen kann, ſo erfreulich

[1] S. die Abbildung bei Lübke: Geſchichte der Plaſtik. Leipzig 1880. Bd. II, S. 703.

[2] S. V. Roth: Plaſtik. Tafel IX, X, XIII.

ist es, daß naiver Unverstand uns vier Altertümer erhalten und gerettet hat, die auf andere Weise wohl zugrunde gegangen wären. Innerhalb eines Vierpasses sind die Symbolfiguren der Evangelisten in geschnitzter Arbeit angebracht. Es sind also Reliefs und nach dem Stande unseres gegenwärtigen Wissens gehören sie zu den ältesten Denkmälern der Holzplastik im Sachsenlande. Ob sie sich früher an einem der abgebrochenen Altäre der Mediascher Stadtpfarrkirche befanden, ob sie einstmals die abgetragene Kanzel desselben Gotteshauses zierten oder auch nur an den Wänden hingen, wie das Medaillon des heiligen Nikolaus aus der Schäßburger Bergkirche,[1] das läßt sich bei dem Fehlen jeglicher Nachrichten hierüber nicht mehr konstatieren. Sie sind nach Stil und Auffassung Erzeugnisse aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, gewiß aber älter als der Altar selbst, nicht nur an Jahren, sondern auch in bezug auf die Kunsttradition. Die einzelnen symbolischen Figuren weisen nämlich nicht den Realismus auf, dem die gotische Plastik mit Bewußtsein nachstrebte, sie sind vielmehr stilisiert, und zwar in einer Weise, die deutlich an den romanischen Kunstgebrauch anklingt. Es wäre dies ein erneuter Beweis dafür, wie lange sich in den Werkstätten der Künstler gewisse Überlieferungen erhalten haben, und dies alles verleiht diesen Medaillons erhöhte Bedeutung.

Auf dem linken Flügel befindet sich oben das Symbol des Matthäus, ein geflügelter Mensch, unten der geflügelte Ochse, das Symbol des Lukas, auf dem rechten Flügel in der obern Hälfte der geflügelte Löwe als Attribut des Markus und darunter der Adler als Kennzeichen des Evangelisten Johannes. Auf den Spruchbändern, die bei keiner symbolischen Figur fehlen, sind in gotischer Mönchsminuskel die Namen der Evangelisten zu lesen.

Auf die Epitaphien schrieb man zur weiteren Erklärung oberhalb und unterhalb der Rundbilder in geraden Linien: facies hominis significat compassionem et humanitatem; facies bovis designat tolerantiam laborum; facies leonis denotat animum infractum in periculis; facies aquilae ostendit rerum coelestium speculationem.

Als Schriftzeichen sind hier die großen lateinischen Buchstaben benützt worden.

Wenn die Flügel geschlossen werden, so erblicken wir in zwei Reihen je vier, im ganzen also acht Ölgemälde aus der Passionsgeschichte. Die Lichtweite der innern Bilder macht 1 m $^1/_2$ cm × 1 m 36 $^1/_2$ cm aus. Die äußern Gemälde sind etwas größer; ihre Lichtweite beträgt 1 m

[1] Jetzt im Museum „Alt-Schäßburg"; Abbildung bei Roth: Plastik, Tafel VI.

6 1/3 cm × 1 m 42 cm. Es sind diese Bilder ohne Zweifel mit das Bedeutendste, was die siebenbürgisch-sächsische Kunst aufzuweisen hat. Die vorzügliche Technik, die die Frische der Farben größtenteils bis auf den heutigen Tag erhalten hat, das große Geschick des Meisters in den Gesichtsausdruck seiner Gestalten tiefes Empfinden hineinzulegen, in der Hauptsache die fehlerlose, wenn auch vom Konventionellen nicht ganz freie Sicherheit der Zeichnung, die geschickte Komposition der Gruppen, das Abstimmen des Gesamtkolorits, das sind die Vorzüge unserer Gemälde, die sich in solcher Vollendung auf keinem unserer verhältnismäßig eine große Anzahl umfassenden Andachts- und Altarbilder aus dem Ende des 15. und dem Anfang des 16. Jahrhunderts vorfinden. Aus den Tafelbildern des Mediascher Altares spricht Empfindung und Seele! Hier bewundern wir nicht nur den Meister, der sein Handwerk versteht, sondern auch den Künstler, bei dem der Pinsel zum Dolmetsch innersten Gefühls wird! Zwar darf uns bei der Bewertung und Betrachtung das Bewußtsein nicht verlassen, wie weit unsere Bilder hinter den Meisterwerken der deutschen Renaissance zurückstehen, wie sehr sie von den weltberühmten Gemälden eines Dürer und eines Holbein in den Schatten gestellt werden, aber es darf uns doch mit Stolz erfüllen, daß unsere Gemeinschaft das Entstehen dieser Gemälde ermöglichte.

Der Frage allerdings, welche Schule auf den Maler unserer Bilder bestimmend eingewirkt habe, welche Einflüsse sich auf die Ausbildung seiner künstlerischen Individualität bemerkbar machen, kann nicht ausgewichen werden, obwohl in ihr die schwierigsten Aufgaben der Kunstforschung überhaupt liegen. Solche Aufgaben sind ohne spezielle Galeriestudien schlechterdings nicht zu lösen und auch dabei hat sich mehr als ein Resultat als irrtümlich und falsch erwiesen. Für unseren Zweck, und dieser besteht zunächst in dem Hinweise auf unser Altarwerk als auf ein bedeutendes Kunstdenkmal, muß in erster Reihe die Erkenntnis von dem historischen und ästhetischen Werte unserer Gemälde genügen.

Die Kunst des 15. Jahrhunderts hatte die Aufgabe: „die Monumentalität des mittelalterlichen Stils in Komposition und Auffassung nicht preiszugeben, aber an Stelle typischer Gestaltenbildung die individuelle, an Stelle des Herkommens die Natur zu setzen.“[1] Auch unsere Bilder stehen noch ganz im Banne des alten Stils, den sie bezeichnenderweise mit dem Geiste der neuen Kunst zu verbinden trachten. Mit welcher Liebe sind doch hier die landschaftlichen Gründe behandelt und darüber wölbt sich der Himmel nicht in Blau sondern in Gold! Hier

[1] Janitschek: Geschichte der deutschen Malerei. Berlin 1890. S. 216.

reicht sich Altes und Neues die Hand. Ein goldner Himmel über einer realistisch wiedergegebenen Landschaft — wir gewinnen dadurch einen Blick in die Eigenart unseres Meisters. Während er sich dem Zuge seiner Zeit mit ganzem Herzen anschloß, der im Genter Altarwerke der Brüder van Eyck (vollendet 1432) zuerst in bedeutender Weise sich zu einem hohen Liede auf die Natur verdichtet hatte, indem hier die Landschaft in ihre Rechte eingesetzt und so der Lebenswahrheit auch auf dem Gebiete des Andachtsbildes der Weg gebahnt wurde, so konnte er sich von dem Reiz nicht trennen, den der Goldgrund der Gemälde seiner künstlerischen Vorgänger in feierlich ergreifender Wirkung ausübte und deshalb verband er beides: das Reale und das Ideale. Der Goldgrund, auf den die mittelalterlichen Künstler ihre Bilder malten, ist ja in letzter Hinsicht doch nur die Verkörperung einer religiösen Absicht, denn indem man die heiligen Gestalten von allem Irdischen loslöste und sie im Glanze des Goldes zum Beschauer niedersehen ließ, wollte man den Gläubigen auch aus den Schranken seiner Alltagssorgen befreien und in andächtiger Weihe zum Himmel erheben. „Man wünschte die Bilder möglichst glänzend, teils in Erinnerung an den Metallglanz des früheren Altarschmuckes, teils wegen der Nachbarschaft der Glasgemälde, teils weil dieser Glanz der heiligen Gestalten würdig, ein Symbol und Zeichen ihrer himmlischen Glorie schien. Man malte daher auf Goldgrund . . ."[1]

Statt der Luft finden wir den Goldgrund über der Landschaft u. a. auf Darstellungen aus dem Leben der Maria, die wahrscheinlich Melchior Broederlam von Ypern (zirka 1393) für einen Altar der Kartause zu Dijon[2] gemalt hat.[3]

Neu erfunden, neu erdacht sind die Kompositionen unserer Bilder nicht, denn sie sind zum Teil mit einer mehr oder weniger getreuen Benützung der Passionsstiche des großen Martin Schongauer entstanden. Gerade für die Passionsgeschichte hatte sich allmählich ein Typus herausgebildet, der in unzähligen Variationen bald mehr bald weniger verändert wiederkehrt. Mit dem Thema ist ja in der Regel auch die Ausführung gegeben. In dieser Beziehung trat die künstlerische Individualität hinter den feststehenden Gebrauch zurück. Die Bedeutung unserer Gemälde liegt also nicht auf dem Gebiete des zeichnerischen Aufbaues der gestellten Aufgabe. Sie ist vielmehr in der geistigen Durchdringung der einzelnen Gestalten, der Durchbildung der Köpfe,

[1] Schnaase, a. a. O., Bd. VI, S. 363.

[2] Jetzt im Museum dieser Stadt.

[3] Vgl. Gradmann, a. a. O., S. 301.

der Beherrſchung des Mienenſpiels, in der Fähigkeit das Antlitz zum Spiegel der Seele zu machen, zu ſuchen. Ein ſolches Können iſt nur dem wahren Künſtler gegeben, und wenn wir uns der Tatſache nicht verſchließen können, daß allen anderen Altarbildern auf dem Gebiete der ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Landeskirche mit ganz wenigen Ausnahmen dieſe letzte künſtleriſche Weihe fehlt, ſo iſt daraus zu ermeſſen, welche Stellung der Mediaſcher Altar in maleriſcher Beziehung einzunehmen berechtigt iſt. Wir beſitzen keine Gemälde, die wir ihnen an Kunſtwert gleichſtellen könnten. Unſer Meiſter ging über die Darſtellung rein hiſtoriſcher Szenen hinaus und trotz aller Gewiſſenhaftigkeit in techniſch-maleriſcher Hinſicht ſah er ſeinen Hauptberuf in der Schilderung pſychologiſcher Vorgänge. Gerade das Ringen, dieſes Ziel zu erreichen, läßt uns erkennen, daß uns aus dieſen Werken ein gediegener Charakter, eine von moraliſchem Ernſt getragene Perſönlichkeit entgegentritt.

Die acht Paſſionsbilder ſind in zwei Reihen chronologiſch angeordnet und behandeln (von links nach rechts): 1. Die Gefangennahme. 2. Die Geißelung. 3. Die Dornenkrönung. 4. Die Verſpottung Chriſti (Ecce homo). 5. Die Kreuztragung. 6. Die Vorbereitung zur Kreuzigung. 7. Die Kreuzigung und 8. Die Auferſtehung.

Wir betrachten die einzelnen Paſſionsbilder der Reihe nach. Zunächſt: „Die Gefangennahme Chriſti.“[1]

In dieſem Gemälde veranſchaulicht der Künſtler die Szene der Gefangennahme des Heilandes. Es iſt nächſt der Kreuztragung die figurenreichſte Darſtellung unſerer Paſſionsbilder. In der Mitte ſteht Chriſtus ſchon gefeſſelt, während Judas ihn eben küßt. Eine Menge von Kriegsknechten drängt ſich von hinten her heran und im rechten Hintergrunde erblicken wir die beſtürzten Jünger. Links vorne ſchwingt Petrus das Schwert gegen den am Boden liegenden Knecht des Hohenprieſters Malchus. Auch bei dieſem Bilde läßt ſich die Wahrnehmung machen, daß der Maler mehrere zeitlich auf einander folgende Vorgänge zu einem Bilde vereinigt, denn es ſind, abgeſehen von der im linken Hintergrund gebotenen Epiſode der Jüngerflucht, drei Szenen, die er wiedergibt: den Judaskuß, die Feſſelung und den im Zorne handelnden Petrus. Dieſe Zuſammenziehung nacheinander ſich vollziehender Handlungen und die Außerachtlaſſung der hiſtoriſchen Auseinanderhaltung, die der Bericht des Evangeliums klar und deutlich gibt[2] iſt traditionell und ging aus

[1] S. Tafel VIII.

[2] Vgl. Matthäus 26. 49—51.

der Absicht hervor, die biblische Erzählung voll auszunützen. Unter ihrer Einwirkung stand selbst Dürer[1] ebenso auch der jüngere Holbein in der Gefangennahme auf dem Altargemälde: Das Leiden Christi in acht Bildern im Museum zu Basel.[2] Auch die Gefangennahme, ein Kupferstich vom Meister mit den Bandrollen[3] steht im Zeichen desselben Prinzips: der Verschmelzung der geschichtlichen Aufeinanderfolge zu einem Moment der Gegenwart. Die ältesten Passionsdarstellungen suchen zum Teile noch zu trennen, doch bald geht diese Einfachheit verloren.[4]

So ist denn diese Erscheinung bei unserem Meister nicht als eine Besonderheit seiner künstlerischen Auffassungsweise, vielmehr als ein Ausfluß des allgemein gewordenen Gebrauches anzusehen. Die damalige Kunst wollte gerade in den Bildern aus der Leidensgeschichte durch eine gewisse Fülle auf den Beschauer einwirken und unter dieser Fülle lag eine gefahrvolle Klippe. Denn einesteils artete die Schilderung der Gefangennahme zu einem wüsten Raufbilde aus, andernteils mußte Jesu als Hauptperson in den Hintergrund treten. Es ist eine begreifliche Folge des Passionsthemas überhaupt, das Nebensächliche auf Kosten des Grundgedankens und des Hauptmoments hervorzuheben und zu übertreiben. Daß von solcher Übertreibung bis zur Karrikatur nur ein kurzer Schritt war, beweist eine große Anzahl von Werken. Gewiß hat zur Ausbildung dieser Tatsache, die selbst ein Dürer bezeugt, die Gepflogenheit der geistlichen Spiele und Mysterien, die häufig zur Possenreißerei herabsanken, wesentlich beigetragen. So hoch wir auch unseren Meister stellen dürfen, so sehr auch hier seine technischen Vorzüge zutage treten, in diesem Bilde hat sich sein Können am wenigsten entfaltet. Zwar ist er bemüht den Gesichtsausdruck Christi durch den Schein trauriger Resignation der Situation anzupassen, es läßt sich aber nicht leugnen: die Heilandsfigur ist ihm hier nicht gelungen. Man empfängt den Eindruck als würde durch herandrängende Schergen seine Gestalt zusammengepreßt, er steht hölzern da und sein Blick geht aus dem Bilde heraus ins Leere. Judas, dessen Antlitz doch Veranlassung zu seiner Charakterisierung geboten hätte,

[1] Vgl. den Judaskuß aus der Kupferstichpassion vom Jahre 1508, abgebildet bei H. Knackfuß: Dürer. Bielefeld und Leipzig 1896, S. 64 und ebendaselbst S. 12 „Die Gefangennahme Christi" aus dem Holzschnittwerk: Das Leiden Jesu Christi aus dem Jahre 1510.

[2] Vgl. die Abbildung bei H. Knackfuß: Holbein der Jüngere. Bielefeld und Leipzig 1896. S. 55 und 56.

[3] Vgl. die Abbildung bei Lützow: Geschichte des deutschen Kupferstiches und Holzschnittes. Berlin 1891. Zwischen Seite 24 und 25.

[4] Vgl. die Beschreibung solcher Werke bei H. Detzel, a. a. O., S. 358 ff.

iſt eine Figur, die in uns kein beſonderes Gefühl hervorbringen kann. Petrus und Johannes weiſen die bekannten Geſichtszüge auf. Was die landſchaftliche Behandlung betrifft, ſo wird durch das Stückchen geflochtenen Zaunes angedeutet, daß ſich die Handlung im Garten Gethſemane abſpielt. Dieſer Zaun gewinnt übrigens dadurch an Intereſſe, daß er genau dieſelbe Form aufweiſt, wie die Umfriedigung auf Martin Schongauers Grablegung im Muſeum zu Kolmar.[1] Die Gewänder der Perſonen dieſes Bildes erfordern eine zuſammenfaſſende Betrachtung am Schluſſe der Beſchreibung der einzelnen Bilder. Doch mag jetzt ſchon bemerkt werden, daß unſere Gemälde den Beweis liefern, daß der alte Uſus, die Heiligengeſtalten mit der ſchon in früher Zeit feſtſtehend gewordenen idealen Kleidung zu verſehen, die weltlichen Geſtalten aber in eine Gewandung zu hüllen, die im ganzen aus der zeitgenöſſiſchen Tracht ihr Vorbild nahm, auch hier konſtatiert werden kann. Chriſtis Haupt hebt ſich von der kreisrunden goldenen Gloriole ab, die auf keinem unſerer Paſſionsbilder fehlt und die Luft des Himmels iſt der ſchon oben erwähnte Goldgrund, wie auf allen andern Gemälden unſeres Altars. Beachtung erheiſchen endlich die Geſtalten im linken Hintergrunde. Es ſind die flehenden Jünger. Auch wird Chriſtus und ein Jünger ſichtbar.

Auffallend iſt es, daß die Beleuchtung nicht die Stimmung des Abends wiedergibt, ſondern, daß der Künſtler die ganzen Vorgänge bei hellem Sonnenlicht darſtellt. Im Hintergrunde iſt die Stadt Jeruſalem dargeſtellt.

Die Gefangennahme Chriſti iſt, wenn wir nur den Geſamteindruck hervorheben wollen, innerhalb unſerer Bilderreihe, wie ſchon bemerkt wurde, das am geringſten gelungenſte. Die Kompoſition iſt zu wenig belebt, zu wenig dramatiſch. Welche Meiſterſchaft hat Holbein in ſeinem Bilde gleichen Inhaltes bekundet! Immerhin aber beſitzt es auch Vorzüge, die ſich auf den übrigen Gemälden der Paſſionsfolge in befriedigender Vollendung wiederfinden. Das zeigt ſchon das zweite Bild: die Geißelung.

Die maleriſche Ausnützung einer Folterſzene bleibt immer ein heikler Vorwurf. Solange die Kunſt die Aufgabe beſitzt, durch die Gegenſtände ihrer Darſtellung zu erheben und zu erbauen, zu erſchüttern und zu überwältigen, und immer durch die geiſtige Durchdringung des Stoffes ſich auf den Boden der Äſthetik zu ſtellen, ſolange wird auch der Vorwurf ſolcher Vorgänge, die unſer Gefühl verletzen, der größten Meiſterſchaft

[1] Vgl. die Abbildung bei Janitſchek, a. a. O., S. 251.

bedürfen, um in dem Beſchauer das beruhigende Gefühl der Verſöhnung hervorbringen zu können.

Die Kompoſition dieſes Bildes iſt einfach. Der Maler läßt uns in ein offenes Gemach blicken. Zwiſchen hohen Säulen lacht der goldene Himmel in die Halle, die den Schauplatz der gerichtlichen Exekution bildet. Der Boden dieſer Halle iſt mit Fließen in Schachbrettform ausgelegt. Der Hintergrund läßt auf beiden Seiten den Einblick in zwei Gänge offen. Jeſus iſt mit Händen und Füßen an die „Paſſionsſäule“ gebunden, drei Henkersknechte ſchlagen aus voller Kraft mit Rutenbündeln und Geißeln auf den nur mit einem Lendentuche bekleideten Heiland ein, der in ſtiller Reſignation mit leiſe zur Linken geneigtem Haupte die Marter über ſich ergehen läßt. Dem vierten Henkersknechte iſt das Rutenbündel aufgegangen; er hat ſich zur Erde geſetzt, um die Schnur wieder feſt anzuziehen. Aus dem linken Gange treten zahlreiche Zuſeher heran und an ihrer Spitze erblicken wir Kaiphas und Pilatus. Der erſte in der Gewandung eines katholiſchen Kirchenfürſten, mit pelzverbrämten Käppchen, mit glattraſiertem Geſicht, das den Pfaffentypus ſprechend wiedergibt, der letzte mit langem Haupt- und Barthaar, mit einer etwas eigenartigen Mütze und in langem Mantel aus Brokat, deſſen Muſter in vielfacher, auch bei anderen Malern wahrnehmbarer Weiſe intereſſant iſt.

Wie auf der Gefangennahme die Flucht der Jünger, ſo iſt auch auf dieſem Bilde nicht nur die Geißelung, ſondern auch Chriſtus vor Kaiphas und Pilatus anſchaulich gemacht. Im rechten Gange gibt der Künſtler ein vollſtändig in ſich abgerundetes Bild dieſer Szene. Wir ſind an eine derartige Schilderung nicht gewöhnt, das Unlogiſche darin befremdet uns. Im 14. und beſonders im 15. Jahrhundert jedoch war das ein ganz gebräuchliches Mittel, das Leben der Heiligen, vor allem die Paſſionsgeſchichte zu erzählen. Bei Altarbildern war der Künſtler genötigt, die Leiden Jeſu in einer beſtimmten Anzahl von Gemälden zu behandeln und dieſe Zahl war in der Regel geringer, als die Szenen der Paſſion betragen und da es dem Maler auf das möglichſt ausführliche Erzählen ankam, ſo griff man gerne zu dem Mittel, in kleinen Nebenbildern den gegebenen Stoff in möglichſter Vollſtändigkeit auszunützen. „Die Epiſoden des Hintergrundes, vom Maler ſicherlich als bedeutſame inhaltliche Erweiterung der Schilderung gedacht, gelten uns nur als Zutaten, in denen die Liebe zur Sache, die den Schöpfer beſeelte, ſich offenbart. Wer wollte mit ihm rechten über die Unwahrſcheinlichkeit ſolchen Nebeneinanders von zeitlich getrennten Szenen! Vieles zu geben war ſein Wunſch und ſein Auftrag. So ſchildert er mit nimmermüdem Pinſel alles, was er

von den Dingen, die man ihm malen ließ, weiß, und so gut er es weiß. Die Erzählung der Evangelien überträgt er in die Sprache seiner Zeit und gibt ihr damit lebendige Wirkung ..... Ein Künstler, durchaus befangen in der mittelalterlichen Anschauung, daß Malerei Bilderschrift sei, weiß er dieser Schrift soviel Empfindung und Zier zu leihen, daß auch eine späte Generation sich seiner Kalligraphie noch freuen kann.“ [1] Diese Bemerkungen Kämmerers über Memlings Altarwerk der Spitalsbrüder von St. Johann in Brügge können wir auch auf die Episoden unserer Passionsreihe beziehen, und zwar um so mehr, als unsere Bilder ja in mittelbarem Zusammenhange mit der oberrheinischen Malerei des 15. Jahrhunderts stehen. Die ganze Passionsgeschichte in einem einzigen Bilde zusammenzudrängen, also in einem Rahmen alle Episoden zu schildern, hat Memling unternommen. Es ist das, rein malerisch genommen, wundervolle Bild: Die Passion Christi in der königlichen Pinakothek zu Turin.[2] Für uns aber besitzt dieses Gemälde ganz besondere Bedeutung. Die Figuren des Hohenpriesters Kaiphas und des Pilatus weisen nämlich mit denselben Gestalten auf unserem Bilde soviel übereinstimmende Züge auf, daß auch hierin ein Beleg für die große Verbreitung gewisser Typen der biblischen Geschichte vorliegt.

Im Zusammenhange mit den Bemerkungen über die Episodenerzählung der Leidensgeschichte mag schließlich auch erwähnt werden, daß das Baron von Brukenthalsche Museum in Hermannstadt ein Bild (Nr. 296) besitzt, welches ebenfalls mehrere Szenen aus der Passionsgeschichte in sich vereinigt. Es ist dies das Werk eines unbekannten deutschen Malers aus der Mitte des 16. Jahrhunderts und „stammt angeblich aus der Abtei Kerz.“ [3]

Es würde zu weit führen, die Komposition unseres Bildes auch nur in bezug auf die Auffassung mit den Werken anderer Maler in Vergleich zu ziehen. Bei allen durch Veranlagung und Begabung gebotenen Unterschieden liefern die Marterszenen, Geißelung sowie Dornenkrönung, immer wieder den Beweis, wie gerade diese Schilderungen selbst den besten Meistern außerordentliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt haben. So ist das Ölgemälde Holbeins des Jüngeren [4] im Museum zu Basel das Ergebnis eines grausamen Realismus, der jeder Göttlichkeit entbehrt und einen schreckensvollen Eindruck hervorruft. In späteren Dar-

[1] L. Kämmerer: Memling. Bielefeld und Leipzig 1899. S. 89 ff.

[2] Vgl. die Abbildungen 53, 54, 55, 56, 57 und 58 bei Kämmerer, a. a. O.

[3] Vgl. M. Csaki: Führer durch die Gemäldegalerie. Hermannstadt 1901. S. 80.

[4] Vgl. H. Knackfuß, a. a. O., Abbildung 5.

ſtellungen derſelben Szene war Holbein allerdings bemüht, dieſes Schreckliche zu mildern und ſo iſt der Körper des Heilandes auf dem betreffenden Bilde in der Folge von Tuſchzeichnungen aus der Leidensgeſchichte[1] und auf der Paſſionstafel in Baſel[2] nicht mehr der Träger widerlicher Schmerzäußerung, ſondern innerlich getragenen Leidens. Die Illuſtration der Paſſionsgeſchichte war in der Verwendung typiſcher Motive Gemeingut der deutſchen Kunſt geworden. Wenn wir ſchon auf einem Kupferſtich aus dem Jahre 1446[3] den Schergen finden, der ſein loſe gewordenes Rutenbündel friſch zuſammenſchnürt, wenn dieſelbe Geſtalt auf Holbeins Ölgemälde im Muſeum zu Baſel[4] auf zahlreichen niederländiſchen Schnitzaltären und ſchließlich auch auf unſerem eigenen Gemälde auftritt, ſo iſt das eine Folge des werkſtattmäßigen Kunſtbetriebes, der von den Vorräten der Überlieferung nahm und zehrte, ſo oft er derſelben bedurfte, und ein Zeichen, wie wurzelfeſt jene Tradition Fuß gefaßt hatte. Aus ſolchen Erſcheinungen kann deshalb auch die Eigenart unſeres Künſtlers nicht erſchloſſen werden. Sie zeigen zwar die Wege an, auf denen er gewandelt, ſie geben uns aber nicht Aufſchluß über ſeinen künſtleriſchen Charakter. Aus dieſem Grunde iſt es eine treffende Bemerkung, wenn Kämmerer über Memling ſagt, er offenbart „in ſeinen Schöpfungen dem nüchternen Blick ſoviel des Handwerklichen, Angelernten, daß uns bange wird bei dem Verſuche, ſein Seelenleben aus ſeinen Werken zu enthüllen. So ſtark tritt bereits in früheſten bekannten Arbeiten Anpaſſung und Handfertigkeit hervor, daß die Aufmerkſamkeit des Beſchauers — ſofern er mit der Geſchichte der flandriſchen Malerei vertraut iſt — bald ſich den Quellen zuwendet, denen Formgefühl, Farbenſprache und Auffaſſung entſtammen.“[5] Hans Memling ſteht unverkennbar unter der Einwirkung Rogers van der Weyden, denn „nicht die Anordnung und Auffaſſung der Gegenſtände allein wurden ihm vorbildlich, auch die Typen einzelner Geſtalten der heiligen Geſtalten, wie ſie Roger malte, finden wir in Memlings Bildern wieder.“[6] Wenn wir nun die von unſerem Meiſter gemalten Heiligen, beſonders den nackten Chriſtusleib, dann Maria, Johannes und Magdalena, Kaiphas und Pilatus, aus dieſem Geſichtswinkel betrachten, ſo ergibt ſich nach vielfacher Richtung hin die Beobachtung, daß wir in den Mediaſcher Altarbildern Nachklänge

[1] Vgl. die Abbildung 29 bei H. Knackfuß, a. a. O., S. 30.
[2] Vgl. die Abbildung 55 bei H. Knackfuß, a. a. O.
[3] Vgl. die Abbildung bei Lützow, a. a. O., S. 15.
[4] Vgl. die Abbildung 5 bei H. Knackfuß, a. a. O.
[5] Kämmerer, a. a. O., S. 10f.
[6] Ebenda, S. 11.

jenes Geiſtes wiederfinden, der in der Schule Rogers van der Weyden auf ganze Künſtlergenerationen mächtig eingewirkt hat.

Wir wenden uns dem dritten Bilde zu. Es veranſchaulicht die Dornenkrönung. Der Heiland ſitzt mit dem langen Mantel bekleidet in der Mitte eines weiten Saales. Hinter ihm ſteht ein Knecht und drückt mit einem Stabe auf den Dornenkranz. Ein zweiter Scherge hat die Spitze ſeines Stabes auf die Krone aufgeſetzt und preßt dieſelbe von oben herab wuchtig nieder, während ein dritter Henker von der linken Seite her mit einem Knüppel zum Schlage gegen das Haupt des Erlöſers ausholt. Im rechten Vordergrund kniet ein vierter Scherge und reicht dem Dulder das Rohrzepter. Den linken Vordergrund nimmt Kaiphas und Pilatus ein, welch letzterer in Rückanſicht behandelt iſt.

Den Seitengang im linken Hintergrund hat der Meiſter zum Schauplatz einer Epiſode gemacht, indem er hier das Motiv veranſchaulicht, das Matthäus 26, 68 bietet: „Und ſprachen: Weisſage uns, Chriſte, wer iſt es, der dich ſchlug.“ Die verbundenen Augen des Heilandes weiſen auf dieſe Stelle hin. Der rechte Hintergrund öffnet ſich durch ein großes rundbogiges Fenſter und geſtattet den Durchblick in ein zweites Gemach und dieſes wieder in ein drittes Zimmer. An der Brüſtung des Fenſters ſehen wir drei Geſtalten unbekannter Bedeutung in eifrigem Geſpräch, von denen die eine eine Schriftrolle in der Hand trägt. In der Mitte des Hintergrundes blicken zwei Männer durch ein Fenſter herein. Ganz im Vordergrunde liegen auf dem quadrierten Eſtrich zwei Hündchen, die wohl in Begleitung des Pilatus, den ja der Maler in ſeiner reichen Tracht als Vertreter eines hohen Standes erſcheinen laſſen will, hingekommen ſind.

Was wir an dieſem Altarbilde bewundern müſſen, iſt nicht die wohldurchdachte Kompoſition und Anordnung, für die es ja ſchon ſeit lange feſtſtehende Typen gab und die unſer Maler auch hier mit Anlehnung an einen Kupferſtich durchgeführt hat, nicht ſoſehr die feine Abſtimmung der Farben, aus deren Dunkel der bloße Leib Chriſti hervorleuchtet und ſo den Blick des Beſchauers auf ſich zieht, ſondern es iſt der Chriſtuskopf. Welch hoheitsvoll duldender Ausdruck liegt auf dieſem tadellos gezeichneten Antlitz, welcher Kontraſt iſt zwiſchen den rohen Geſichtern der Henkersknechte und der Majeſtät des Heilandsblickes, der ſeine Milde auch unter Blutstropfen und bitteren Tränen nicht verloren hat! In einem ſolchen Antlitz liegt in der Tat das Moment, das mit der Darſtellung grauſamer Handlungen ausſöhnen kann. Ein ſolcher Kopf läßt die künſtleriſche

Fähigkeit unſeres Meiſters empfinden. Nicht die Marterung durch die Dornenkrone iſt ihm in ſeinem Werke die Hauptſache. Der Verſuchung, die Peinigung zu übertreiben, iſt er nicht anheimgefallen, wie ſo viele andere, ſelbſt große Künſtler. Was er an Tiefe des Gemüts und Geſtaltungskraft beſaß, das verſuchte er in die Chriſtusköpfe dieſes und der folgenden drei Gemälde hineinzulegen. Bei der Betrachtung dieſer Köpfe vergeſſen wir das Abſtoßende einer Martyriumsdarſtellung und eine Ahnung überfällt uns von der Hoheit der Chriſtuskraft, die ſich ſelbſt in Tod und Leiden ihrer Göttlichkeit bewußt blieb. Gerade dieſen Gedanken zum Ausdruck zu bringen, war auch Holbein der Jüngere auf der Paſſionstafel im Muſeum zu Baſel[1] bemüht, niemand aber hat dieſen Gegenſtand vollendeter und ſelbſtändiger zu malen verſtanden als Tizian in ſeiner Dornenkrönung, die ſich in der alten Pinakothek zu München befindet.[2]

Die Renaiſſance hat den goldenen Nimbus auf Heiligenbildern fortgelaſſen. Auf ſieben unſerer der vorhergehenden Kunſtepoche angehörigen Bildern finden wir ihn wie eine innere Notwendigkeit. Wie hebt ſich das gramerfüllte Antlitz Chriſti von dieſem Goldgrunde ſtimmungsvoll und bedeutungsreich ab! Iſt es nicht der ewige Gedanke von dem Sieg des Lichtes über die Finſternis, von dem Sonnenaufgang nach dunkler Nacht?!

Auffallend iſt es, daß dieſer goldene Heiligenſchein auf dem nächſten Bilde, das die Verſpottung Chriſti zeigt, nicht vorhanden iſt. Was unſeren Meiſter dazu veranlaßt haben mag, läßt ſich ſchwer entſcheiden. Am wahrſcheinlichſten jedoch iſt es, daß er hiezu durch die Anordnung der Figuren ſich genötigt ſah. Vergleicht man nämlich die acht Bilder miteinander, ſo bemerkt man, daß in allen die Geſtalt des Heilandes den Mittelgrund einnimmt. Hätte der Maler nun das Haupt Chriſti mit der Gloriole umgeben, ſo wäre auf dem engen Raum des Altars für den links vom Heiland ſtehenden Pilatus und den einen Diener nur ſchwer Platz geblieben. Immerhin muß zugegeben werden, daß dieſe Vermutung manches gegen ſich hat und als Notbehelf gelten muß. Wir begnügen uns deshalb mit der Feſtſtellung der Tatſache, daß hier der Künſtler aus ſeinem eigenen Geleiſe geſprungen iſt, ob freiwillig oder gezwungen, wer könnte das ſagen?!

Oben iſt bemerkt worden, daß im Brennpunkte des künſtleriſchen Intereſſes die Perſon des Heilandes ſteht. Dieſer Umſtand bringt

[1] Vgl. die Abbildung 56 bei Knackfuß, a. a. O.

[2] Vgl. die Abbildung 121 bei Knackfuß: Tizian. Bielefeld und Leipzig 1900.

es deshalb im Vereine mit dem Ausmaß der Bilder mit ſich, daß die Volksmenge, der Chriſtus gezeigt wird, nur aus ſechs Perſonen beſteht. Auf Dürers Schauſtellung Chriſti, dem Kupferſtich vom Jahre 1512, wird das Volk nur von vier Männern markiert, und zwar erklärt ſich dieſe geringe Anzahl aus demſelben Grunde, der bei unſerem Bilde maßgebend war.[1] Die Schriftſtelle, die der Darſtellung zugrunde liegt, iſt Matthäus 27, 17: „Und da ſie verſammelt waren, ſprach Pilatus zu ihnen: Welchen wollt ihr, daß ich euch losgebe? Barabbam oder Jeſum, von dem geſagt wird, er ſei Chriſtus?“ Der Maler führt den Beſchauer vor das Wohnhaus des Pilatus. Da ſteht auf einem altarartigen Aufbau, zu dem drei Treppenſtufen hinaufführen, an eine architektoniſch und perſpektiviſch unmögliche Säule gelehnt, der Heiland. Das Lendentuch iſt ſeine einzige Bekleidung, der Körper iſt mager, die Arme ſind über die Bruſt gekreuzt. Das Haupt geneigt, die Augen halb geſchloſſen, der Leib überſät von den Wundmalen der Geißelung — eine wahre Jammergeſtalt. Und doch liegt auch hier der Ausgleich in dem ergebenen Dulderausdruck des Geſichtes. Hinter der Säule iſt der Hoheprieſter mit einem nach Pagenart gekleideten Diener in ein Geſpräch vertieft, indeſſen links vom Heiland Pilatus ſoeben die verhängnisvolle Frage an das Volk gerichtet hat. Der Mann im rechten Vordergrund mit dem langen Strick in der Hand ſtellt den Henker dar. Bei dieſem Bilde ſind wir in der Lage, das Vorbild feſtſtellen zu können. Unſer Gemälde iſt nämlich eine freiere Übertragung des Martin Schongauerſchen Kupferſtiches (B. 15) in Öl, der auch auf den Ecce homo Dürers in der Großen Paſſion (B. 9) eingewirkt hat.[2]

Die Kreuztragung, die dem fünften Bilde als Vorwurf dient, hat von jeher die Veranlaſſung zu dramatiſch bewegter Schilderung gegeben. Die unter der Laſt des Kreuzes zuſammenſinkende Geſtalt Chriſti, die begleitende Wache, die gaffende Volksmenge, die Rohheit der Schergen im Gegenſatz zu dem Schmerze der Jünger und Frauen und der verklärte Leidenszug des Heilandes ſelbſt, das alles bot dem Künſtler eine Fülle von dankbaren Motiven.

Unſer Gemälde ſtellt nun nicht nur die Kreuztragung dar, ſondern gibt gleichzeitig auch die Hilfe des Simon von Kyrene und Veronika mit dem Schweißtuch. Es hält ſich alſo an die evangeliſche Erzählung und verbindet damit die Legende von der heil. Veronika. Nach Detzel[3]

[1] Vgl. die Abbildung bei Obernetter und Lübke: Dürers ſämtliche Kupferſtiche. Nürnberg, ohne Jahreszahl.

[2] Vgl. Takács Zoltán: Schongauer szerepe Dürer fejlödésében. Budapeſt 1903.

[3] a. a. O., Bd. II, S. 667.

„ließ Veronika während der Kreuztragung dem Antlitz Christi ihr Tuch auflegen", und erhielt es zugleich mit dem Bilde des Heilandes zurück. Vor 1400 ist diese Version der Legende nicht nachzuweisen.

Die Szene der Kreuztragung spielt sich auf unserer Darstellung vor Jerusalem ab. Aus einem Tore dieser Stadt bewegt sich der Zug heraus, der von den Richtknechten eröffnet und von Pilatus und dem Hohenpriester Kaiphas auf weißen Pferden beschlossen wird. Es entspricht vollends dem Charakter der Schilderung einer bewegten Volksmenge, wenn sich im Mittelgrunde des Bildes Frauen mit Kindern und Männer anschließen. Während aber die Rohheit der begleitenden Schergen, von denen einer mit einem Stabe auf den Heiland zuschlägt und einer an dem Seil zerrt, mit dem Christus um den Leib gebunden ist, und ihn mit dem Fuße tritt, ebenso die Figur Simons nicht den Eindruck einer glücklichen Auffassung und hohen malerischen und künstlerischen Individualisierung erkennen lassen, erscheint der Christuskopf als ein Werk von großer und ergreifender Schönheit. Die Trauer in dem Auge, der Leidenszug um den Mund, die edle Linienführung der ganzen Zeichnung verschaffen dem Beschauer die Überzeugung, daß hier ebenso wie auf dem Christusantlitz des Schweißtuches der Maler das Beste gab, was er überhaupt geben konnte.

Der Unterschied in den so verschieden zu bewertenden Gestalten und Köpfen, den wir auf allen unseren acht Passionsbildern feststellen können, läßt die Vermutung zu, daß wir es mit Werkstattarbeiten zu tun haben, bei denen der Meister die Kompositon schuf, die Ausführung der Nebenfiguren aber, die ihn nicht besonders interessierten, seinen Gesellen überließ. Wenn man demnach einen Maßstab für die Begabung und Fähigkeit unseres Künstlers gewinnen will, so müssen die Köpfe des Heilandes, des Pilatus, des Kaiphas besonders betrachtet werden. Wie weit sich seine eigene Arbeit erstreckte, zeigt die Kreuzigung. Hier ist nicht Gesellen- und Meisterhand zu unterscheiden, hier hat der Künstler den Pinsel von Anfang bis zu Ende selbst geführt. Als Nebenszene finden wir im rechten Hintergrunde die jammernden Frauen, unter denen Maria von tiefstem Schmerze erfüllt dargestellt wird.

Auf eine Eigentümlichkeit unseres Bildes sei noch kurz hingewiesen Die Kreuzesarme stehen nämlich nicht im rechten Winkel zum Kreuzesstamm. Wir halten diese Nachlässigkeit auch in der Beachtung von Nebensächlichem unserem Meister zugute — hat er uns doch in anderer Beziehung vielfach entschädigt. Die perspektivische Behandlung der Architektur ist mit Geschick, der landschaftliche Teil unseres Bildes mit Anmut be-

handelt. In hohem Maße feſſelt auch auf dieſem Bilde das Koſtüm. Auch hier breitet ſich über Stadt und ſanftem Hügelgelände der Goldhimmel aus.

So anziehend das Gemälde auch in ſeinen Einzelheiten ſein mag, von dem Chriſtusgeſicht können wir uns ſchwer trennen. Es iſt eben deutſches Gemüt, das aus dieſem Antlitz hervorleuchtet; das Herbe wird durch die Innigkeit der Empfindung gemildert, ohne ganz aufgehoben zu werden. Die menſchliche Seite iſt mit Bedacht betont und die himmliſche iſt nicht vergeſſen worden. Es iſt das der ideal-reale Zug der deutſchen Kunſt. Wie ganz anders haben die Italiener die Darſtellung des Heilandes aufgefaßt, welcher Unterſchied zwiſchen Dürer und Raffael, zwiſchen Holbein und Leonardo da Vinci. Es ſind zwei Welten, die nebeneinander kreiſen und ſich doch um ganz verſchiedene Zentren bewegen.

Auch dieſes Gemälde iſt in freier Anlehnung an den Kupferſtich Martin Schongauers (B. 26) entſtanden.[1]

Das ſechſte Bild unſerer Paſſionsreihe ſtellt ein Motiv dar, das ſich in Schilderungen der Leiden Chriſti ſehr ſelten z. B. in ähnlicher Weiſe auf der öfters erwähnten Paſſionstafel Memlings vorfindet. Der Gegenſtand des Gemäldes iſt die Vorbereitung zur Kreuzigung.[2] In der Mitte des Gemäldes ſitzt der entkleidete und mit dem Lendentuche verſehene Heiland in ruhiger Haltung; ſein meiſterhaft gemaltes Antlitz gibt himmliſche Hoheit und irdiſchen Schmerz in packender Weiſe wieder.[3] Im linken Vordergrunde des Bildes iſt ein Henkersknecht mit dem Bohren der Löcher in die Kreuzesarme beſchäftigt und hinter ihm ſteht Pilatus und Kaiphas im Geſpräche. Bewaffnete ſchließen das Bild nach dieſer Seite hin ab. Den rechten Vorder- und Hintergrund nehmen die Soldaten ein, die um den Mantel Chriſti gewürfelt und ſich darüber entzweit haben. Sie liegen ſich nun in den Haaren und ſuchen mit Gewalt zu entſcheiden, was die Laune des Würfelſpieles unentſchieden ließ. Im Hintergrunde ſind als Nebenſzene zwei hockende Männer und die drei aufgerichteten Kreuze ſichtbar.

Es iſt nun klar, daß das Hauptthema dieſes Bildes im Gegenſatze zu den anderen Gemälden unſerer Reihe nicht in der direkten Anlehnung

[1] S. die Abbildung bei Carl von Lützow: Geſchichte des deutſchen Kupferſtiches und Holzſchnittes. Berlin 1891. S. 36. — Vgl. Karl Woermann: Geſchichte der Kunſt aller Zeiten und Völker. Leipzig und Wien 1903, Bd II, S. 485.

[2] S. Tafel VIII.

[3] S. Tafel VI.

an den Bericht des Evangeliums wurzelt. Die Nebenszene der würfelnden Soldaten fußt auf Matth. 27, 35; Markus 15, 24; Luk. 23, 34; Joh. 19, 23; Pſalm 22, 19. Daß der einfache Vorgang der Kleiderteilung und Verloſung auch auf unſerem Bilde, gerade wie auf der Kreuzigung Altdorfers in der Gemäldegalerie zu Augsburg,[1] in eine Rauferei ausartet, das iſt charakteriſtiſch und aus dem Realismus herausgewachſen, in deſſen Rahmen ſich ja die deutſche Kunſt im 15. und 16. Jahrhundert mit Bewußtſein bewegte. Aus dem Spiel der würfelnden Krieger iſt eine Wirtshausszene geworden, deren Ausgang in alter und neuer Zeit ſich immer von neuem wiederholt. Solche Schilderungen ſind nicht auf dem Boden der philoſophiſchen Reflexion entſtanden. Sie wollen nicht den Satz, daß aus dem Spiel Streit entſtehen kann, bildlich darſtellen, der Maler hat hier wirklich geſehenes, vielleicht auch miterlebtes Leben geſchildert. Es iſt nicht Raffinement, ſondern Naivität, denn den Eindruck der letzteren ruft die deutſche Kunſt dieſer Epoche trotz aller realen Züge hervor. Es iſt auch hierin der nachhaltige Einfluß der geiſtlichen Schauſpiele zu erblicken. „Dramatiſche Energie und lebhafter Sinn für derbe Charakteriſtik ſind die hervorſtechenden Züge der Volksſchauſpiele; ſollte der Maler andere Neigungen beſitzen, bei ſeinen Auftraggebern andere vorausſetzen? Und mehr als dies, ſollte der Maler die bibliſchen Ereigniſſe ſich anders vergegenwärtigen, als er ſie durch Dichter und Schauſpieler unter verſtändnisvoller und mächtiger Teilnahme aller Zuſchauer vergegenwärtigt ſah“?[2]

Das Loswerfen um das Gewand Chriſti erzählen die Evangeliſten im unmittelbaren Anſchluß an die vollzogene Kreuzigung. Dem entſprechend wird dieſe Szene in der Regel auf den Kreuzigungsbildern wiedergegeben. So finden wir die würfelnden Soldaten zu Füßen des Kreuzes nicht nur auf der älteſten, ſicher datierten Darſtellung der Kreuzigung, auf einer Miniatur in der Biblioteca Laurenziana zu Florenz aus dem ſyriſchen Manuſkript des Mönches Rabulas aus dem Kloſter Zagba in Meſopotamien vom Jahre 586,[3] desgleichen auf einer Miniatur im Kodex Egberti zu Trier ungefähr aus dem Jahre 1000,[4] ſondern auch bei Dürer und Holbein und vielen andern. In unſerer Paſſionsreihe nun ſind die würfelnden Schergen nicht auf das Kreuzigungsbild verlegt, ſondern mit Außerachtlaſſung des hiſtoriſchen Vorganges

[1] Vgl. die Abbildung bei Janitſchek, a. a. O., S. 418.
[2] Ebenda S. 217.
[3] Vgl. die Abbildung bei Detzel, a. a. O., Bd. I, S. 395.
[4] Vgl. die Abbildung ebenda S. 403.

auf die Vorbereitung zur Kreuzigung herübergezogen. Und das geſchah mit Vorbedacht aus guten Gründen. Die Kreuzigung bildet den Höhepunkt unſerer Paſſionsreihe. Während wir an den übrigen Bildern Geſellen- und Meiſterhand unterſcheiden zu können vermeinen, iſt dieſes Gemälde das Werk eines Künſtlers. Der Maler war hier von ſeiner Aufgabe ſo ſehr durchdrungen, von ihrer Höhe ſo ſehr begeiſtert, daß er auf die Epiſodendarſtellung vergaß, die ſich auf den andern ſieben Gemälden ausnahmslos in mehrfacher Anwendung vorfinden. Sein Hauptziel war die Schilderung des Gekreuzigten und die ſcharfe Individualiſierung der beiden Gruppen am Kreuz. Aus dieſem Grunde hat er die loſenden Soldaten, entgegen dem geſchichtlichen Gebrauche auf dem vorhergehenden Bilde gemalt. Schon räumlich wäre dieſe Szene auf der Kreuzigung unmöglich geweſen, wenn der Meiſter nicht ſeine Hauptaufgabe beeinträchtigen wollte. Um ſich auf der Kreuzigung voll entwickeln zu können, ließ der Maler alles ſonſt übliche Beiwerk fort.

Die Vorbereitung zur Kreuzigung iſt uns auch in anderer Beziehung bemerkenswert. Sie ſtellt ſich nämlich dadurch, daß ſie ſich nicht an die bibliſche Erzählung hält, ſondern die Paſſionsgeſchichte aus eigenem Antrieb heraus um eine „Station“ vermehrt, als Kennzeichen des mittelalterlichen Geiſtes dar, der die Leiden Chriſti in erſter Linie mit menſchlichem Auge anſah. Deshalb iſt es auch gewiß, daß dieſes Bild nicht eine Schöpfung freier künſtleriſcher Phantaſie iſt, denn die Veranlaſſung, ſei es direkt oder indirekt, hat das geiſtliche Schauſpiel geboten, deſſen Stärke, oder ſollen wir vielmehr ſagen, deſſen Schwäche in einer weitgehenden Ausgeſtaltung des an und für ſich oft dürftigen bibliſchen Stoffes beſtand. Wenn wir nun in einer Paſſionsreihe ein Motiv antreffen, für das der Text des Evangeliums keine Handhabe bot, das ſich aber in die logiſch-techniſche Entwicklung wohl einreihen läßt, ſo iſt darin ein Ergebnis jenes Realismus gegeben, der in den geiſtlichen Spielen das erſte Wort ſprach und natürlich in weiterer Wechſelwirkung auf die Malerei beſtimmenden Einfluß nehmen mußte.

Ohne Zweifel das bedeutendſte Bild unter den acht Mediaſcher Altargemälden iſt die Kreuzigung.[1] Dieſes Gemälde bildet einen Gipfelpunkt der Kunſtdenkmäler im Bereiche der ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Landeskirche. Mußten wir an den übrigen Bildern des Altares unſere Bewunderung Einzelheiten zuwenden, ſo werden ihr hier keine Schranken auferlegt. Hier iſt alles ſchön, alles erhaben, alles harmoniſch aufgefaßt und wiedergegeben. Konnte man aus den übrigen Bildern die Meiſterſchaft

[1] S. Tafel III, IV, V, VI und VII.

unſeres Künſtlers ahnen, hier hat ſie ſich mit voller Lebensfriſche entfaltet.

Die Mitte des Bildes nimmt Chriſtus am Kreuze ein. Der hagere, etwas lange Leib iſt mit dem Lendentuche bekleidet, deſſen Enden im Winde flattern. Auf dem Antlitz malt ſich höchſter Schmerz, das Auge iſt halb gebrochen und der Mund leiſe geöffnet.[1] Das alles ſcheint darauf hinzudeuten, daß der Künſtler nicht den toten, ſondern den ſterbenden Heiland darſtellen wollte. Aus der Seitenwunde rinnt ein langer Strom Blutes nieder, das Haupt mit Nimbus und Dornenkrone hängt ſchwer zur rechten Seite geneigt, die ganze Geſtalt ruft den Eindruck ergreifender Schönheit hervor. Auf der rechten Seite des Kreuzes, im linken Vordergrunde des Gemäldes werden in fünf Frauengeſtalten Maria, Maria Magdalena, Maria Kleophä, Maria Jacobi, Maria Salome und der Lieblingsjünger Johannes dargeſtellt. Auf ihren Geſichtern drückt ſich ſchmerzlichſte Trauer aus. Wahrhaft rührend iſt Maria, die mit gefalteten Händen tränenden Auges zum ſcheidenden Sohne emporblickt.[2] Von feiner Beobachtung zeugt die Frau mit dem weißen Kopftuche im Hintergrunde der Gruppe, wie ſie zur Seite blickt und den Mantel vor den Mund hält, als wollte ſie den hervorbrechenden Schmerz gewaltſam zurückhalten. Auch Johannes kämpft mit ſich und unterdrückt ein krampfhaftes Schluchzen.[3]

Der Maler iſt alſo bemüht geweſen, der Schilderung höchſten Affektes aus dem Wege zu gehen. Er wollte nicht die Verzweiflung der ſchwer geprüften Mutter und Verwandten und des bis ins Herz erſchütterten Jüngers zur Anſchauung bringen, er hat mit Abſicht Ruhe in die Trauernden gebracht, und doch weht hier wirkliches Leben. Es iſt nicht leeres Pathos, was er bietet, er hatte tiefen Sinn für die Wiedergabe des „Tiefinnerlichen in geſchloſſener Haltung.“[4] In dieſer Hinſicht hat Janitſchek[5] von Dürers grüner Paſſion ſehr ſchön geſagt: „Auch Einzelheiten zeigen für die Vertiefung der Auffaſſung des Stoffes; Maria iſt in Schmerz gleichſam eingehüllt, aber äußerliche Mittel, ohnmächtiges Zuſammenknicken, Aufſchreien, Emporſtrecken der Arme ſind verſchmäht . . . mag Adam Kraft mit ſeinen ſieben Stationen zum Johannes-Friedhof dem Meiſter in Dämpfung des Pathos zugunſten vertiefterer Auffaſſung des idealen Gehaltes vorangegangen ſein, dennoch hat erſt Dürer ganz

[1] S. Tafel IV.
[2] S. Tafel V und VI.
[3] S. Tafel V.
[4] Detzel, a. a. O., Bd. I, S. 416.
[5] a. a. O., S. 342.

und voll das lärmende pathetiſche Paſſionsſpiel in ein pſychologiſches Drama umgewandelt“

Dem Berichte des Evangeliums nach[1] ſtanden beim Kreuze nur Maria, Maria Kleophä, Maria Magdalena und Johannes. Wenn ſich auf unſerem Bilde außer dieſen Frauen noch Maria Jacobi und Maria Salome vorfinden, wie wir das auf vielen Kreuzigungsdarſtellungen dieſer und der folgenden Zeit beobachten können, ſo liegt der Grund für dieſes Abſchweifen von der evangeliſchen Tradition bei unſerem Bilde zunächſt im allgemeinen Gebrauche, in der überlieferten Form, wofür wieder das Beſtreben beſtimmend eingewirkt hat, durch Einbeziehung von mehreren heiligen Geſtalten die Szene lebendiger auszumalen.

So ſehr die Gruppe der Leidtragenden auf unſerem Gemälde ſchon in maleriſch-techniſcher Hinſicht uns anſpricht — man beachte nur die Stoffe der Kleidungsſtücke und den weichen und doch bewegten Faltenwurf — ſo gebietet dennoch die Objektivität auf die zwar nicht auffallende, aber dennoch vorhandene Verzeichnung im Geſichte des Johannes und der Maria Magdalena hinzuweiſen. In beiden Fällen iſt die Naſe etwas zu weit nach der linken Seite des Kopfes gerückt, auch ſonſt gibt es vielleicht noch hie und da etwas zu korrigieren. Wir meinen nun, das ſolche Fehler in der Zeichnung nicht aus dem Mangel an zeichneriſchem Talente unſeres Künſtlers entſprangen, ſondern mehr als Ungenauigkeiten zu beurteilen ſind, die ſich gerade bei dem damaligen handwerksmäßigen Kunſtbetrieb leicht einſtellen konnten. Man arbeitete faſt durchwegs auf Beſtellung, des lieben Unterhaltes willen und ſelbſt große Künſtler nahmen es mit Kleinigkeiten nicht immer genau. Der Beweis hiefür würde ſich unſchwer erbringen laſſen.

Auf der rechten Seite des Kreuzes iſt gewiſſermaßen als Pendant zu den Heiligen Pilatus und der Hauptmann abgebildet, hinter denen drei Bewaffnete ſtehen.[2] Die prächtige Geſtalt des Statthalters deutet mit dem Daumen auf den ſterbenden Heiland und der ausdrucksvolle, meiſterhaft gemalte Kopf wendet ſich im Geſpräche zu dem Hauptmann, auf deſſen Mienen ſich eine leiſe Wehmut widerſpiegelt. Die Veranlaſſung zu ſolcher Auffaſſung iſt in der Schriftſtelle Luk. 23, 47 begründet: „Da aber der Hauptmann ſahe, was da geſchah, pries er Gott, und ſprach: Fürwahr, dieſer iſt ein frommer Menſch geweſen.“ Die Art, wie die beiden Köpfe aufgefaßt ſind, indem hier in Pilatus das ſachliche Intereſſe an einer Handlung der Juſtiz und im Hauptmann die innere

[1] Joh. 19, 25—27.

[2] S. Tafel VII.

Ergriffenheit zum Ausdruck gebracht wird, zeigt von der Tiefe, mit der unser Künstler an die Lösung eines feinnuanzierten psychologischen Problems herangetreten ist. Mit bewußter Gegensätzlichkeit werden die drei Kriegsknechte in lächelndem Gespräche dargestellt und doch artet auch ihre Schilderung nicht in Rohheit und Derbheit aus, was wieder für den geläuterten Geschmack unseres Malers spricht, der alle drastischen äußeren Mittel zu vermeiden bestrebt war. Wehalb aber der dem Kreuze zunächst stehende Scherge einäugig ist, darüber gibt die Legende Aufschluß. Es ist dieser Kriegsknecht nämlich Longinus, der erblindet war, aber durch das ausströmende Blut Christi geheilt wurde.[1] Bei Detzel[2] lesen wir hierüber: „Der heilige Soldat Longinus soll aus der Provinz Isaurien in Kleinasien stammen; er gehörte zu jenen Soldaten, welche unter Anführung eines Hauptmannes bei der Kreuzigung Christi und der zwei Schächer die Wache zu halten hatten. Er soll das Blut aus der Seite Jesu aufgefangen und sich damit die Augen bestrichen haben, hierauf wurden ihm nach der griechischen Legende sogleich die Augen geöffnet. Dies haben einige (!) nicht auf die geistige, sondern auf die leibliche Blindheit bezogen; eine diesbezügliche Darstellung findet sich schon in einem angelsächsischen Manuskript aus dem 10. Jahrhundert."

Das Kreuz auf unserem Bilde zeigt die einfache T-Form, analog der Form auf der Kreuztragung unserer Passionsreihe. Der Oberteil ist demnach fortgelassen, und an seine Stelle trat der Titulus INRI, und zwar entspricht dies dem fast zur Regel gewordenen Gebrauche des Spätmittelalters.[3] Außerdem hat sich der Meister hierin genau an seine Vorlagen gehalten.

Fesselt die Kreuzigung durch die ruhige Anordnung der Gestalten, durch Vorzüge innerer und äußerer Art, so kommt hiezu durch den landschaftlichen Hintergrund noch ein weiteres anziehendes Moment. Unter dem Goldhimmel dehnt sich die weiche Silhouette eines Hügelzuges und vor demselben liegt, die ganze Breite des Bildes einnehmend, Jerusalem, umsäumt von dichtem Baum- und Buschwerk, das die Stadt von einem Flusse trennt, auf dem die Schifflein nicht fehlen. Wohl hatte der Künstler die Absicht, Jerusalem auf seine Tafel zu bringen, aber auch hier sehen wir von der Höhe der Schädelstätte nicht auf eine Stadt des Morgenlandes hinüber, es ist deutscher Boden auf dem wir uns befinden. Das Stadtbild, das unser Gemälde so wirkungsvoll abgrenzt, mit

[1] Vgl. Otte, a. a. O., Bd. I, S. 539.
[2] a. a. O., Bd. II, S. 490.
[3] Vgl. Otte, a. a. O., Bd. I, S. 539.

ſeinen zahlreichen gotiſchen Kirchen, die alle der Dom überragt, mit ſeinen Türmen und Ringmauern, mit den ſpitzen Giebeldächern der Bürgerhäuſer, das iſt nicht das Jeruſalem Paläſtinas, ſondern die Stadt, wie ſie der deutſche Künſtler ſo oft in ſeiner Heimat geſehen und hier nun wiedergegeben hat. Und dies war für die realiſtiſche Richtung jener Zeit ſchließlich nicht anders möglich. Denn „je unabhängiger von“ Adel und Kleriſei „das Bürgertum in den Städten ſich entwickelte, um ſo mehr Nahrung erhielt dieſer Realismus. Seitdem die geiſtlichen Schauſpiele die Kirchen verlaſſen und ihre Bühnen im Freien aufgeſchlagen hatten, ſeitdem Schauſpieler und Regiſſeurs nicht mehr Kleriker, ſondern Zunftgenoſſen waren, und dementſprechend die Sprache der Schauſpiele nicht mehr die lateiniſche, ſondern die deutſche wurde, waren ſelbſt Gott und Teufel deutſch geworden und bürgerlich. Nicht im fernen Lande, in entlegener Zeit, ſondern auf heimiſchem Grund und Boden, in lebensvoller Gegenwart vollzog ſich immer von neuem das Geheimnis der Erlöſung — kaum zum Nachteil echter Erbauung.“ [1]

Man hat hin und wieder daran gedacht, im Jeruſalem unſerer Kreuzigung eine Anlehnung an Mediaſch und ſeine Lage zu erblicken. Ein genauerer Vergleich läßt jedoch dieſe Anſicht ſchon landſchaftlich nicht zu, außerdem kann Mediaſch um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts ſo reich und wohlgebaut nicht geweſen ſein. Dagegen läßt ſich gerade von dem landſchaftlichen Teile unſeres Bildes eine Brücke zu jener Richtung hinüber ſchlagen, die im Geiſte Rogers van der Weyden weitergearbeitet und dem ausgeführten landſchaftlichen Hintergrund eine Behandlungsweiſe und Liebe entgegenbrachte, die ſich auch auf unſerem Bilde vorfindet. Wenn wir Rogers „Kreuzigung“ in Wien,[2] dann ſeine „Anbetung der Könige“ in der alten Pinakothek zu München,[3] oder ſeine „Klage um den Leichnam Chriſti“ im Mauritshuis im Haag,[4] ferner Memlings „Männliches Bildnis“ in der Accademia Carrara zu Bergamo,[5] ſeinen „Chriſtus am Kreuz mit Heiligen und Stiftern“ in der Pinakothek zu Vicenza[6] und ſo manches andere Gemälde dieſes Meiſters in Betracht ziehen, ſo laſſen ſich Züge in der Behandlung des landſchaftlichen Hintergrundes erkennen, die auch auf unſerer Kreuzigung wiederkehren. Trotz-

[1] Janitſchek, a. a. O., S. 217.
[2] Vgl. die Abbildung bei Gradmann, a. a. O., S. 467.
[3] Vgl. die Abbildung bei Kämmerer, Memling, S. 4.
[4] Ebenda S. 11.
[5] Ebenda S. 15.
[6] Ebenda S. 48.

dem sind diese Züge nicht übereinstimmend, sondern nur verwandt. Memling und Roger bleiben, wenn man so sagen darf, diskret, während unser Meister durch ein zu lebhaftes Kolorit seiner Stadt sich in dieser Beziehung nur als Schüler erwiesen hat. Dort sind die Gebäude des Hintergrundes ganz in den duftigen Luftton der Entfernung getaucht, hier treten sie durch die selbständige Behandlung zu sehr hervor und beeinträchtigen auf diese Weise ihren Charakter als Objekte in der Ferne.

An diesem Gemälde der Mediascher Passionsreihe läßt sich nun mit Sicherheit angeben, in welcher Art unser Maler seine Vorlagen benützt hat. Diese Vorlagen waren in den Kupferstichen Martin Schongauers gegeben, die unser Künstler in der Art verwendete, daß er zwei Kreuzigungsdarstellungen Schongauers in seinem Bilde verschmolz. Und zwar hat er für den Gekreuzigten genau die Darstellung des Kruzifixus auf der sogenannten „kleinsten Kreuzigung“[1] und für die eine der klagenden Frauen, die den linken Arm in ihren Mantel gewickelt hat, die Maria von derselben Kreuzigung zum Vorbild gehabt. Die Maria selber und Maria Magdalena, die das Kreuz umfängt, sind, ebenso wie die Frau auf der linken Seite des Bildes hinter Johannes der „Kreuzigung der Passion“ (B. 17)[2] entnommen. Daß dem Kreuze der Mediascher Kopie der obere Arm fehlt, entspricht vollkommen dem Gebrauche Martin Schongauers. Die Gruppe auf der rechten Seite des Bildes,[3] scheint unser Maler nicht nach einem Schongauerschen Stiche angefertigt, sondern dazu eine andere, dem Verfasser unbekannte Vorlage benützt zu haben.

Trotz der großen Unselbständigkeit, die unser Meister dadurch bewiesen hat, daß er sich in Zeichnung und Komposition an Martin Schongauer hielt, so hat er doch den entliehenen Gestalten seine Farbe und sein Gemüt gegeben. Der Gesichtsausdruck der klagenden Frauen und der unendliche Schmerz im Christusantlitz[4] sind Zeugnisse seiner eigenen hohen Begabung. Nur ein wirklicher Künstler konnte einen solchen Christuskopf malen, wie er auf unserer Kreuzigung vorkommt.

Für die Datierung unseres Altares ist es nun wichtig, daß wir einige Vorlagen unserer Gemälde kennen, deren Datierung durch die anerkannten Ergebnisse der Wendland'schen Arbeit feststeht.[5]

---

[1] S. die Abbildung bei Hans Wendland: Martin Schongauer als Kupferstecher. Berlin 1907. S. 16.

[2] S. die Abbildung ebenda S. 32.

[3] S. Tafel III und VII.

[4] S. Tafel IV.

[5] Vgl. Ernst Polaczeks Kritik der Wendland'schen Arbeit in den Monatsheften der kunsthistorischen Literatur, 1907. S. 80 ff.

Die Kreuzigung B. 17 und die „kleinſte Kreuzigung“ ſind zwiſchen den Jahren 1474 bis 1479 entſtanden.[1] Aus dieſem Grunde kann der Mediaſcher Altar vor dem Jahre 1474 nicht entſtanden ſein.

Hier mag nun auch die Bemerkung Raum finden, daß Gemälde nach Kupferſtichen Martin Schongauers auch ſonſt noch zu finden ſind und es iſt eine ganze Reihe ſolcher Kopien bei oberdeutſchen Malern und Bildhauern nachgewieſen worden.[2]

Das letzte und achte Bild unſerer Paſſionsreihe iſt die Auferſtehung Chriſti.[3] Die Kompoſition dieſer Szene erinnert in überaus lebhafter Weiſe an den bekannten Kupferſtich Martin Schongauers.[4] Für die Figur Jeſu hat Schongauers Stich ohne Zweifel als Vorlage gedient, wenn auch mit kleinen Abweichungen. Die Geſamthaltung des Körpers, die Art wie der Mantel getragen und von der linken Hand, die gleichzeitig die Siegesfahne hält, an einem Zipfel angefaßt wird, weiſen unverkennbar auf die Quelle der Abhängigkeit unſeres Bildes hin. Dasſelbe läßt ſich von der Armbruſt des einen Wächters behaupten. Sonſt hat unſer Maler ſeine Vorlage frei umgearbeitet, wozu er durch das Beſtreben, für die Darſtellung der Nebenſzene, die Chriſtus in der Vorhalle behandelt, Raum zu ſchaffen, veranlaßt worden war. Seiner Natur widerſtrebte das einfache Abzeichnen eines fremden Bildes. Hiefür bietet einen ſichtbaren Beweis der Umſtand, daß trotz der großen Übereinſtimmung das Geſicht Chriſti auch hier völlig andere Züge zeigt, als auf Schongauers Kupferſtich.

Von großer Wichtigkeit aber erſcheint die Tatſache überhaupt, die uns hier zu dem großen Martin Schongauer führt, „der der Malerei des Oberrheins eine herrſchende Stellung zu erringen beſtimmt war.“[5] Uns aber mutet es ſeltſam feierlich und in dem Gefühle der Vereinſamung und Zerſtreuung wunderbar erhebend an, wenn der Geiſt hochbedeutender und führender Männer in ſo ſichtbarer Weiſe ſich bei uns lebendig erhalten hat. Es iſt auch dies ein erneuter Beweis dafür, wie hier der Zuſammenhang mit der Kultur des deutſchen Mutterlandes auf jedem Gebiete zu allen Zeiten rege blieb und bis auf den heutigen Tag nicht erſtorben iſt. Für die Geſchichte des Kunſthandwerkes — wir verſtehen den Ausdruck im mittelalterlichen, nicht im modernen Sinne — iſt das Auftreten

[1] Vgl. Wendland, a. a. O., S. 123 und 128.

[2] Vgl. H. A. Schmid: Kopien nach Kupferſtichen von Schongauer bei oberdeutſchen Malern und Bildhauern. Repertorium XV., S. 19.

[3] S. Tafel IX.

[4] Vgl. die Abbildung bei Detzel, a. a. O., Bd. I. S. 479.

[5] Janitſchek, a. a. O., S. 249.

von Geſtalten Schongauers am Mediaſcher Altar, ebenſo wie die Benützung von Werken Dürers als Vorlagen für die Gemälde am Hermannſtädter Marienaltar[1] und an dem Altar zu Schweiſcher,[2] lehrreich und bezeichnend.

Wie übrigens Gemälde bedeutender Künſtler Verwendung fanden, das beweiſt in köſtlicher Weiſe der Meiſter der heiligen Sippe, der auf der „Anbetung der Könige" einen der Weiſen aus dem Morgenlande genau nach Jan van Eycks herrlichem Bilde: „Der Mann mit den Nelken" in der königlichen Gemäldegalerie zu Berlin gemalt hat.[3]

An die großen Meiſter, beſonders an ihre leichter zugänglichen Werke, und dies waren eben die Holzſchnitte und Kupferſtiche, lehnte man ſich gerne an, und wenn ein junger Meiſter in die weite Welt zog, um Arbeit zu ſuchen, ſo trug er in ſeinem Reiſeſack manches Blatt mit, das er ſpäter zu verwenden hoffte. Daß die deutſchen Künſtler gerne die Deutſchen im Auslande aufſuchten, das beweiſt nicht nur die Zahl der Kunſtwerke ſelbſt, welche nicht von einheimiſchen Meiſtern herrühren, ſondern auch die Tatſache, daß nach dem im Jahre 1533 erfolgten Tode des Veit Stoß von den Teſtamentsexekutoren Boten nach Polen, Böhmen, Ungarn und nach Siebenbürgen geſchickt wurden, „um Forderungen einzutreiben oder nach ſeinen Waren zu ſehen."[4]

Die Kompoſition unſeres Auferſtehungsbildes trägt als ſolches den Charakter der Gemälde gleichen Gegenſtandes jener Zeit. Ein Engel hebt die ſchwere Platte von dem im Gegenſatz zur Schrift[5] als Sarkophag gedachten Grabe ab. Die Wächter, im Zuſtande des Schlafens und des Erwachens, dienen auch hier als willkommene Gelegenheit phyſiognomiſche Aufgaben zu löſen, indem ein Krieger ſchlafend, die andern in verſchiedenen Graden des Erwachens geſchildert werden. Die Fahne Chriſti zeigt, abgeſehen von der Anlehnung an Schongauer, die traditionelle Form, nämlich das Kreuzpanier, das „aus dem frühmittelalterlichen thaumaturgiſchen Kreuzesſtabe" entſtanden iſt.[6] Dieſer Kreuzesſtab geht in ſehr frühe Zeit zurück, denn „Chriſtus als Lehrer und

[1] Vgl. Reißenberger, a. a. O., S. 46.

[2] Hier in der farbigen Ausführung des Holzſchnittes: Die wunderbare Meſſe des heil. Gregor vom Jahre 1511; ſ. die Abbildung bei Knackfuß, Dürer, S. 77.

[3] Vgl. die Abbildungen 48 und 49, ſowie den Text hiezu bei L. Kämmerer. H. und J. van Eyck, Bielefeld und Leipzig 1898, S. 64.

[4] Vgl. Lübke, Geſchichte der Plaſtik. Leipzig 1880, Bd. II, S. 705 und J. Baader, Beiträge zur Kunſtgeſchichte Nürnbergs. Bd. II, S. 46. — Roth, Plaſtik, S. 57 ff.

[5] Vgl. Roth: Das Mühlbächer Altarwerk, S. 33.

[6] Otte, a. a. O., Bd. I, S. 542.

Wundertäter erſcheint in altchriſtlichen Darſtellungen mit einem gertenartigen Stabe (entſprechend dem Stabe Moſis, Exod. 17. 6), den das Frühmittelalter in einen Kreuzſtab verwandelte und dem Herrn als bezeichnendes Attribut . . . beigab.“ [1]

Das Chriſtusgeſicht unſeres Bildes kann unſer Empfinden nicht befriedigen. Es iſt im Gegenſatz zu den Chriſtusköpfen auf einigen der vorigen Bilder zu matt, zu wenig charakteriſch, es iſt, mit einem Worte, nicht genügend herausgearbeitet. Auf Schongauers Kupferſtich iſt, wie ſchon bemerkt, der Geſichtsausdruck ein anderer, als auf unſerem Gemälde. Wir können es verſtehen, wenn unſer Künſtler bemüht war, das Geſicht ſeines Chriſtus anders zu formen, als es auf ſeiner Vorlage der Fall iſt, aber beſſer iſt es ihm darum nicht gelungen. Es mag ſein, daß er durch das Träumeriſche die überirdiſche Erſcheinung, die Verklärung des Herrn darſtellen wollte, aber wo der menſchlichen Vorſtellungskraft überhaupt Schranken gezogen werden, da findet auch der künſtleriſche Ausdruck ſolcher Vorſtellungen ſeine natürliche Grenze. Wir glauben die Abſicht des Künſtlers zu erkennen, aber die Tat iſt hinter dem Willen zurückgeblieben.

Im linken Mittelgrunde unſeres Gemäldes finden wir in einer Nebenſzene als völlig ſelbſtändiges Bild „Chriſtus in der Vorhölle“. Jeſus mit dem Kreuzpanier hat die Pforten der Hölle, hier als Torgebäude aufgeführt, aufgebrochen. Ein Torflügel liegt auf einem Teufel, andere hocken und ſpringen auf dem Geſims umher. Feuerflammen und Rauch deuten auf den Ort der Schrecken hin. Durch die geöffneten Pforten ſtrömen Erlöſte hervor, Adam, dem der Heiland die Hand reicht, Eva, Johannes der Täufer mit ſchwarzem Bart [2] und andere mit lebhaftem Händeſpiel, Erlöſung ſuchende Geſtalten. Zur Erklärung dieſer Nebenſzene lieſt man bei Otte: [3] „Chriſtus in der Vorhölle, nach dem apokryphiſchen Evangelium des Nikodemus: der verherrlichte Erlöſer mit dem Kreuzpaniere triumphierend vor dem offenen Höllenſchlunde ſtehend, um die in demſelben befindlichen altteſtamentlichen Geſtalten (zunächſt Adam, Eva, Abel, Lot, Jeſaias, den Greis Symeon, Johannes den Täufer) zu erlöſen. Der Herr ergreift den Adam bei der Hand; dieſer trägt das Triumphkreuz. — Die Hölle wird . . . auch als eine Burg

[1] Otte, a. a. O., Bd. I, S. 532.

[2] Die Auffaſſung des Johanneskopfes erinnert, wenigſtens was Haupt- und Barthaar ſowie das breite Geſicht anbelangt, an den Johannes des Hubert van Eyck am Genter Altar. Vgl. die Abbildung bei Kämmerer, a. a. O., S. 29.

[3] a. a. O., Bd. I, S. 542.

dargeſtellt, deren umgeſtürzte Pforten der Heiland unter die Füße tritt, der Teufel liegt gebunden „vinculis aeternis.“ Ep. Judä. V. 6.“ [1] Die Geſtalt der Eva iſt ein anmutiges Figürchen, das vom Künſtler mit ſichtbarer Liebe geſchaffen wurde, nicht aus freier Phantaſie heraus, ſondern nach einem Modell, deſſen anatomiſche Vorzüge ebenſo wiedergegeben worden ſind, wie ſeine Unſchönheiten.

Auch dieſes Bild entbehrt des landſchaftlichen Schmuckes nicht. Unter dem Goldhimmel werden Berge, Bäume, Gräſer und ein Teil Jeruſalems ſichtbar, das in architektoniſchen Einzelheiten ſich feſt an das Jeruſalem auf der Kreuzigung anſchließt. In Windungen führt aus der Stadt ein Weg heraus über Wieſen und Gründe und in der Ferne nahen die heiligen Frauen der Stätte des Grabes. —

Die Technik unſerer Altarbilder zeigt alle Sorgfalt, mit der man im Mittelalter malte. Auf die Holztafeln wurde zunächſt eine grobkörnige Leinwand geleimt, damit der Kreidegrund um ſo feſter darauf haſte. Dieſer ſelbſt beſteht aus einer Miſchung von Leim und Kreide und wurde nach dem Erhärten ſorgfältig geglättet. Auch auf unſeren Bildern wurden die Stellen, die vergoldet werden ſollten, zuerſt rot (wahrſcheinlich mit Mennige) ausgemalt und hierauf mit Schlaggoldblättchen ausgelegt, die von einem Klebemittel feſtgehalten wurden.[2]

Die Ausführung der Bilder iſt gewandt, ſicher in der Beherrſchung der maleriſchen Mittel. Gewiß haben andere Maler — Namen ließen ſich da ſehr viele anführen — ſchöner, weicher, ſorgfältiger gemalt, aber unſer Maler hat ſeine Sache zum mindeſten auch verſtanden. Wie ſicher weiß er nur den Faltenwurf der Gewänder zu handhaben und die verſchiedenen Stoffarten kenntlich zu machen: hier feines Linnen, dort rauhhaariger Wollſtoff, dort glattes Tuch, hier ſchwerer Brokat. Auch das Inkarnat weiß er zu behandeln! Wie lebenswahr wirkt doch mancher ſeiner Köpfe allein durch den friſchen Fleiſchton, wie ergreifend auch die blutleere Bläſſe des gemarterten oder ſterbenden Chriſtus. Und trotzdem lag ſeine Stärke nicht in koloriſtiſcher Begabung. Die Harmonie ſcheint nicht immer hergeſtellt worden zu ſein. Das gegenſeitige Abtönen der Farben iſt nicht überall erwogen und durchgeführt worden. Das Grelle, beinahe Schreiende hätte hie und da gemildert werden können. Derartige Mängel mögen gegenwärtig allerdings auffallender hervortreten, als es vor mehr als 400 Jahren der Fall

[1] Vgl. auch Dürers Chriſtus in der Vorhölle aus der Kupferſtichpaſſion vom Jahre 1512, abgebildet bei Knackfuß, a. a. O., S. 83.

[2] Vgl. A. Schultz, a. a. O., Bd. II, S. 157.

gewesen ist, außerdem aber kann vielleicht angenommen werden, daß sich eine weniger sorgfältige Zusammenstellung der Farben aus dem Charakter unserer Bilder als Teile einer großen Bestellung ergab. Daraus folgt auch die Tendenz auf dekorative Wirkung, die man gerade bei zusammenhängenden Altarbilderreihen beobachten kann. Im übrigen läßt sich heute über die Farbengebung unserer Bilder das letzte Wort noch nicht sprechen. Denn „der Staub der Jahrhunderte" liegt in greifbaren Schichten auf den Tafeln. Die braunen, überhaupt die dunkleren Töne sind zum Teile stark nachgedunkelt und so wird erst eine sachkundige Säuberung und Auffrischung unserer Bilder die Möglichkeit einer objektiven Würdigung auch mit Rücksicht auf die koloristischen Eigenheiten unseres Meisters darbieten. —

Die Behandlung der Gewänder der Gestalten auf den Mediascher Altarbildern, die sich zum Teil im Faltenwurf enge an die Zeichnung der Schongauer'schen Stiche anlehnt, bietet nichts von speziellem Interesse. Es läßt sich auch hier die Wahrnehmung machen, daß für die Heiligenfiguren die ideale, durch alten Gebrauch überkommene Kleidungstype verwendet wurde,[1] während die weltlichen Gestalten durchwegs in das Zeitkostüm gekleidet sind, das hin und wieder vom Künstler im Sinne ihrer Bedeutung und nach Maßgabe des damaligen Gebrauches umgearbeitet wurde, wie das z. B. der römische Hauptmann auf der Kreuzigung zu erkennen gestattet. Das Bestreben, nicht nur die weltlichen Gestalten möglichst reich zu kleiden, sondern auch die Gewänder der Heiligen zu zieren und zu schmücken, drängte sich hin und wieder in den Vordergrund, so auf den beiden Gemälden, einer Anbetung und einer Kreuzigung, auf dem Diptychon-Altar der Marienkirche zu Lübeck,[2] im allgemeinen herrscht aber von den Brüdern van Eyck angefangen bis auf Memling und Schongauer, und von da weiter bis auf Holbein und Dürer die Unterscheidung einer heiligen und einer profanen Kleidung vor.[3]

Zu weiteren Bemerkungen geben die Kostüme unserer Bilder keinen Anlaß. Ihre Form und Ansicht ist aus den beigeschlossenen Tafeln leicht zu beurteilen. Hervorgehoben aber muß werden, daß gerade die zeichnerische Ausführung der Gewänder eine überaus sorgfältige zu nennen ist. Gewissenhaft hat unser Künstler jedes Fältchen beachtet und so auch

[1] Vgl. Otte, a. a. O., Bd. I, S. 463 und V. Roth: Die Freskomalereien im Chor der Kirche zu Malmkrog. Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, 1903, Bd. XXVI, S. 141 f.

[2] Abgebildet in den Tafeln bei Münzenberger und Beißel, a. a. O.

[3] Vgl. hiezu auch die Kreuzigung des Meisters der Lyversbergschen Passion, abgebildet bei Janitschek, a. a. O., S. 236 b.

hierin nach größter Naturtreue geſtrebt. Solcher Kunſtgepflogenheit hatte gewiß auch das Publikum den nächſten und nachhaltigſten Impuls geboten, denn das, was jeder zu beurteilen verſtand, wollte man ganz genau und lebenswahr auf dem Bilde ſehen. Auf Äußerlichkeiten, auf Schmuck und Waffen, auf Kleidung und ſonſtiges Beiwerk mußte der Maler großes Gewicht legen, wenn anders er nicht Gefahr laufen wollte, das Mißfallen ſeiner Auftraggeber zu erregen. Auch aus dem Weſen der Kunſt als einer gewerblichen Übung begreifen wir das Bemühen nach minutiöſer Schilderung von Kleinigkeiten, denn ihre mehr oder minder gewandte Beherrſchung machte die Vorzüge und den Wert eines Geſellen aus. Wir denken heute über ſolche Dinge mit Recht anders, aber wie ſehr die Forderung nach Geſchicklichkeit in ſolcher Kleinigkeitskrämerei in die allgemeinen Begriffe von Kunſt und in ihre Auffaſſung übergegangen war, beweiſen ſelbſt die Heroen der deutſchen Renaiſſance, die bei aller Genialität von jenen Begriffen loszukommen nicht imſtande waren und es auch nicht wollten. Und doch iſt auch die Virtuoſität in der maleriſchen Behandlung und Ausführung von Nebendingen, ebenſo die techniſche Subtilität wohl geeignet, unſer Staunen wachzurufen. Und wenn wir auch nicht behaupten wollen, es ſei in dieſer Hinſicht an den Mediaſcher Altarbildern Unübertroffenes geleiſtet worden, ſo vermögen ſie es dennoch, einem Meiſter Achtung zu gewinnen, der auch hierin ſeinen Mann zu ſtellen gewußt hat. Dies aber auch deshalb, weil die „ſchöpferiſche Kraft“ unſeres Künſtlers über allen Ergebniſſen „handwerklicher Dreſſur“ immer wieder zum Durchbruch gelangt. —

Sind bis nun der Altartiſch, die Predella, der Altaraufſatz und die Altarbilder betrachtet worden, ſo verlangt noch die Bekrönung einiger Worte der Beſchreibung. Außer auf dem Bogeſchdorfer, Birthälmer und Malmkroger Altar[1] hat ſich eine gotiſche Bekrönung im Bereiche unſerer Landeskirche nirgends erhalten — ſie war eben der zerbrechlichſte und zarteſte Teil des Altares. An unſerem Flügelaltar beſteht ſie im weſentlichen aus drei Türmchen über dem Altarſchrein, die auf beiden Seiten durch eine aus Spitzbogen und Fialen gebildete Galerie flankiert werden. Zwiſchen den drei Türmchen befinden ſich zwei hochaufſtrebende Fialen. Von den Türmen ſelbſt ruht der Helm des mittleren auf ſechs, der der andern auf vier Säulchen. Der linke Turmhelm läuft in die Kreuzesblume aus, auf dem rechten iſt ſie abgebrochen. Die ganze Bekrönung iſt aus Holz geſchnitzt, mit Leinwand überzogen und dieſe mit einem Kreidegrund belegt, auf

[1] Vgl. V. Roth: Das Altarwerk zu Malmkrog, Korreſpondenzblatt des Vereins für ſiebenb. Landesk. Bd. XXV, S. 125.

dem die Vergoldung angebracht ist. Der Eindruck der Bekrönung ist der des Zarten und das steht im großen Widerspruche mit dem massigen Aufbau des Altarwerkes. Die logische architektonische Gliederung mußte dadurch zu kurz kommen. Allerdings mag früher dieser Übelstand weniger auffallend gewesen sein, denn unter den Turmhelmen, an dessen Rand sich „drei Wappen, das von Mediasch, eine offene Hand, und das des Königreichs Ungarn, geteilt in das Doppelkreuz und die vier Flüsse“ [1] befinden, standen ehemals ohne Zweifel Statuen, die durch ihre Fülle mehr Masse in die Bekrönung brachten. Die Bekrönung unseres Altares ist in vielfacher Beziehung der des Altares in der Kreuzkirche zu Nürnberg ähnlich.[2]

Obwohl die Beantwortung der Frage, welche Heiligen die leider verloren gegangenen Statuen unseres Altares dargestellt haben, nicht gut möglich ist, so können wir aus dem oft und oft gepflogenen Gebrauche vielleicht nicht mit Unrecht schließen, daß unter dem untern Baldachin des Mittelturmes der Kruzifixus, links Maria und rechts Johannes der Jünger und oberhalb des Gekreuzigten, unter dem oberen Baldachin die Madonna mit dem Christuskindlein ihren Standort gehabt haben. So wenigstens ist die Anordnung auf dem schon erwähnten Altar in der Kreuzkirche zu Nürnberg, auf dem Hochaltar der Kirche zu Blaubeuren in Württemberg, ähnlich auf dem Hochaltar der Kirche zu Tiefenbronn, auf dem Altar zu Pinzon in Süd-Tirol usf.[3] Solange aber keine verbürgten Nachrichten über den abhanden gekommenen statuarischen Schmuck Kunde geben, müssen wir uns mit bloßen Vermutungen begnügen.

In dem Umstand, daß eine naturgemäß leicht und aufstrebend aufgebaute Bekrönung gotischer Konstruktion auf einen massigen Altar aufgesetzt ist, lag die Gefahr ästhetischer Gegensätze. Daß er aber durch eine gedrängtere kräftigere Behandlung der Bekrönung bis zur völligen Beseitigung gemildert werden konnte, das zeigt der kostbare Hochaltar Michael Pachers in der Kirche zu St. Wolfgang in Österreich.[4] Hier wächst die Bekrönung in entzückender Weise organisch aus dem Schranke heraus, steigt immer höher und höher, der menschlichen Sehnsucht nach Frieden und Gott Ziel und Weg weisend. Wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf, so kann man dasselbe auch von dem prächtigen Altar in Bogeschdorf sagen. —

[1] Werner, a. a. O., S. 20.

[2] S. die Abbildung in den Tafeln bei Münzenberger und Beißel, a. a. O.

[3] Vgl. die Abbildungen ebenda.

[4] Vgl. die Abbildungen ebenda.

Das Mediaſcher Altarwerk iſt nicht mehr vollſtändig erhalten. Die Flügelreliefs, die drei Statuen des Schreines, die vier Skulpturen der Bekrönung, ſowie die vier Figürchen der Predella ſind verloren gegangen, für die ſiebenbürgiſch-ſächſiſche Kunſtgeſchichte ein unerſetzlicher, ſchmerzlicher Verluſt. Die Malereien an den Konſolvoluten der Predella ſind nur noch in einem kümmerlichen Reſt vorhanden.[1] Da auch die Altargemälde in ihrem Kolorit durch die Einflüſſe der Luft, oft auch durch frevelnde Menſchenhand gelitten haben, und da die Holzkonſtruktion an vielen Stellen zu vermorſchen beginnt, ſo läßt ſich der Gedanke an eine immer notwendiger werdende Renovierung, beziehungsweiſe Rekonſtruktion auf die Dauer nicht mehr zurückweiſen.[2]

Es gehört gewiß nicht zu den leichteſten Aufgaben eines kleinen und armen Volkes, den überlieferten Beſitzſtand der Väter weiter auszubauen, für die Erforderniſſe der Gegenwart Sorge zu tragen, den Geboten des Tages Gehorſam zu leiſten und dazu noch aus Pietät und aus Idealismus das Alte, dem Untergange nahe zu erneuern, zu retten und ſo den ſpäten Enkeln zu erhalten. Auch die Kunſtdenkmäler gehören zu den geiſtigen Errungenſchaften und wer möchte ſie zugrunde gehen ſehen, ohne Hand und Herz für ſie einzuſetzen?! Wie aber die Wert-

[1] „Auch die Winkel-Zwickel (= Konſolvoluten) zwiſchen Predella und Altarflügeln waren bemalt. Die Bilder ſind aber in neuerer Zeit übertüncht worden und es iſt nur noch auf der rechten Seite der Kopf eines Mannes erkennbar, der ſehr wahrſcheinlich Porträt iſt und an dieſer Stelle nur Bezug haben kann auf einen etwaigen Donator. Die vortreffliche Ausführung dieſes Fragmentes läßt die Übertünchung dieſer Bilder ſehr bedauern.“ Werner, a. a. O., S. 19.

[2] Da es ſich hier nicht nur um Gemälderestaurationen, ſondern auch um künſtleriſche Neuſchöpfungen handelt, ſo werden die Erneuerungsarbeiten an unſerem Altarwerke nicht unbedeutende Koſten verurſachen. Derartige Arbeiten aber können nur von künſtleriſch und archäologiſch geſchulten Meiſtern durchgeführt werden, ſoll die Zahl jener Kunſtaltertümer nicht vermehrt werden, die durch Pfuſcherei verunſtaltet wurden. Wie ſchon oben (S. 202) ausgeführt worden iſt, kann nicht mehr beſtimmt werden, was die abhanden gekommenen Statuen dargeſtellt haben und doch muß, im Falle heute oder morgen dieſe Frage aktuell wird, eine beſtimmte Entſcheidung getroffen werden. Nach der unmaßgeblichen Meinung des Verfaſſers würden ſich zur Aufſtellung empfehlen: die vier Evangeliſten für die Predella, Paulus, Chriſtus, Petrus für den Altarſchrein, Verkündigung Maria, Geburt Chriſti, Anbetung der drei Könige, Darſtellung oder der 12jährige Jeſus im Tempel in Reliefs für die Flügel, der Gekreuzigte, Maria und Johannes für die drei Türmchen und die Madonna mit dem Chriſtuskindchen unter den oberſten Baldachin des Mitteltürmchens. Für die Erneuerung der Malereien auf den Konſolvoluten dürften die nach Ablöſung der Farbe wieder zutage tretenden Reſte der alten Malereien maßgebend ſein.

ſchätzung auch der greifbaren geſchichtlichen Vermächtniſſe bei uns immer mehr zunimmt, ſo ſteht ſicherlich zu erwarten, daß jene Zeugniſſe und Denkmäler ſorgſam behütet werden, die vom Zuſammenhange mit der Blüte der deutſchen Kunſt und von der Geſinnungsart unſerer Altvordern in ſo ſchöner Weiſe ſprechen. In jedem Kunſtwerke ſteckt ja ein Stück Kultur- und Sittengeſchichte. Und daß auch unſere Kunſtdenkmäler, unter denen dem Mediaſcher Altar einer der erſten Plätze gebührt, nicht unwürdige Beiträge zu dieſer Geſchichte liefern, das erfüllt uns allezeit mit erhebendem Stolze. Sie ſind Zeugniſſe unſerer geſchichtlichen Entwicklung überhaupt, denn „die Geſchichte, wie jede Erſcheinung, iſt nur für den, welcher ihre innere Einheit nicht kennt, ein verwirrtes und unverſtändliches Bild. Wem das Auge für ihr geiſtiges Weſen geöffnet iſt, dem kann ihr innerer Zuſammenhang nicht entgehen, wenn er auch noch nicht alle ihre feinſten Züge verſtehen und mit dem Ganzen in Einklang zu bringen vermag.“ [1] Die Kunſt iſt ein Teil der Menſchheitsgeſchichte und der Geiſtesgeſchichte und daß ihre Äußerungen im Sachſenlande immer wieder hinweiſen auf die Quellen der abendländiſchen Bildung und Geſittung, das macht ihre Bedeutung für unſer Volk in vorzüglicher Weiſe aus. Darin liegt aber auch die ernſte Mahnung, die Kunſtdenkmäler nicht nur nach ihrem realen, ſondern auch nach ihrem idealen Werte zu würdigen und alle kunſtgeſchichtlichen Beſtrebungen müſſen von hieraus ihren Ausgang gewinnen. Damit hängt es ferner zuſammen, daß wir auch in äußerer Beziehung für die Sammlung, Erhaltung, Konſervierung, eventuell für die notwendige Erneuerung unſeres kunſtgeſchichtlichen Erbes mit vollem Zielbewußtſein Sorge tragen müſſen. —

Mit dieſen Bemerkungen glaubt der Verfaſſer die Aufgabe wenigſtens ſeinem geringen Können nach erſchöpft zu haben. Der Fachmann wird vieles finden, daß ihm bekannt iſt und nicht in den Rahmen einer ſolchen Arbeit zu gehören ſcheint. Er möge derartige Ausführungen einfach überſchlagen. Da es aber in der Abſicht dieſer Blätter gelegen war, für ein beinahe vergeſſenes,[2] ſeines Wertes nach ſelbſt in der Heimat, geſchweige denn im Auslande bekanntes Kunſtwerk die Aufmerkſamkeit der Gebildeten zu gewinnen, ſo war eine etwas breitere Darſtellung geboten. Vom allgemein kunſthiſtoriſchen Standpunkte aus wird das wichtigſte

[1] Schnaaſe, a. a. O., Bd. I, S. 47.

[2] Außer bei Werner, a. a. O. wird des Mediaſcher Altarwerkes nur noch Erwähnung getan bei G. D. Teutſch: Sachſengeſchichte 3. Auflage, S. 177 und bei F. Teutſch: Die Bilder und Altäre in den evangeliſchen ſächſiſchen Kirchen. Korreſpondenzblatt des Vereins für ſiebenb. Landesk. Bd. XIX, 1896. S. 43.

Ergebnis dieſer Arbeit darin beſtehen, auf die direkten Zuſammenhänge mit Martin Schongauer hingewieſen zu haben. Innerhalb der Geſchichte der deutſchen Malerei in Siebenbürgen aber nehmen die Tafelgemälde unſeres Altares gerade durch dieſen Zuſammenhang einen beſonderen Platz ein. Während nämlich die Bilder der anderen ſächſiſchen Altäre aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts unverkennbar auf Süddeutſchland, beſonders auf Nürnberg, hinweiſen und in vielfacher Beziehung an die Malweiſe und die Auffaſſung des Hans von Kulmbach erinnern, der ein Gehilfe und Freund Albrecht Dürers war und vom Jahre 1514 an einige Zeit in Krakau gewirkt hatte,[1] während die Wandbilder in der Malmkroger Kirche auf Tirol und die herrliche Kreuzigung des Meiſters Johannes von Roſenau, der ganz beſtimmt kein Siebenbürger, vielleicht ein Schleſier, geweſen iſt, auf die öſterreichiſche, ſpeziell die Wiener Schule hindeutet,[2] ſo ſind die Mediaſcher Altarbilder die einzige Verbindung mit der Malerei des Oberrheins, als deren vornehmſter Repräſentant Schongauer gilt. Vielleicht darf man aus dieſem Umſtand und dem Charakter unſerer Gemälde den Schluß ziehen, daß der Meiſter unſeres Altares ſelber vom Oberrhein ſtammte. Es iſt dieſe Annahme nichts mehr als eine Vermutung, aber gerade Vermutungen ſchaffen Probleme, an denen auch die ſiebenbürgiſch-ſächſiſche Kunſtgeſchichte keinen Mangel hat.

---

[1] Janitſchek, a. a. O., S. 374.

[2] Vgl. E. Sigerus: Roſenauers Kreuzigungsbild. Die Karpathen. 1907. S. 25.

Ein Beitrag

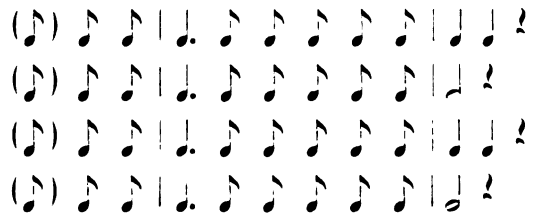
zur

Entwicklungsgeschichte des neueren deutschen Volksliedes.

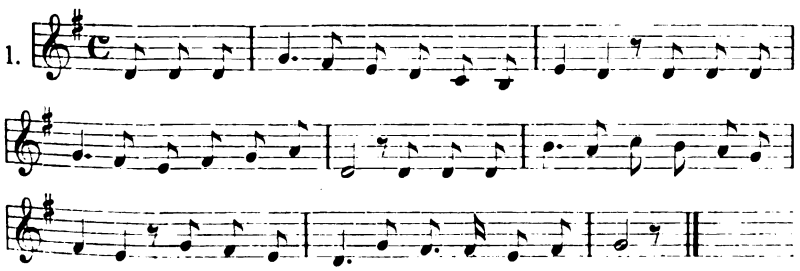
Von

Gottlieb Brandscheid.

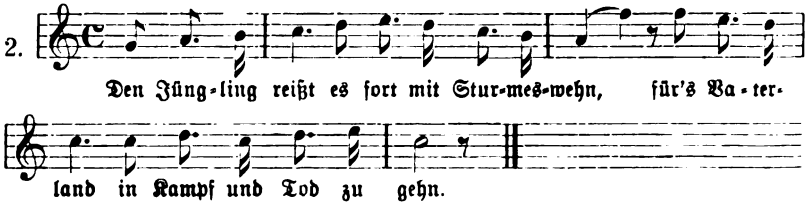
Unter den deutschen Volksweisen des 19. Jahrhunderts begegnet uns eine gewisse Gruppe, die sich durch süßliche Sentimentalität und einen eigenartigen Rhythmus auszeichnet. Das rhythmische Normalschema läßt sich etwa so darstellen:



Die Familie mit ihren verschiedenen Varianten ist namentlich im westlichen Deutschland, aber auch in Siebenbürgen so ausgebreitet, daß sie hier wie dort der Volksweise des 19. Jahrhunderts, man möchte sagen, einen charakteristischen Einschlag gegeben und stilbildend gewirkt hat. Was ich damit meine, wird wohl klar, wenn man einen Vertreter dieser Gruppe, etwa die folgende weitverbreitete Melodie

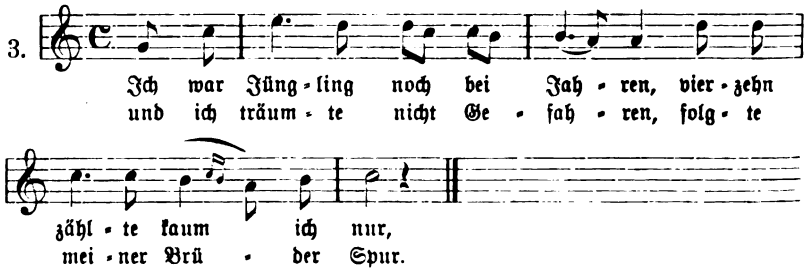


mit den Volksmelodien des 16. oder 17. Jahrhunderts vergleicht, die Böhme in seinem „Altdeutschen Liederbuch“ mitteilt. Man wird dort vergebens nach ähnlichen Rhythmen und Melodiephrasen suchen. Erst seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und dann sehr häufig seit dem Beginne des 19. Jahrhunderts treten ähnliche Melodien auf. Möglicherweise ist Frankreich die Urheimat der ganzen Sippe, wenigstens haben zwei französische Melodien, die in diese Kategorie gehören, in Deutschland große Verbreitung gefunden und auf die Entwicklung der deutschen Volksweisen im 19. Jahrhundert nachhaltig eingewirkt. Die erste stammt wohl noch aus dem 18. Jahrhundert; sie gehörte einer französischen Romanze »Le Troubadour« an und wurde schon im Jahre 1816 zu dem deutschen Studentenlied „Wo Mut und Kraft in deutscher Seele flammen,“ übernommen (s. Friedländer: Kommersbuch, Leipzig, Peters o. J., S. 163). Der Schluß lautet:



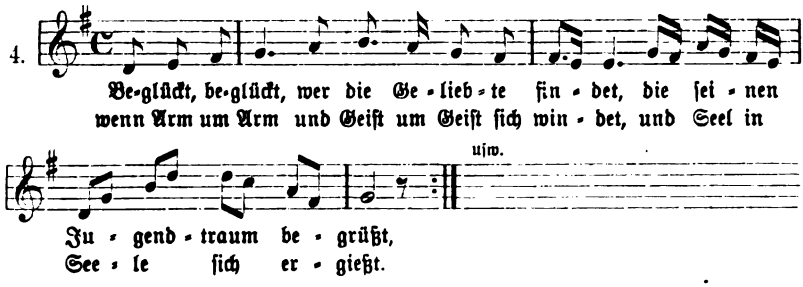
Als Komponist wird (nach Friedländer) ein gewisser Souvent genannt.

Die zweite Melodie stammt aus der Oper „Joseph“ von Méhul (1807); es ist die berühmte Arie „Ich war Jüngling noch bei Jahren“ (s. Böhme: „Volkstümliche Lieder, Nr. 169); der Anfang dieser platten Komposition lautet:

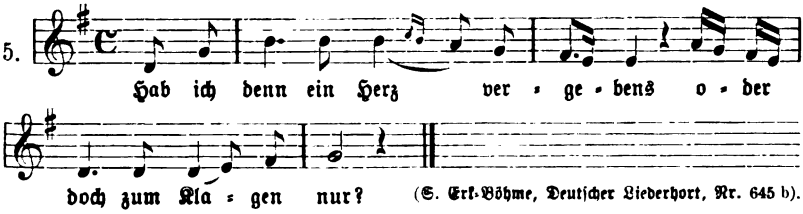


Die Melodie ist ein lebendiger Beweis dafür, daß nicht alles Gemeine „klanglos“ zum Orkus hinabgeht. Das zitierte Sätzchen spielt ebenso wie der Schluß der feuerigen Romanze vom „Troubadour“ in der Geschichte der deutschen Liedweise eine wichtige Rolle.

Durch den „Troubadour“ des Souvent oder irgend eine ähnliche Melodie beeinflußt iſt ſchon das von Fr. Himmel im Jahre 1805 komponierte Lied: „Beglückt, beglückt, wer die Geliebte findet“ (Böhme, V. L., Nr. 365):



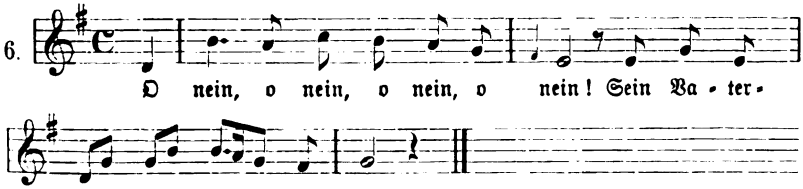
In wenigen Jahren entwickelte ſich aus dieſer Melodie Himmels eine „Volksweiſe“, über die im Jahre 1810 ſchon Variationen im Muſikhandel erſchienen. Der Text beginnt: „Iſt denn Liebe ein Verbrechen? darf man denn nicht zärtlich ſein?“ Die angeführte Melodiephraſe hat nun folgende veränderte Geſtalt:



(S. Erk-Böhme, Deutſcher Liederhort, Nr. 645 b).

Möglicherweiſe ſchlägt in den drei erſten Noten das verwandte Motiv der Méhulſchen Weiſe durch (3).

Wieder eine etwas veränderte Geſtalt bekommt ſie in einer „Kompoſition“ J. Cottas aus dem Jahre 1815 „Was iſt des Deutſchen Vaterland“ (Böhme, V. L., Nr. 2).

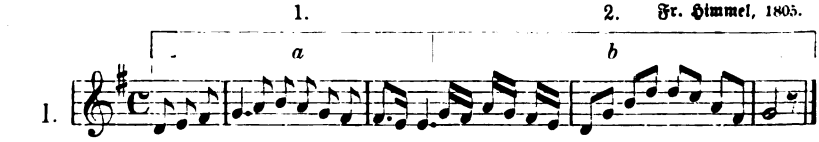


Die erſte Hälfte der Phraſe iſt damit in dem Stadium der Entwicklung angelangt, in dem ſie die an die Spitze dieſer Abhandlung geſtellte Melodie zeigt, die zweite Hälfte dagegen iſt eine Umbildung von Nr. 4.

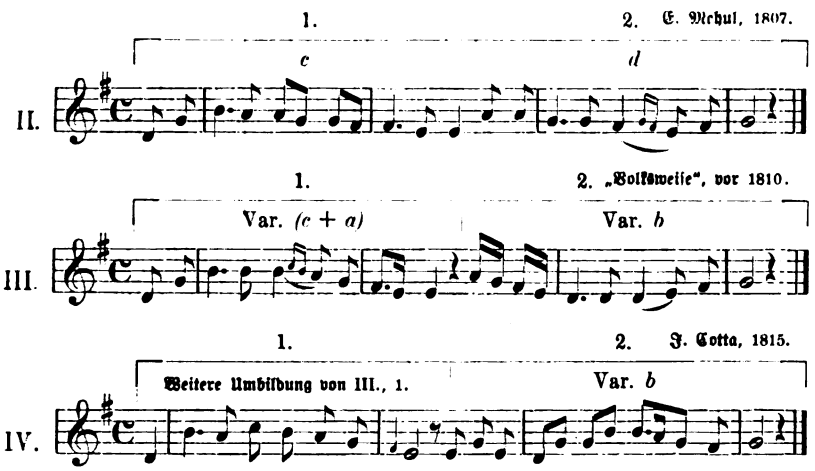
Um einem Mißverſtändnis vorzubeugen, ſei gleich hier erwähnt, daß es ſich bei der Entlehnung oder Umbildung ſolcher Melodiengänge, wie wir ſie hier gezeigt haben, weder um bewußte Nachahmung noch etwa gar um Plagiate handelt, ſondern um völlig unbewußte, pſychologiſch ſehr einfach erklärbare Aſſoziationsvorgänge. Wie es in der Verkehrsſprache gewiſſe konventionelle Wendungen gibt, die wir alle tagtäglich gebrauchen, die aber von Jahrhundert zu Jahrhundert wechſeln, ſo auch in der Sprache der Töne. Irgend ein ſchöpferiſcher Geiſt prägt die Münze, dann geht ſie von Hand zu Hand und wird ſchließlich bis zur Unkenntlichkeit abgegriffen. Vielleicht trifft ein anderer Vergleich noch mehr zu. Wie wir bei einem mittelmäßigen Schriftſteller oder bei einem ſogenannten Naturdichter auf Schritt und Tritt Ausdrücke und Wendungen finden, die an irgend ein Vorbild erinnern, ſo ſteht es auch mit den Erzeugniſſen mittelmäßiger Tondichter; wir finden allenthalben Anklänge an bekannte Melodien. Beſonders auffällig iſt das bei den vielen, jetzt ziemlich vergeſſenen Dutzendkomponiſten aus der Zeit um 1800. Und ebenſo ſteht es mit den im Volke entſtandenen Liedweiſen; ſie kommen faſt durchwegs durch unbewußte Veränderung ſchon beſtehender Melodien oder Melodiengänge zuſtande.

Dies vorausgeſchickt ſei es geſtattet an einer Reihe von Beiſpielen zu zeigen, welche Bedeutung die eben angeführten Tongebilde für die nachfolgende Entwicklung des deutſchen Volksliedes gewonnen haben. Es wird ſich dabei vielleicht auch herausſtellen, wie notwendig Einzelunterſuchungen der vorliegenden Art ſind, wenn wir zu einer klaren Vorſtellung von der Entwicklungsgeſchichte des Volksliedes nach ſeiner muſikaliſchen Seite gelangen wollen. (Übrigens geht die textgeſchichtliche Entwicklung mit der muſikaliſchen nach meinem Dafürhalten genau parallel, d. h. ſie vollzieht ſich nach denſelben pſychologiſchen Geſetzen.)

Zur leichteren Überſicht mögen die vier chronologiſch datierbaren Tonphraſen, welche wir zum Ausgangspunkt unſerer Unterſuchung wählen, hier noch einmal, und zwar nach derſelben Tonhöhe transponiert, nebeneinandergeſtellt werden.



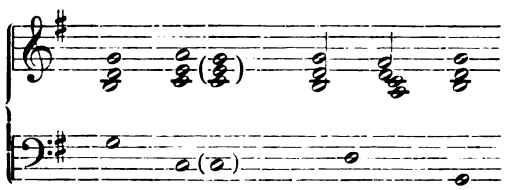
Anmerkung: *a* ſtammt wahrſcheinlich aus der franzöſiſchen Romanze Le Troubadour: »Brûlant d'amour«.



Jeder dieſer Melodiengänge zerfällt durch die Cäſur in zwei Hälften (1 und 2), ſo daß wir insgeſamt acht kleine Sätzchen zählen. Ob I. und II. von einander irgendwie abhängig ſind, mag dahingeſtellt bleiben, die Ähnlichkeit von *a* und *c* legt die Vermutung einer gemeinſamen Quelle (vielleicht eben der erwähnten franzöſiſchen Melodie) nahe.

Wie ich mir die Beziehungen von III. und IV. zu I. und II. denke, iſt oben über den einzelnen Melodieabſchnitten angedeutet. Selbſtverſtändlich kann es ſich dabei nur um Vermutungen handeln. (III, 2 hat ſich vielleicht aus der Sekundſtimme zu I, 2 entwickelt.)

Gemeinſam iſt den Tongebilden I.—IV. zunächſt die harmoniſche Grundlage der Melodie. Sie läßt ſich etwa ſo darſtellen:



Das iſt eine durchaus moderne Akkordfolge. Sie wurde noch im 17. Jahrhundert in der Kunſtmuſik als durchaus ſtilwidrig empfunden. Aber auch im deutſchen Volksgeſang laſſen ſich Melodien, die eine derartige Harmoniſierung vorausſetzen, vor dem 18. Jahrhundert nicht nachweiſen. Das iſt mit ein Beweis, daß die ganze Melodiengruppe, mit der wir es hier zu tun haben, verhältnismäßig neuern Urſprungs iſt. Nun ſpielt aber gerade die (latente oder — im zwei- und drei-

ſtimmigen Geſang — ausgeführte) harmoniſche Begleitung im modernen Volksgeſang eine außerordentlich wichtige Rolle. Ob die lebhafte Hinneigung des volkstümlichen deutſchen Tonbewußtſeins zur Harmonie namentlich der Durakkorde in frühere Jahrhunderte oder Jahrtauſende zurückreicht und dann nur durch das Eindringen der alles beherrſchenden kirchlichen Muſik des Mittelalters mit ihrer der Harmoniſierung abgeneigten Tonführung zurückgedrängt worden ſei, kann heute wohl noch nicht entſchieden werden. Namhafte Forſcher, wie O. Fleiſcher nahmen eine ſolche Entwicklung an. (Vgl. H. Pauls Grundriß ꝛc. 1900, Bd. III, S. 569). Jedenfalls iſt heute die naive Freude an dem Akkord, namentlich an dem Durdreiklang und dem Septimenakkord in den breiten Schichten des deutſchen Volkes außerordentlich groß. Es gibt für dieſe untern Volksſchichten kein beliebteres Muſikinſtrument als die Ziehharmonika mit ihren monotonen Dreiklängen und Septimenakkorden.

So kommt es, daß die harmoniſche Grundlage der Volksweiſe heute vom Sänger aus dem Volke im allgemeinen als der weſentliche Kern der Melodie, die Weiſe ſelbſt aber nur als leichtes Rankenwerk empfunden und behandelt wird. Daraus ergeben ſich für die Entwicklung der Volksweiſe folgende wichtige Grundgeſetze:

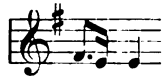
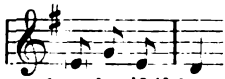
1. Die harmoniſche Grundlage der Volksweiſen bleibt in der Regel unverändert, während die Melodien ſelbſt mannigfache Veränderungen erleiden.

2. Namentlich werden die unbetonten Auftakte, zu denen keine mehrſtimmige Begleitung ſondern höchſtens eine zweite Stimme in Terzengängen vorausgeſetzt wird, ſehr frei behandelt, fortgelaſſen, eventuell hinzugefügt, abgeändert. Ebenſo die Fülltöne (Zwiſchentöne) zwiſchen den die Harmonie markierenden Tönen der Melodie.

3. Häufig tritt für irgend einen Ton der Melodie in der Variante ein klangverwandter Ton ein, d. h. ein Teilton desjenigen Akkordes, der an der betreffenden Stelle der Melodie vorausgeſetzt wird.

4. Bisweilen tritt in der Variante an einzelnen Stellen die begleitende Stimme an die Stelle der urſprünglichen Hauptſtimme und verdrängt die letztere.

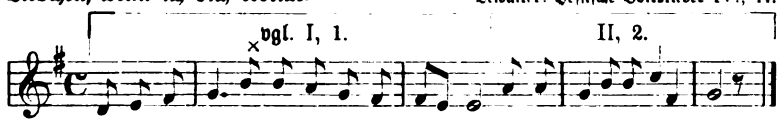
Die domierende Rolle, die die Harmonie in dem muſikaliſchen Empfinden des Volkes ſpielt, bringt es mit ſich, daß die Tonfolge einer Melodie unter Beibehaltung der harmoniſchen Struktur zuweilen ſo verändert wird, daß ſie ſchließlich kaum mehr zu erkennen iſt, zumal auch der Rhythmus ſehr frei behandelt wird. Von der Melodie werden in den Varianten oft nur beſonders charakteriſtiſche Tongänge

feſtgehalten, wie beiſpielsweiſe in den angeführten Melodien I.—IV. der ſentimentale Schluß der 1. Melodiezeile  auf der Unterterz, ferner der ſeiner Fülltöne entkleidete Auftakt der 2. Melodiezeile mit dem darauffolgenden *d*  ; aber wie wir ſehen werden, werden auch dieſe beiden charakteriſtiſchen Stellen oft genug variiert.

Eine wichtige Rolle ſpielen nun endlich in der Variierung der Volksweiſen die pſychologiſchen Geſetze der Analogiebildung und der ungenauen Apperzeption, die die eben entwickelten vier Geſetze häufig durchkreuzen und das Problem der Entwicklung der Volksmelodien noch ſchwieriger und mannigfaltiger geſtalten. Da indeſſen die Bedeutung der Analogiebildung und der ungenauen Apperzeption in einem beſonderen Schriftchen („Über Werden und Vergehen der Volksweiſen") von mir bereits unterſucht wurde, gehe ich hier darauf nicht weiter ein.

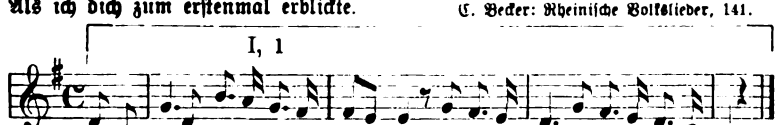
Ich laſſe nun eine Reihe von Melodiengängen aus neueren Volksweiſen folgen, in denen ſich die Einwirkung der oben unter I.—IV. angeführten Tongebilde nachweiſen oder wenigſtens vermuten läßt.

Liebchen, wenn ich dich erblicke. Rengershauſen bei Caſſel. Lewalter: Heſſiſche Volkslieder IV., 44.



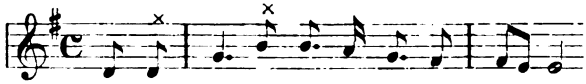
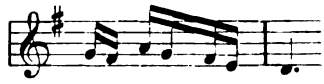
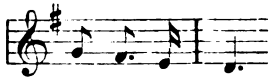
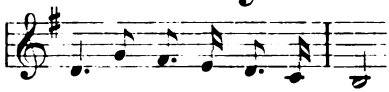
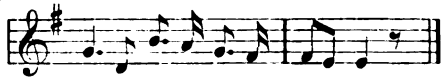
Die erſte Hälfte der Phraſe iſt eine leichte Umbildung aus I, 1. Der Übergang von *a* in *h* an der mit × bezeichneten Stelle erklärt ſich aus dem Geſetz der „Angleichung"[1]: Das urſprüngliche *a* hat ſich dem folgenden Ton *h* angeglichen. Die zweite Hälfte aber iſt nichts anderes als eine durch „Überſchlagen", d. h. durch Sekundieren in einer übergelegten Stimme entſtandene Umbildung von II, 2. Wir haben alſo hier zugleich ein Beiſpiel für die in der Entwicklung des Volksgeſanges oft zu beobachtende Erſcheinung der „Entgleiſung"[2] aus einer Melodie in eine andere, verwandte: I. iſt in der zweiten Hälfte nach II. entgleiſt.

Als ich dich zum erſtenmal erblickte. Derſchlag bei Cöln. C. Becker: Rheiniſche Volkslieder, 141.

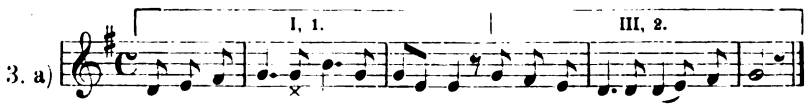


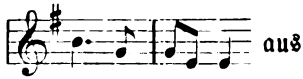
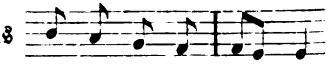
[1] Vgl. meinen Aufſatz über „Werden und Vergehen der Volksweiſen", Hermannſtadt, W. Krafft 1905.

[2] S. ebendort.

Die erſte Hälfte hat ſich aus I, 1 entwickelt, wobei wir etwa folgendes Zwiſchenglied in der Entwicklungsreihe vorausſetzen dürfen:  , d. i. die eben angeführte Melodie „Liebchen, wenn ich dich erblicke“ mit vereinfachtem Auftakt (vgl. das 2. der oben angeführten „Grundgeſetze“). Durch Subſtituierung von klangverwandten Tönen an den mit × bezeichneten Stellen (vgl. das 3. „Grundgeſetz“) entſtand dann obige Form der Melodie. Intereſſant iſt auch die (vermutliche) Entſtehung der 2. Hälfte. Sie weiſt eingangs eine Abſchleifung der geſanglich etwas ſchwer ausführbaren Figur in I., 2  zu dem einfachern  auf, während der Schluß:  eine volkstümliche Analogiebildung iſt zu der voraufgegangenen Figur 

Ihr Brüder, wenn ich nicht mehr trinke. Lahrer Kommersbuch, 41. Aufl., Nr. 184.

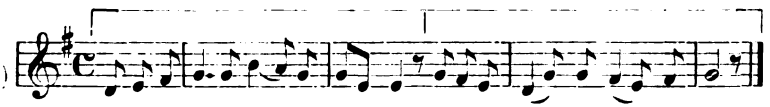


Nach Friedländer („Das deutſche Lied ꝛc.“ II, 323) findet ſich dieſe Melodie ſchon 1827 in Serigs „Auswahl deutſcher Lieder“. Da mir indeſſen dieſe Sammlung nicht zugänglich iſt, konnte ich nicht feſtſtellen, ob der Schluß der Melodie dort genau übereinſtimmt mit der hier angeführten Melodie des Lahrer Kommersbuches. Die Verwandtſchaft der 1. Hälfte des Sätzchens mit I, 1 iſt klar. Während in dem 1. der angeführten Beiſpiele ſich die zweite Note des zweiten Taktes an das folgende *h* angeglichen hat, findet hier an derſelben Stelle (mit × bezeichnet) eine Angleichung an das vorhergehende *g* ſtatt. Die Umbildung der folgenden Stelle  aus  dürfte ſich (durch Abſchleifung) ebenfalls unter der Einwirkung dieſes doppelten *g* ſo geſtaltet haben und nicht, wie man erwarten ſollte: ,

was übrigens außerdem wegen der absteigenden Quarte *h* — *fis* unschön wäre. In der zweiten Hälfte finden wir wieder eine „Entgleisung“ der Melodie, diesmal nach III, 2. — Übrigens gibt es zu derselben Melodie eine weitverbreitete Variante mit folgendem Schluß:

Hammersdorf (Siebenbürgen) und anderwärts.

3. b)

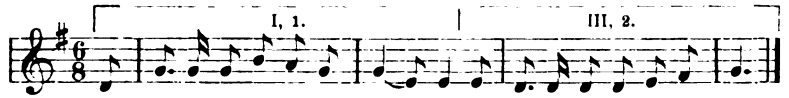


Hier führt also die Entgleisung zu der Schlußform in II. aber mit Herübernahme der absteigenden Tonreihe im Auftakt aus I, 2 oder III, 2. — In rhythmisch völlig veränderter Gestalt und mit vereinfachtem Auftakt finden wir 3 a) schon im Jahre 1825:

Einst hat mir mein Leibarzt geboten.

Scrigs „Auswahl“ ꝛc. 1825, hier aus Böhme, Volkstümliche Lieder 349.

4.

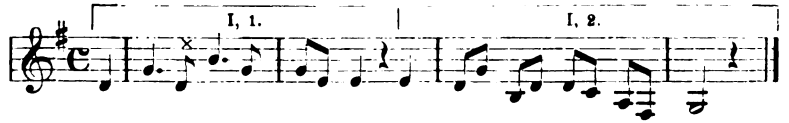


Eine vereinzelte Spur von der Schlußfigur in I. findet sich noch im Jahre 1839 in einem Volkslied aus der Ukermark:

Wann kommt die frohe Stunde.

Erk-Böhme, Liederhort 641 a. Ukermark, 1839.

5.



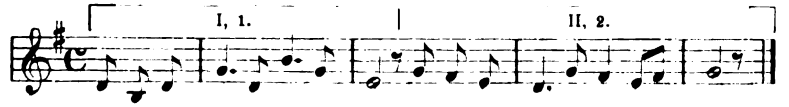
Von da an taucht die Schlußfigur des Himmel'schen Liedes (I.) nicht mehr auf; offenbar wird sie nicht als volkstümlich empfunden. Es verbindet sich das Motiv I, 1, so oft es uns sonst noch begegnet, mit andern Schlußformen.

Über die Variation dieses Motives selbst in Nr. 5, braucht wohl nichts weiter gesagt zu werden. Sie ist einfach eine Umbildung von 3 a, entstanden durch Abschleifung des Auftaktes und durch Substituierung des klangverwandten *d* (×) für das ursprüngliche *g*. Nahe verwandt ist folgende Variante:

Lina war ein schönes Mädchen.

Rengershausen bei Cassel. Lewalter, Hessische Volkslieder V, 20.

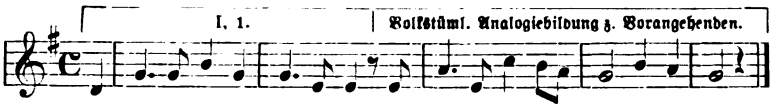
6.



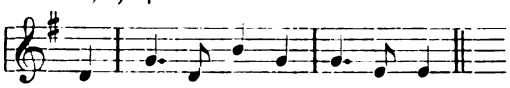
Zum tiefen *h* im Auftakt vergleiche das 2. Beiſpiel. Beachtenswert iſt die weitergehende Abſchleifung am Schluß des Vorderſatzes, wobei das *e* nun ohne jeden „Vorſchlag“ einſetzt. Hingegen erſcheint dieſer „Vorſchlag,“ d. h die das *e* vorbereitende Note (*g*, urſprünglich — in I, 1 — *fis*) gerade gedehnt in dem folgenden Beiſpiel:

Vom alten deutſchen Meer umfloſſen.

Volksweiſe aus Thüringen 1848, Böhme, Volkstümliche Lieder, 28.



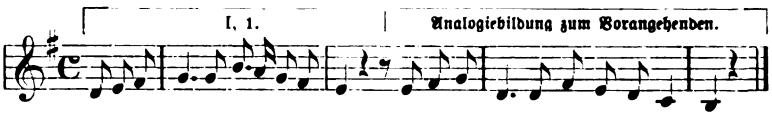
Die 2. Hälfte der Phraſe iſt nur eine Analogiebildung zur erſten, was ſofort klar wird, wenn wir die erſte Hälfte in der urſprünglichern Form (wie in Nr. 5) herſtellen:



In das Kapitel der „Analogiebildung“ gehört auch das folgende Beiſpiel:

So willſt du einſam mich verlaſſen.

Elſaß, 1870. Erk-Böhme, Liederhort 1381.

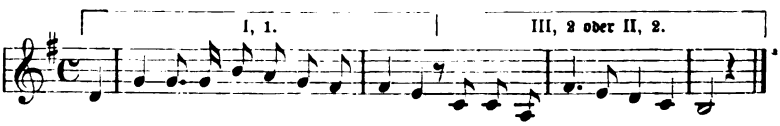


Es erinnert an Nr. 2; doch iſt hier eben in Analogie zum Vorderſätzchen der Auftakt des Schlußſätzchens umgeſtaltet und gleichſam umgewendet worden (aufſteigend ſtatt abſteigend).

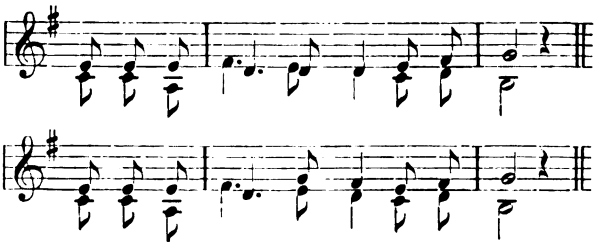
Eine rhythmiſche Umbildung von Nr. 4 iſt die folgende Variante:

Umſonſt ſuchſt du der Freuden Quelle.

Elſaß, 1899. Böhme, Volkstümliche Lieder, 746.

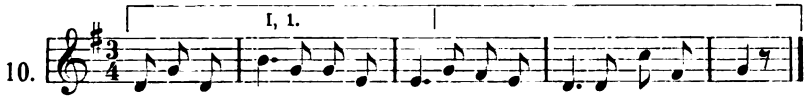


Die 2. Hälfte dürfte durch „Sekundieren“ entſtanden ſein:

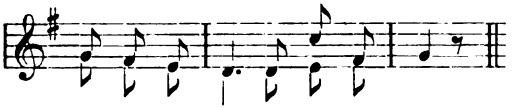


Rhythmische Umbildung zu Nr. 5:

Ich komme vom Gebirge her. Elsaß, 1840. Böhme, Volkstümliche Lieder, 661 1.

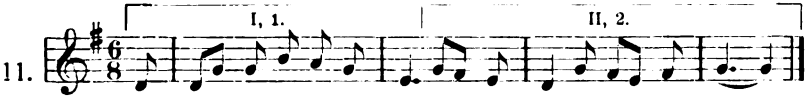


Die 2. Hälfte durch „Übersingen" des *c* zum ursprünglichen *e*.



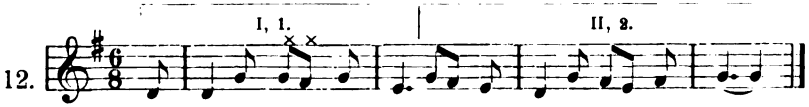
Auch die folgenden Beispiele lassen sich alle auf I, 1 in Verbindung mit II, 2 oder III, 2 zurückführen und sind alle durch Umbildung nach den hier aufgewiesenen Gesetzen entstanden, durch rhythmische Veränderung, Abschleifung, Einsetzung klangverwandter Töne oder Sekundieren, Analogiebildung:

Sehnendes Verlangen. Großpold (Siebenbürgen).



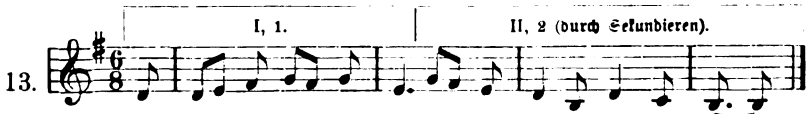
Indem das *d*, das ursprünglich nur den Auftakt bildete, auch für den folgenden schwerbetonten Taktteil festgehalten wird, entsteht eine neue eigenartige Variante des Motivs, die wir in zahlreichen Liedern finden:

Sie naht, die Trennungsstunde. Neudorf (Siebenbürgen).

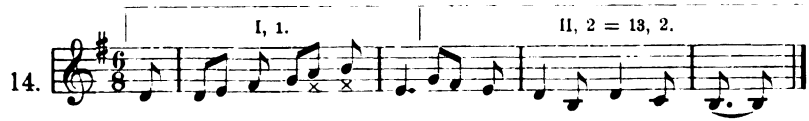


Die Töne *g* und *fis* (mit × bezeichnet) sind als klangverwandte an die Stelle von *h* und *a* (in Nr. 11) getreten.

Wann kommt die frohe Stunde. Roseln (Siebenbürgen).

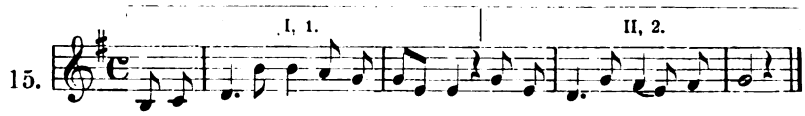


Wann kommt die frohe Stunde. Groß-Schenk (Siebenbürgen).



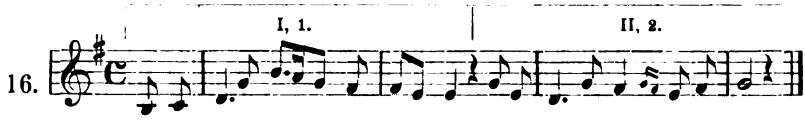
Die Töne *a* und *h* (×) wurden für die klangverwandten *fis* und *g* eingesetzt.

Wilhelm komm an meine Seite. Hessen und Westfalen. Erk-Böhme, Liederhort 347[1].

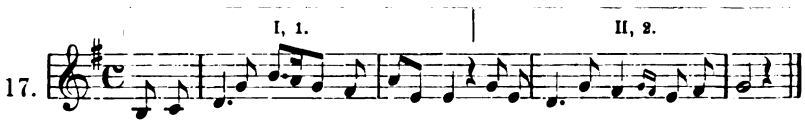


Die drei ersten Noten lassen sich aus I, 1 nicht herleiten und sind wohl aus einer anderen Melodie eingedrungen. Ebenso in den drei folgenden Beispielen:

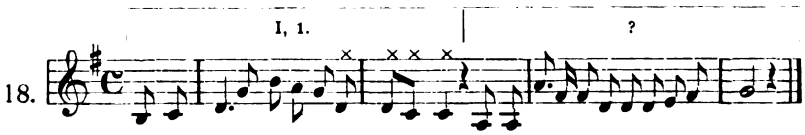
Ist denn Liebe ein Verbrechen (= III.) Hessen-Nassau. Wolfram, Nassauische Volkslieder 234.



Wilhelm komm an meine Seite. Hessen-Nassau. Wolfram, Volkslieder 466[1].



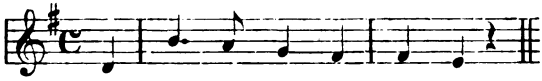
Holde Nacht, dein dunkler Schleier decket. Oberschefflenz (Baden). Aug. Bender, Volkslieder 175.



Die mit × bezeichneten Töne durch Sekundieren zu den bezüglichen Stellen in Nr. 16. Die Herkunft der 2. Hälfte ist zweifelhaft.

*

Ich führe nun eine Reihe von Beispielen an, in denen eine Variante von II, 1 das Vorderglied der Phrase bildet. Dabei muß vorausgeschickt werden, daß die Umbildungen von II, 1 und I, 1 sich zufolge der Ähnlichkeit der zugrundliegenden Themen zuweilen so nahe berühren, daß man wohl zweifeln kann, ob man im einzelnen Falle die Variante auf I, 1 oder auf II, 1 zurückzuführen hat. Der wesentliche Unterschied besteht nur darin, daß das erstere Motiv (abgesehen vom Auftakt) mehr aufsteigenden, das zweite mehr absteigenden Charakter hat. Entkleiden wir das Motiv II, 1 der von harmonischem Gesichtspunkte unwesentlichen Zwischentöne, so können wir folgende einfache Form herausschälen:

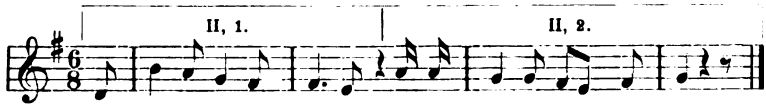


In dieſer Form findet ſich das Motiv in den Liedern:

Wer lieben will, muß leiden.

Kettig ꝛc. (bei Koblenz).
Becker, Rheiniſche Volkslieder, 152[1].

19.

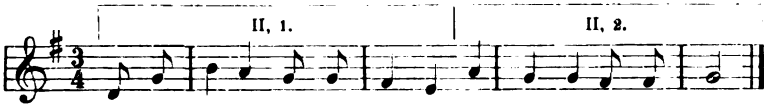


ferner:

An der Weichſel gegen Oſten.

Kaſſel.
Lewalter, Heſſiſche Volkslieder. III, 43.

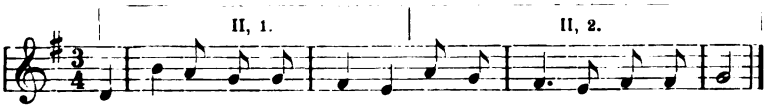
20.



Der Himmel iſt ſo dunkel.

Rengershauſen.
Lewalter, Heſſiſche Volkslieder. III, 1.

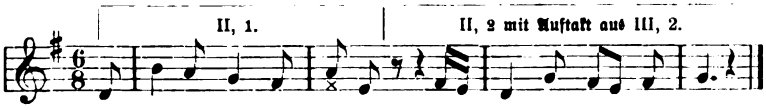
21.



Wer lieben will, muß leiden.

Heſſen-Naſſau.
Wolfram, Naſſauiſche Volkslieder, 214.

22.



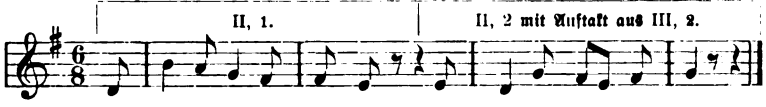
× *a* klangverwandter Ton für *fis*.

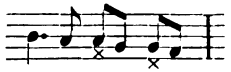
Ähnlich:

Wer lieben will, muß leiden.

Taunus, 1877.
Erk-Böhme, Liederhort. 617 a.

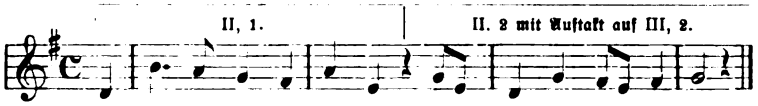
23.



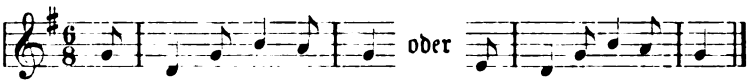
Nebenbei bemerkt ſind die eben erwähnten Zwiſchentöne (langen Vorſchläge):  , die der Melodie Mehuls ihren weinerlichen Charakter geben, in allen edlern Volksweiſen abgeſtoßen worden, dagegen finden wir ſie noch in Bänkelſängermelodien, wie ja überhaupt die Mehulſche Kompoſition zur typiſchen Bänkelſänger- (Moritat-) melodie heruntergeſunken iſt. —

Elsaß

Wann kommt die frohe Stunde. Erk-Böhme, Liederhort. 641 b.

24. 

Durch „Überſingen“ bekommt die 2. Hälfte hie und da dieſe Geſtalt:

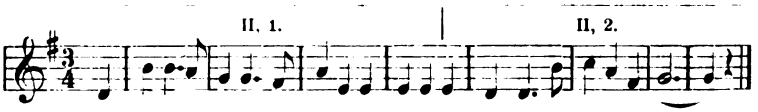


So in Rengershauſen im Liede „Wer lieben will, muß leiden“, (Lewalter, Heſſ. Volkslieder V, 12) und in Roſeln (Siebenbürgen) im Liede „Ich kam vom ſtillen Friedhof“.

Im Walzertakt wird die Melodie in Heſſen-Naſſau geſungen:

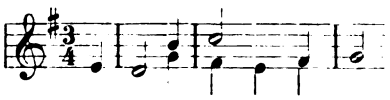
Heſſen-Naſſau.

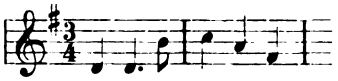
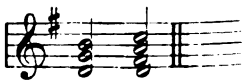
Wir ſitzen ſo fröhlich beiſammen. Wolfram, Naſſauiſche Volkslieder. 470[3].

25. 

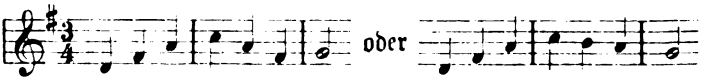
Das Schlußſätzchen, das urſprünglich ſo lautet (ſ. Nr. 19):

oder mit übergelegter Begleitſtimme:

 hat ſich hier (in Nr. 25) ſozuſagen ganz in der begleitenden Harmonie aufgelöſt. Denn der Tongang

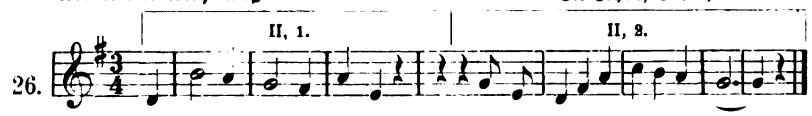
 iſt nichts anderes als eine **Brechung** der beiden als Begleitung vorausgeſetzten Akkorde: 

Indem in andern Varianten der Septimenakkord ſchon früher einſetzt und den Quartſextakkord verdrängt, bekommt das Motiv die folgende Geſtalt:

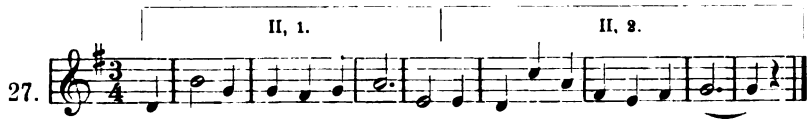


Elſaß.

Wer lieben will, muß leiden. Erk-Böhme, Liederhort. 617 b.

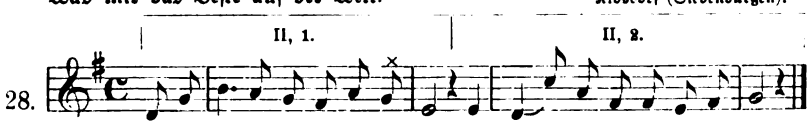


Mein Geiſt iſt krank und müde. Marktſchelken (Siebenbürgen).



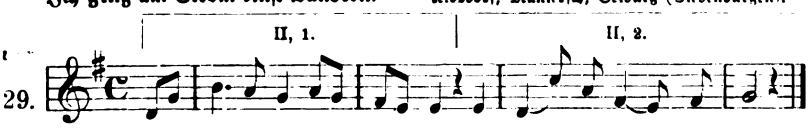
× *g* iſt eingeſchobener Zwiſchenton zwiſchen *fis* und *a* (Verſchleifung; ſ. das 2. Grundgeſetz).

Was mir das Beſte auf der Welt. Klosdorf (Siebenbürgen).

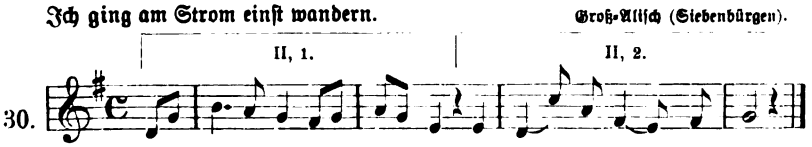


× *g* iſt eingeſchobener Zwiſchenton. — Ähnlich:

Ich ging am Strom einſt wandern. Klosdorf, Manierſch, Seiburg (Siebenbürgen).



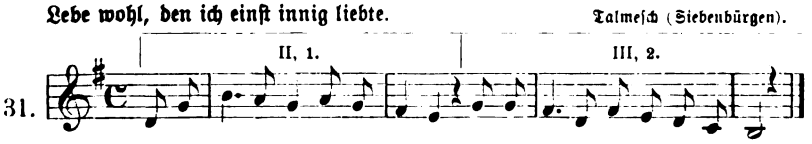
Ich ging am Strom einſt wandern. Groß-Alliſch (Siebenbürgen).



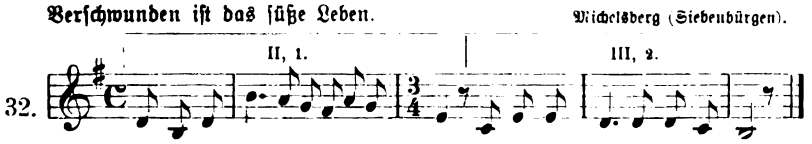
Vgl. Nr. 26, 27 und 28.

In den folgenden Beiſpielen ſcheint ſich das Schlußſätzchen durch Sekundieren aus III, 2 entwickelt zu haben:

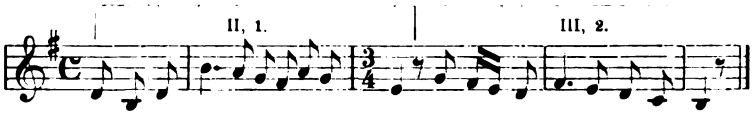
Lebe wohl, den ich einſt innig liebte. Talmeſch (Siebenbürgen).



Verſchwunden iſt das ſüße Leben. Michelsberg (Siebenbürgen).



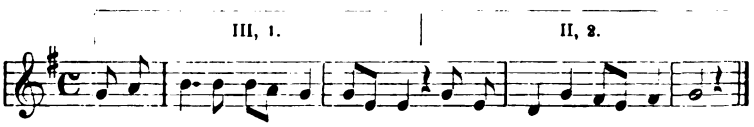
Ich komme vom Gebirge her. Johannisdorf (Siebenbürgen).

33. 

Die Phraſen III, 1 und IV, 1 ſind untereinander ſo enge verwandt, daß ich, wie ſchon oben bemerkt, in IV, 1 eine bloße Weiterentwicklung von III, 1 ſehe. Trotzdem läßt ſich bei den Varianten, die ich nun anführe, mit ziemlicher Sicherheit entſcheiden, ob ſie auf III, 1 oder IV, 1 zurückgehen.

Auf III, 1 iſt mit Gewißheit zurückzuführen:

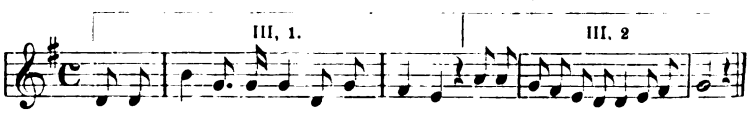
Iſt denn Liebe ein Verbrechen. Harleshauſen (bei Caſſel).
Lewalter, Heſſiſche Volkslieder. V, 23.

34. 

zumal die Melodie auch denſelben Text beibehalten hat.

Ebenſo ſcheint die folgende Melodie ſich aus III, 1 entwickelt zu haben, und zwar durch Unterlegung einer zweiten Stimme:

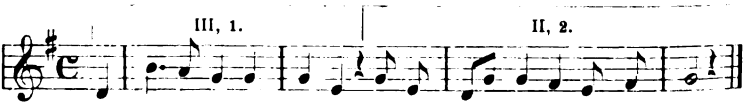
Und wir ſaßen einſt vergnügt. Rheingegend.
Böhme, Volkstümliche Lieder 457.

35. 

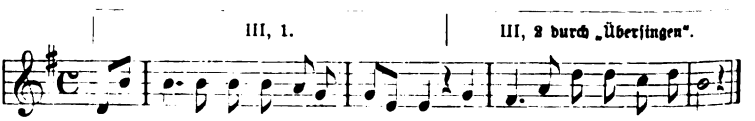
Die 2. Hälfte iſt wohl durch Accentverſchiebung aus III, 2 entſtanden.

Vgl. ferner:

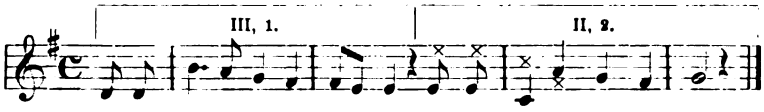
Wer lieben will, muß leiden. Oberſcheffleng.
A. Bender, Volkslieder 51.

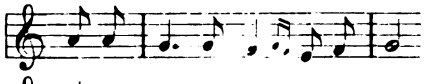
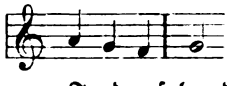
36. 

Ein Traum iſt alles auf der Erden. Coblenz, Wetzlar ꝛc.
C. Becker, Rheiniſche Volkslieder 167.

37. 

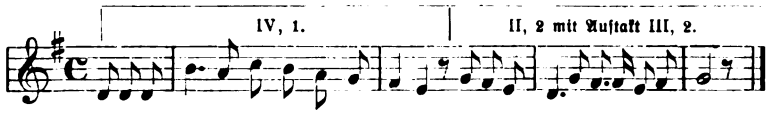
Willſt du mich denn nicht mehr lieben. Eiſenbach a. d. Glan, Belden a. d. Moſel uſw. C. Becker, Rheiniſche Volkslieder 91.

38. 

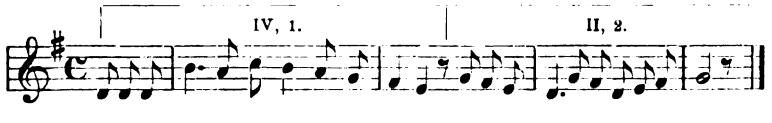
Die 2. Hälfte der Phraſe iſt wieder ein intereſſanter Beleg dafür, daß im modernen Volksgeſang zuweilen Melodiengänge durch Akkordbrechung entſtehen. Die mit × bezeichneten Töne ſind nur eine Zerlegung des an dieſer Stelle poſtulierten Begleitakkordes zu dem Motiv II, 2  , das hier auf die einfache Form  zurückgeführt erſcheint.

In den folgenden Melodien lebt das Motiv IV, 1 fort, das namentlich in Siebenbürgen große Beliebtheit und Verbreitung erlangt hat.

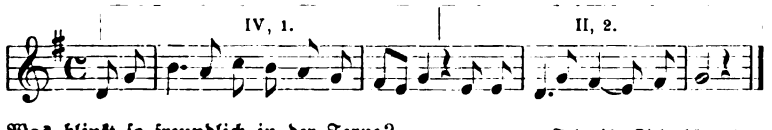
Ein Landmann mußt zu einem Doktor gehen. Dobring (Siebenbürgen).

39. 

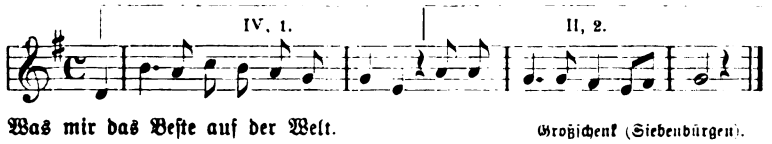
Das greift ans Herz. Großſchenk (Siebenbürgen).

40. 

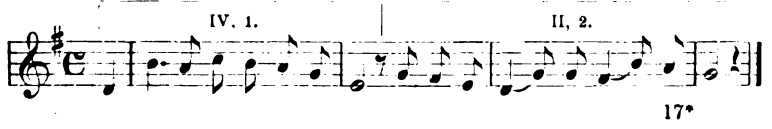
Hört, Freunde, was ich neues bringe. ebenda.

41. 

Was blinkt ſo freundlich in der Ferne? Talmeſch (Siebenbürgen).

42. 

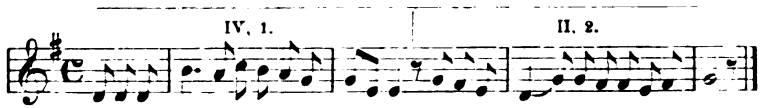
Was mir das Beſte auf der Welt. Großſchenk (Siebenbürgen).

43. 

Nur noch einmal in meinem ganzen Leben.

Oberſchefflenz (Baden).
Aug. Bender, Volkslieder.

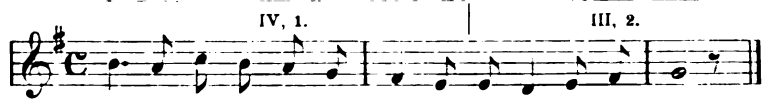
44.



Sprichſt du zum Vogel.

Sachſen.
Böhme, Volkstümliche Lieder 282.

45.

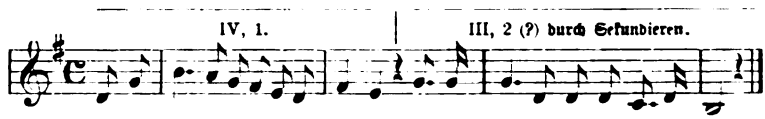


Eine merkwürdige Umgeſtaltung, die ſich durch eine Art „Entgleiſung“ erklären läßt, hat das Motiv in folgenden Beiſpielen erfahren:

Dunkle Nacht, dein holder Schleier.

Heſſen-Darmſtadt.
Erk-Böhme, Liederhort, 1342[a].

46.



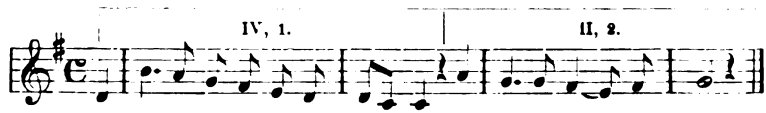
Statt vom *a* (im 2. Takt) zum *c* aufzuſteigen wie in IV, 1 geht die Tonreihe infolge einer natürlichen Wirkung der Aſſoziation in der Tonleiter weiter herab bis zum *d* und kehrt dann erſt in die urſprüngliche Melodie zurück.

Ein weiteres Fortſchreiten dieſes Prozeſſes weiſt dieſe Melodie auf:

Der Himmel iſt ſo trübe.

Wallendorf (bei Neuwied).
C. Becker, Rheiniſche Volkslieder 89a.

47.

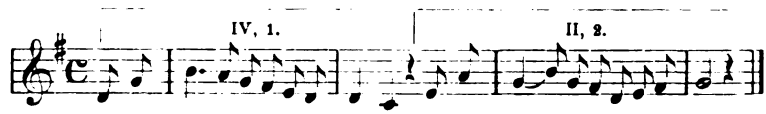


Hieher gehören ferner:

Heinrich ſchlief bei ſeiner Neuvermählten.

Marktſchelken (Siebenbürgen).

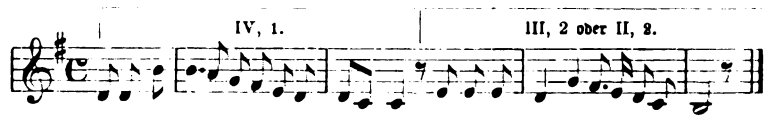
48.



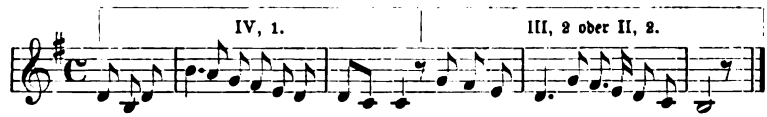
Es lag ein Weiler.

Vollmarshauſen bei Kaſſel.
Lewalter, Heſſiſche Volkslieder V, 45.

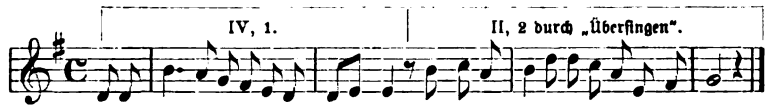
49.



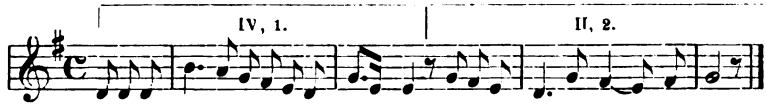
Einſt lebt ich im deutſchen Vaterlande. Schwalbach bei Wetzlar. C. Becker, Rheiniſche Volkslieder 114.

50. 

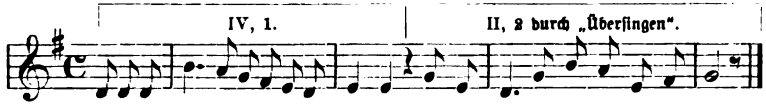
Weit entfernt von unſerm Vaterlande. Groß-Schenk (Siebenbürgen).

51. 

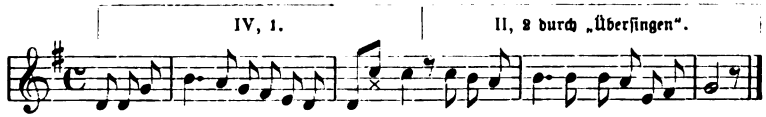
Wie ſchlägt ſo früh die Trennungsſtunde. Heckertshauſen bei Trier. C. Becker, Rheiniſche Volkslieder 155.

52. 

Heiter war der Frühling meines Lebens. Ebenda. C. Becker, Rheiniſche Volkslieder 157.

53. 

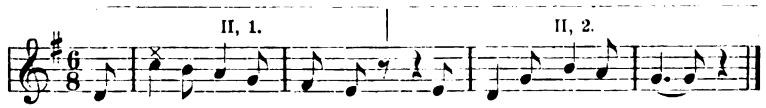
Lebe wohl, du, die dich innig liebte. Elſaß. Erk-Böhme, Liederhort 761.

54. 

× *c* ſtatt der tiefern Oktave. Zu dem Schlußſätzchen vgl. Nr. 51 und 53.

Zur Umgeſtaltung der Volksweiſen kann auch die unſichere oder falſche Auffaſſung durch das Gehör führen. Zumal bei ungewöhnlichen Interwallen und Tongängen kommt derartiges oft vor. Nun gehört die Sexte zu denjenigen Interwallen, die erſt durch die neuere Muſik in den Volksgeſang eingedrungen ſind. Daher wird ſie ſehr oft ungenau apperzipiert und falſch geſungen. So erklärt ſich eine weitere Gruppe von Varianten unſeres Melodiefragmentes.

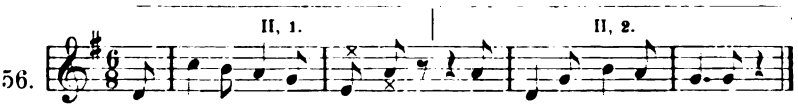
Ich kam vom ſtillen Friedhof. Roſeln (Siebenbürgen).

55. 

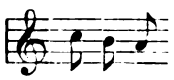
Das *c* (×) für urſprüngliches *h* (vgl. z. B. Nr. 23) durch falſche Auffaſſung der Sexte. Die Erhöhung des *h* auf *c* hat dann aber die

Transponierung der ganzen folgenden Tonreihe dieſes Taktes um eine Stufe nach aufwärts zur Folge gehabt. Ähnlich:

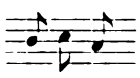
Ich kam vom ſtillen Friedhof. Schönberg (Siebenbürgen).



e—a (×) durch Umſtellung (Metatheſis) aus Nr. 22. Daß die Metatheſis wie in der Entwicklung der Sprache, ſo auch in der der Volksweiſen eine Rolle ſpielt, zeigt auch eine Vergleichung des Auftaktes zum Schlußſätzchen in Nr. 54 und 51; aus



wird durch Umſtellung



Die vorliegende Unterſuchung wollte an einer Reihe von Beiſpielen zeigen, wie ein einzelnes, irgendwo auftretendes, charakteriſtiſches Motiv die Entſtehung, beziehungsweiſe Umbildung einer ganzen großen Gruppe von Volksweiſen veranlaſſen kann. Die Zahl der Varianten, die oben angeführt wurden, läßt ſich gewiß leicht vermehren. Die auf den erſten Blick überraſchende Verſchiedenheit der Volksweiſen aus verſchiedenen Zeitepochen läßt ſich begreifen, wenn wir ſehn, wie raſch ſich eine einzelne Melodie oder eine einzelne Tonphaſe über Völker und Länder verbreitet und wie kräftig ſie umgeſtaltend und zeugend auf den ganzen Volksgeſang einwirken kann.

Das Zweite, was dieſer Aufſatz zu veranſchaulichen verſuchte, iſt die für jeden wiſſenſchaftlich denkenden Menſchen zwar ſelbſtverſtändliche aber doch eigentlich ſehr wenig beachtete Tatſache, daß auch die Entwicklung des Volksgeſanges ganz ähnlich der Entwicklung der Sprache ſich nach beſtimmten pſychologiſchen Geſetzen vollzieht, nur ſcheint das Tempo der Entwicklung dort, in der Sprache der Töne, ein viel raſcheres, die Wirkung und Ausprägung jener Geſetze eine viel klarere, augenfälligere zu ſein.

Die Grafen des Mediaſcher Provinzialverbandes oder der ſogenannten zwei Stühle.

Von

Georg Müller.

1. Die Namen der Grafen.

Als Grafen und Grafenſtellvertreter ſind uns bis heute folgende Namen bekannt geworden. 1320, März 26: nobilis vir magister Symon filius Michalis comes de Medyes.[1] 1339, September 15: nobilis vir magister Ladislaus filius Dyonisii de genere Herman comes trium generum Siculorum, Chanadyensium, Bistricyensium et de Megyes.[2] 1340, Juni 15: magistri Ladislai comitis Siculorum, de Medyes.[3] 1349, Oktober 20: magistro Stephano de Wruszfa vicecomiti de Seelk et de Mygges.[4] 1349, Dezember 13: magister Andreas comes Siculorum, Brassouiensis, Zathmariensis et Maramorosyensis erwähnt den von ihm beauftragten Stephanum de Vrusfaya nostrum hominem officialem de Megyes;[5] da wir Stephan ſchon am 20. Oktober 1349 als Stellvertreter des Grafen kennen lernen, haben wir ſicher auch im vorliegenden Fall ihn als ſolchen anzuſehen; bezüglich des Grafen Andreas iſt zwar auffällig, daß er weder am 7. Dezember 1349[6] noch im vorliegenden Falle den Grafentitel von Mediaſch führt; ſolange wir jedoch keinen andern Grafen der zwei

[1] Urkundenbuch zur Geſchichte der Deutſchen in Siebenbürgen I, S. 345; vgl. V.-A. XXIX (1899), S. 271 und Történelmi tár 1907, S. 25.

[2] Ub. I, S. 500; vgl. V.-A. XXIX, S. 271 und Történelmi tár 1907, S. 25.

[3] Történelmi tár 1888, S. 85 und 1907, S. 25; vgl. V.-A. XXIX, S. 271.

[4] Ub. II, S. 65, 66, 67, 68 und 72; vgl. V.-A. XXI (1887), S. 238, 265 und XXIX, S. 271.

[5] Ub. II, S. 72, Nr. 655; vgl. V.-A. XXIX, S. 271 und Történelmi tár 1907, S. 25.

[6] Ub. II, S. 72, Nr. 654.

Stühle für dieſen Zeitpunkt kennen, ſind wir jedenfalls berechtigt, aus dem Umſtande, daß Stephan als Beamter (officialis) des Andreas in Mediaſch erſcheint, den Andreas ſelbſt auch als Grafen von Mediaſch anzunehmen. Nach dem Jahre 1349 begegnet uns der Grafentitel von Mediaſch weder für den Grafen ſelbſt noch für deſſen Stellvertreter. Wir erfahren bloß im Jahre 1369, daß die Szeklergrafen die Grafenrechte in den zwei Stühlen ausüben[1], ſodann werden im Jahre 1402 dieſe Rechte der Szeklergrafen beſeitigt.[2] Zu erwähnen iſt noch, daß wir, wie dies ſchon an anderer Stelle hervorgehoben wurde,[3] in dem zum 1. Februar 1359 erwähnten Petro iudice Hungaricali domini regis[4] einen Stellvertreter des Grafen von Mediaſch beziehungsweiſe des Szeklergrafen als Grafen von Mediaſch zu ſehen haben.

Das Vorhandenſein beſonderer Grafen der zwei Stühle iſt von der Literatur, insbeſondere von G. D. Teutſch,[5] R. Theil,[6] M. Wertner[7] und G. A. Schuller,[8] im allgemeinen anerkannt worden. Nur Gräſer[9] ſpricht etwas unklar von einer Unterordnung der zwei Stühle unter den Woiwoden und den Szeklergrafen. Ebenſo ſcheint Salzer[10] die Amtierung des Szeklergrafen in den zwei Stühlen für eine Machterweiterung des Szeklergrafen als ſolchen zu halten; rätſelhaft iſt freilich, was er damit meint, wenn er neben der Unterordnung unter den Szeklergrafen als beſonderen Umſtand noch erwähnt, daß dieſer Szeklergraf in der Regel auch der vom König ernannte Oberrichter geweſen ſei.

---

[1] Ub. II, S. 327.

[2] Ub. III, S. 289/90.

[3] R. Theil, V.-A. XXI, S. 265, Anm. 88; vgl. Hans Connert, Die Stuhlsverfaſſung im Szeklerlande und auf dem Königsboden bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, Sonderabdruck aus der Beilage zum Programm des evangeliſchen Gymnaſiums in Hermannſtadt (1906), S. 40 und Georg Müller, Die Entſtehung der Stühle, des Königs- und des Stuhlsrichteramtes in der Hermannſtädter Provinz oder den ſogenannten ſieben Stühlen, Korreſpondenzblatt des Vereins für ſiebenb. Landeskunde XXIX (1906), S. 58.

[4] Ub. II, S. 57.

[5] Sachſengeſchichte[3] I (1899), S. 73, 94, 110; vgl. auch Sachſengeſchichte[2] I (1874), S. 107, 138, 161 und V.-A. I (1843), 1, S. 58.

[6] V.-A. XXI, S. 249/50, 265 und 271.

[7] V.-A. XXIX, S. 271.

[8] Bilder aus der vaterländiſchen Geſchichte II (1899), S. 14.

[9] Umriſſe zur Geſchichte der Stadt Mediaſch (1862), S. 8.

[10] Der königl. freie Markt Birthälm in Siebenbürgen (1881), S. 21.

2. Die Amtsstellung der Grafen.

Über die Amtsstellung des Grafen in den zwei Stühlen haben die gleichen falschen Vorstellungen in der Literatur Eingang gefunden, wie dies bezüglich des Grafen der Hermannstädter Provinz der Fall gewesen ist.[1] Wie man den Hermannstädter Grafen mit dem nachmaligen Hermannstädter Königsrichter verwechselt hat, so hat man auch den Grafen der zwei Stühle diesem Hermannstädter Königsrichter gleichgesetzt. So spricht namentlich Theil[2] von dem „Königsrichter (Comes)" der Hermannstädter Provinz „am Beginne des 14. Jahrhunderts", ferner von dem Graf der Szekler, der in den zwei Stühlen „die aequiparierende Stelle des vom König eingesetzten Hermannstädter Grafen eingenommen hatte".[3] G. A. Schuller[4] bringt den Hermannstädter Grafen, in welchem er einen Königsrichter erster Ordnung sieht und welchen er von dem nachmaligen Hermannstädter Königsrichter in keiner Weise unterscheidet, in unmittelbaren Zusammenhang mit den Königsgrafen oder Königsrichtern der zwei Stühle beziehungsweise denen von Kronstadt und Bistritz. G. D. Teutsch[5] stellt den Hermannstädter Grafen zwar den Grafen der zwei Stühle sowie der Distrikte Kronstadt und Bistritz gegenüber, aber auch für ihn ist dieser Hermannstädter Graf gleich mit dem Hermannstädter Königsrichter und der Unterschied zwischen diesem Hermannstädter Grafen oder Königsrichter und den Grafen der zwei Stühle sowie der Distrikte Kronstadt und Bistritz besteht auch für ihn bloß darin, daß der Hermannstädter Graf beziehungsweise Königsrichter gewöhnlich ein Volksgenosse war, während die andern es nicht waren. Leider besitzen wir über den Wirkungskreis des Grafen der zwei Stühle noch weniger Nachrichten als über den des Grafen der Hermannstädter Provinz. Indem wir zunächst auf die an anderer Stelle gegebenen Ausführungen über den Wirkungskreis und die Amtsstellung des Hermannstädter Grafen verweisen[6], heben wir bezüglich des Grafen der zwei Stühle hervor, daß die Kriminalgerichtsbarkeit in den zwei Stühlen nach Aussage einer Urkunde vom

[1] Hinsichtlich der irrtümlichen Auffassung über die Amtsstellung der Hermannstädter Grafen vergleiche aus letzter Zeit insbesondere H. Connert, Stuhlsverfassung S. 28/31.

[2] B.-A. XXI, S. 271.

[3] Ebenda, S. 250.

[4] Bilder, Bd. II (1899), S. 12, 13/4.

[5] Vgl. B.-A. I, 1, S. 58; Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen II (1850), S. 329, 339 und 347; Sachsengeschichte[3] I, S. 35, 83 und 158, ferner 73, 94 und 110/1.

[6] G. Müller, Korrespondenzblatt XXIX, S. 59/61, 62/3.

Jahre 1496 dem Woiwoden gehört,[1] welcher sie offenbar in seiner Eigenschaft als Szeklergraf beziehungsweise als Erbe der Grafschaftsbefugnisse des Szeklergrafen erhalten hat, indem diese Grafschaftsbefugnisse, soweit sie die Kriminalgerichtsbarkeit betrafen, auch nach Befreiung der zwei Stühle vom Szeklergrafen im Jahre 1402 dem Szeklergrafen verblieben sein dürften.[2] Aus dem oben mitgeteilten Verzeichnis der Grafen und Grafenstellvertreter in den zwei Stühlen ersehen wir ferner, daß in gleicher Weise wie in der Hermannstädter Provinz so auch in den zwei Stühlen weder der Titel noch das Amt des Königsrichters während des Bestehens der Grafschaft nachweisbar ist.[3] Wie die Grafen

[1] 1496 Januar 3. K. Wladislaus II. an den Woiwoden Bartholomäus Dragffy; die Ankläger gegen die Bewohner der zwei Stühle sollen in Kriminalsachen an den Woiwoden, als den rechtmäßigen Richter, sich wenden: »pro excessu vel casu criminali coram vobis [dem Woiwoden] . . . requirant«; — »quatenus a modo deinceps neque vos eosdem Saxones nostros aut alterum ipsorum ad aliquorum simplicem querelam propria auctoritate demptis casibus criminalibus vobis de iure reservatis captivare seu detinere audeatis . . .« (Orig. Pap. Mediascher Gymnasialbibliothek; vgl. V.-A. XII [1875], S. 298). — Als Beispiele tatsächlicher Ausübung dieser Kriminalgerichtsbarkeit durch die Woiwoden seien erwähnt eine Nachricht aus dem Jahre 1505 (V.-A. N. F. III [1858], S. 86), ferner der Marktschelker Kriminalfall vom Jahre 1523 (Vizewoiwode Leonardus Barlabassy, Orig. Pap. Stadtarchiv Mediasch; K. Ludwig II., Orig. Pap. Marktarchiv, Kleinschelken).

[2] Aus der Zeit vor dem Jahre 1402 besitzen wir zwar keine Nachrichten darüber, daß der Graf die Kriminalgerichtsbarkeit in den zwei Stühlen ausgeübt habe; der einzige uns überlieferte Kriminalrechtsfall aus dem Jahre 1356 (Ub. II, S. 122) scheint sogar mit der Annahme einer Kriminalgerichtsbarkeit des Grafen im Widerspruch zu stehen, indem die beiden Furkeschdorfer Gräven Johann und Nikolaus, welche in Sachen des Mörders Hese von Almen und seiner Verfolger urkunden, bloß als iudices provinciales terrae Medyesch sich bezeichnen und keinen Bezug auf ihre Abhängigkeit vom Grafen erkennen lassen. Mit Rücksicht jedoch auf die diesbezüglich ausdrücklich uns bezeugten Befugnisse des Grafen der Hermannstädter Provinz (vgl. G. Müller, Korrespondenzblatt XXIX, S. 59/60) und des Kronstädter Distriktes (vgl. Urk. des K. Ludwig I. von 1353 [Ub. II, S. 95]) und vor allem auch mit Rücksicht auf den Umstand, daß das Privileg von 1402 (Ub. III, S. 289/90) den zwei Stühlen nicht alte Rechte benommen, sondern neue Rechte gewährt hat, wird man in den Rechtsverhältnissen von 1356 und 1496 in dieser Richtung keinen Gegensatz sehen dürfen; die Furkeschdorfer Gräven werden vielmehr als von der Provinz bestellte Richter entweder absichtlich die Berufung auf die ihnen wahrscheinlich gleichzeitig übertragene Stellvertretung des Grafen weggelassen oder die Beurkundung des Kriminalfalles als zu den Obliegenheiten der Provinzrichter als solcher gehörig betrachtet haben.

[3] Über das Königsrichteramt in der Hermannstädter Provinz vgl. G. Müller, Korrespondenzblatt XXIX, S. 60/3. — Gräser (Umrisse S. 8, Anm.) hält den Petrus iudex Hungaricalis domini regis von 1359 mit Unrecht für einen Königsrichter (vgl. oben S. 262, Anm. 3).

der Hermannstädter Provinz verwalten auch die Grafen der zwei Stühle das sächsische Grafenamt gewöhnlich nur im Nebenamt. Der Charakter des Nebenamtes offenbart sich bei dem Grafenamt der zwei Stühle besonders auch darin, daß man nach dessen ständiger Vereinigung mit dem Szeklergrafenamte den Titel des Grafenamtes der zwei Stühle nicht mehr angeführt hat. Gleich den Grafen der Hermannstädter Provinz sind auch die Grafen der zwei Stühle ungarische Adlige. Selbst die Grafenstellvertreter gehören dem ungarischen Adel an,[1] oder es wird mindestens ihr Amt zufolge des Umstandes, daß es ihnen von dem nichtsächsischen Grafschaftsinhaber verliehen worden ist, gleichfalls als nichtsächsisches Amt[2] bezeichnet.

3. Der Ursprung des Grafenamtes.

Über den Ursprung des Grafenamtes in den zwei Stühlen sind unseres Erachtens gleichfalls unhaltbare Ansichten in der Literatur vertreten worden. G. D. Teutsch[3] hat anfängliche Zugehörigkeit der zwei Stühle zur Gerichtshoheit des Hermannstädter Grafen und Trennung von dieser Zugehörigkeit am Ende des 13. beziehentlich Anfang des 14. Jahrhunderts durch die beiden Woiwoden Ladislaus behauptet; eine Folge der Trennung von der Hermannstädter Provinz sei dann die Entstehung des eigenen Gemeinwesens der zwei Stühle mit den eigenen Königsgrafen gewesen. J. K. Schuller[4] äußert sich über die Entstehung des selbständigen Grafenamtes in den zwei Stühlen nicht (er scheint übrigens nur die Amtierung des Szeklergrafen zu kennen), entscheidet sich jedoch gegen eine ehemalige Zugehörigkeit der zwei Stühle zum Gemeinwesen der sieben Stühle und somit auch gegen eine ehemalige Grafschaftsgemeinschaft. R. Theil hat zuerst[5] mit größtenteils gleichen Gründen wie J. K. Schuller bloß die Zugehörigkeit der zwei Stühle zu den sieben Stühlen bestritten und die Frage nach der Entstehung des Grafenamtes in den zwei Stühlen unbeantwortet gelassen; später[6] ist er mit der Ansicht hervorgetreten, die zwei Stühle seien bis zum

[1] Vgl. oben S. 261, Anm. 4 und 5 und G. Müller, Korrespondenzblatt XXIX, S. 57/8.

[2] So ist wohl Peter 1359 nur im übertragenen Sinne iudex Hungaricalis benannt worden; vgl. R. Theil, V.-A. XXI, S. 265/6, Anm. 88.

[3] V.-A. I, 1, S. 41/2; Abriß der Geschichte Siebenbürgens (1865), S. 49; Sachsengeschichte[2] I, S. 105/7 und Sachsengeschichte[3] I, S. 72/3.

[4] Umrisse und kritische Studien zur Geschichte von Siebenbürgen, Heft 2 (1851), S. 49/54.

[5] V.-A. XII, S. 257/69.

[6] V.-A. XXI, S. 248/9.

Jahre 1318 unter der Gerichtshoheit des Woiwoden geſtanden; im Jahre 1318 hätte ſodann der König Karl I. feſtgeſetzt, daß die zwei Stühle „bezüglich des materiellen Rechtes und des Rechtsverfahrens“ es wie die Bewohner der Hermannſtädter Provinz halten ſollten und infolge dieſer Verfügung ſei an die Spitze der zwei Stühle ein Graf mit gleichen Befugniſſen wie in der Hermannſtädter Provinz getreten. Die Behauptungen Gräſers,[1] es ſei in den zwei Stühlen „etwa beim Beginne des 14. Jahrhunderts durch den gewalttätigen Siebenbürger Woiwoden Ladislaus“ eine Gerichtsbarkeit der Woiwoden und Szeklergrafen entſtanden, ferner Salzers,[2] daß eben jener Woiwode Ladislaus die „vier Stühle“ (gemeint ſind die zwei Stühle) „unter den Szeklergrafen ſtellte“, ſeien hier nur der Vollſtändigkeit wegen auch noch angeführt. Teutſchs und Theils Darſtellungen beruhen auf dem Grundirrtum, daß das Grafenamt in den zwei Stühlen eine Schöpfung des 14. Jahrhunderts ſei. Am nächſten iſt dem wirklichen Sachverhalt wohl J. K. Schuller[3] gekommen, indem er nicht bloß die ehemalige Zugehörigkeit der zwei Stühle zu den ſieben Stühlen, ſondern auch die Ausbildung neuer Inſtitutionen in den zwei Stühlen zu Beginne des 14. Jahrhunderts nicht zugeben zu können erklärt.

Für die Beantwortung der Frage nach dem Urſprung des Grafenamtes in den zwei Stühlen kommt in erſter Reihe in Betracht, daß die zwei Stühle im Jahre 1315[4] in ganz ähnlicher Weiſe wie die ſieben Stühle, ferner wie der Kronſtädter und der Biſtritzer Diſtrikt,[5] als ſelbſtändiger Provinzialverband mit unmittelbarer Unterſtellung unter die Krone, eigener Privilegierung, eigenem Steuer-, Kriegs- und Gerichtsweſen erſcheinen (quod ab olim sub una libertate communitatis Saxonum de Cybinio a sanctis regibus progenitoribus nostris illustribus regibus Hungariae concessa gandentes residebant; — una et eadem libertate a sanctis regibus progenitoribus nostris concessa et ordinata cum eadem communitate Saxonum de Cybinio in exercituando et terragium seu censum nobis persolvendo et alia quae in privilegio eorundem Saxonum de Cybinio continentur faciendo . . . perfruentes).

[1] Umriſſe S. 8.

[2] Birthälm S. 21.

[3] Umriſſe, Heft 2, S. 51 und 54, Anm. 4.

[4] Ub. I, S. 316, Nr. 342.

[5] Über die Provinzialverbände innerhalb der Hermannſtädter Provinz, ſowie über die Hermannſtädter Provinz als Provinzialverband vgl. G. Müller, Korreſpondenzblatt XXIX, S. 51/3. Die einſchlägigen Verhältniſſe der beiden Diſtrikte Kronſtadt und Biſtritz werden in anderm Zuſammenhang zu erörtern ſein.

Die Richtigkeit dieser Auslegung der Urkunde des Königs Karl I. von 1315[1] ergibt sich aus dem Vergleich mit der Urkunde ebendieses Königs von 1318,[2] indem der König im letzteren Jahre für die zwei Stühle ausdrücklich abgesonderte Verfügungen insbesondere über das Steuer-, Kriegs- und Gerichtswesen trifft; daß unter dem »et alia, quae in privilegio eorundem Saxonum de Cybinio continentur faciendo« des Jahres 1315[1] das Gerichtswesen mitinbegriffen ist, unterliegt keinem Zweifel, da in gleichem Zusammenhang im Jahre 1318[2] ausdrücklich das Gerichtswesen angeführt wird, mit den Worten: in iudiciis faciendis et causis examinandis eandem consuetudinem habeant et libertate utantur, qua universitas Saxonum de Scybinyo habere dignoscuntur. Die besondere Bezugnahme auf das Provinzialfreitum der sieben Stühle 1315 und 1318 erklärt sich zunächst daraus, daß die sieben Stühle auch ein Provinzialverband, und zwar der bedeutendste waren, dann aber auch aus der unmittelbaren Nachbarschaft der zwei Stühle mit den sieben Stühlen. Bemerkenswert ist ferner, daß die zwei Stühle anfänglich, gleich Krakko, Krapundorf und Rumes,[3] ein Provinzialverband von Einzelgemeinden[4] gewesen und als solcher auch schon privilegiert worden sein dürften, da anläßlich der Privilegierungen besonders im 14. Jahrhundert, wahrscheinlich infolge der Rücksichtnahme auf die in derartigen ältern,

[1] Ub. I, S. 316, Nr. 342.

[2] Ebenda, S. 332.

[3] Vgl. G. Müller, Korrespondenzblatt XXIX, S. 51.

[4] Vgl. auch G. Müller, Korrespondenzblatt XXIX, S. 52. — Möglicherweise haben wir auch in der bei Papst Urban IV. am 16. Juli 1264 (Ub. I, S. 92/3) sich findenden gemeinschaftlichen Aufzählung von Bistritz, Rodna, Senndorf und Baierdorf die Nachwirkung einer ursprünglich gemeinsamen Privilegierung von den ältesten und zu einem Siedlungsverbande gehörigen gleichberechtigten Gemeinwesen zu sehen. Da diese Papsturkunde von 1264 jedoch keine ausdrückliche Beziehung auf eine derartige gemeinschaftliche Privilegierung enthält, da ferner Bistritz und Rodna uns als Städte bekannt sind, ohne daß uns von der Entstehung ihres Stadtrechtes Nachrichten überliefert sind, dürfte auch der Annahme eine gewisse Berechtigung, vielleicht sogar die größere Wahrscheinlichkeit zukommen, daß die beiden Landgemeinden Senndorf und Baierdorf als besonderer Siedlungs- und Privilegierungsverband anzusehen und den beiden Städten Bistritz und Rodna gegenüberzustellen seien; Bistritz und Rodna wären dann gleich den Städten der Hermannstädter Provinz (vgl. G. Müller, Korrespondenzblatt XXIX, S. 51/2) als zwei abgesonderte Städtekomitate zu betrachten; selbstverständlich könnte sodann wenigstens der Bistritzer Städtekomitat gleich den Städtekomitaten der Hermannstädter Provinz von Anbeginn schon auch einige der nachmals mit Bistritz vereinigten freien Landgemeinden (mit Ausnahme von Senndorf und Baierdorf) umfaßt haben.

uns nicht mehr zugänglichen Privilegien vorkommenden Namen, außer den Stuhlsvororten Mediasch und Marktschelken gelegentlich auch noch Birthälm und Kleinschelken als Empfänger des Privilegs genannt werden, so 1315:[1] Saxonum de Medyes, de Selk, de Berethalm, 1318:[2] Saxonum de Medyeszeek, Seelk et de Sacheelk, 1369:[3] de sedibus Medyes, Selk et Sachselk; hierher sind auch zu rechnen die vom Formular der Vorlagen vielfach abhängigen Beglaubigungs- und Bestätigungsurkunden, so die des Weißenburger Kapitels von 1331,[4] der Königin Maria von 1383[5] usw. Sobald es sich nicht um eigentliche Privilegierungen handelt, begegnen uns gewöhnlich nur die zwei Stühle, so 1349:[6] vicecomiti de Seelk et de Mygges, 1365:[7] sedium de Medyes et de Selk, 1381:[8] sedium de Meggyes et de Selk, usw.[9] Gewiß sind zu jenen vier als älteste Kolonie anzusehenden Einzelgemeinden sehr bald noch andere Gemeinden hinzuge-

[1] Ub. I, S. 316.
[2] Ub. I, S. 331.
[3] Ub. II, S. 326.
[4] Ub. I, S. 451.
[5] Ub. II, S. 571.
[6] Ub. II, S. 66.
[7] Ub. II, S. 229.
[8] Ub. II, S. 549.

[9] Statt der zwei Stühle Mediasch und Marktschelken werden in der Siebenbürgischen Quartalschrift (Jahrgang VII [1801] S. 95/6) unter Hinzurechnung eines Kleinschelker Stuhles, ferner von Viktor Werner (Erbgrafen [1902] S. 49, Anm. 3) unter Hinzurechnung eines Birthälmer Stuhles (statt des Kleinschelker Stuhles) drei Stühle, sodann von R. Theil (V.-A. XII, S. 268 und XXI, S. 251) und von M. Salzer (Birthälm S. 20, 22 und 30) unter Hinzurechnung sowohl eines Kleinschelker als auch eines Birthälmer Stuhles vier Stühle als ursprüngliche Verwaltungsbezirke des Mediascher Provinzialverbandes angenommen. Was nun zunächst den angeblichen Kleinschelker Stuhl betrifft, so soll dieser nach Annahme der Siebenb. Quartalschrift und R. Theils (Salzer äußert sich diesbezüglich nicht näher) aus Kleinschelken und den in der Urkunde des Königs Karl I. von 1311—1342 (Ub. I, S. 301/2) zum erstenmal als Egrescher Abteibesitzungen aufgezählten Gemeinden Donnersmarkt, Abtsdorf, Schoresten und Scholten bestanden haben (vgl. Quartalschrift S. 95 und V.-A. XXI, S. 247); diesen Annahmen der Quartalschrift und Theils widerspricht jedoch schon die Tatsache, daß die betreffenden Gemeinden einerseits niemals als Bestandteile eines Kleinschelker Stuhles erwähnt werden, andererseits in der erwähnten Urkunde von 1311—1342 ausdrücklich unter die Schutzhoheit der Hermannstädter Provinz gestellt werden und auch nach Aussage späterer Urkunden, insbesondere der Urkunde des Königs Sigmund von 1416 (Hermannstädter Archiv II, Nr. 22) und des Königs Mathias von 1476 (Hermannstädter Archiv II, Nr. 367) usw., hinsichtlich der Steuerzahlung und des

kommen. Denn schon für das Jahr 1283 sind uns außer Mediasch und Birthälm noch eine ganze Anzahl von zum sogenannten Mediascher Stuhl gehörigen Gemeinden bezeugt und wenn wir nicht auch von den freien Gemeinden des Schelker Stuhles (die Besitzung Haschagen wird 1263[1] erwähnt) schon im 13. Jahrhundert Nachricht erhalten, so dürfte dies gerade im Hinblick auf die rechtsgeschichtliche Stellung Marktschelkens nur eine Folge des Zufalls sein. Daß aber Mediasch und Marktschelken bald nach dem Zuwachs von weiteren Gemeinden zu jenen vier ältesten Gemeinden Vororte von Stuhlsverbänden geworden sein dürften, geht außer dem frühen Hervortreten der zwei Stühle als solcher, wohl auch daraus hervor, daß in Mediasch und Marktschelken das ius gladii auch ohne königliches Privileg ausgeübt worden ist,[2] während für Birthälm das ius gladii 1418[3] und für Kleinschelken 1576[4] be-

Kriegsdienstes von altersher mit der Hermannstädter Provinz verbunden gewesen sind; wenn Theil sodann seine Annahme noch mit dem Hinweise zu stützen sucht, daß die in der erwähnten Urkunde von 1311—1342 hinsichtlich der Gemeinden Donnersmarkt, Abtsdorf, Schoresten und Scholten sowie eines Teiles von Kleinschelken seitens des Egreſcher Abtes erhobenen Ansprüche uns den Zeitpunkt für die Lostrennung der betreffenden Gemeinden vom Kleinschelker Stuhle und damit zugleich den Zeitpunkt der Auflösung des Kleinschelker Stuhles erkennen ließen, so übersieht er, daß der Egreſcher Abt auf ältere Rechte, die ihm vormals durch den Woiwoden Ladislaus (also nicht durch den angeblichen Kleinschelker Stuhl oder den Mediascher Provinzialverband!) verkürzt worden sind, sich beruft; nicht ohne Bedeutung dürfte diesbezüglich auch der Umstand sein, daß die Gemeinde Donnersmarkt im Jahre 1263 (Ub. I, S. 89/90; vgl. R. Theil, V.-A. XII, S. 261) als Besitzung verschenkt wird; im Übrigen ist schon in der „Transsilvania", Beiblatt zum „Siebenbürger Boten" (Jahrgang V [1844], Nr. 50, S. 225/6), wenn auch auf Grund unzureichenden Urkundenmateriales, das Vorhandensein eines Kleinschelker Stuhles bestritten worden. Für den von Theil, Salzer und Werner angenommenen ehemaligen Birthälmer Stuhl können gleichfalls keine urkundlichen Belege angeführt werden und ganz willkürlich sind die über die angebliche Zusammensetzung dieses Stuhles aufgestellten Behauptungen, indem Salzer (Birthälm S. 20), ohne irgendeine Quellenstelle zu nennen, außer dem „Hauptort" Birthälm „mit dem Gerichtsstuhl" noch die „Ortschaften: Reichesdorf, Kopisch, Scharosch, Waldhütten und wahrscheinlich auch Tobsdorf" aufzählt, Theil dagegen (V.-A. XXI, S. 234/5) bloß unter Berufung auf eine in Zehntangelegenheiten ausgestellte und nicht die geringste Beziehung auf politische Jurisdiktionsverhältnisse enthaltende Urkunde von 1283 (Ub. I, S. 145) als „Gerichtsstuhl" der östlichen Mark Birthälm und als Bestandteile dieser östlichen Mark die „Ortschaften Birthälm, Großkopisch, Reichesdorf und Scharosch" bezeichnet.

[1] Ub. I, S. 90; vgl. R. Theil, V.-A. XII, S. 261.

[2] Über das ius gladii von Verwaltungsvororten vgl. auch G. Müller, Korrespondenzblatt XXIX, S. 52.

[3] Salzer, Birthälm S. 663, Nr. 10.

[4] Orig. Kleinschelken.

ſonders verliehen wird. Sowohl als Provinzialverband von Einzelgemeinden als auch als Provinzialverband von Stühlen hatten nun die ſogenannten zwei Stühle gleich den im Jahre 1224 durch das Andreanum aufgehobenen Provinzialverbänden (comitatus), ſowie gleich dem durch eben dieſes Andreanum neugeſchaffenen beziehungsweiſe aufrechterhaltenen Hermannſtädter Provinzialverband (provincia Cibiniensis, comitatus Cibiniensis)[1] das Recht auf den eigenen Grafen. Daß ſie dieſes Recht auch tatſächlich genoſſen haben, geht daraus hervor, daß ſie 1315[2] über die gewalttätige Entziehung ihres Provinzialfreitums durch die beiden Woiwoden Ladislaus ſich beim König beklagen, ferner durch den König von dem illicito detentore erlöſt und in ihr der Hermannſtädter Provinz gleiches Freitum wieder eingeſetzt werden. Warum erhalten wir nun aber weder 1315[3] anläßlich der Rückſtellung des Freitums noch 1318[5] bei Gelegenheit der näheren Feſtſtellung dieſes Freitums von dem vermißten Grafen Nachricht? Die Antwort auf dieſe Frage dürfte aus der Erwägung ſich ergeben, daß die Grafſchaftsverfaſſung in der Hermannſtädter Provinz 1315 und 1318 noch beſtand und ſomit im Hermannſtädter Freitum mitinbegriffen war. Wohl aber hat König Ludwig I. 1369 im Zuſammenhang mit dem neuerlichen Hinweiſe auf das Hermannſtädter Freitum ſich veranlaßt geſehen, die Aufrechterhaltung der Befugniſſe des Szeklergrafen in den zwei Stühlen nachdrücklich hervorzuheben (salvis etiam iurisdictionibus et iudicatibus Siculorum nostrorum comitis remanentibus, quos in pristinis suis indemnitatibus commisimus permansuros),[4] zweifellos deshalb, weil, wie wir an anderer Stelle ausgeführt haben,[6] mittlerweile die Grafſchaftsverfaſſung der Hermannſtädter Provinz durch die Königsrichteramtsverfaſſung erſetzt worden war.

Es erübrigt nun noch dem Einwand zu begegnen, daß alle bisherigen Erörterungen als verlorene Liebesmühe anzuſehen ſeien gegenüber der Tatſache, daß 1315[6] die zwei Stühle den König um eine Wiedervereinigung mit den ſieben Stühlen bitten (communitati Saxonum de Cybinio, cum qua et prius unum fuerant, unire et combinare ... dignaremur) und der König wörtlich dieſe Wiedervereinigung ausſpricht (eidem communitati Saxonum de Cybinio ... duximus uni-

[1] Vgl. G. Müller, Korreſpondenzblatt XXIX, S. 51/3. 56/7.
[2] Ub. I, S. 316, Nr. 342.
[3] Ebenda, S. 331, Nr. 354.
[4] Ub. II, S. 327, Z. 31/3.
[5] G. Müller, Korreſpondenzblatt XXIX, S. 60/3.
[6] Ub. I, S. 316.

endos). Wir wollen uns nun nicht auf J. K. Schuller[1] berufen, der jene Wiedervereinigung als die bloße „Wiedereinsetzung“ in „die von dem Woiwoden entrissenen, der »libertas Cibiniensis« im Wesen gleichen Rechte“ bezeichnet, auch R. Theils Hilfsmittel[2] wollen wir nicht anwenden. Wir glauben vielmehr die Erklärung für die auf eine Wiedervereinigung hinweisende Stelle in den im Zusammenhang mit dieser Stelle sich findenden Worten antiquae contionis ipsorum morem sequendo[3] suchen zu sollen. Was besagen diese Worte? nichts mehr und nichts weniger, als daß die zwei Stühle den König bitten, wieder den Konflux der sieben Stühle nach altem Brauch besuchen zu dürfen. Die Konfluxgemeinschaft der zwei Stühle mit den sieben Stühlen hat viel früher bestanden, als sie für uns in den die Teilnehmer am Konflux aufzählenden Formularen der Urkunden sichtbar wird. So schreiben die sieben Stühle 1447[4] als sieben Stühle an die sieben und zwei Stühle; in diesem Schreiben wird vorausgesetzt, daß die sieben und zwei Stühle gemeinsame Verhandlungen gepflogen und für alle Teilnehmer bindende Beschlüsse gefaßt haben. 1477 erwähnen die sieben Stühle in einer Urkunde, welche sie als sieben Stühle ausstellen, mehrere Beamte der zwei Stühle als Beisitzer der Versammlung der sieben Stühle (Laurentio aurifabro iudice, Martino fabro villico necnon Martino notario duarum sedium... Qui quidem testes... pro tunc nostri coassessores).[5] Wäre die gemeinsame Beurkundung üblich gewesen, so wäre sie gewiß auch in diesen beiden besonders bemerkenswerten Fällen verwendet worden. Und wenn wir noch beachten, daß wir trotz der seit Mitte des 15. Jahrhunderts zahlreich erhaltenen Einladungen zu Konfluxen und Erwähnungen von Konfluxen der sieben und zwei Stühle keine einzige gemeinsam ausgestellte Konfluxurkunde für das 15. Jahrhundert nachweisen können, so dürfen wir uns nicht mehr wundern, daß aus dem 14. Jahrhundert außer der oben genannten contio von 1315 keine weiteren Belege für diese Konfluxgemeinschaft nachweisbar sind; die unter königlichen Kommissären abgehaltenen gemeinsamen Gerichtsverhandlungen und die Landtage kommen selbstverständlich hier nicht in Betracht. Es hat also eine Konfluxgemeinschaft zwischen den sieben und zwei Stühlen bestanden

[1] Umrisse II, S. 54.

[2] Vgl. darüber Viktor Werner, Korrespondenzblatt XXVI (1903), S. 82.

[3] Ub. I, S. 316, Z. 14/5: communitati Saxonum de Cybinio, cum qua et prius unum fuerant, unire et combinare antiquae contionis ipsorum morem sequendo.

[4] Hermannstädter Archiv II, Nr. 117.

[5] Orig. Großkopisch.

auch ohne den gemeinsamen Provinzialverband und daß eine solche möglich gewesen ist auch ohne Provinzialverband, ersehen wir vor Allem auch aus der Tatsache, daß laut einer Nachricht vom Jahre 1453[1] sogar die Bistritzer, welche nie im Verdacht eines Provinzialverbandes mit den sieben Stühlen gestanden sind, Konfluxgemeinschaft mit den sieben Stühlen gepflegt haben. Warum sollen wir also es nicht aufs Wort glauben, wenn die zwei Stühle im Jahre 1315 gerade im Zusammenhang mit der Erwähnung der contio von dem unire und combinare sprechen und der König dann diese Vereinigung auch tatsächlich zu vollziehen erklärt?

4. Die Erbgrafen.

Worin hat nun aber die Gewaltherrschaft der erwähnten beiden Woiwoden Ladislaus eigentlich bestanden? Um es in Kürze zu sagen, so haben sie den Grafen der zwei Stühle während der Dauer ihres Regiments beseitigt und sich zu Erbgrafen der zwei Stühle gemacht. Denn daß sie nicht, wie R. Theil[2] annimmt, lediglich die ihnen verfassungsmäßig zustehenden Woiwodalbefugnisse in den zwei Stühlen ausgeübt haben, geht schon daraus hervor, daß der König selbst im Jahre 1315 den angeblichen Inhaber dieser Woiwodalbefugnisse Ladislaus einen illicitus detentor nennt;[3] sodann ist ja am 12. August 1315 Ladislaus, gegen den der Vorwurf der Gewaltherrschaft in gleicher Weise wie gegen seinen Vater erhoben wird, wahrscheinlich nicht einmal mehr wirklicher Woiwode, sondern mittlerweile zum bloßen Titularwoi-

[1] Urkunde Johanns v. Hunyad vom Jahre 1453 (Orig. Stadtarchiv Bistritz): »Ut ipsi (die Bistritzer) seu eorum posteritates pro factis et rebus necessario incumbentibus et successivis temporibus expedire debentibus, quae tamen libero comitatui nostro (des Erbgrafen) et iurisdictionibus nostris non praeiudicant, in colloquium, tractatus et congregationes septem sedium Saxonicalium et nobilium partium Transsiluanarum ire et accedere valeant atque possint« (vgl. A. L. Schlözer, Kritische Sammlungen zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen [1795], S. 62); daß an dieser Stelle nicht etwa bloß von einer Landtagsversammlung, auf der auch die sieben Stühle anwesend sind, sondern von dem Konflux der sieben Stühle als solchem, welcher neben den Landtagsversammlungen und ohne Rücksicht auf diese selbständig abgehalten wird, die Rede ist, geht wohl schon aus dem Umstande hervor, daß die Versammlung der sieben Stühle vor der des Adels genannt erscheint, und daß nur die Versammlung der sieben Stühle, also nicht auch die der Kronstädter und der zwei Stühle oder der Sachsen im allgemeinen, wie dies sonst bei Aufzählung der Teilnehmer an den Landtagsversammlungen üblich war (vgl. beispielsweise B.-A. XII, S. 83 [1437]), erwähnt wird.

[2] B.-A. XXI, S. 248/9 und 249, Anm. 53.

[3] Ub. I, S. 316, Z. 25/6.

woden geworden, da schon am 1. August 1315 ein Nikolaus als siebenbürgischer Woiwode bezeugt ist.[1] Einen Anhaltspunkt zum Erkennen des wirklichen Sachverhaltes gewinnen wir zunächst aus dem Umstande, daß der ebengenannte Woiwode Ladislaus im Jahre 1310 dem Könige die Grafschaften von Bistritz und Hermannstadt (comitatum de Bystorce, comitatum de Scybinio)[2] zurückgestellt hat. Konnte nun gegenüber den zwei Provinzialverbänden von Bistritz und Hermannstadt die Eigenmächtigkeit des Woiwoden zeitweilig zur Verdrängung des Königsgrafen führen, so liegt es von Vornherein nahe, ein gleiches Vorgehen auch gegenüber dem Provinzialverband der zwei Stühle vorauszusetzen. Während jedoch aus hier nicht näher zu erörternden Gründen Hermannstadt nicht vor dem Jahre 1309 und Bistritz nicht vor dem Jahre 1307 in die Hände des Woiwoden geraten sein dürften, erfahren wir im Jahre 1315, daß der Provinzialverband der zwei Stühle schon seit zwei Generationen in der Gewalt der Woiwodenfamilie sich befindet. Diese lange Dauer der Verdrängung des Königsgrafen in den zwei Stühlen wird wohl die Ursache davon gewesen sein, daß nicht schon im Jahre 1310 auch die Grafschaft der zwei Stühle gleich den Grafschaften von Bistritz und Hermannstadt wieder an den König gelangt ist; die Woiwodenfamilie scheint im Jahre 1310 bezüglich der zwei Stühle schon erbrechtliche Ansprüche gegenüber dem Könige geltend gemacht und der König diese Ansprüche vorläufig in Schwebe gelassen zu haben. Daß aber die von den zwei Stühlen im Jahre 1315 als Folge der Gewaltherrschaft der beiden Woiwoden Ladislaus beklagte Freiheitsminderung gerade mit den Grafschaftsbefugnissen im Zusammenhang gestanden ist, und zwar im besonderen auch mit Grafschaftsbefugnissen von Erbgrafschaften ersehen wir, sobald wir die in den zwei Stühlen im Jahre 1315 in die Erscheinung tretenden Verhältnisse mit den uns näher bekannten Verhältnissen in den Bistritzer Erbgrafschaften des 15. und 16. Jahrhunderts vergleichen. Denn gleichwie König Karl I. im Jahre 1315 jener Freiheitsminderung hauptsächlich durch Verfügungen hinsichtlich des Konfluxbesuchsrechtes der zwei Stühle, sowie hinsichtlich ihres Kriegs- und Steuerwesens und wahrscheinlich auch hinsichtlich ihres Gerichtswesens abzuhelfen sucht, so haben diese Fragen auch bei den eben erwähnten Bistritzer Erbgrafschaften im 15. und 16. Jahrhundert die Hauptrolle gespielt. Johann Hunyadi hat im Jahre 1453 auf Grund einer königlichen

[1] Vgl. Wertner (V.-A. XXIX, S. 120), welcher als letzten Zeitpunkt für das Woiwodat des in Frage stehenden Ladislaus den 13. Mai 1315 anführt.

[2] Ub. I, S. 296, Nr. 319, §. 6.

Schenkung[1] die Grafenrechte des Szeklergrafen im Bistritzer Distrikt zu erblichem Besitz erhalten.[2] Der Woiwode der Moldau, welcher 1529 den Bistritzer Distrikt von König Johann Zapolya in Pfandbesitz übernimmt,[3] bezeichnet seine Herrschaftsrechte als Grafschaft (comitatus).[4] Was nun zunächst das Konfluxbesuchsrecht anbetrifft, so hat Johann Hunyadi 1453 den Bistritzern ein beschränktes Konfluxbesuchsrecht eingeräumt;[5] es hat also für die Bistritzer offenbar die Gefahr bestanden, dieses Recht ganz zu verlieren, obwohl die Erbgrafschaft nicht, wie bei den zwei Stühlen, infolge gewalttätiger Aneignung sondern auf Grund königlicher Verleihung entstanden war. Als 1529 die Bistritzer an den Woiwoden der Moldau verliehen worden waren, durften sie die Beschlüsse des Schäßburger Konfluxes nicht ausführen, weder Geld noch Steuern noch Waffen für die Nation liefern;[6] 1537, also während der Dauer ebendieser Woiwodalherrschaft, beantworten sie eine Anfrage der Hermannstädter, ob sie sich von der Nation trennen wollten, daß sie sich niemals selbst von der Nation losgelöst hätten, sondern andere dies besorgt hätten (respondemus, quod nos numquam nosmet ipsos ab universitate Saxonum segregavimus, sunt qui segregarunt).[7] Über das offenbar gleichfalls einer Gefährdung ausgesetzte Appellationsrecht der Bistritzer an die sieben Stühle wird 1453 eine besondere Zusicherung erteilt.[8] Im Jahre 1532 beanspruchte der Vertreter des Moldauischen Woiwoden, daß die Berufungen der Bistritzer nicht mehr an die sieben Stühle sondern an den Moldauischen Gerichtsstuhl geschickt werden sollten.[9] 1453 wird für die Bistritzer festgesetzt, daß ihr

[1] Teleki József, Hunyadiak kora magyarországon, Bd. X, S. 347/56.

[2] Vgl. über den Inhalt dieser Rechte insbesondere die Urkunde Johann Hunyadis von 1453 für die Bistritzer (Schlözer, Kritische Sammlungen S. 61/4).

[3] Über diese Verpfändung des Bistritzer Distriktes an den Woiwoden der Moldau im Jahre 1529 vergleiche H. Wittstock, Bistritzer Gymnasialprogramm 1860, S. 25 und Richard Schuller, V.-A. XXIII (1890), S. 12/3.

[4] Urkunde vom 31. Oktober 1529 (Wittstock, Bistritzer Gymnasialprogramm 1860, S. 43).

[5] Vgl. oben S. 272, Anm. 1.

[6] Stadtarchiv Kronstadt (Schnell III, Nr. 100).

[7] Hermannstädter Archiv, Urkunde vom Jahre 1537, Nr. 347.

[8] Johann von Hunyad (Stadtarchiv Bistritz): »causasque ipsorum aut alterum eorundem pro tempore emergendas interrogationi septem sedium Saxonicalium prout antiqua laudabilis consuetudo eorum hactenus observata fuit conducere habeant facultatem.« — Vgl. Schlözer, Kritische Sammlungen S. 62.

[9] Urkunde vom Jahre 1536 (Hermannstädter Archiv Nr. 339): »nihil inquit negotii vobis modo est cum dominis Cibiniensibus, appellationes vero causarum vestrarum, si quas habueritis, ad dominum nostrum gratiosissimum Petrum

Kriegsdienſt[1] und ihre Steuerlaſten[2] unter dem Erbgrafen die gleichen bleiben ſollen, wie unter den Königen. Der Moldauiſche Woiwode beſaß im 16. Jahrhundert kraft der königlichen Schenkung, den Rechtstitel über Gut und Blut der Biſtritzer zu verfügen.[3]

Moldauiae vaivodam transferre debetis aut propter difficultatem itineris si eo pervenire non poteritis, ex tunc castri Chychow easdem deportetis, dominus namque noster gratiosissimus inquit nullam maiorem in Transsiluania sedem iudiciariam habet « — Vgl. Richard Schuller, V.-A. XXIII, S. 56/7, Anm. 33.

[1] Johann von Hunyad (Stadtarchiv Biſtritz): »Praeterea eosdem sub eisdem sigillo et signeto vexilli seu banderii, quibus ab olim per divos reges sunt condonati, roboramus et confirmamus . . . Exercituationis autem tempore ipsa civitas nostra simul cum suis pertinentiis cum tantis personis et numero quot et quantis tempore dicti quondam domini Sigismundi imperatoris et regis exercituaverunt cum eorum banderio exercituare teneantur.« — Vgl. Schlözer, Kritiſche Sammlungen, S. 62 und 63.

[2] Johann von Hunyad (Stadtarchiv Biſtritz): »quod . . . singulis annis pro censu nobis . . . sicuti temporibus quondam domini Sigismundi imperatoris, regis et aliorum divorum regum Hungariae consuetudo laudabilis exstiterat nobis et haeredibus nostris solvere teneantur et ipsa civitas nostra simul cum suis pertinentiis in ipsa solutione remaneant. Nos neque successores nostri huiusmodi maiorare nec augmentare spopondimus modo aliquali et sine omni immutatione.« — Vgl. Schlözer, Kritiſche Sammlungen, S. 62, ferner betr. Szeklergrafenzins S. 63.

[3] Vgl. R. Schuller, Schäßburger Programm 1890, S. 26 und V.-A. XXIII, S. 13/4, 56/7. — Zu den bei Schuller angeführten Beiſpielen läßt ſich noch hinzufügen, daß der Biſtritzer Richter 1529 (Kronſtädter Archiv, Schnell III, Nr. 100) den moldauiſchen Woiwoden mit 100 Reitern nach Kronſtadt begleiten muß. Über die im Juli 1530 erfolgte Entſendung von dreißig Wägen mit Lebensmitteln für den moldauiſchen Woiwoden vergleiche Wittſtock, Biſtritzer Gymnaſialprogramm 1860, S. 40 und 45.

Hermannſtadt um die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Ein kulturgeſchichtliches Bild.[1]

Von

G. A. Schuller.

Das Stadtbild und ſeine Umrahmung.

Wer um die Mitte des 18. Jahrhunderts aus dem ſiebenbürgiſchen Binnenland ſich der „Haupt- und Hermannſtadt“ nahte, dem bot ſich ein feſſelnder Anblick. Aus der breiten Fläche der Zibinsebene hob ſich vor ſeinen Augen auf höher und höher anwachſender Bodenanſchwellung ein weitgedehntes Stadtbild, mit dichtgedrängten, übereinander aufſtrebenden roten Ziegeldächern empor, feſtumſchloſſen von einem ſtarken Mauergürtel, den ſchlankaufſteigende Türme in faſt verwirrender Anzahl oder auch maſſive Baſtionen und Rundelle mit niedrigen Dächern überragten. Das ganze Bild fand ſeinen Mittelpunkt und ſeinen Abſchluß nach oben in dem an höchſter Stelle aufſtrebenden langbehelmten Turme der Hauptkirche. Der Turm leitete den Blick unwillkürlich höher empor zu den zackigen Bergeshäuptern, die im Rücken der Stadt einen Hintergrund

[1] Die hauptſächlichſten Quellen für das nachfolgende kulturgeſchichtliche Bild ſind am Schluſſe zuſammengeſtellt. Es ſchien aus formalen und aus ſachlichen Gründen nicht geboten, die Belegſtellen fortlaufend anzumerken, ſei es als Fußnoten, ſei es am Ende der Darlegung. Die Arbeit iſt, wie ſolche kulturgeſchichtliche Bilder überhaupt, die gerade auch kleine und kleinſte Züge verwerten müſſen, eine Moſaikarbeit, in der eigentlich jeder Satz eine oder gar mehrere beſondere Quellenangaben erfordert, ſo daß die begleitenden Anmerkungen ſchließlich den Text überwuchern und nicht zu ſeinem Rechte kommen laſſen. Zudem will die Arbeit nicht ſelber wieder Quelle ſein, da ſie hiezu doch ein zu engumrahmtes Bild bietet. Sie wollte an *einem* Punkt die ſächſiſche Kulturentwicklung des 18. Jahrhunderts heller und zugleich ſo beleuchten, daß vornehmlich Züge hervorträten, die für Zeit und Menſchen charakteriſtiſch ſind. — Der Verfaſſer wird übrigens in einer größeren Arbeit, für die dieſe Kleinmalerei das Milieu bieten ſollte, über die verwendeten Quellen ſchrittweiſe Rechenſchaft geben.

für ſie bildeten, wie man ihn ſchöner und — ſagen wir — ſtilvoller ſich kaum denken konnte.

Das ganze Stadtbild umrahmte ein blütenreicher Kranz von Gärten, darin Meierwohnungen und Wirtſchaftsgebäude mit leichten Sommerhäuschen, Lauben und Glashäuſern wechſelten. Weitausgreifend umſchloß dieſe Anlagen eine ſtarke Verſchanzung von Erdwällen, die ſich nordwärts in ſpitzen Winkeln vereinigten. Die Bürger von Hermannſtadt und die Stuhlsleute hatten ſie mit ihrer Hände Arbeit in dem damals letztvergangenen Bürgerkrieg — es war der Rákócziſche Rebellionskrieg — über Drängen des Kommandierenden von Siebenbürgen, Rabutin, aufgeführt und während der Kriegsjahre auch nach Ausſage mehrerer glaubwürdiger Mitkämpfer ſelber unter Anführung eines Ratsherrn je und je verteidigt. Nur der franzöſiſche Name der Verſchanzung, Retranchement, iſt dem Platze geblieben, die Wälle ſind bis auf geringe Spuren verſchwunden. In den Jahren, in denen wir die Stadt beſuchen wollen, dachte die Fortifikationskommiſſion und das Generalkommando an eine Wiederherſtellung der Befeſtigung und hatte die herandrängenden Gärten und Höfe zurückgeſchoben; nur ein Ziegelſchopfen lehnte ſich noch trotzig an die Erdwälle, als wollte er ſagen: Der Friede iſt doch mächtiger als der Krieg, er muß ſchließlich den Sieg gewinnen. Und der Ziegelſchopfen hat trotz der beiden langatmig betitelten Militärbehörden Recht behalten. Von einer ſtärkeren Redoute „mit einer gemauerten Czartak“ (Blockhaus) flankiert durchſchnitt der Weg die Umwallung, wand ſich gemächlich zwiſchen den Gärten dahin, durchquerte den offenen Platz, den ehemals die zur Peſtzeit 1738 ausquartierte Burgertorziganie einnahm und auf dem man eben (1752) an den Häuſern für 42 öſterreichiſche evangeliſche „Transmigranten“-Familien arbeitete, und ſchwang ſich dann über eine 1752 neuerbaute Brücke auf das ſüdliche Ufer des Zibins hinüber. Schmächtig floß dieſer unter der Brücke dahin, nachdem er einen großen Teil ſeiner Waſſer zu allerlei friedlichen und kriegeriſchen Zwecken abgegeben hatte. Noch hatte er die Aufgabe, eine Reihe von Teichen auf dem Zwiſchenraume zwiſchen ſeinem Süduſer und der Stadtmauer mit ſeinem Waſſer zu ſpeiſen. Aus mehr als einem der Gärten blinkten kleinere und größere Teiche auf, die von den Beſitzern in gutem Stand und auch noch mit Fiſchen beſetzt gehalten wurden, um ſo das Notwendige mit dem Nützlichen zu verbinden. Auch einige der alten Zunftteiche breiteten ihre nicht immer ſehr blanken Spiegel vor der Stadtmauer aus, ſo der Weberteich im Norden, der Kürſchnerteich im Südoſten und der Schneiderteich im Süden. Unmittelbar vor dem Burgertor

lag der Schusterteich. Er wurde noch in gutem Stande erhalten. 1750 hatten sich die 32 Mitglieder der Zunft geeinigt, daß die 16 älteren Meister den „Schleimhalter" an der Einflußstelle reinhalten, die 16 jüngeren aber die schwereren Arbeiten: Pflöcke schlagen, Gräben ziehen und Rinnen legen, verrichten sollten, wobei die älteren Meister nur zur Beistellung allenfalls erforderlicher Taglöhner verbunden sein sollten. Die gute Ordnung hielt nicht allzu lange vor. Schon 20 Jahre später war der Teich völlig verschlammt und 1771 ward er aufgelassen. Nicht besser erging es den andern Zunftteichen. Sie wurden auch nicht mehr in alter Reinheit vor Schmutz und Geröhricht bewahrt und schon erklang die Klage, die uns fast modern anmutet, daß diese Teiche der Gesundheit der Stadtbevölkerung doch nicht dienlich sein könnten. Es soll nicht verschwiegen werden, daß die anstoßenden Gartenbesitzer ein besonders lebhaftes Interesse daran bezeigten, die versumpfenden Weiher auszufüllen und auch in Gärten zu verwandeln.

Es war gewiß geraten, sich bei diesen Resten mittelalterlicher Verteidigungskunst nicht allzulang aufzuhalten und rascher der Stadt zuzustreben. Wir lassen uns von einem der gewundenen Wege bis zur Stadtmauer hinanführen. Trotzig wehrte sie den Eingang, diese Mauer, die in vergangenen ruhmvollen Tagen auch gewaltigen Heeren den Eingang gewehrt. Noch lief sie ohne Unterbrechung rund um die Stadt und nur an einigen wenigen Stellen ließ sie den Toröffnungen engen Raum. Am nächsten lag dem durch das Retranchement Herankommenden das Burgertor, zunächst freilich nicht das Tor, sondern die zu seinem besseren Schutz errichtete, in stumpfem Winkel vorspringende Bastei. Der Graben, der früher den Zugang erschwerte, ist schon ausgeebnet und kein Hindernis mehr. Dafür wehrt eine militärische Schildwache Unbefugten den Eingang und bezeugt durch ihre Anwesenheit, daß die Sorge für die Sicherheit der Stadt nun in erster Reihe in Händen der Militärbehörde ruht. Ganz aber hat die Bürgerschaft ihre altherkömmlichen kriegerischen Rechte und Pflichten nicht abgegeben. An dem äußeren Stadttor in der rechten Flankenmauer der Bastei schildert die städtische Wache und mustert die Einziehenden, die bei Tage, wenn sie nichts Versteuerbares mitführen, frei passieren können, bei einbrechender Dunkelheit oder noch anhaltender Morgendämmerung das Tor verschlossen finden und ein Sperrgeld für dessen Öffnung entrichten müssen. Der Torhauptmann ist sehr eifrig in der Beaufsichtigung der Aus- und Einfahrenden und in der Einhebung der Sperrgelder, weil er aus diesen eine freilich nicht gar reich bemessene Bonifikation erhält: aufs Jahr 33 fl. 20 kr. Rheinisch (1764).

Einige der 18 ſtädtiſchen Torknechte ſtehen ihm zur Verfügung und helfen ihm die Ordnung aufrecht erhalten. Die Würde des Torhauptmanns wurde von den ſtädtiſchen Oberbeamten in der Regel einem Mitglied der Hundertmannſchaft verliehen. 1749 war der Kürſchner Paul Filtſch, einige Jahre ſpäter der Mitälteſte der Ledererzunft, Georg Schmidt, Hauptmann am Burgertor. Es waren Männer, die auch mit der Feder umzugehen und dem Ankommenden auf deſſen Fragen manches aus vergangenen Tagen erzählen und erklären konnten. Die Baſtei hatten die beiden angeſehenen Sachſenführer Albert Huet und Gallus Lutſch 1604 aufführen laſſen, in den ſturmvollen Tagen, da Siebenbürgen wieder einmal der Spielball zwiſchen den Mächten des Weſtens und denen des Oſtens und Hermannſtadt nach Huets Worten genötigt war, »arte et Marte« ſich der Feinde zu erwehren. Sie ſchrieben daran die Worte: »Si deus pro nobis, quis contra nos.« Und die Worte haben, wie ein rechter Troſtruf durch die bald darauf folgenden Báthoriſchen Schreckenstage und alle die ſchweren Zeiten des 17. und 18. Jahrhunderts hindurchgeklungen und ſich immer neu bewährt. — Schmale Schießſcharten laſſen auf die Hauptverteidigungswaffe vergangener Tage, die Hakenbüchſe ſchließen; ſie haben, wie die kaiſerliche Kommiſſion, die 1751 die Mauern und Erdwerke viſitierte, feſtſtellte, nur noch hiſtoriſche Bedeutung, keinen eigentlichen Verteidigungswert mehr. — Durch das Tor hindurchſchreitend kommen wir in einen Zwinger, der durch das eigentliche Stadttor mit einem ſtarken, 3 Stockwerke hohen Turm darüber nach Innen abgeſchloſſen wird. Der Turm wird von den Leuten der Schuſterzunft im Stand erhalten und im Kriegsfalle verteidigt. Er heißt daher der Schuſterturm und gilt für einen der ſtärkſten der ganzen Befeſtigung; ſchon im 15. Jahrhundert erbaut, iſt er immer wohlerhalten geblieben. Auch jüngſt noch, 1752, haben die Schuſter aus Anlaß der kritiſchen Beaugenſcheinigung des Turmes durch die erwähnte Kommiſſion, wieder daran gearbeitet und renoviert und das alles aus Zunftmitteln beſtritten, da die Stadt außer einigen Fuhren Sand nichts dazu beitragen wollte.

Noch laſſen wir uns belehren, daß zu dem Burgertor 21 Zehntſchaften oder, wie man ſie ſchon militäriſch nannte, Korporalſchaften, gehörten, die dem Befehl des Torhauptmanns unterſtanden. Nach den Zehntſchaftsartikeln von 1745 waren alle Bürger der Stadt, die nicht dem Rat und der Hundertmannſchaft angehörten oder das Amt eines älteren Zunftmeiſters bekleideten, in Zehntſchaften eingegliedert. Sie hatten reihum unter Anführung des Zehntmannes und unter dem Oberbefehl des Torhauptmannes die Wache bei dem Tore, dem ſie zugeteilt waren,

zu verſehen, und zwar gerade dann am eifrigſten, wenn es ihnen am wenigſten paßte, an den Wochen- und Jahrmärkten, da ſie gewiß lieber in den Lauben auf dem kleinen und großen Ring geſtanden und ihre Waren feilgeboten hätten, ſtatt am Tore die Einziehenden und deren Waren zu kontrollieren. Solch ein Tag dehnte ſich vom Morgen bis zum Abend furchtbar in die Länge und gab den Wachthabenden Anlaß, auf Mittel zu ſinnen, ihn zu kürzen; daß ſie nicht immer auf die klügſten verfielen, ſondern auf Spiel und Trank, braucht uns nicht zu wundern, obwohl dieſe Brecher der Sorgen und Langeweile immer wieder verboten wurden. — Gewiß erſchien es ihnen als eine angenehme Abwechslung, wenn der ſchildernde Kamerad die Wache ins Gewehr rief und dieſe einem durchpaſſierenden Oberbeamten, Bürgermeiſter, Königs- und Stuhlsrichter in militäriſcher Weiſe das Gewehr präſentierte, am allerliebſten aber folgten ſie zweifellos dem Befehl, der am Abend den Abzug anordnete.

In geſchloſſener Schar rückten die Zehntſchaften unter Gewehr aus, wenn es galt, die Bürgerſchaft im alten Glanz der eigenen Waffenkraft zu zeigen, bei Komesinſtallationen, Einzügen von kommandierenden Generalen u. dgl. Feſtlichkeiten. Es mag ein ſtattlicher Zug und ein augenerfreuendes buntes Kriegsſchauſpiel geweſen ſein, wenn die vier Gruppen der wehrhaften Bürger unter ihren Torhauptleuten ſich zur geſamten Heerſchar von 75 Zehntſchaften vereinigten und die Straßen paradierend durchzogen. Weſſen Auge freilich an den Anblick paradierender Truppen gewöhnt war, dem mag der Aufzug der Bürgermiliz, auch wenn jeder vorſchriftsmäßig in „Dolman“ und „Mente“ und mit dem Gewehr erſchien, doch bei der Verſchiedenheit der Kleidung und Bewaffnung, alſo gerade wegen ſeiner allzugroßen Buntheit, einen weniger imponierenden Eindruck gemacht haben. Der Kronſtädter Gubernialſekretär Theodor v. Herrmann gibt dieſen Eindruck von dem Aufmarſch der Bürgerſchaft bei Gelegenheit der Parade zu Ehren des neuernannten Praeses Gubernii Sam. v. Brukenthal (1774) mit den Worten wieder: „Die bürgerliche Garniſon war in ihrer völligen Faſſung, machte aber nicht das beſte Anſehen.“ Es mag ein ähnliches Bild geweſen ſein, wie es heute etwa der Aufzug der freiwilligen Feuerwehr im Vergleich zu einer marſchierenden Infanterietruppe bietet.

Die Parallele kann um ſo mehr Geltung beanſpruchen, weil ſie auch ſachlich begründet erſcheint. Als Hauptaufgabe der Zehntſchaften iſt in den erwähnten Artikeln nicht ſo wohl ihre kriegeriſche Tätigkeit, als vielmehr das Löſchen einer etwaigen Feuersbrunſt bezeichnet. Die Torwache war zugleich Brandwache, jeder Wehrmann zugleich Feuerwehrmann. So war

denn der Kriegsſchmuck der Bürger nicht mehr echter Glanz, nur ein Abglanz der alten Waffenkraft, die die Unabhängigkeit der Stadt auch im Ernſtfalle verbürgte. Die ſtehende Armee hatte der Bürgerſchaft die Kampfespflicht abgenommen, dafür aber ſie auch des Gebrauches der Waffen entwöhnt. Wohl finden wir noch in jedem Hauſe in jenen Tagen — nach Angabe der Inventare bei Sterbefällen — dieſe oder jene Waffe: einen Bärenſpieß, einen Säbel, eine gute Flinte, einen Bärenſtutz, eine oder zwei Piſtolen mit metallenem Beſchlag und doppeltem Lauf, aber ob die Beſitzer ſie auch zu gebrauchen verſtanden, iſt eine andere Frage. Sobald man die Sorge für eine Aufgabe anderen überträgt, entwöhnt man ſich auch der Fähigkeit, dieſe Aufgabe gegebenenfalls ſelbſt zu erfüllen. Seit den Tagen des Kurutziſchen Rebellenkrieges hatte der Bürger nicht mehr not gehabt, die Waffe im Ernſtfalle zu gebrauchen. Ein volles Menſchenalter war ſeither vergangen und hatte ſeine Hand der Waffe entwöhnt. Daher war es auch zu verſtehen, daß man den Kriegsvorräten in den Türmen keine rechte Bedeutung beimaß, ſie nicht mehr vermehrte, verbeſſerte, den neuen Erforderniſſen anpaßte, ja ſie nicht einmal mehr in Evidenz hielt. Noch im Anfang des Jahrhunderts hatte man in den Türmen und Baſteien 42 Karthaunen, 2 Haubitzen, 4 Steinbüchſen, 2 Böller, 537 Doppelhaken, 425 Musketen und einen anſehnlichen Vorrat von Munition vorgefunden; ſeither hatte man keine genauere Inventur mehr gemacht, das beſſere Kriegsmaterial, die Karthaunen waren wohl in die Hände des Militärs gekommen, die anderen Waffen aber teils verloren, teils verdorben. Wie der Krieg die Erzeugniſſe des Friedens zerſtört, ſo der Frieden die Waffen des Krieges.

Der Einfluß des langen Friedens war auch an der Befeſtigung zu erkennen. So ernſt und faſt drohend die Wälle, Mauern und Türme dem Ankommenden entgegenſtarrten, ſo zeigte ſich doch bei genauerer Betrachtung, daß es mit der Kriegstüchtigkeit der Befeſtigungswerke nicht zum Beſten beſtellt war. Die im Jahre 1751 durch eine militäriſche Kommiſſion im Beiſein eines Senators vorgenommene Viſitation der Befeſtigung hatte folgendes Ergebnis: Es ſtanden noch 39 Türme, darunter 26 Zunft- und 13 Stadttürme, weiter 3 Bollwerke, der ſogenannte Wagnerturm, der dicke Turm (das heutige Theater) und das alte Gießhaus auf dem Soldiſch, das aber ſeit den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts ſeine Beſtimmung nicht mehr erfüllt hatte; endlich ſchützten 5 Baſtionen die 3 Haupttore, Heltauer-, Sag- und Burgertor, und die beiden gefährdetſten Punkte der Stadt, die Südoſt- und Nordweſtecke (Haller- und Soldiſchbaſtion). Zwiſchen den Türmen zog ſich die

Stadtmauer hin, im Süden und Westen durch eine vorgezogene Kourtine mit Zwinger und Wall geschützt. Dazu war im Süden noch ein starker Wall mit Geschützständen, die jetzige alte Promenade vorgelagert, während vor dem Heltauertor und der Kourtine zwischen diesem und der Soldischbastei das gewaltige Erdwerk der von Rabutin angelegten Zitadelle mit seinen breiten Wällen auf dem westlichen Höhenrücken dem „Jungen Walde" zu sich ausdehnte und das ganze Gebiet, das heute die Josefstadt einnimmt, umfaßte. — Wenige der Türme aber waren so, wie der Schusterturm am Burgertor, in gutem Stand erhalten, viele waren schadhaft, am schadhaftesten die 13 Stadttürme; die Mauer war mehrfach geborsten, stellenweise — im Norden — vom herandrängenden Mühlbach unterwaschen, an anderen Stellen durch tiefe Aushöhlungen, die durch die Verwendung der nächstbefindlichen Erde zur Salpetergewinnung und Pulverbereitung entstanden waren, in ihrer Standfestigkeit bedroht. Der Wall im Süden war vor dem Leichentürchen durch Privatgärten — an der Stelle, wo heute das Bürgerspital steht — und durch den evang. Friedhof okkupiert, die Zitadelle aber völlig unbrauchbar geworden. Schon hoben sich auf ihrem Grund die einst von ihr verdrängten Privatgärten wieder empor, Meierhöfe schoben sich auf das Glacis heran, die Stadt hatte ein großes Holz- und Heulager auf einem Teile errichtet, einen andern Teil mit Zigeunern besiedelt, und auf dem freibleibenden Stück freuten sich weidende Herden des sonnigen Friedens. Der lange Kanal, der seinerzeit von der Zitadelle bis nach Guraro gezogen worden war, um darauf die Steine zum Zitadell-Bau leichter heranzuschaffen, füllte sich mehr und mehr zu. Der Pflug und die Sense suchten wieder zu gewinnen, was ihnen einst entzogen worden war.

So stand es um die Befestigungen Hermannstadts: sie waren wenig mehr als ein erstarrtes Bild einstiger kriegerischer Bedeutung, an dem der geschäftige Friede mehr und mehr die ursprünglichen Züge verwischte. Der kommandierende General Browne, der in der Mitte des 18. Jahrhunderts (20. Oktober 1749 bis 22. Januar 1752) hier residierte, ehe er nach Böhmen abkommandiert wurde, versuchte es, dies erstarrte Bild zu neuem Leben zu erwecken. Es war aber ein Galvanisierungsversuch von sehr vorübergehender Wirkung. Er erwirkte einen Befehl von Maria Theresia (1753), daß die Türme und Mauern in guten Stand versetzt werden, die Erdwerke und die Zitadelle aber in ihrem Zustand belassen werden sollten. Kaiser Josef II. hat dann 1773 die Zitadelle zur Besiedlung freigegeben; ihr Name erinnert daran. — Der Befehl Maria Theresias, das Interesse der Zünfte an ihren Türmen,

die Pietät gegenüber dem Überkommenen haben den Mauern und Türmen noch ein Jahrhundert lang das Dasein gefristet. Das Jahr 1848/49 erwies ihre völlige Bedeutungslosigkeit, und kurz nachher fielen sie vor dem andringenden Hauch einer neuen Zeit, wie einst die Mauern Jerichos vor dem Hauch der Trompeten. Hermannstadt wurde zur offenen Stadt aus dem starken „Bollwerk der Christenheit", da diese seine Bestimmung durch das Zurückdrängen ihres grimmen Feindes nicht mehr bestand und weil König Karl III. (VI.) seinen Hauptwaffenplatz mehr in die Mitte des Landes verlegt hatte, in die nach ihm benannte jungfräuliche Festung Karlsburg.

Das Innere der Stadt.

Durch das Tor schreiten wir hindurch in die Unterstadt hinein. Die gleichen Gassen öffneten sich dem Wanderer, die auch heute die Unterstadt bilden, kaum daß hie und da sich an Stelle der alten Befestigungswerke eine neue Gasse entwickelt hat. Noch konservativer ist naturgemäß die Oberstadt in ihrer Gliederung geblieben; auch hier haben nur die schwindenden Mauern das Anfügen von neuen Gliederungen im bescheidensten Maße gestattet. Hermannstadt teilt in dieser Hinsicht das Schicksal all der Städte, die lange Zeit hindurch hohe Bedeutung als feste Plätze besaßen. In den festen Platz, den wichtigen, von allen Seiten begehrten Ort, zieht sich verhältnismäßig viel Volk hin, teils der Sicherheit halber, teils weil in Friedenszeiten der Handel und Wandel sich lebhafter regen, als sonst. Bald ist der Stadtring mit Häusern gefüllt bis an die Mauer, ein neuer Gürtel wird um den kräftig anwachsenden Leib der Stadt gelegt, auch dieser ist bald dicht besetzt mit Häusern, die sich zu planlos gekreuzten, schiefwinklig sich schneidenden Gassen zusammensetzen und kaum in einer oder zweien einen breiteren Raum für den Verkehrsstrom lassen, sonst sich so nahe an- und gegeneinander drängen, daß sie Licht und Luft sich streitig machen. So ist es auch in Hermannstadt gekommen, und wenn auch der spätere Mauerring ungewöhnlich weit gezogen wurde, so weit, daß Hermannstadt sich rühmen durfte, der Umfang seines Mauerringes betrage einige Klaftern mehr, als der Wiens, so war dennoch der Raum zwischen den Ringmauern schon lange so mit Häusern gefüllt, daß man frühe zu dem Auskunftsmittel griff, die Gäßchen zu überbauen und an den freien Plätzen die Häuser mit einem Unterbau von offenen, pfeilergetragenen Hallen auf den Gassenraum hinaustreten zu lassen. Dies die reale Ursache der architektonischen Erscheinung der „gestümpelten Häuser", die sich streckenweise zu Laubengängen verbanden, ähnlich wie in den deutschen und schweizerischen Städten.

Auch darin hat Hermannstadt das Schicksal anderer fester Plätze geteilt, daß besonders schöne und besonders großangelegte Bauten in ihm nicht häufig zu finden waren. Ein Kenner unserer Vergangenheit hat diese Beobachtung in die Worte gefaßt: unsere Väter hätten mit ihren Bauten nicht auf der Gasse geprunkt. Es mag sein, daß uns, als einem nüchternen Bauern- und Bürgervolk auch der Sinn für reichere Entfaltung der Baukunst fehlte. Klagte doch ein höherer Offizier um die Mitte des 18. Jahrhunderts, daß die Hermannstädter Maurer nicht imstande seien, auch nur ein einfaches Wohnhaus selbständig aufzuführen. Aber ich muß diese Verkümmerung künstlerischer Gestaltungskraft auf dem Gebiete der Architektur doch mehr dem angedeuteten Umstand zuschreiben, daß unsere Städte, Hermannstadt voran, Jahrhunderte hindurch die Hauptfestungen dieses Landes waren. Der Raum innerhalb der Mauern war eng, die Gefahr, daß bei den steten Belagerungen das kaum aufgeführte Gebäude in Trümmer gehen würde, groß: so richtete man sich ein, indem man auf dem engen Raum einen Bau für den wesentlichsten Bedarf des Wohnens, des Gewerbebetriebes und, wenns hoch kam, für den Handel aufführte. Das folgende Geschlecht hielt, wenn nicht Brand oder Feindesgewalt das väterliche Haus zerstört hatten, an der gegebenen Grundform fest und baute und besserte mehr im Innern, denn nach Außen, den veränderten Bedürfnissen zu genügen. Wenn dann einmal eine längere Friedenszeit Handel und Verkehr zum Blühen brachte und die Truhen füllte, wandelte wohl den einen oder andern Hausbesitzer die Lust an, in den Formen seiner Zeit sein Haben und Können auch nach Außen zu zeigen, und dem gegebenen Beispiele folgten bald andere nach, bis dem frohen Regen irgend eine furchtbare Heimsuchung ein neues gewaltsames Halt! gebot. Dazu kommt dann auch, daß die Stadt selbst ihre Mittel auf den Bau, die Erhaltung und stete Stärkung der Befestigung und auf die Befriedigung der stets wachsenden staatlichen Ansprüche verwenden mußte und infolgedessen zu großen Prunkbauten keine Mittel übrig behielt. So hat Hermannstadt außer den Kirchen und Befestigungswerken wenig reich entwickelte Bauten aufzuweisen, und zumal das 17. und die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts hatten in dieser Beziehung nicht fördernd, sondern hemmend gewirkt. Erst die 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts nahm die Bautätigkeit wieder auf und fügte in das Stadtbild die Häuser der ausgehenden Rokokozeit hinein. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war dieser neue Bautrieb noch nicht erwacht, und der Eindruck, den Hermannstadt auf einen Besucher aus westlichen Ländern machte, war

kein imponierender. Noch 1773 faßt Kaiser Josef diesen Eindruck in die Worte zusammen, daß diese Hauptstadt Siebenbürgens sich äußerlich nicht günstiger präsentiere als ein böhmisches Landstädtchen vom Range Czaslaus. Die Quartierkommission, die 1762 den Zustand der Häuser mit Rücksicht auf die Beschaffung der erforderlichen Quartiere für Garnison und Landesämter untersuchte, faßte den gleichen Eindruck in die etwas milder klingenden Worte zusammen: „Hermannstadt bestehet größtenteils aus kleinen nach der alten Gewohnheit nur zum bürgerlichen Gewerbe errichteten Häusern."

Diese selbe Kommission, der u. a. einer der tiefblickendsten Beurteiler des Volkslebens, der nachmalige Gouverneur Brukenthal als Mitglied angehörte, fand auch einen wesentlichen Grund für den mangelnden Baueifer in der fast unerträglichen Quartierlast, die auf den Bürgern drückend ruhte. Je besser des Bürgers Behausung war, um so gewisser erhielt er eine Einquartierung, die immer weitergehende Anforderungen erhob. Hermannstadt, das die Ehre hatte, als Landeshauptstadt zu gelten, mußte für diese Ehre auch nicht geringe Opfer bringen. Alle Hauptlandesämter mit ihren Kanzleien, Archiven, Kassen und ihrem Beamtenkorps mußten, bei Ermangelung eigens dafür bestimmter Häuser, in Privatquartiere untergebracht werden: so das Gubernium mit seinen 14 Mitgliedern, 3 Sekretären, 38 Unterbeamten (Registratoren, Kanzlisten, Protokollisten, Akzessisten, Honorarii) und den 5 Beamten der Direktionskommission, ferner das Provinzialexaktorat (Steuerbehörde) [11 Quartiere], Provinzialkommissariat [9 Quartiere], Thesaurariat (Finanzbehörde) [20 Quartiere], das Generalkommando mit seinem ganzen Stab von Militärbeamten bis auf den Profoß und türkischen Dolmetsch, das Sanitätswachtkorps mit Oberkapitän, 2 Leutnants und 4 Fourieren und Ordonanzen. Dazu kam ferner die ständige Besatzung, die unter normalen Verhältnissen in einem Regiment Infanterie zu 8—10 Kompagnien mit einem Mannschaftsstande von über 1200 Mann und an 100 Soldatenfrauen, einigen Kavalleristen, 30—40 meist verheirateten Artilleristen und einigen Trainsoldaten bestand; dazu kam endlich die Bequartierung periodischer Gäste, zumal der Landtagsdeputierten, die fast alljährlich (bis 1761) zu den regelmäßig nach Hermannstadt ausgeschriebenen Sitzungen hieher zusammenkamen und zuweilen ein halbes Jahr lang tagten und — nachteten. Die Universitätsdeputierten wohnten meist in Häusern, die von ihrem Stuhl, bzw. Distrikt hier angekauft oder erbaut waren. So lagen der Schäßburger und Mediascher Herrenhof in der Fleischergasse; letzterer ist unter dem alten Namen in ein Hotel umgewandelt worden.

Welche Ansprüche die vornehmeren Quartierherrn machten, geht u. a. daraus hervor, daß der Landeskommandierende mit vier aneinanderstoßenden Häusern nicht genug hatte und noch ein fünftes in Anspruch nahm, so daß er schließlich in 32 Zimmern und den dazugehörigen Kammern, Küchen und Ställen residierte.

Die Wohnungsentschädigung war gering; man konnte daraus keinen Nutzen ziehen. Der Generalauditor hatte z. B. bei dem städt. Kassier A. G. Conrad in der Fleischergasse 7 Zimmer, 2 Küchen, einen Kelleranteil und 1 Stall inne, und für all diese Lokalitäten wurde der Hausherr mit ganzen 41 fl. 40 kr. entschädigt. Da ist es wohl zu verstehen, daß sein Nachbar, der kluge Kommerzienrat Dobosi, sich mittelst kaiserlichen Gnadenbriefs von der Quartierlast befreien ließ und seinen verfügbaren Oberstock an eine besser zahlende ungarische Gräfin vermietete. Und ebenso ist es zu verstehen, daß die Leute sich nicht in Baukosten stürzen wollten, um dann eine so geringe Verzinsung für ihre Quartiere zu erhalten. Fast in jeder Sitzung des Magistrates gab es Verhandlungen über die Quartierfrage, da von beiden Seiten, von Seite der Quartiergeber und der Quartiernehmer, stets Klagen einliefen. Dabei waren erst noch die Hausherren der vornehmeren Stadtteile besser daran, da sie doch anständigere Mietwohner hatten, die nicht selten sogar zu Hausfreunden wurden, wie wir aus einem Hochzeitsstatut jener Jahre entnehmen, darin zugestanden wird, daß außer der statutenmäßigen Anzahl der Gäste auch der im Hause wohnende Herr Offizier beigezogen werden dürfe.

Es blieben den Hausherren überdies in ihren geräumigeren Häusern immerhin noch einige Räumlichkeiten zu eigenem Gebrauch, ja sogar zu weiterem Vermieten, namentlich an Handelsleute, übrig. Schlimmer aber sah es bei den ärmeren Bürgern aus. Deren Häuser waren meist über das Maß der landläufigen sächsischen „Stuf“ nicht hinausgewachsen. Sie enthielten vielfach nur ein Wohnzimmer, eine Küche (das „Haus“) und eine rückwärtige Räumlichkeit, die im Quartierregister als Kammer figurierte und im besten Falle als Arbeitsraum für den Betrieb des Handwerkes gedient haben kann, wenn dieses seinen Sitz nicht etwa auch im Wohnzimmer vorherrschend aufschlug. Und in solche Wohnungen wurden dann die Soldaten zu zweien und dreien einquartiert! Und *was für* Soldaten waren das! Leute, die gewöhnt waren, durch die schärfsten Zuchtmittel, Stockhaus und Spießruten, im Zaum gehalten zu werden und sonst ihrem wilden Willen freien Lauf zu lassen, Leute, die aus der untersten Hefe des Volkes zu Landesverteidigern gepreßt worden oder aus Leichtsinn, Arbeitsscheu, Abenteuerlust dem Ruf der Werbeoffiziere gefolgt

waren, vielleicht gar um auf dieſem Wege ſicheren Strafen der bürgerlichen Juſtiz zu entgehen. Einen ſolchen geworbenen und dann entſprungenen Rekruten hängte man 1746 in Hermannſtadt zum abſchreckenden Beiſpiel an den Galgen, für den er laut dem Verzeichnis ſeiner vor der Anwerbung begangenen Taten ſchon damals reif geweſen. Und nun 2—3 ſolcher Leute, oft landfremd, auf alle Fälle roh und rückſichtslos, alle Tage in ſo kleinem Hausweſen im gleichen Zimmer bei ſich zu haben, keinen Augenblick ſicher vor ihren Anmaßungen, ihrer Streitluſt, ihrer Mißachtung des 7. Gebotes, wenn möglich auch des 6., das war wirklich eine Plage und Laſt, die manche Not vergangener Türkenzeiten in milderem Lichte erſcheinen laſſen. Der Stadtpfarrer Johann Filtſch erzählt in der Biographie ſeines Vaters, eines anfänglich wenig bemittelten Sporers, daß zu den trübſten Erinnerungen ſeines mühevollen Lebens die Quartiererlebniſſe gehörten, denn auch Filtſch bewohnte als junger Meiſter (1746—1752) in der untern Wieſengaſſe ein Häuschen mit nur einem Zimmer, darin er mit Weib und Kind und zwei Soldaten hauſen mußte. Solche Erfahrungen preßten einem Bürgersmann in einer Eingabe an den Magiſtrat die Worte aus: „Es iſt dieſes unſtreitig die härteſte Bürde, welche den Bürgersmann drücket, es iſt dieſes die Bürde, unter welcher er, wenn er ſich nach mühſamer Arbeit erquicken will, mit Hiob ſagen muß: ‚Wenn ich eſſen ſoll, muß ich ſeufzen!‘ indem ihm manches Frühſtück dermaßen gewürzet wird, daß ihm ſeine Tränen zur Speiſe werden wollen, es iſt dieſes die Bürde, unter welcher er faſt täglich einer Lebensgefahr ausgeſetzet ſtehet.“ Die Leute aber, die den traurigen Mut haben, über den Mangel an Gaſtlichkeit unter den Sachſen zu klagen, ſollten einmal das Maß von Elend nachmeſſen, das das ſächſiſche Haus durch die jeweiligen Herren des Landes gerade auch in bezug auf Bequartierung und Beköſtigung ungebetener Gäſte erfahren hat, ſeit es auf dem Boden dieſes Landes ſteht, ſie würden verſtummen; denn die drückendſten Quartierlaſten legte man niemals auf die „gaſtlicheren“ ungariſchen Ortſchaften, ſondern immer vorwiegend auf die Häuſer der ungaſtlichen Sachſen. Ein einziges kleines Beiſpiel mag dies illuſtrieren: im Jahre 1773 lagen im Schäßburger Stuhl mit ſeinen 16 Ortſchaften 4 Kompagnien und der Stab eines Infanterie-Regimentes und im benachbarten Szeklergebiet mit 128 Ortſchaften auch nicht mehr als 4 Kompagnien im Standquartier. — Hermannſtadt hat an ſolcher Laſt aus den oben angegebenen Gründen immer beſonders ſchwer zu tragen gehabt, und zwar nicht nur vorübergehend, ſondern ein volles Jahrhundert hindurch, bis endlich der immer lauter werdende Sehnſuchtsruf nach Ca-

ſarmen — die ältere Stammform für das heutige Wort Kaſerne — am Schluſſe des 18. Jahrhunderts Erfüllung fand und die erſte Kaſerne auf Teilen der Heltauer Torbefeſtigung aufgeführt wurde. Es hat daher der Vorſchlag der erwähnten Quartierkommiſſion, darnach Neubauten auf 6 Jahre von aller Quartierlaſt befreit ſein ſollten, zweifelsohne den ſpringenden Punkt berührt.

Das alles muß mit in Betracht gezogen werden, wenn man über die Stadt und ihr nicht allzu blendendes Äußere im 18. Jahrhundert mit dem Kaiſer Joſef II. und anderen Beſuchern ſich aufhalten wollte. Stattliche, ſtockhohe Bauten aus Steinen gefügt, mit Ziegeln gedeckt gab es tatſächlich nur in den Hauptgaſſen und an den zentralen Plätzen, darin die oberen 100—200 Familien hauſten. Da fand man doch ſchon Häuſer mit 14—15 Zimmern und den entſprechenden Nebenräumlichkeiten, ſo im Waydaſchen Hauſe am Großen Ring, im Baußnernſchen ebenda, im Conradiſchen in der Fleiſchergaſſe, im Sachſenfelsſchen in der Reiſpergaſſe, im Lukas Fabritiusſchen in der Heltauergaſſe ꝛc. Daneben aber kamen noch gar viele kleine Bürgerhäuschen nach dem Maßſtab des Filtſch'ſchen Hauſes vor, manche von ihnen noch flüchtig aus Bohlen gefügt, mit Schindeln gedeckt. Unter 461 Häuſern der Oberſtadt gab es 1751 noch 61 Bohlenhäuſer; ihre Zahl ſtieg, je tiefer man in die Unterſtadt hinabſtieg.

Erſt ſeit der Aktion jener illuſtern Quartierkommiſſion, der neben den oberſten Beamten auch der kommandierende General Buccow ſelber angehörte, zufolge deren u. a. auch ein Baufond gegründet worden war, aus dem den Bauluſtigen 4 %ige Darlehen gegeben wurden, begann ſich eine gewiſſe Bautätigkeit zu regen. Während in der Zeit von 1751 bis 1766 die Zahl der Häuſer von 1122 bloß auf 1156, alſo um 34 geſtiegen war, wurden in der Zeit von 1763 bis 1776 72 Häuſer neugebaut oder vergrößernd umgebaut.[1] Da ſetzte dann Brukenthal mit ſeinem palaſtähnlichen Neubau auf dem Großen Ring ein und wirkte aneifernd und richtunggebend auf viele andre.

Dieſen Verhältniſſen entſprechend war auch der Wert der Häuſer ein niedriger. Das mehrerwähnte Conradſche Haus in der Fleiſchergaſſe wurde 1755 auf 2400 fl. geſchätzt; ein benachbartes Haus des Urweger Pfarrers Fleiſcher ebenſohoch, ein anderes Fleiſchergäſſer Haus konnten die Erben um 1450 fl. überhalten; in der Burgergaſſe nahe am Tor

[1] Zum Vergleich ſetzen wir die gegenwärtigen Daten hieher: es gibt jetzt (1905) in Hermannſtadt 2575 Häuſer, davon 1823 ebenerdig, 679 einſtöckig, 73 zweiſtöckig. — Nach Daten des Stadtmagiſtrates.

wurde zur ſelben Zeit ein Haus auf 600 fl. bewertet, ein anderes neben dem Spital auf 470 fl., eines auf dem Soldiſch auf 500 fl. Joh. Filtſch hatte wenige Jahre früher ſein Häuschen in der unteren Wieſengaſſe um 230 fl. erſtanden und verkaufte es 1753, nachdem er es unterkellert und mit ſteinernen Mauern verſehen hatte um 300 fl. Mich. v. Brukenthal kaufte Anfang der 60er Jahre das Gottsmeiſterſche Haus in der Heltauergaſſe um 3600 fl. und gab ſein eigenes in der Reiſpergaſſe gelegenes dafür um 1800 fl. in Tauſch.

Den Wandel der Zeiten und auch der Beſitzer läßt deutlich die Geſchichte eines Hauſes erkennen, das gleichfalls in der Reiſpergaſſe lag. Dort wohnte auf breitem Hofplatz in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts ein angeſehener Bürger, der „Geſchworene" Simon Beer. Sein Haus, das vorausſichtlich nach dem großen Brande im Jahre 1556 erbaut worden war, erbte der gleichnamige Sohn; dieſer ſcheint mit ſeiner „Hauswirtin" Magdalena ein anderes, ihm gefälligeres Haus erheiratet zu haben. 1594 entſchließen ſich die Ehegatten, das ererbte Beerſche Haus zu verkaufen. Es wird in altüblicher Weiſe vor der Kirche am Sonntag feilgemacht. Die Verwandten haben das Vorkaufsrecht. Nur einer von ihnen macht ſich anheiſchig, es zu erwerben, der Pfarrer Paul Herberth von Scharoſch bei Mediaſch. Er kauft es für 1000 fl. und ein feierlicher Aldamaſch ſichert ihm den Beſitz zu. Aber er mußte es erfahren, daß wir auch als Hausbeſitzer nur Gäſte auf Erden ſind. Das Haus befindet ſich einige Jahrzehnte nachher im Beſitz des Bürgermeiſters Joh. Reisner. Deſſen Witwe erbt es von ihm und verkauft es dann 1668 an den damaligen Bürgermeiſter Matth. Semriger für 2700 fl. Semriger hat Wohlgefallen an ſeinem Erwerb, er ſchmückt das Haus kunſtſinnig mit allerlei Wandmalereien, die auch ſpäter noch unter der nüchternen Tünche des 18. Jahrhunderts durchſchimmern. Aber auch er muß das Haus einem anderen laſſen. Kinderlos ſterbend ſetzt er ſeine Witwe Cath. Schirmerin in den Beſitz des Hauſes, die es in ihrer Familie weiter vererbt. Ein Paul Schirmer baut und beſſert dann am Hauſe, der Schwiegervater Daniel Klockners und Ritters. Bei ſeinem Tode 1718 wird es auf 3600 fl. geſchätzt und kommt in den Beſitz Daniel Ritters. Ritter aber vertauſcht es 1728 gegen das Haus Kinders von Friedenberg auf dem Kleinen Ring und eine Baraufzahlung von 3600 fl., darnach der Geſamtwert mit 4600 fl. berechnet wird. Von Kinder erbt es nicht der einzige, leider mißratene Sohn, ſondern der tüchtigere Eidam, der nachmalige Bürgermeiſter Peter Binder von Sachſenfels. Er zahlt 1746 die Dritteilserben d. i. die Erben nach der Witwe Kinders an deren Söhne

aus erſter Ehe, die Brüder Fabritius von Hermannsfeld mit 2025 fl. aus, ſo daß demnach der Wert des ganzen Hauſes auf über 6000 fl. geſtiegen iſt. Bei dem Tode ſeines zweiten Sohnes Karl v. Sachſenfels (1778) geht das Haus mit dem bei Erbteilungen üblichen niedrigeren Schätzwert von 4800 fl. in die Hände des Eidams Karl v. Brukenthal über, der es neu adaptieren und zumal rückwärts über der alten Stadtmauer durch Anfügung eines turmähnlichen Zubaues vergrößern läßt; er ſchätzt es dann ſelber einige Jahre vor ſeinem Tode (1807) auf 10.000 fl. Seine Erben haben es noch über ein Menſchenalter innegehabt, heute iſt es nicht mehr ſächſiſcher Beſitz; das Haus, an dem eine Reihe von hervorragenden ſächſiſchen Familien dieſer Stadt gebaut und gebeſſert, in dem ſie Erdenglück und Erdenleid gefühlt, iſt von der Erde geſchwunden, an ſeiner Stelle erhebt ſich der Neubau der Staatselementarſchule. — So wechſeln die Häuſer ihre Werte, ihre Beſitzer und ihre Beſtimmung, bis ſich dieſe erfüllt hat.

Das Ausſehen der Gaſſen war — wieder nach abendländiſchem Muſter beurteilt — kein ſonderlich erfreuliches. Über ſchlechtes Pflaſter konnte man wohl nicht in dem Maße klagen, wie es heute geſchieht, denn die Gaſſen waren meiſt überhaupt nicht gepflaſtert. Erſt 1762 wurde auf Befehl des kommandierenden Generals Buccow die Hauptverkehrsſtraße, die Heltauergaſſe, „durchaus“ gepflaſtert und ſtatt des Bächleins in der Mitte ein Kanal geführt. Breite Bänder von gepflaſterten Stegen zogen ſich von einer Seite der Gaſſe quer auf die andere hinüber, um den Übergang zu ſichern, wenn die Erde zu nachgiebig und zu anhänglich war. Das aber war oft der Fall, weil wegen der Enge der Straßen die Sonne und die wehenden Winde nicht überall ihr mitleidiges Werk verrichten konnten. Vermehrt wurde die Unſauberkeit der Straßen durch die Gaſſenbrunnen, bei denen die waſſerholenden Mädchen und Frauen gern im Geſpräch ſtehen blieben und dann die Gefäße überlaufen ließen, ſo oft auch die nachbarlichen Brunnenmeiſter mit Schelten und Strafen einſchritten; noch mehr aber dürfte die Feuchtigkeit der Gaſſen dadurch geſteigert worden ſein, daß es ſelbſt in den vornehmeren, z. B. in der Fleiſchergaſſe noch um 1750, erlaubt war, von früh 5 Uhr bis abends 7 Uhr das Waſchen, nämlich die Reinigung der Wäſche vorzunehmen. Eines wenigſtens war nun doch ſchon verboten: das Tränken der Pferde bei den Brunnen. Aber auch ſo wurde der freie Fluß des abrinnenden Waſſers in dem mitten durch die Gaſſen hinziehenden Bächlein oft gehemmt, und dann mußte die Nachbarſchaft über Aufrufen des Brunnenmeiſters zuſammenkommen, um den „Bach zu fegen“. Noch 1768 be-

ſchloſſen die Quergäſſer, daß jeder Nachbar perſönlich zum Brunnenfegen kommen müſſe, es ſei denn, daß er krank oder „auswelzig“ ſei.

Man hatte ſich eben in den Städten des 18. Jahrhunderts noch immer nicht zu der Anſchauung emporgeſchwungen, daß die Sauberkeit und Gangbarkeit ein hervorragendes öffentliches Intereſſe ſei, ebenſo wohl mit Rückſicht auf die Geſundheitsverhältniſſe, wie auf den Verkehr und den Sinn für Schönheit und Ordnung bei Heimiſchen und Gäſten. Die Stadt als ſolche glaubte dieſe Aufgabe mit allem Recht den Bewohnern jeder einzelnen Gaſſe, den Nachbarſchaften überlaſſen zu können, da dieſe in ihrem Wohngebiet doch die nächſten dazu ſeien. Die Nachbarſchaften aber mit ihren unbeſoldeten Ehrenämtern, die vielen gar läſtig ſchienen, waren keineswegs Organe, die eine gleichmäßig ſtraffe Ordnung dauernd aufrecht erhalten konnten. In den vornehmeren Gaſſen war es ſchon ſchwer, einen „guten Nachbar“ dazu zu bringen, daß er das Amt eines Nachbarhannen oder eines Brunnenmeiſters annahm. Die Nachbarn, an die dieſe Stellen in der Altersreihe kamen, „redimierten,“ d. h. löſten die Verpflichtung lieber mit 1—2 Dukaten oder gar einem ſilbernen und vergoldeten Becher ab; ſelbſt in den ärmeren Nachbarſchaften, wie „auf dem Roſenanger“, nahm das Redimieren ſchon überhand, freilich nicht mit Dukaten, ſondern nur mit 68 kr. Daß diejenigen dann, an denen die Laſt hängen blieb, nicht zu großen Eifer zeigten, die „Brunnenräder zu ſchmieren, die Mägde und Wäſcherinnen zu kontrollieren, die Rinnſteine zu ſetzen oder den Bach fegen zu laſſen,“ ſondern auch lieber ihrem Geſchäft nachgingen, werden wir zwar nicht verzeihlich, aber begreiflich finden. So kam es dann, daß manche Gaſſe insbeſondere in der an ſich ſchon feuchteren Unterſtadt ein nicht allzu ſauberes Ausſehen zeigte, und ſo mag wohl der Herr Proviantverwalter Ziegelmeier mit ſeiner Klage an den Bürgermeiſter Binder v. Sachſenfels, daß ſeine Gaſſe — er wohnte an der Fingerlingsſtiege — „voll ſtetigen Moraſtes und allerlei Schmutzes ſei und ſo die Luft, die er atme, äußerſt ungeſund mache“, Recht gehabt haben. Nein! Holländiſche Sauberkeit hat man bei allen gutgemeinten Ordnungen und Statuten unſeren Städten auch im 18. Jahrhundert noch nicht vorwerfen dürfen.

Die beiden Hauptplätze der Stadt hatten wohl die gleiche Form, wie heute, ſahen aber doch in mancher Hinſicht etwas anders aus. Auf dem kleinen Ring ſtand neben der Hauptkirche noch ein Bethaus, die Lauben- oder Marktkirche genannt; um den Platz herum und quer am Rande des Abſtieges zogen ſich die Lauben für die Verkaufsſtände der einzelnen Zünfte hin. Solche hatte es auch auf der Sonnſeite des

großen Ringes gegeben, und zwar waren dies die Lauben der angesehensten Zünfte gewesen (Goldschmiede und Schneider). Auf diesen Platz, den günstigsten in ganz Hermannstadt, hatten aber bald die Jesuiten ihr Augenmerk gerichtet und mit Hilfe des Kommandierenden Virmond hatten sie es 1721 auch erreicht, daß ihnen die Lauben samt dem anstoßenden Waghaus und dem gleichfalls angrenzenden ursprünglichen Haus der Stadtapotheke zur Erbauung einer Kirche und eines Turmes überlassen wurden. In kürzester Frist führten sie auch beide Bauten auf und bald (1726) klang ihr aufdringliches Geläute über den Hauptplatz der Stadt hin, während im daranstoßenden Ordenshaus sich die Schule der Jesuiten einquartierte. Der Bau hat dem großen Ring sein eigenartiges, altsächsisches Gepräge genommen, hat sich breit und plump in gestaltloser Derbheit mitten in das sächsische Stadtbild hingelagert, ein dauerndes Denkmal jener verständnislosen Eingriffe der Wiener Regierung in die Lebensentwicklung eines Volkes, dem die Sonne der Geistes- und Herzensbefreiung heller und voller aufgegangen war, als den Bewohnern der alten Reichshauptstadt am Donaustrom. — Auf dem großen Ring standen dann noch einige öffentliche Bauten: die Hauptwache nahe der Wohnung des Kommandierenden, das Standbild des Joh. Nepomuk, 1734 errichtet, und die Prangersäule. Letztere ist leider einige Jahre später gefallen; die Hermannstädter klagten, daß damit die Gerechtigkeit gefallen sei, während wir beklagen, daß dieses Sinnbild freisächsischer Stadtgerechtsamkeit irgend einem pietäts- und geschichtswidrigen Sinne zum Opfer fallen mußte. Erhalten geblieben ist dafür das Siegesdenkmal des vordringenden Katholizismus, der hlg. Nepomuk, der Brückenheilige, der auf dem Rücken eines wasserarmen Plateaus so deplaziert erscheint, wie die Bestrebungen, denen er seine Aufrichtung verdankte, im Zeitalter der Aufklärung.

Auch auf dem Kleinen Ring begann man bald hernach die Hallen oder Lauben zuzubauen. Zuerst hat dies 1745 mit Erlaubnis des Rates Kaufmann Rideli westlich vom Ratsturm getan, freilich mit der Verpflichtung, sein Haus auf der anderen Seite neben dem „Ledererloche“ für den Verkehr zu öffnen. Der Orator Fabritius, der dieses Zubauen der Laube als ein wichtiges Ereignis verzeichnet, meldet nichts von der Bedingung, und möglich ist es, daß diese auf dem Papiere blieb. Noch sei erwähnt, daß um die gleiche Zeit das Haus des berühmten Goldschmiedes Sebastian Hann auf dem Kleinen Ring hinter den Fleischbänken in anderen Besitz überging.

Erwerbstätigkeit der Stadtbewohner.

Hinter den Lauben, oder wo solche sich nicht fanden, unmittelbar an der Straße waren zumal auf dem Großen Ring lauter Verkaufsläden eingerichtet. Diese unteren Hausräumlichkeiten waren nach oben, um die Last des Stockwerkes besser tragen zu können, meist mit Kreuzgewölben geschlossen. Infolgedessen hießen die Räume kurz die „Gewölbe" und bald übertrug sich dann dieser Name im Dialekt auch auf die darin untergebrachten Verkaufsgeschäfte. Es waren nicht mehr lauter Sachsen, die diesen einträglichen Erwerbszweig, dem der Hauptgewinn aus der großen Quartiersbeschwernis zufiel, in Händen hielten, sondern zum guten Teil Griechen, die hier eine mit landesherrlichen Privilegien ausgestattete Handels-Compagnie — schon 1722 zählte sie 36 Mitglieder — errichtet hatten. Sie wurden nicht gerne gesehen und oft und oft gab es Streitigkeiten. Die Einwohner setzten der Schlauheit und den Privilegien der Griechen eigene Bestimmungen ihrer Marktordnung entgegen. Die Stadtbehörde verbot ihnen nicht nur den gern geübten Vorkauf, sondern sprach, im Falle Grieche und Einheimischer um die gleiche Ware handelten, diesem das Recht zu, dem ersteren die Ware auch nach vollzogenem Zuschlag zu nehmen, wenn er den gleichen Preis bezahle. Es ist immer ein Zeichen der Schwäche, wenn man fremde Konkurrenz mit Gesetzesbestimmungen aus dem Felde zu schlagen sucht. Tatsächlich gab es nur wenige sächsische Kaufleute, die konkurrenzfähig waren und ihren Platz behaupteten: der oben genannte Ridel, die Fabritius v. Hermannsfeld, Kißling, Wieland, Treitler, Hermann, Adami, Dan. v. Seeberg, v. Rittern und vor allen der schon erwähnte Sam. Dobosi. Aus Ungarn, und zwar aus Preßburg gebürtig, in Wien, in einem Niederlagsgeschäft der Nürnberger Firma Joh. Gg. Windter's Erben in 4jähriger Tätigkeit (1715—1719) zu einem tüchtigen Kaufmann herangebildet, war er dann auf seiner Wanderung nach Hermannstadt gekommen. Hier hatte er sich 1719 ansäßig gemacht und ein Geschäft errichtet, darin man nach der universellen Weise jener Zeit alles erhalten konnte, was irgendwie als Bedürfnis der Zeit erscheinen durfte. Da gab es alle Arten von Leinwand und Tuchen, Eisen- und Kolonialwaren, Papier und Schießbedarf; da konnte das alte Mütterchen sich einen Augenspiegel, der junge modisch angehauchte Herr Sohn einen Haarbeutel, der alte Patrizier eine Perücke erstehen; da gab es wunderbare Goldstoffe auf feinste Kleider, Stöcke mit silbernem Griff für die Ratsverwandten und die Herrn Physici, da gab es gar schon das seltene Wunder einer Uhr, die zu bestimmter Stunde einen schrillen Weckruf ertönen ließ. Solch Geschäft mußte Zuspruch finden, zumal als dann Herr Dobosi die energische, geschäfts-

kundige Tochter eines gleichfalls aus Ungarn ſtammenden Kaufmanns Wankhel v. Seeberg geheiratet hatte. Er wurde Hausbeſitzer, Kommunitätsverwandter, Kommerzienrat, Aſſeſſor des directorium oeconomicum, kurz ein reicher und angeſehener Mann und dabei mit Leib und Seele ein Hermannſtädter, ein evangeliſcher Sachſe. Sein Grabſtein in der ev. Kirche verkündet das dem Beſchauer. Damals aber dachte er noch nicht ans Sterben, ob es ihn gleich allzufrühe, ſchon 1759 ereilen ſollte. Damals breitete er ſein Geſchäft immer weiter aus und zog zuletzt mehr und mehr die Geldvermittlung, das Bankgeſchäft auf dem hieſigen Platz an ſich. Sein Haus erblühte zu einem der erſten Bankhäuſer Siebenbürgens, das die alten Wege des ſächſiſchen Handels wieder aufnahm: nach Rumänien und in die Balkanländer bis nach Konſtantinopel in alle ſiebenbürgiſchen und ungariſchen Städte, nach Wien vor allem, dann nach Leipzig und in die deutſchen Univerſitätsſtädte. Die Studenten jener Tage und auch die Deputierten der Nation in Wien kannten gewiß keinen angenehmeren Namen als den Doboſis, denn durch die Vermittlung ſeiner Firma erhielten ſie in Wien wie in Wittenberg, in Halle wie in Jena ihre Wechſel ausgezahlt. Als er ſtarb, belief ſich ſein Vermögen auf nahe an 200.000 fl. (192.000 fl. ohne den Grundbeſitz). Heute würde man ihn einen Millionär nennen Viel vom Brukenthal'ſchen Beſitz ſtammt von ihm, da Karl Brukenthal ſein Enkeleidam war. — Die meiſten anderen Kaufleute beſchränkten ſich auf Warenverkehr, den Bezug und Abſatz von Eiſen aus dem Hunyader Komitat, Schnitt- und Kurzwaren von Wiener Handlungshäuſern. Die „Wiener Reiſe" war die größte Leiſtung dieſer Handelsvermittler, und der alte Lucas Fabritius, der nie unterließ, ſich ſelber als mercator zu bezeichnen, trug es getreulich und mit einem gewiſſen Reſpekt jedesmal in ſeinen Kalender ein, wenn ſein Neffe, der das Geſchäft weiterführte, wieder eine Reiſe nach Wien gemacht, nachdem er die erſte entgegen dem Abraten des vorſichtigen Onkels unternommen hatte. Es war freilich auch keine Kleinigkeit, ſolch eine Reiſe. Sie dauerte hin und zurück über einen Monat und wenn ſchon der einzelne Reiſende allerlei Fährlichkeiten ausgeſetzt war, ſo noch mehr das Hereinſchaffen des Warentransportes. Meiſt benützte man hiezu den Waſſerweg Donau—Theiß—Miereſch, aber auch dieſer war nicht gefahrlos, und man verſteht es unter ſolchen Umſtänden, daß Fabritius ſeinen Neffen nicht ohne Sorgen ziehen ließ und in den Kalender die Fürbitte eintrug: „Gott ſegen ſeinen Handelsberuf und bringe ihn wieder unverletzt nacher Hauſe" (1745).

Handelsgeiſt ſteckt ſchließlich dem Sachſen im Blute, ſeit er hier

im Lande den Austauſch zwiſchen Weſt und Oſt in die Hand nehmen mußte. Jeder Bauer handelt gern, und zwar, wenn möglich, nicht nur mit den eignen Produkten, ſondern auch als Zwiſchenhändler mit anderer Leute Erzeugniſſen. Jeder Gewerbsmann in der Stadt führte neben dem Handel mit den Gewerbeerzeugniſſen einen kleinen Weinhandel, der ihm oft mehr abwarf, als das Gewerbe. In allen Nachbarſchaften gab es die Gliederung in Schrote, d. h. in kleinere Unterverbände, deren Mitglieder einander beim Ein- und Ausſchroten der Weine halfen und den Weinſchank mit Ausſchluß ſchädlicher Konkurrenz reihum ausübten. In allen anſehnlicheren Inventaren der Teilamtsprotokolle finden wir eine ganze Anzahl von wohlgefüllten Fäſſern verſchiedener Jahrgänge verzeichnet. Als der mehrerwähnte Lucas Fabritius, der Typus eines Kernbürgers jener Tage, im Jahr 1738 nach Heltau der Peſtgefahr halber entflohen war, vergaß er über einer günſtigen Geſchäftsgelegenheit alle Peſtgefahr und begann mit den ebenfalls allezeit handelsfrohen Heltauern einen kleinen, wie es ſcheint, befriedigenden Weinhandel. Selbſt der Kanzler Sam. v. Brukenthal gibt von Wien aus in einem guten Weinjahr einem Vertrauensmann den Auftrag, alle ſeine Keller — und deren waren nicht wenige — mit Wein zu füllen.

Sobald dann ein Gewerbsmann ſich ein Kapitälchen erwirtſchaftet hat, beginnt er, wenn nur möglich, einen kleinen Handel mit den Rohſtoffen, die er bisher verarbeitet hat. Der mehrerwähnte Vater des Stadtpfarrers Johann Filtſch tritt nach mühſamen Jahren emſigen Gewerbebetriebes als Sporermeiſter in ſeinen älteren Tagen als Kompagnon in eine Eiſenhandlung ein; ſein älterer Sohn übernimmt inzwiſchen die Werkſtatt, hämmert mit Fleiß und Geſchick, läßt aber zuletzt auch den Amboß ruhen und treibt ſchwunghafter noch als ſein Vater den Eiſenhandel. Ruhigere Naturen machen dem Herrn Doboſi im Bankgeſchäft Konkurrenz, indem ſie kleine Darlehen an ſichere Schuldner ausleihen. Selbſt der adlige Bürgermeiſtersſohn Karl v. Sachſenfels und ſein noch vornehmerer Eidam Karl v. Brukenthal halten dieſen Handel ebenſo wenig wie den Weinhandel für unter ihrer Standeswürde ſtehend. Dabei muß zweierlei anerkannt werden: einmal daß, ſoweit dies aus den ſchriftlichen Aufzeichnungen erſichtlich iſt, der durch ein Dekret Maria Thereſias normierte Zinsfuß von 6% — ein für die damalige Knappheit des Geldes in Siebenbürgen faſt verblüffend niedriger Zinsfuß, — tatſächlich eingehalten wird; fürs zweite, daß die Leute, Vornehm und Gering, Jung und Alt mit den mannigfachen Geldſorten, die damals durch ihre Hände glitten: Kremnitzer Dukaten und italieniſche Zechinen, Löwentaler, und burgundiſche Taler, ungariſche Gulden und rheiniſche Gulden, Orth Geld

und verſchiedene Groſchen und Gröſchel ſicher umzugehen wußten, und daß die Bankozettel, die Maria Thereſia 1762 in der Geſamtſumme von 12,000.000 Gulden emittierte, auch in den ſächſiſchen Truhen bald Aufnahme fanden. — Dieſer Zug im Bilde des ſächſiſchen Siedlers, der im 18. Jahrhundert gerade ſo wie heute, ja, wenn man die gebildeteren Stände in Betracht zieht, vielleicht noch mehr hervortritt, muß klar ins Auge gefaßt werden, wenn man die auffällige Erſcheinung verſtehen will, daß die Sachſen trotz aller Ausſaugungen, Mißernten und Geſchäftsſtockungen es immer wieder fertig brachten, die entriſſenen Wertzeichen allmählich zu ſammeln und in den trübſten Zeiten doch auch neuerdings kleine Vermögen zu erwerben. Ihre Gegner haben dieſen Zug, der ihnen meiſt abging, ſchärfer erkannt und darauf hin ihre Politik gegründet, den Sachſen immer neue Laſten zuzumuten und ihnen immer wieder, wenn ſie eine Zeitlang Ruhe gehabt, das Geſammelte auf irgend eine Weiſe abzunehmen, um ihnen dann abermals eine kleine Schonzeit zu gewähren. Und das haben die Mitſtände in Siebenbürgen, die „Stiefbrüder", wie ſie ein Deputierter in momentaner tiefer Erbitterung nennt, ebenſo erkannt und verſtanden, wie die Wiener Regierungskreiſe. Der ſcharfſichtige und ſcharfurteilende Hofdeputierte Abrahami von Ehrenburg (ſ. u.) ſpricht das einmal in einem treffenden Gleichnis aus, als er 1749 von Wien nach Hermannſtadt berichtet: „Man ſiehet aber die Nation für recht gute und fromme Schäflein an, die auch Milch und Wolle geben können, wenn man ihnen nur nicht gar die Haut abziehen laſſet, welches man zu verhüten nicht ermangeln will."

Der Handel allein freilich hat es nicht bewirkt, ſondern auch das immer neue Anſetzen des Pfluges und des Werkzeuges.

Und zu beiden brauchte es in jenen Tagen den ganzen paſſiven Mut des Sachſen, der ſich in voller Übereinſtimmung mit ſeinem etwas fataliſtiſch angehauchten Gottvertrauen befand und befindet. Er hat — die erſte Zeit vielleicht ausgenommen — wenig aggreſſiven Mut gezeigt, aber dafür viel, unendlich viel defenſiven, paſſiven Mut, der ihn befähigte, auch in ſchlimmen Jahren nach furchtbaren Heimſuchungen — ich denke an die Báthorizeit in Hermannſtadt, die Verheerungen des XVII. Jahrhunderts im ganzen Lande — doch wieder da einzuſetzen, wo ihn ein widriges Geſchick aus der Furche geſchleudert hatte. Es iſt nun einmal ſo: ein »aut Caesar aut nihil« kennt der Sachſe nicht, wohl aber hat er oder hatte er doch lange Jahrhunderte hindurch ein inſtinktives Pflichtbewußtſein: ſo lange auszuharren, als es noch irgend menſchenmöglich war. Man gewinnt den Eindruck, daß unſere Politik

artgetreu auch heute dieſe Wege gehe, dafür aber in unſere Bauern- und Bürgerkreiſe eine andere Auffaſſung gedrungen ſei, die den Pflug und Pfriem hinwegwerfen und das Glück in weiter Welt ſuchen heißt.

Nun, vor 150 Jahren war Letzteres nicht der Fall. Da plagte ſich der Bauer auf ſeinem entwerteten Grund, der ſo wenig abwarf, daß auf Hermannſtädter Gebiet ein Joch Wieſe nicht höher als 10 bis 20 fl. gewertet wurde, ein Joch Acker oft auch noch billiger, um 7—8 fl., zu haben war. Für die Frucht ſetzte man den Preis auf dem Markt feſt. Die beſten Konſumenten der Futtervorräte — Hafer, Heu, Stroh, —, die k. k. Truppen, mußten mit Gratislieferungen befriedigt werden, die teils durch gemeinſame Bebauung der Kommunalgründe, teils durch Aufſchlag auf die einzelnen Grundbeſitzer gedeckt wurden. So warf der Feldbau tatſächlich faſt nur ſoviel ab, als der Landmann brauchte, um ſich und die Seinen aus der Hand in den Mund zu ernähren. Das erforderliche Bargeld, um die ſtets wachſende Kontribution und die in den furchtbaren Zeiten des 17. und im Anfang des 18. Jahrhunderts gemachten Schulden der Gemeinde zu zahlen, mußte der Weingarten liefern. In höherem Maß als heute hing der Bauer und mit ihm der Städter von dem Ausfall der Weinleſe im Lande ab, und die Annaliſten jener Zeit verſäumen nie, am Schluſſe des Jahres anzugeben, wie ſie ſich geſtaltet habe.

Unter ſolchen Umſtänden iſt es erklärlich, daß die Hermannſtädter Bürgersleute, denen, vom alten Berg abgeſehen, die Gelegenheit zum Weinbau nicht geboten war, die früher neben dem Handwerk betriebene Landwirtſchaft allmählich aufgaben und ſich beſtenfalls mit dem Betrieb einer kleinen Meierwirtſchaft vor den Toren begnügten, um ſich das erforderliche Quantum Milch zu beſchaffen, wovon freilich den Hauptnutzen nicht der ſächſiſche Beſitzer, ſondern der meiſt rumäniſche Meier hatte. In den ſchon erwähnten Teilungsprotokollen kommen nur im Nachlaß der wohlhabenderen Bürger einige äußerſt billig geſchätzte Grundſtücke vor, der Meierhof oder große Garten vor der Stadtmauer fehlt aber ſelten. Dieſe Entwertung des Grundbeſitzes bot den kapitalkräftigeren Familien die günſtigſte Gelegenheit zu immer weitergreifendem Grunderwerb, den ſie zu großen Stücken zuſammenzuſchlagen beſtrebt waren. Die großen Wieſenerbe der Patrizierfamilien rings um die Stadt, dann auf Neppendorfer, Großſcheuerner, Hammersdorfer Hattert, laſſen ſich nur in der angegebenen Weiſe erklären. Wie groß mußte doch eine Wieſe ſein, die über 700 fl. koſtete, wenn das Joch nicht höher als auf 10—20 fl. gewertet wurde!

Es blieb denn dem „Bürger“ vornehmlich ſeine Werkſtatt als

Ernährungsquelle übrig. Er hat ſich eifrig bemüht, daraus die Bedürfniſſe ſeines Haushaltes zu decken und einen Spargroſchen auf die hohe Kante zu legen. Es muß wohl das, was ihm zu unerträglicher Laſt wurde, der Aufenthalt ſo vieler Beamten und Soldaten, doch ſchließlich auch von weſentlichem Belang für den Abſatz ſeiner Produkte geweſen ſein. Denn wir machen die Erfahrung, daß fleißige, ſtrebſame Handwerker trotz aller ſchweren Laſten es allmählich vorwärts bringen. Gerade das Beiſpiel der Familie Filtſch iſt ein deutlicher Beweis dafür. Der Stammvater des aus dem Unterwalde hieher eingewanderten Geſchlechtes iſt als völlig beſitzloſer Lehrling durchs Hermannſtädter Tor eingezogen, hat eine gleichfalls vermögensloſe Frau geheiratet und ſeine zahlreiche Familie doch ſo hinterlaſſen, daß jedes ihrer Glieder unter günſtigeren Bedingungen als er in den Lebenskampf eintrat. Der älteſte Sohn, der Vater des Stadtpfarrers, hat, wie ſchon erwähnt, auch in der beſcheidenſten Weiſe ſeine Laufbahn begonnen, im billigen einſtubigen Bohlenhäuschen auf der untern Wieſe; er erwirbt aber immer beſſere Wohnſtätten, zuletzt ein Frankenſteinſches Haus in der Reiſpergaſſe und ſtirbt als Torhauptmann des Sagtores, als angeſehener Hausbeſitzer und Geſchäftsteilhaber. Sein älteſter Sohn, der den ererbten Ambos übernimmt, bringt es noch weiter, wird einer der wohlhabendſten Bürger Hermannſtadts, deſſen Werkſtatt geſucht iſt und deſſen Einfluß über den Mauerring Hermannſtadts hinausreicht. Den jüngeren Sohn aber kann er ausbilden laſſen, daß er nicht nur eine Zierde der Hermannſtädter Kanzel, ſondern ein Mitbegründer der neuerwachenden ſächſiſchen Wiſſenſchaft wird. So ſteigt auch manch andere Familie aus der Unterſtadt und aus den Nebengaſſen durch eigene Kraft und Tüchtigkeit auf und rückt in die leerwerdenden Plätze der welkenden oder über den Stadt- und Volkskreis hinausgewachſenen Familien ein, nimmt einen „Platz an der Sonne“ des Hermannſtädter Lebens für ſich in Anſpruch. Es iſt das Bild naturgemäßen Kraftwechſels: oben welken die Blätter, von unten treiben neue Stoffe nach, das Grünen und Entfalten des Baumes zu fördern. Solange man dieſen naturgemäßen Stoffwechſel noch wahrnehmen kann, iſt am Beſtehen des Lebensbaumes nicht zu zweifeln; erſt wenn das Nachdrängen neuer Lebensſtoffe von unten her aufhört, dann hört auch das Wachſen und Grünen auf.

Das Handwerk bot alſo trotz allem, wenn auch keinen goldenen Boden, doch noch einen zureichenden Nährboden für einen eifrigen Pfleger ab. Nur mußten die Leute es verſtehen, ſich den Bedürfniſſen der Zeit anzupaſſen. Nicht in gleichem Maße lohnten die einzelnen Ge-

werbe den Betrieb. Manche früher hochangesehenen Gewerbe waren infolge der veränderten äußeren Verhältnisse, namentlich durch die von Westen her, seit dem Anschluß Ungarns und Siebenbürgens an den habsburgischen Gesamtstaat immer weiter greifende Konkurrenz des Abendlandes auf den lange Zeit fast nur von den sächsischen Kulturmittelpunkten aus beherrschten Märkten des Ostens, zurückgegangen. Es ist dies insbesondere an dem Verfall des Kunsthandwerkes zu erkennen; die Goldschmiedekunst zumal ging seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts, da sie in dem freilich auch nicht autochthonen Sebastian Hann eine schöne Nachblüte erlebt hatte, rapid zurück; der heimische Fürstenhof war geschwunden, die magyarischen Magnaten machten ihre Bestellungen bei den Wiener Juwelieren, und die sächsischen Patrizier folgten diesem Beispiel, um in den feinen Zirkeln der obersten Gesellschaftskreise, dahin sie strebten, wie die Motten nach dem Licht, nicht rückständig zu erscheinen. So hat u. a. die Familie Brukenthal ihre Bestellungen fast ausschließlich in Wien gemacht, was ja zum Teil durch ihren langen Aufenthalt dort veranlaßt wurde. Und als Karl von Sachsenfels sein „Sopherl", die Stammutter der Brukenthalischen Secundogenitur, ausstattete, da sandte er der Frau Baronin Brukenthal 1777 den Betrag von 1000 fl. nach Wien, damit sie dort die feineren Bedürfnisse des neuen Haushaltes decke; der Juwelier allein erhielt davon über 500 fl. Ähnlich erging es einigen anderen Handwerken, die früher in Flor gestanden, so den Zinngießern, Tischlern, Leinwebern, sächsischen Schustern und Schneidern; die großen Handelsherren Doboši und Genossen brachten von ihren Wiener Reisen allerlei Artikel mit, die die Kauflust der Konsumenten an- und von den Erzeugnissen der heimischen Industrie abzogen, soferne diese bei dem Zeitenwechsel nichts gelernt und nichts vergessen hatte. Und tatsächlich war dies bei vielen Gewerbezweigen der Fall. Sie merkten wohl die Abnahme der Bestellungen und des Marktumsatzes, aber sie forschten nicht nach den Ursachen, die den Verkehrsstrom von ihren Verkaufstischen ablenkten, sie glaubten durch eine festere Einschnürung der Zunftsatzungen, durch engere Umgrenzung des Gebietes der einzelnen Zünfte diesem Übelstand abhelfen zu können, wie wenn der Hungrige den Leibriemen fester anzieht, um das Gefühl des Hungers zu beseitigen. Man sollte es nicht glauben, daß der Anbruch einer neuen Zeit in vielen Zweigen des sächsischen Handwerkes ein weiteres Zurücksinken in die Art des mittelalterlichen Zunftwesens zur Folge gehabt hat, statt ein frisches Regen und Wegen zu wecken und zu dem Zwecke die nötige Ellenbogenfreiheit zu schaffen. Aber es war nicht anders: Die

Wanderer verhalten ſich verſchieden, wenn der friſche Morgenwind kurz vor Sonnenaufgang ihnen entgegenſchlägt; die einen hüllen ſich fröſtelnd in den Mantel und hemmen damit den Schritt, die andern ziehen den Lufthauch tief ein und ſchlagen den Mantel auf, um im rüſtigeren Ausſchreiten ſich Wärme zu ſchaffen; welcher weiter kommt und den anbrechenden Morgen beſſer ausnützt, das iſt wohl keine Frage.

So hüllten ſich viele der ſächſiſchen Zünfte in den jahrhundertealten, abgetragenen Mantel der Statuten, baten den Magiſtrat um immer neue Schutzmaßregeln gegen die eigenen, um ſich greifenden Genoſſen und gegen fremde Konkurrenz durch die Handelsleute und die anfliegenden unzünftigen Gewerbsleute. Und der Magiſtrat folgte ihrem Verlangen, bekräftigte die alten Satzungen, drängte, ſo viel er vermochte, die „deutſchen“ Schuſter und „deutſchen“ Schneider zurück, band die Geſellen an ihre Geſellenjahre feſt, verbot einem eifrigen Schmied das Anzünden eines zweiten Herdfeuers, ſtellte feſt, bis wohin die Sattler und ihnen gegenüber die Handſchuhmacher „greifen“ dürften, gab Befehl, wie teuer die Fleiſcher den Kürſchnern und Lederern die Felle verkaufen ſollten. Er hat daneben wohl auch verſucht, mit Darlehen den zünftigen Genoſſen aufzuhelfen, ihnen größere Lieferungen für das Ärar, beſonders für die Armee zu verſchaffen, aber fehlende innere Lebenskraft kann man von Außen durch Auflegen und Umhüllen ſchwer, richtiger gar nicht, erſetzen; man kann durch Behütung und Einflößung von ſtärkenden Mitteln wohl den Todeskampf verlängern, aber ſchwer, ſchwer ein fliehendes Leben ſo feſthalten, daß es ſich aufs neue kraftvoll zu regen beginne.

Die Zahl der Meiſter in den altangeſehenen Zünften ging zurück bis auf das Minimum, das zur Befriedigung der täglichen Bedürfniſſe des Kleinlebens ausreichte. Einige wenige Gewerbe nur gab es, die das alte Abſatzgebiet nicht nur behielten, ſondern infolge des ſicherern Handelsverkehres ſich ſogar etwas ausbreiteten. Es waren dies zumal die Gewerbszweige, die ihre Rohſtoffe der Viehzucht des Nachbarlandes, der Walachei entnahmen: die Fleiſcher, Lederer, Tuchmacher, Kürſchner, Seifenſieder. Sie ſcheinen ſich weſentlich beſſer geſtanden zu haben, als ehedem, ſie traten an die Spitze des ſächſiſchen Handwerkerſtandes. Ihre Zunftmitglieder gehörten zu den wohlhabenderen, angeſeheneren Stadtbürgern, die es zu Hausbeſitz in den Hauptgaſſen und zu einflußreichen Ehrenämtern in der Hundertmannſchaft, ja im Rate brachten. Als im Jahre 1758 die Regierung auf den ſpäter noch mehrmals praktizierten Gedanken kam, durch eine freiwillige Geldanleihe bei den Bürgern die Kriegskaſſe Maria Thereſias zu ſtärken, haben von den Zünften die

höchsten Beträge eben die erwähnten Betriebe Tuchmacher, Kürschner, Lederer, Fleischer gezeichnet, und nur mit Anstrengung hielten sich Schneider, Schuhmacher und Kupferschmiede ihnen an der Seite. Die ehemals so reichen Goldschmiede folgen erst an 11. Stelle. Die „Handlungssozietät" aber, die in ihrer 1748 erfolgten Begründung einen Gedanken des weitschauenden Sozialpolitikers Harteneck verwirklicht hatte, hat sie alle überflügelt; sie gibt mehr denn doppelt so viel als die reichste Zunft, und bei allem Selbstgefühl konnte der reiche Lederer Theiß mit seinem Beitrag von 1000 fl. den Rekord Dobosis mit 1500 fl. nicht erreichen. — Im ganzen werden bei diesem Anlaß 31 Zünfte einschließlich der Handlungssozietät und der Chirurgen — worunter wohl auch die Barbiere mitzuverstehen sind — aufgezählt; es war demnach, wenn wir von der Handlungssozietät absehen, der Stand, den die Konskription von 1722 mit 30 Zünften feststellte, seither nicht überschritten worden. Ohne Nummer, aber auch ohne Beitrag folgen am Schlusse die „Teutschen Meister", die auf dem Boden der Zitadelle angesiedelten Nachkommen der von der Regierung ins Land gerufenen Gewerbsleute, die den Zitadellenbau zu Ende führen sollten. Ihnen gegenüber fühlten die Regierungskreise eben aus diesem Grunde, aber auch weil sie alle katholisch waren, immer eine gewisse Pflicht der Pflege und Förderung, während die sächsischen zünftigen Meister sich eben aus diesem Grunde gegen sie ablehnend verhielten. Es war nicht nur der Brotneid, der sie zu solchem Verhalten gegenüber den Ankömmlingen bestimmte, sondern vor allem deren glaubens- und wesensfremde Art, die einen innern Zusammenschluß mit den evangelischen Sachsen erschwerte. Gab es doch auch viele böhmische und mährische Tschechen unter ihnen, die erst durch Regierungsverordnung zu Deutschen gestempelt wurden, um den Widerstand der Sachsen gegen ihre Einbürgerung eher zu überwinden. Wir wissen andererseits, daß gerade die Zünfte mit ihrem konservativ-sächsischen Wesen sehr viel dazu beitrugen, der Stadt ihren angestammten deutsch-evangelischen Charakter auch in jenen Jahren, die einen allseitigen Ansturm auf diese feste Burg des Sachsentums sahen, zu bewahren. Noch immer verlangten sie von ihren Lehrlingen die althergebrachten Geburtsbriefe ihrer Ortsbehörde, darnach sie „aus einem christlich- und ehrlichen Ehebette, von freier teutscher Nation zur Welt geboren und mit keiner Leibeigenschaft behaftet" seien.

Marktordnung.

Wie Handel und Wandel auf dem Hermannstädter Markt sich regten, insbesondere, wie man von seiten der Behörde bestrebt war, sie in ein geregeltes Bett zu lenken, davon gibt die eben zu dieser Zeit

festgelegte Instruktion für den Marktrichter genauen Aufschluß. Zweimal in der Woche fand Wochenmarkt statt, und zwar an den gleichen Tagen wie heute, Dienstag und Freitag. Die schlechten Wege brachten es wohl mit sich, daß die Zufuhr aber schon den Tag vorher, also Montag und Donnerstag begann. Um die Mittagszeit steckte an diesen beiden Tagen der Marktrichter das Marktfähnlein auf dem Turme aus, dann durften die Einheimischen dem Kaufgeschäfte nachgehen; Dienstag und Freitag um die gleiche Tageszeit wurde das Fähnlein wieder eingezogen, was als Zeichen galt, daß nun auch Fremden das Handeln und Kaufen gestattet sei. Hatte ein Fremder vorher einen Kauf abgeschlossen, so mußte er die „Feilschaft" in dem Falle, wenn ein heimischer Käufer sich fand, diesem überlassen; erst nach Einziehen des Fähnleins konnte er seinen Kauf als gesichert ansehen. Insbesondere wurden Grätschler oder Vorkäufer, die gerne den zuführenden Landleuten bis vor die Tore entgegengingen oder dann auf dem Markte durch raschen Ankauf der Nahrungsmittel diesen Handelszweig zu monopolisieren trachteten, scharf verfolgt und mit Geld oder Leibesstrafen belegt. Bestimmte Waren hatten festgesetzte Preise, nur einige Luxuswaren und die in Glashäusern erzeugten Gewächse hatten keine behördlich festgelegten Preise. Wenn die Hausfrau mit einem Gulden „Rheinisch" (= 60 kr.) auf den Markt ging, konnte sie unter dem Schutz der behördlichen Preisliste zur Sommerzeit dafür einkaufen: 1 Maß Schmalz, 1 Pfund frische Butter, 1 Maß Milch, 1 Maß Milchrahm, 20 Eier, 1 fette Henne und 1 Paar große Hendel. Wollte sie freilich einen fetten „Indianer" erhandeln, so mußte sie den ganzen Gulden dafür opfern.

Das Holz wird vom Marktrichter besichtigt und abgeschätzt; der Preis wird angeschrieben; eine Klafter getrocknetes und gespaltenes Holz darf nicht mehr als 2 fl., eine Klafter grünes 1 fl. 30 kr., gemischtes 1 fl. 42 kr., Prügel 1 fl. 15 kr. kosten. Will der Verkäufer diesen Preis nicht annehmen, so wird ihm das Holz einfach weggenommen und ins Spital oder Rathaus geschafft, ohne daß er dafür eine Entschädigung erhält. Zu dem hat die Stadt, um eine willkürliche Preissteigerung dieses wichtigen Bedarfsartikels, wie solche schon vorgekommen, zu verhüten, ein Holzmagazin angelegt, daraus sie auch den Bürgern gegen geringe Aufzahlung auf ihre Selbstkosten Brennholz abgibt.

Ebenso überprüft der Marktrichter auch andere zum Verkauf ausgelegte Waren, insbesondere die Bäckerwaren und das Fleisch. Zwei Torknechte begleiten ihn, während er von Stand zu Stand, von Laube

zu Laube geht; sie haben besonders darauf zu achten, daß die Bäcker nicht Gebäck, bei dem sie ein schlechtes Gewissen haben, rasch beiseite schaffen, während der Marktrichter bei anderen Zunftgenossen Proben nachwägt. Zu leicht befundenes wird konfisziert und der Frevler bestraft. Ebenso wird der Zustand des Fleisches untersucht; die Menge des zum Aufhauen zugelassenen Fleisches und den Preis des Pfundes bestimmt der Rat über Vorschlag des Marktrichters, der einem Probeschlachten beizuwohnen und die Viehpreise in Evidenz zu halten hat. Fleisch, das irgendwie verdächtig erscheint, wird weggenommen und den Arrestanten sowie den Insassen der Armenspitäler zugewiesen. Früher erhielten auch die in der Schule wohnenden Studenten davon einen Anteil; seit aber die Freitische durch mildtätige Stiftungen der Mäzenaten Simon Baußnern, Doboši, Sachsenfels sich gemehrt, scheint diese Art der Beförderung des Studienwesens in Wegfall gekommen zu sein; die Marktordnung hat die Studenten aus der Reihe der Konsumenten konfiszierten Fleisches, gewiß nicht zu deren Nachteil, entlassen.

Hat der Marktrichter seinen Kontrollgang beendet, so kehrt er in sein Marktstübchen am Kleinen Ring zurück, wo er selber auch einen kleinen Handel mit geaichten Maßen und Gewichten, natürlich zum Nutzen der Stadt, betreibt; denn nur mit solchen Gefäßen und Gewichten darf gemessen und gewogen werden. Bricht aber dann ein Streit aus, so muß er rasch mit seinen Torknechten zur Stelle sein, um ihn zu schlichten oder den Urheber in sicheren Gewahrsam zu bringen. Auch an Sonn- und Feiertagen hat der Marktrichter nicht Ruhe: zu Mittag steckt er das Fähnlein aus, dann darf „gefeilschaftet" werden.

So sucht die Behörde alles ins rechte Geleise zu bringen und eine Hauptbedingung glatten Verkehrs soviel an ihr ist, zu schaffen: Ordnung und Gesetzlichkeit. Und dies ist ein Zug im Bilde jener Zeit und überhaupt des sächsischen Lebens, den wir nicht hoch genug bewerten können. Er hat nächst anderen Eigenschaften dem Deutschtum in diesem Land das Bestehen ermöglicht, denn der Deutsche kann nur gedeihen, wo Ordnung und Recht waltet. Es ist daher ein unwillkürlicher Lebenstrieb, der den deutschen Siedler veranlaßt hat, seine Existenz auf Gesetze zu gründen und die Wahrung der Gesetze, so viel an ihm lag, immer aufrechtzuerhalten; es ist eine Ausgestaltung seines innersten Lebensdranges, daß er in dem nahe dem Morgenlande gelegenen und daher auch von morgenländischer Willkür und Gesetzlosigkeit oft heimgesuchten neuen Heimatlande immer wieder von sich aus all seine Lebensregungen der Zucht und Ordnung unterworfen

hat. Von hier aus gesehen, gewinnt auch das zähe Festhalten an dem Zunftinstitut und die immer festere Anziehung seiner Satzungen ein etwas anderes Ansehen. Auch in ihm prägt sich eben das Verlangen aus, die Ordnung im Leben aufrechtzuerhalten; denn was der deutsche Dichter von ihr gesagt hat, das hat auch dieser Splitter deutschen Volkstums wie ein Vitalgefühl im Innersten empfunden: daß sie eine segensreiche Himmelstochter sei.

Es mag sein, daß wir infolge dieser Einordnung des Einzelnen in das gegliederte Ganze und dieses Einfangens des Einzelwillens in das festgewebte Netz des Gesamtwillens manche Individualität lahm gelegt haben; aber das ist gewiß, daß auch aus wohlgeordneten Verhältnissen außergewöhnliche Kräfte sich herausringen können und daß sie dann um so sicherer und fester in das Getriebe des Lebens eingreifen, und ebenso gewiß ist es, daß die Volksindividualität nur in der selbstgeschaffenen Lebensform sich lebendig erhalten konnte, ohne sie jedenfalls zersplittert, zerrissen, untergegangen wäre, mit ihr dann natürlich auch die Einzelindividualität.

Die „Nachbarschaft".

In diesen Zusammenhang gehört auch eine andere festgefügte Form genossenschaftlichen Lebens, die aus alten Tagen bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts und noch eine Weile darüber hinaus sich unverkümmert erhalten hat. Ich meine die Nachbarschaft. Es kann uns nach dem Vorhergehenden nicht wundern, daß in den fast unverändert gebliebenen Gassen auch die alte Gassenordnung, die Nachbarschaft, unverändert sich forterhalten hat. Über ihren Ursprung wollen wir uns hier nicht verbreiten; sie erwuchs aus dem gleichen Trieb, der die Zunftgenossen zu ihrem geregelten Bunde geführt hat, und sie hat Jahrhunderte hindurch die Grundlage der sächsischen Gemeindeordnung in Stadt und Land gebildet. Es ist das eben der beste Beweis für ihr organisches Erwachsen, daß man ihren Ursprung nicht festlegen kann; sie war da, sobald ein sächsisches Gemeinwesen sich bildete, also gehörte sie naturgemäß dazu.

In Hermannstadt gab es seit 1626 31 Nachbarschaften, und diese Zahl blieb unverändert durch das ganze 17. und 18. Jahrhundert bis 1796, da dann noch die Josefstädter Nachbarschaft hinzukam. Es hatte sich wohl einmal in erwachendem Selbstgefühl die Knopfgasse von der Grettengasse getrennt, aber als diese sich in ihre beiden Teile, die große und die kleine Grettengasse, zerlegte, da kehrte die Knopfgasse, müde des Alleinstehens, zur mütterlichen Freundin zurück und bildete von nun an — es war eben zur Zeit unseres Besuches in Althermannstadt 1748 — mit der kleinen Grettengasse eine neue Einheit. Jenseits der Stadt-

mauern gab es kaum eigentliche Nachbarschaften; es wohnten dort wohl eingestreut zwischen romänischen Meiern oder zigeunerischen Neubauern auch Sachsen und zugewanderte Deutsche, aber nicht in nahem räumlichem Verbande, der die Bedingung für den persönlichen Zusammenschluß zur Nachbarschaft bildete. Gleichwohl hatte der Magistrat es für seine Aufgabe gehalten, auch diese wachsende Schar von stammverwandten Zusiedlern, die noch 1722 als vagi bezeichnet wurden, durch eine echt sächsische Lebensordnung unter einander und mit dem Ganzen fester zu verbinden. Es wurde daher 1743 diesen „Teutschen Innleuten, so in denen Mayerhöfen und Gärten wohnen," „neuüberseheue und gestiftete Bruderschafts-, Hochzeits- und Leichen-Artikel zur ferneren Beobachtung vom Stadthannenamt," dem sie als der Polizeibehörde zunächst untergeben waren, ausgefolgt. Die Artikel waren denen der Nachbarschaft nachgebildet, nur in engeren Grenzen gehalten; sie stellten eine Mischung von polizeilichen und kirchlich-sozialen Bestimmungen dar und suchten vor allem ein Bürgergefühl in diesen Heimlosen zu erwecken, nicht am wenigsten durch Schaffung einer kleinen Autonomie, die ihnen am meisten in der freien Wahl eines Oberhauptes aus eigener Mitte, des Altknechtes oder Altmannes und dessen Stellvertreters, zum Bewußtsein kam. Gerade dieses Vorgehen des Stadthannenamtes, das in zerstreute Volksgenossen wieder den Kristallisationskern der selbstgehandhabten Ordnung hineintrug, ist so recht bezeichnend für den oben gekennzeichneten immer wieder zu festem Zusammenschluß gleichartiger Genossen drängenden Sinn der Sachsen. Daß dabei auch die Amtsagenden des Stadthannen eine Erleichterung erfuhren, ist ja klar, aber es kommt doch erst an zweiter Stelle in Betracht.

In den eigentlichen Nachbarschaften war die Organisation ziemlich überall dieselbe. An der Spitze stand der alte Nachbarhann, ihm zur Seite der junge; sie hatten Recht und Pflicht der Leitung und Vermögensbesorgung. Gestützt wurden sie durch die im 17. Jahrhundert als organisches Glied eingefügte Altschaft, die neben den Beamten und gegenüber den anderen Nachbarn eine parallele Stellung hatte, wie der Magistrat neben den Stadtbeamten und gegenüber der Kommunität. Die nicht der Altschaft angehörigen Nachbarn gliederten sich nach dem Alter in „das junge und das mittlere Schar". „Das junge Schar" zumal wurde in einer gewissen Devotion gehalten, ähnlich etwa wie die „Füchse" von den „Brandern" und „Burschen". Das hinderte aber nicht, daß in den vornehmen Nachbarschaften, z. B. auf dem Großen und Kleinen Ring, die jungen Patrizier, zumal wenn sie auch Ämter bekleideten, frühzeitig in

die Altschaft einbezogen wurden; so finden wir Sam. von Brukenthal und Sam. von Baußnern schon in jungen Jahren in der Altschaft ihrer Nachbarschaft, und als ersterer 1762 zum Provinzial-Kanzler und Baron erhoben worden war, rückte er in die Altschaft über mehrere Vordermänner an die Spitze vor. Die Beamtenstellen aber lösten diese „hochedlen Herrn Nachbarn" unter Hinweis auf ihre sonstigen öffentlichen Dienste ab und machten dafür der Nachbarschaft reiche Geschenke. Ebenso waren sie schwer für die Nebenämter der beiden Brunnenmeister zu haben, da ihnen das Radschmieren und Rinnsteinsetzen doch wenig konvenierte. Als die Ring-Nachbarschaft den angesehenen Kaufmann Rideli mit dem Brunnenmeisteramt beglückt und darin festgehalten hatte, mußte sie es erfahren, daß so vornehme Beamte ihres Amtes weniger warteten, als die einfacheren Bürgersleute. Nur ein Ämtchen, das des Schreibers, nahmen die jungen Herren Patrizier an, da es zugleich die Tür in die Altschaft bildete. So hat auch Brukenthal mehrere Jahre — 1749 bis 1751 — das Protokoll der beiden Ringgassen geführt und mit Genauigkeit in seinen runden — nebenbei gesagt, am meisten individuell ausgearbeiteten — Schriftzügen die Wahlen, Beschlüsse und Jahresrechnungen eingetragen.

Der Zweck der Nachbarschaft, wie er uns aus ihren Satzungen und Beschlüssen entgegentritt, war bekanntlich ein dreifacher: Aufrechterhaltung der Ordnung in Gasse und Leben, gegenseitige Hilfeleistung in schweren Fällen und Pflege erlaubter Geselligkeit. Die Aufrechthaltung der Ordnung betraf ebensowohl die äußern, sagen wir polizeilichen Angelegenheiten, Gassenhut, Gassenreinigung, Feuersicherheit, wie den moralischen Lebenswandel, den bei ihren Mitgliedern zu beeinflussen die Nachbarschaft für Recht und Pflicht hielt. Die gegenseitige Hilfeleistung hat sich in der Stadt bald auf die gemeinsame Aufrechthaltung von gewissen Institutionen und Geräten — Brunnen, Feuerlöschrequisiten, Leichengerätschaften, Schrotapparat, größere Kochgeschirre — zurückgezogen und sich sonst auf die Leichennachfolge beschränkt, während sie auf dem Lande sich noch lange in handgreiflicher und materieller Unterstützung bei Unglücksfällen bezeigte. Die Pflege der Geselligkeit bestand in älteren Tagen in abendlichen Zusammenkünften innerhalb der Nachbarschaft, die man reihum beherbergte und wobei außer dem Gespräch auch einige erlaubte Gesellschaftsspiele, allerlei Brettspiele, Kegelspiel, später in den vornehmeren Nachbarschaften auch Billard und — bald erlaubt, bald verboten — das Kartenspiel die langen Abendstunden angenehm und — billig ausfüllen halfen. Ein Hauptmoment dieser geselligen Rechte und

Pflichten aber bildeten die Nachbarmähler, die alljährlich abgehalten wurden und wobei es nicht selten hoch herging trotz aller beschränkenden Satzungen. In Hermannstadt fanden diese Mähler verbunden mit der Rechnungslegung meist im August statt, wohl weil die eigentliche Richttagszeit durch zahlreiche Bälle und Gesellschaften ausgefüllt war.

Von diesem reichentwickelten Leben hat das 18. Jahrhundert schon einiges ebenso wohl an Pflichten wie an Rechten abgestreift, andres aber, und dann die Institution an sich um so zäher festgehalten. Noch müssen die Nachbarhannen die Fremdenpolizei handhaben und dem „Hopner" (Polizeihauptmann) monatlichen Bericht über den Wohnungswechsel erstatten. Noch wird die Gassenhut in den Abendstunden und während der Abhaltung der Hauptgottesdienste („Predigt") und der Jahrmärkte reihum von den Nachbarn versehen und selbst als 1757 über Drängen des Guberniums eine städtische Nachtwache mit besoldeten Wächtern eingeführt worden war, wollten sich die Bürger schwer daran gewöhnen. Erst als die angesehneren Nachbarschaften, wie das ja leicht zu verstehen ist, mit Besoldung eigener Wächter vorangingen, folgten die anderen nach. Die persönliche Erfüllung dieser Pflicht wurde gleich wie so manche andere in eine Geldablösung umgewandelt, nachdem sie nicht mehr zeitgemäß erschien. Noch gehört die Gassenreinigung und die Feuerpolizei zu den Obliegenheiten der Nachbarn und auch die ersten Versuche der Gassenbeleuchtung gehen von ihnen aus. Allzu eifrig freilich dürfen wir uns das Reinigungsbemühen nicht vorstellen, da u. a. die Ringnachbarschaft erst 1794 den Beschluß faßte, den Gassenkehricht alle Sonnabend pünktlich ausführen zu lassen; aber auch diesbezüglich ging die kleinere Körperschaft der Gesamtheit voran.

Festgehalten ist von den moralischen Beeinflussungen der Einzelmitglieder auch noch die Verpflichtung zum Kirchgang und Abendmahlsgenuß. Brukenthal notiert noch einige Strafen für Versäumnisse dieser Pflicht, sich am kirchlichen Gemeinschaftsleben als rechte Nachbarn auch zu beteiligen. So ist auch die oben erwähnte Notwendigkeit, während des Hauptgottesdienstes, wie am Jahrmarkt, jemanden mit der Hut der Gasse zu betrauen, zu verstehen, da ja satzungsgemäß jedermann im Gotteshause weilen sollte. Festgehalten endlich hatte die Nachbarschaft noch die schöne Sitte des Leichengeleites als immerhin ergreifendste weil persönliche Anteilnahme am Leid, während die Anteilnahme an den Freudenfesten der Familie durch die Hochzeitsordnungen des Magistrates seit dem Anwachsen der Nachbarschaften und wohl auch seit dem Hervortreten größerer sozialer Unterschiede geschwunden war. Um so mehr hielt

man dafür an gemeinsamen Freudenfesten der Nachbarschaft, zumal an dem jährlichen Nachbarmahl fest und sah es wohl auch gerne, wenn der eine oder der andere Nachbar seine Hausseligung, d. h. die Einrichtungsgebühr für ein in der Nachbarschaft gekauftes oder durch Schenkung, Tausch, Erbfall erworbenes eigenes Haus in natura, d. h. mit einer Bewirtung entrichtete. Für gewöhnlich wurden diese Hausseligkeiten jedoch in einer Ablösungssumme der Nachbarschaft erstattet, deren Grenze nur nach unten bestimmt war, so daß auch in diesem Fall „Standespersonen" tiefer in die Tasche oder in den Vorrat von Kleinodien des eigenen Haushaltes hineingriffen.

Aus diesen Ablösungssummen und den früher erwähnten Redimierungen der Ämter, dann aus Jahresbeiträgen der Mitglieder, die auch auf die Ablösung irgend einer älteren persönlichen Pflicht zurückgingen, endlich aus den Strafen für Verstöße gegen die Satzungen erwuchs allmählich ein Nachbarschaftsvermögen, das nicht gering einzuschätzen ist. Die Ringnachbarschaft besaß um die Mitte des 18. Jahrhunderts 15 verschiedene silberne und goldene Kleinodien und dazu ein Barvermögen von über 1200 fl. Es ist dabei eigentlich weniger das Zusammenkommen dieses Schatzes, als die treue Verwaltung und das Hinüberretten über so sturmvolle Zeiten zu bewundern; denn die ältesten Bestandteile der Kleinodiensammlung waren schon mehr als ein volles Jahrhundert im Besitz der Nachbarschaft. Es gehört ein reiches Maß von Gemeinsinn dazu, solches der eigenen Bestimmung anheimgegebene Gut zu erwerben, zu mehren und zu bewahren; daß die Sachsen dessen fähig waren auf dem Großen Ring, wie am Rosenanger und in der Grettengasse ist ein Beweis für ihre durch Selbstzucht erworbene moralische Durchbildung.

Es ist zweifellos, daß sich im Bilde der Nachbarschaft des 18. Jahrhunderts einige hippokratische Züge zeigen, die auf die nahende Zerstörung durch die reichere Entwicklung des öffentlichen Lebens, durch das Eindringen fremder Bevölkerungsbestandteile und durch die stärkere Herausbildung der Individualität hinweisen. Wir haben die Zerstörung mitangesehen, und das Leben ist in Hermannstadt ohne Sang und Klang über dies hinweggelebte Institut zur Tagesordnung übergegangen; aber beim Rückschauen auf seine einstige Bedeutung müssen wir zugeben, daß es eine der vornehmlichsten Pflegestätten der sächsischen Eigenart ist, deren beste Seiten auch in diesem Boden nährende Wurzeln fanden: der lebendige Gemeinsinn, der Sinn für Zucht und Sitte, für höhere, ideale Lebensgüter ist doch auch von der Nachbarschaft gepflegt worden. Es hat gerade auch bei der im 18. Jahrhundert beginnenden Zersetzung

des sozialen Gefüges unseres Volkes die Nachbarschaft wie eine eherne Schließe gewirkt, die das Auseinanderfallen der Mauern zurückhielt, wenn schon einzelne Steine herausbröckelten. Wenn Männer wie der Provinzialkanzler Brukenthal, der wie wenige einen lebendigen Sinn für das unser Volkstum konstituierende Wesen hatte, mit dem einfachsten und jüngsten, „meriten"losen Nachbar zur Nachbarversammlung sich einfanden, wenn sie den Weisungen des Brunnenmeisters und Nachbarhannen ebenso bereitwillig nachkamen, wie den Befehlen des Guberniums, wenn sie getreu und genau die Rechnungslegung über das gemeinsame Vermögen entgegennahmen, das ja für sie keine materielle Bedeutung hatte, und wenn sie mit den anderen Nachbarn zur Kirche und zur Leiche nachfolgten, wie muß das aneifernd, verbindend gewirkt haben! Ich glaube, hier zuerst fühlte der katholisch gewordene sächsische Renegat, daß er im Organismus seines Volkes doch ein caput mortuum geworden sei. Den Einfluß der Nachbarschaft als Damm gegen diese trübe Hochflut des 18. Jahrhunderts ist gewiß nicht gering anzuschlagen.

Und wie viel Lebensinhalt gewannen die ärmeren Gassen erst mit ihrer Organisation, wie viel anregende, anspornende Einwirkung und wie viel echte, harmlose Freude ist mit der Nachbarschaft für sie in Wegfall gekommen. Sie hatten ja nicht Teil an der Verwaltung der Stadt, dafür konnten sie hier ihren Sinn für öffentliche Interessen betätigen, das volle Selbstgefühl der Anteilnahme an einem selbstgeschaffenen und selbstverwalteten Institut empfinden, das dann doch auch einmündete in die Gesamtorganisation der Bürgerschaft. Sie hatten keine Mittel und Gelegenheit zum Besuch glänzender Feste; da bot nächst der Zunft die Nachbarschaft die Möglichkeit, dies Bedürfnis der Menschennatur, fröhlich zu sein mit den Fröhlichen, in festgelegten Schranken zu befriedigen. Ein Beispiel, welch hohe Bedeutung die ärmeren Nachbarschaften diesem ihrem ureigensten Institut beimaßen, hat das Nachbarbuch des Rosenangers aufbewahrt.

Am 20. August 1765 erhält Martin Goldner, ein Mitglied des „oberen Schrotts", d. h. der oberen Hälfte der Gasse, darin offenbar die weniger Bemittelten und weniger angesehenen Nachbarn wohnten, die Mehrheit der Stimmen bei der Wahl zum älteren Nachbarhannen. Darüber große Entrüstung in dem „untern Schrott". Seine Mitglieder unterbrechen die Wahl, überreden den gewesenen Nachbarhannen, sein Amt weiterzuführen und so für den unteren Schrott zu retten, da doch die Lade der Nachbarschaft seit einem Menschenalter immer in diesem ihr Domizil gehabt habe. Der obere Schrott will seinen unerhörten Erfolg

nicht preisgeben. Er wendet ſich mit einer Klage an den Bürgermeiſter von Sachſenfels, der Unterſuchung verſpricht, worauf die feindlichen Teile zunächſt zum gemeinſamen Mahl zurückkehren, das in aller Fröhlichkeit, noch belebt durch dieſen Zwiſchenfall, verläuft.

Acht Tage ſpäter entſendet der Bürgermeiſter eine Kommiſſion zur Vornahme der Neuwahl: Martin Goldner geht aus ihr als neuerwählter Nachbarhann hervor. Im Triumph wird die Lade von den ſiegreichen Oberſchrötern in ſeine Behauſung getragen und ihm „unter vielen Wünſchen göttlichen Beiſtandes“ übergeben. Der Schreiber der Nachbarſchaft, den der ſiegreiche Teil offenbar auch aus ſeiner Mitte entſendet, fühlt ſich durch das große Ereignis ſo gehoben, daß er den gewiß ungewohnten Pegaſus beſteigt und es in folgendem Vierzeiler feiert:

„Das, was man ſchwerlich glaubt, kommt endlich mit der Zeit
Und wenn auch gleich ein Volk mit Macht dawider ſtreit.
So hat der Oberſchrot nach 47 Jahren
Die Nachbarlad gekriegt, wie wir es heut erfahren.“

Das kleine Ereignis in ſolcher Aufbauſchung geſehen, wirkt grotesk; und doch erkennen wir gerade daraus, wie wichtig den guten Leuten ihre Nachbarſchaftsfragen erſchienen, und wir können uns bei ihrer Freude freuen, daß ſie ſolchem Anlaß gegolten. Die einleitenden Zeilen aber klingen faſt wie eine Mahnung, daß man auch in größeren Fragen nur dann zum Siege kommen könne, wenn man an Recht und Eigenart ſo treu feſthalte, wie jene.

Die Familie.

Die Nachbarſchaft hat ſich vor allem deshalb allen Zeitveränderungen zum Trotz ſo lange behauptet, weil ſie eine beſonders feſt und auch beſonders treu behütete Grundlage hatte: die Familie. Es iſt ein Hauptverdienſt des 18. Jahrhunderts, daß es die große Gefahr erkannt hat, die unſerem Volke um die Wende zwiſchen dem 17. und 18. Jahrhundert drohte, als infolge der furchtbaren Heimſuchungen der vorangegangenen Jahrzehnte und wohl auch infolge der eindringenden Verderbnis der moraliſche Wille unſeres Volkes nicht mehr die Kraft in ſich ſelber fand, die von den Vätern überkommene Reinheit der Sitten emporzuhalten. In erſchreckender Weiſe trat das gerade in den führenden Häuſern der Nation hervor, bei den geiſtlichen Führern ebenſo wie bei den weltlichen; und wenn dieſe irregingen, wie ſollte man da erwarten, daß die tiefer ſtehenden Schichten ſich vom ekligen Schmutz jener Zeit reiner bewahren ſollten? Das war die Zeit, die in unſeren Volkskörper moraliſche und phyſiſche Giftſtoffe hineingetragen hat, an denen er noch krankt. Wenn Hartenecks Tod auf der Richtſtätte mit dem Schrecken, den er in die Herzen des

Volkes hineintrug, auch ein Erſchrecken vor dem Abweg, auf dem auch er und ſein Haus gewandelt, und mit dieſem das Beſinnen herbeigeführt hat, dann iſt dieſer Tod nicht nur ein Sühnetod für ihn, ſondern auch ein Erlöſungstod für ſein Volk geweſen.

Tatſächlich tritt ſchon in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Sichbeſinnen und Umkehren ein. Ich kann wohl kein beſſeres Beiſpiel dafür anführen, als daß der gleiche Kinder von Friedenberg, der von der Luft im Hartenecſchen Hauſe zweifelsohne auch angekränkelt war, zuletzt als ein Ehrenmann daſteht, rein in ſeinem häuslichen Leben, wie in ſeinem öffentlichen, geehrt von ſeiner Vaterſtadt und ſeinem Volke, aufſteigend in mühſamer Arbeit zu einer der höchſten Ehrenſtellen, zum Bürgermeiſteramt von Hermannſtadt. Die Briefe, die er an ſeinen Schwiegerſohn, den nachmaligen Bürgermeiſter von Sachſenfels, geſchrieben hat, ſind ſo durchweht von warmem Familienſinn, daß wir glauben können, es ſei aus ſeinem Haus und Leben jener Geiſteshauch entſchwunden, der auch ihn faſt ins Verderben geführt hatte.

Ebenſo iſt das Familienleben der anderen führenden Männer unſeres Völkchens um die Mitte des 18. Jahrhunderts, wieder ſage ich: der geiſtlichen wie der weltlichen, ſoweit es die hinterlaſſenen Schriften erkennen laſſen, nicht nur tadellos nach der Seite der Wohlanſtändigkeit, ſondern auch nach ſeinem ganzen Gehaben in ſich gefeſtigt und lauter. Selbſt die Häuſer der wankelmütigen Exiſtenzen, der politiſchen Streber wie Seeberg, Adlershauſen, Ehrenburg, Veſt und anderer erſcheinen mit wenigen Ausnahmen nach dieſer Richtung hin als unanfechtbar. Die Schutzwehr der häuslichen Schwelle, die wiedererſtandene Ehrbarkeit, behütete die Familien, die nicht eine heiligere Kraft innerlich verband, vor dem Verfall. Wieder ſah man auch in den ärmſten Zünften und Nachbarſchaften auf Reinigkeit und Einigkeit der Ehen, und Fälle der Verirrung wurden nur nach vorhergehender Beſſerung verziehen. Trat dieſe nicht ein, dann ſtieß die Geſellſchaft ſolche kranke Glieder aus ihrer Mitte, damit nicht auch die Geſunden gefährdet würden.[1]

Man kann ſich dem Eindruck nicht verſchließen, daß der hohe Wert der Ehe und Familie als der feſteſten Grundlage des ganzen Aufbaues unſeres Volkslebens in Nachbarſchaft und Zunft, Kirche und Nation den Leuten jener Tage gewiſſer und klarer bewußt geweſen ſein muß als dem vorhergehenden Geſchlecht, vielleicht auch dem nachgewachſenen. So wie als Bedingung des Eintrittes in Zunft und Nachbarſchaft die eingegangene Verehelichung aufgeſtellt wird, ſo fordert

[1] Vgl. unten S. 318 f.

auch der Rat mit vollem Bewußtſein die vorhergegangene Eheſchließung als Bedingung der Wirkſamkeit in öffentlichem Amte. Als Samuel v. Brukenthal nach ſeiner Heimkehr von der Hochſchule am 30. Juni 1745 das erſtrebte unterſte Ämtchen im Stadtdienſt, das Amt eines Judizialſekretärsadjunkten, bei dem auch wie ſonſt ſo oft die Länge des Titels im umgekehrten Verhältnis zu ſeiner Bedeutung ſtand, vom Magiſtrat zugeſagt erhielt, da heißt es im Protokolle weiter: „aber mit ſolcher Kondition, daß er in die Aktivität erſt peractis et consummatis nuptiis kommen ſolle.“ Man bedenke: die höchſten Ämter im Dienſte des Landes konnte man wohl als Junggeſell bekleiden, das niederſte mit 150 fl. beſoldete Ämtchen im Stadt- und Volksdienſte aber nicht ohne vorherige Gründung eines eigenen Haushaltes. In der Gründung und Führung eines geregelten Haushaltes ſah demnach das Sachſenvolk mit eine ſichere Bürgſchaft dafür, daß der Beamte in den gemeinſamen Boden des Volkstums tief einwurzele und dafür auch mit dieſem Volkstum fühlen und es verſtehen werde. Es ſah am eigenen Haushalt, welch ein Haushalter auch über größere Lebensgüter der Berufene ſein werde. Und daß auch der Gedanke nicht fehlte: es müſſe jeder führende Mann durch die Begründung eines Familienſtandes zeigen, wie viel ihm an der Erhaltung und Stärkung ſeines Volkes gelegen ſei, das geht aus einer Bemerkung desſelben Brukenthal hervor, als er ſpäter einmal vielleicht in der Rückerinnerung an das eigene Erlebnis und an andere Rechtseigentümlichkeiten des ſächſiſchen Volkes gerade auch dieſe Bedingung des Eintrittes in ſeinen Verband mit warmen Worten erklärte und verteidigte. Ich möchte gerade dieſen Zug im Bilde der Vergangenheit um keinen Preis vermiſſen, denn er läßt mehr als jeder andere erkennen, wie klar unſeres Volkes Führer den Quell ſeiner ſteten Verjüngung und Stärkung erſchaut und wie ſehr ſie es verſtanden haben, auch dem ganzen Volke die Werthaltung der geheimnisvoll ſchaffenden und wirkenden Kräften, die im Schoße eines geſunden, reinen Familienlebens beſchloſſen ſind, zu eigen zu machen. Ich kann es nicht entſcheiden, ob dies mehr eine Folge der Reformation iſt oder ob dieſer Zug ſächſiſcher Eigenart ſchon vorher da war und an ſeinem Teile jene große religiös-ſoziale Bewegung befördert hat.

Es kann uns unter ſolchen Umſtänden nicht wundern, daß die Eheſchließung eine Sache reiflicher Überlegung und nicht ein raſches Ergebnis aufflammender Leidenſchaft war. Wir ſehen in dieſer Art, den Bund zu ſchließen, nachdem beide Teile allſeitig geprüft hatten, ob es geraten ſei, ſich ewig zu binden, meiſt eine profane Zerblätterung

jenes holderblühenden, geheimnisvollen Herzensglückes, das wir für die einzige Quelle künftigen harmoniſchen Lebensglückes halten; oder wir erachten dies Mitredenwollen von unbeteiligten Dritten bei einer ſo einzigartig ſubjektiven Angelegenheit für eine Vergewaltigung des freien Selbſtbeſtimmungsrechtes; ja wir ſehen oft niedrige Berechnung, wo wir idealſte Hingabe erwarten. Es hat dies alles auch ſeine Berechtigung, zumal heute die Individualität reicher entwickelt daſteht und ſehnlicher nach freier Selbſtbeſtimmung ringt, vielleicht auch unſer Empfinden in mancher Richtung — trotz ſo vieler Rohheit unſeres Zeitalters — zarter und daher anſpruchsvoller geworden iſt. Doch man bedenke, daß in jenen Tagen die Eheſchließung gleichſam eine öffentliche Angelegenheit war, daran auch die Gemeinſchaft, in der man lebte, ein Intereſſe hatte; man bedenke, daß ſie in viel jüngeren Jahren erfolgte, da tatſächlich oft das Prüfen von Anderen beſſer geſchehen konnte; man bedenke, daß damals der Jüngling und mehr noch die Jungfrau viel feſter im Familienverbande ſtanden und daß dieſer Familienverband einen tragenden Grund und einen ſchützenden Ring um das junge Paar bildete, in weit intenſiverem Maße als heute. So wird es uns erklärlicher, daß der Bund zweier Herzen im Rate der beiderſeitigen Familien beſchloſſen und beſiegelt wurde. Beiſpiele niedriger Berechnung werden gewiß auch nicht gefehlt haben, ſo wenig wie heute; aber die Berechnung der nüchtern prüfenden Eltern und Freunde macht ſich weniger abſtoßend, als die eines Einzelnen, der den Schein der reinſten Liebe dazu heuchelt.

Es war alſo um die Mitte des 18. Jahrhunderts bei uns ebenſo wie auch im deutſchen Mutterlande die Eheſchließung Sache der Beratſchlagung in zwei Verwandtſchaftslagern; dafür wurde dann auch der Bund nicht nur zwiſchen zwei Herzen, ſondern zwiſchen zwei großen Familienkreiſen geſchloſſen, die mit ausgeſprochenem Zuſammengehörigkeitsgefühl von da an einander begegneten. Und darin liegt auch ein Großes, das oft eine ſicherere Gewähr des künftigen Glückes bot, als eine raſche, ungeprüfte Neigung. — Dabei wollen wir es gern vermerken, daß ſich in jener Zeit ſchon und mehr noch in den darauffolgenden Jahren des 18. Jahrhunderts immer mehr das ſchon erwähnte Selbſtbeſtimmungsrecht des Individuums heraushob. Das junge Herz begann ſeinem eigenen Zuge lieber zu folgen als dem klugen Rat der Familienhäupter. Ein Beiſpiel dafür bietet die Heirat des Michael v. Heydendorff mit der Suſanna v. Hannenheim, eine Verbindung zwiſchen Montecchi und Capuletti in Mediaſch, ein anderes die Heirat des nachmaligen Komes der Sachſen Michael v. Brukenthal mit ſeiner erſten Gattin, einer geborenen Rittern,

dann wieder mit der zweiten, einer geb. Gräfin Teleki. Heydendorffs Ehe war eine glückliche, während Brukenthal erfahren mußte, daß sein kluger Oheim, der ihm in beiden Fällen in der zartesten aber bestimmtesten Weise abgeraten hatte, Recht behielt. So steht eines gegen das andere, und nicht in der Form liegt das Bestimmende, sondern darin, wie die Zeitempfindung den Menschen beeinflußt.

War dann die Zustimmung aller beteiligten Kreise und Personen gesichert und die Anfrage in aller Form erfolgt, so schritt man zu einem solennen Eheverlöbnis, das schon zu einer kleinen Hochzeitsfeier sich gestaltete und eigentlich schon bindenden Charakter hatte. Bei einem eventuellen Lösen dieses Verlöbnisses mußte die Behörde intervenieren, weil u. a. meist auch schon Vermögensfragen rechtsgiltig bei dem Verlöbnis erledigt wurden, damit dann die eigentliche Hochzeit ein reines Freudenfest ohne geschäftlichen Beigeschmack sein könne. So schenkte der Schwiegervater Brukenthals, Bürgermeister Klockner, auf Grund des erfolgten Verlöbnisses schon das in Aussicht gestellte Haus am eisernen Eck seinem künftigen Eidam, worauf dieser zum Bürger der Stadt rezipiert wurde. Und das Magistratsprotokoll nennt ihn schon zwei Monate vor der Hochzeit ‚des Herrn Bürgermeisters neuen Eidam', dem nun nichts mehr im Wege stehe, den Judizialsekretärsadjunkteneid zu schwören und in die Aktivität seines Dienstes einzutreten. Voraussichtlich ist das Verlöbnis in der bindendsten Form eines schriftlichen Vertrages abgeschlossen worden, wie uns solche von anderen verlobten Paaren dieser Gesellschaftsklasse Hermannstadts überliefert sind. Als 1759 Joh. Gottlieb v. Reissenfels sich mit Joh. Regina v. Doboši verlobte, wurde ein Heiratsvertrag aufgesetzt, indem ohne Prüderie und ohne unklare Empfindelei alle Fälle besprochen wurden, die das junge Paar nach Gottes Ratschluß treffen konnten. Und solches geschah nicht aus Kaltherzigkeit und Berechnung, sondern wie es im Vertrag heißt „zur Verhütung von . . . Schwierigkeiten und zur Beibehaltung von aufrichtig freundschaftlicher Liebe sowohl zwischen uns (den Brautleuten) selbsten als auch zwischen beiderseitigen lieben Angehörigen". Imponierend wirkt die ruhige Selbstverständlichkeit, mit der in diesem und anderen ähnlichen Verträgen vom möglichen Zerstörer des jungen Glückes, dem Tode gesprochen wurde. Er erscheint fast als stiller Kompaziszent, auf den man Rücksicht nehmen muß, weil sein Eingreifen nun einmal von so entscheidender Wichtigkeit ist und früher oder später sicher zu erwarten steht. Wer so mit dem Tode auch im Augenblick des höchsten Glückes ruhig ohne Angst und Scheu rechnet, der hat ihn doch schon zum guten

Teil überwunden. Der Tod kann nichts anderes tun, als den Teil des Vertrages, der ſein Mitwirken ſchon im vorhinein ins Auge faßt, ratifizieren. Da hatte Reiſſenfels gewiß nicht nur formell, ſondern auch ſachlich recht, wenn er im Eingang ſagt, daß ſie ihr Eheverlöbnis unter göttlichem Beiſtand wohlbedächtig verabredet hätten.

Dem Verlöbnis folgte die Hochzeit. Auch ſie war feierlich geregelt, und zwar nicht nur von den beiden Familienkreiſen, ſondern auch von einer größeren Gemeinſchaft, die ihr Intereſſe an dem Bunde ſehr energiſch wahrte. Das war die Stadtgemeinde, die Bürgerſchaft, vertreten durch den Rat. Am Sonntag nach dem Aufgebot mußte der Bräutigam nebſt einem Hochzeitvater zum Konſulat (Bürgermeiſteramt) gehen, um dort die Modalitäten der Hochzeitsfeier, namentlich den Umfang dieſer Feier nach der Zeit und der Zahl der geladenen Gäſte wie auch nach der beabſichtigten Splendidität der Mahlzeiten und Vergnügungen genau zu beſprechen. Der Rat hatte ſchon 1732 ein ſtrenges Hochzeitsſtatut ausgehen laſſen und es 1752, 1760 und 1766 neuerdings eingeſchärft. Es faßte nicht weniger als 16 Punkte in ſich, die hier nicht alle wiedergegeben werden können, um die Sache nicht zu breit auszuführen. Die Bürgerſchaft war in mehrere ſoziale Schichten eingeteilt, und darnach wurde die Anzahl der Gäſte und der Gänge bemeſſen. Tanz und Muſik war auf zwei Tage beſchränkt und durfte nur 6 fl. koſten. In ähnlicher Weiſe war auch alles andere Übermaß abgeſchnitten. Zur Kontrolle genauer Einhaltung dieſer Beſtimmungen beſuchte eine Hochzeitskommiſſion, die visitatores nuptiarum, das Hochzeitshaus und verhängte gegebenenfalls Strafen, die den Vater oder Tutor trafen und den jungen Leuten am Erbe nicht angerechnet werden durften. Intereſſant iſt von den ſpeziellen Beſtimmungen u. a. das Ankämpfen gegen die außer dem Hauſe erzeugten, bzw. gekauften Zuckerbäckereien, während das Ausmaß der zu verzehren geſtatteten Getränke — kein Maß kannte.

Es ging dieſen Hochzeitsſtatuten nicht beſſer wie anderen ähnlichen wohlgemeinten Beſchlüſſen und Verordnungen gegen den ſogenannten Luxus: ſie wurden zunächſt von denen überſchritten, die ſie gegeben und dann von allen anderen auch. Als 1777 der junge Brukenthal mit der Tochter des Senators Sachſenfels Hochzeit feierte, war die Zuckerbäckerei ſchon wieder zu Ehren gekommen und nach der Anzahl der Flaſchen und Gläſer zu ſchließen, die da zur Verwendung kamen, muß ſich der Hochzeitvater Sachſenfels bei Feſtſtellung der einzuladenden Gäſte ſtark verzählt haben. Ebenſo hat die Muſik nicht nur 6 fl., ſondern 79 fl. gekoſtet.

In das Hochzeitsgetriebe mit seinen Sitten und Unsitten habe ich leider nicht hineinblicken können. Nach den ernsten Feierlichkeiten kam gewiß die Jugend zu ihrem Rechte mit Tanzen, Scherzen, Trinken, Singen. Ein Büchlein, das den Schriftzügen nach von Sam. v. Brukenthals Hand in jungen Jahren (1742) geschrieben worden ist, jedenfalls aber sich in seinem Besitz befunden haben muß, da es unter seinen hinterlassenen Papieren entdeckt ward, berichtet uns über „Unterschiedliche Weisen bey lustigen Compagnien (d. h. Gesellschaften) Gesundheit zu trinken". Es scheint dabei eine gemischte Gesellschaft, wohl eine Hochzeitsgesellschaft, vorausgesetzt zu sein, da das in Trinksprüchen abgewandelte Thema mit unvermeidlicher Wiederkehr zarte Herzensbeziehungen bilden. Es ist interessant, wie auch hier der Übergang aus einer steif gebundenen à la mode-Zeit zu einer freieren Regung poetischer Empfindung und Ausdrucksweise hervortritt. Da heißt es ganz im Perücken-Stil: „Der Tod und sonsten kein Person Soll enden meine Affektion." Und gleich dabei ganz sanglich-volkstümlich: „Rechte Lieb hat Wunderkräften, Kann zwei Herzen zusammenheften," „Alles mit Liebe und nichts mit Gewalt! Was einmal ich liebe, vergeß ich nicht bald," oder „Viel tausend Herzen in der Welt, Nur eines ist, das mir gefällt," und wieder: „Ein Grübel im Backen, ein Schelm im Nacken, im Herzen die Treu, es bleibt dabei." Der Schelm reißt den Sänger auch zu Neckworten hin: „So beständig ist deine Liebe, wie das Wasser in dem Siebe," oder echt siebenbürgisch: „Der Weg, der wäre mir nicht zu weit, Wenn ich nur hätte Gelegenheit." In der ganzen Sammlung von über 80 Trinksprüchen erlaubt sich dieser Schelm nur einmal eine Wendung, die nach unserem Empfinden auch auf einer Hochzeit nicht recht passen würde.

In feierlichem, oft schrecklich hölzern-schepperdem Tone erklingen dafür die Hochzeitskarmina, Glückwünsche und Kantaten, die gute Freunde oft im Schweiße ihres Angesichtes verfaßten und noch völlig in der Weise früherer Zeit die ganze Mythologie aufboten, um die Ehre des Brautpaares zu erhöhen und die eigene Gelehrsamkeit ins rechte Licht zu rücken. Selten springt ein anmutender Gedanke heraus, so sehr sich die jungen und alten Herren auch Mühe geben, in allegorisch verschrobener Weise das Hochzeitsfest auch von scherzhafter Seite zu behandeln, vielleicht gar ihren Glückwunsch in ein tändelndes, mit griechischen Namen in üblicher Weise geschmücktes Schäfergedicht zu hüllen. Ein einziges Karmen hat etwas Unmittelbares, Lebensvolles an sich und dieses stammt von Göttinger Studenten und schließt mit einigen plattdeutschen

Verſen, wohl den erſten und einzigen, die damals in Hermannſtadt aufgeleſen worden ſind (1758).[1]

Die Heiratsfrequenz war etwas günſtiger als gegenwärtig. Die evang. Bevölkerung Hermannſtadts betrug um 1750 rund 6500 Seelen (1766:6557). In dieſer Gemeinde erfolgten 1750—52 durchſchnittlich 80 Eheſchließungen; auf 1000 Seelen entfielen demnach 12·3 jährlich. Gegenwärtig beträgt die evang. Bevölkerung rund 11.100 Seelen (1900 10.911, 1905:11.293). Eheſchließungen kamen in den Jahren 1900 und 1905 durchſchnittlich 117 vor, auf 1000 Seelen berechnet demnach 10·5. Wenn man daran denkt, daß alle Bürgerrechte auf der Grundlage eines eigenen Hausſtandes ruhten, wenn man die Klage der öſterreichiſchen Beamten, daß die jungen Handwerker zu frühe heirateten und infolgedeſſen nichts Ordentliches lernten, lieſt, oder wenn man vernimmt, daß die Töpferzunft mit Genehmhaltung des Magiſtrates ihren Geſellen verbietet, vor Vollendung des 4. Geſellenjahres zu heiraten, ſo müßte man eigentlich eine noch höhere Heiratsziffer in jenen Tagen erwarten. Es ſcheinen die ſchwieriger werdenden Erwerbsverhältniſſe doch ſchon herabmindernd auf dieſe Ziffer eingewirkt zu haben, faſt im gleichen Maße wie jetzt.

Weſentlich höher war dafür die Geburtenziffer als heute. Sie betrug in den genannten drei Jahren durchſchnittlich 37 auf 1000 Seelen, während ſie jetzt nicht mehr als 27 auf 1000 erreicht. Freilich entſprach dieſer günſtigeren Geburtenziffer auch eine höhere Sterbeziffer. Sie

[1] Das Hochzeitsgedicht iſt an den Hermannſtädter Dr. med. Samuel Baligha, der 1758 Eliſabetha v. Wayda heiratete, gerichtet. Er ſcheint als Student in Göttingen in töchterreichem Hauſe verkehrt zu haben, da die Freunde ihre plattdeutſchen Schlußworte in ſolchem Sinne einem befreundeten Hausvater in den Mund legen. Sie lauten:

Min Dorchen kan wol ocke leſen,
Und Fickchen ſchriefft all rechte chaut.
Wär uſe Doctor hie eweſen.
Hät eck Jhns gären anvertraut.
Man taul Hey wut en Frue hewen,
Dey hockſtudeirt und vorneim ſyeh.
Eck häbbe wol in minem Lewen
Nits holden up ſotch Kakelyeh.

Wann Frues-Volck kont Faden ſpinnen,
Und Kocken, Backen, Stricken, Nehn,
Und ſind im Büel Patzen drinnen;
Da kan ſeck mancher um ſey drehn.
Dat Boücker-Leſen is vor Wiewer,
Wo nich alltiet, dock offmal Gifft;
Und Schriewen is vor ſchwacke liewer
Gefährlich, dat man Böſet ſtifft.

ſtieg in jener Zeit auf 39 für 1000, während die gegenwärtige Durchſchnittsziffer (aus 1900 und 1905) 24 nicht überſteigt, ein deutlicher Beweis dafür, daß die Hermannſtädter Geſundheitsverhältniſſe ſich doch erheblich gebeſſert haben.

Wir fügen dieſen ſtatiſtiſchen Daten noch eine Angabe hinzu, die auf die moraliſchen Geſundheitszuſtände einiges Licht wirft. Bei der großen Menge der Fremden, die in Hermannſtadt verkehrten und auch ſtändig darin lebten, zumal aber bei der ſteten Überfüllung der Privatwohnungen mit wenig rückſichtsvollem Militär müßte man auf ein nicht allzu erfreuliches Bild gefaßt ſein, zumal auch nicht ſelten Klagen über Sittenverfall in Protokollen und Predigten erklingen. Die nüchterne Ziffer läßt nun dies Bild nicht gar ſo ſchrecklich erſcheinen. In den Jahren 1750—52 kamen in der evang. Bevölkerung durchſchnittlich 8 uneheliche Geburten vor; es entfielen demnach auf je 100 Geburten 3·4 uneheliche. Im Jahr 1900 betrug dieſe Verhältniszahl in der evang. Gemeinde Hermannſtadts 7·3, 1905 gar 8·5, alſo mehr als doppelt ſo viel. Die Mütter waren damals meiſt ortsfremde ledige Mädchen, die hier in Dienſten ſtanden und der Verführung leichter zum Opfer fielen. Doch kam es auch vor, daß die Unmoralität die Schwelle der Bürgerhäuſer überſchritt, ja ſelbſt in die Wohnung angeſehener Familien eindrang. Als ein Kaufmann und Hausbeſitzer auf dem großen Ring geſchäftlich zuſammenbrach (1750), da brach auch der innere Halt ſeines Hauſes zuſammen. Frau und Töchter, die durch ihren Luxus und Leichtſinn den Ruin verſchuldet hatten, ſuchten ihre Anſprüche auf Lebensluſt auch auf Koſten ihrer Ehre zu befriedigen. Sie zogen immer wieder „junge Herren“ in ihre Netze und boten öffentliches Ärgernis. Da griff der Magiſtrat ein: er ſandte einen Stadtprediger und den „Hopner“ (Polizeihauptmann) in das Haus des Kaufmanns und ließ die Frau und ihre Töchter ernſtlich auffordern, ihren ärgerlichen Lebenswandel einzuſtellen; ſollte man die ältere Tochter noch einmal mit jungen Herren betreten — insbeſondere mit dem Herrn B. — ſo würde ſie „ohne Façon“ ins Zuchthaus geſchafft werden. Der Kaufmann hielt ſich mit Hilfe der Handelsſozietät über Waſſer, aber ſeines Hauſes Ehre konnte auch der Rettungsverſuch der politiſchen und geiſtlichen Stadtbehörde nicht aufrechterhalten. Die älteſte Tochter zumal hat die Warnung ſich nicht zu Herzen genommen; unter den unehelichen Müttern des Jahres 1750 erſcheint auch ſie. Ins Gefängnis iſt ſie jedoch nicht gekommen, da eine mächtigere Hand eingriff, der Tod; ſie ſtarb an den Folgen der Geburt. Die öffentliche Meinung verurteilte aber auch die Tote: ſie erhielt „ein Eſelsbegräbnis“, ſtill, ohne Sang und Klang.

Energiſcher noch erfüllte der Magiſtrat ſeine Aufgabe, auf die Reinheit des Wandels in der Stadt zu ſorgen, gegenüber den Ausſchreitungen niederer Stände, um der Unmoral an dieſer im allgemeinen doch leichter zugänglichen Stelle einen Damm entgegenzuſetzen. Eine Schar allzu faſchingsfroher Dienſtmädchen, die die ganze Nacht ohne Erlaubnis durchtanzt hatte, wird ins Rathaus geführt; die Rädelsführerin, Fichen Gird aus Mediaſch, wird ein halbes Jahr gefangen geſetzt, ihre Freundinnen Rüsken, Anna und Mariechen, werden gekorbatſchet, die übrigen erhalten „einige wenige Streiche“ und werden entlaſſen; der Quartiergeber aber muß 12 fl. Strafe zahlen. Zwei leichtfertige Frauen, eine Schuſters- und eine Leinewebersfrau, werden gleichfalls gefänglich eingezogen; letztere erhält dazu den üblichen „Willkommen“, d. i. eine körperliche Strafe, die erſtere aber ſoll gar ſo lange gepeitſcht werden, bis ſie ihre Kameradinnen angibt. Der Prediger von Michelsberg wird wegen Ehebruchs ein Jahr und einen Monat gefangen gehalten (1752), dann mit Rückſicht auf die Fürbitte von Pfarrer und Gemeinde und auf ſein früheres unſträfliches Leben freigelaſſen, muß aber „Urfehde“ ſchwören, daß er Stadt und Stuhl nicht mehr betreten wolle. Ein junger Bürger, der wegen wiederholten Ehebruchs gefänglich eingezogen worden war, wird den Geſetzen gemäß zum Tode verurteilt und nur mit Rückſicht auf ſeine Jugend (23 Jahre) zu lebenslänglichem Kerker begnadigt. Seine Mitſünderin aber wird über Bitten des eigenen Gatten zu 3 Monaten Arreſt, ein Jahr Hausarreſt und zur Zahlung der poena capitalis verurteilt; dazu muß ſie auch noch die beleidigte Gemeinde durch Ertragung der Kirchenbuße verſöhnen.

Aus all dem ſpricht der Geiſt einer Zeit, die die öffentliche Moral als ein hohes Gemeingut anſah, das der Einzelne ungeſtraft nicht ſchädigen dürfe. Magiſtrat und Geiſtlichkeit aber erſchienen gleichmäßig berufen, dies gemeinſame Gut zu wahren. Die Juſtiz iſt gegenüber der Auffaſſung des 16. Jahrhunderts, das im „Eigenlandrecht der Sachſen“ eine noch ſchärfere Ahndung unſittlicher Handlungen, zumal der Verletzung ehelicher Treue forderte,[1] etwas nachſichtiger geworden, immerhin aber noch weit entfernt von der laxen Lebensanſchauung unſerer Tage. Sie hat mit ihrer ſtraffen Aufſicht gewiß viel dazu beigetragen, daß die moraliſche Lebensluft in Haus und Gaſſen Hermannſtadts um die Mitte des 18. Jahrhunderts reiner erſcheint, als an ſeinem Anfang. Der ganzen wohlüberlegten Weiſe der Eheſchließung und der

[1] 4. Buch, 7. Titel.

ernſten Auffaſſung ihrer hohen Bedeutung iſt es auch zuzuſchreiben, daß der geſchloſſene Bund nicht nur vor grober Verletzung bewahrt, ſondern auch vor Lockerung und Löſung behütet wurde. Die Zeit wußte wenig von Eheſcheidungen zu erzählen, wohl aber iſt uns mehr als ein wehmütiger Nachruf einſam gebliebener Witwen auf den verſtorbenen Gatten bekannt. Man kam nicht ſo leicht zuſammen wie heute, aber auch nicht ſo leicht auseinander. Man hatte vor Gott und der Welt einander Treue gelobt und nahm es nun ernſt damit. Die zwei verbundenen Weſen wuchſen zuſammen treu und feſt in gemeinſamen Leiden und Freuden, daß ſelten eine andere als Gottes Hand ſie von einander löſte. Und dies Aneinanderfügen war nicht mehr nur ein Fügen des einen Teiles, der Gattin, unter den Willen der ausgeprägteren Perſönlichkeit des Gatten, wie dies noch im 17. Jahrhundert der Fall war, wo der Spruch: „Und er ſoll dein Herr ſein", in vollſtem Sinne Geltung gewann; auch die Perſönlichkeit der Frau iſt reicher entwickelt, ſie wächſt aus ſich heraus, aus einer Dienerin zur Gehülfin des Mannes empor, der ſeine Sorgen und Mühen nicht fremd ſind und die klar und bewußt ihren Teil vom gemeinſamen Geſchick auf ſich nimmt und trägt. Man merkt unmittelbar den Unterſchied der beiden Zeitalter, wenn man Frauencharaktere des 17. mit ſolchen des 18. Jahrhunderts vergleicht. Am 24. März 1650 ſchrieb die Hermannſtädter Ratsſchreiberin Agnetha Simonius geb. Frank ihrem Gatten, der in Weißenburg in wichtiger Miſſion weilte, einen Brief. Er iſt voll herzinniger Liebe und treuer Ergebenheit; aber ſie nennt den Gatten „Mein Herr", redet in der dritten Perſon zu ihm („der Herr", „dem Herrn") und zeigt kein Intereſſe für ſeine Miſſion, nur für ſein rein perſönliches Ergehen und für wirtſchaftliche Fragen. Anders ſchon klingen die Briefe, die Peter Binders Gattin ihrem in Klauſenburg 1725 in ähnlicher Amtsmiſſion weilenden Gatten ſchreibt. Sie nennt ihn ſchon kurz „Mein Kind" und Du und erſcheint aus dem ganzen Zuſammenhang als ein ſehr reſolutes junges Frauchen. Als 1753 der Stadtprediger Petrus Mogeſch an ſeinen Studienfreund Georg Ackner, „treuen und fleißigen Oberhirten und Seelenſorger" in Zendreſch, einen Gelegenheitsbrief ſchrieb, da nahm ihm am Schluß ſeine junge Frau Anna Catharina geb. Agnethler, die Feder aus der Hand und ſetzte mit energiſchen, klaren, faſt möchte ich ſagen, ſelbſtbewußten Zügen die Worte hinzu: „Und mit gleicher Redlichkeit bin auch ich Ihnen und der Frauen Acknerin zugetan. Anna Catharina Mogeſchin." So würde 100 Jahre früher ſich kaum eine Frau neben ihren Mann geſtellt haben, äußerlich im Brief, innerlich mit dem gleichen Recht der Freundſchaft.

Zur vollen Höhe der Gleichwertigkeit ſehen wir die ſächſiſche Frau der oberen Stände neben dem Manne emporgewachſen, wenn wir denken an die Gattin Brukenthals, deren ſonſt echt frauenhaft geſchriebene Briefe einen klaren ſelbſtändigen Blick ins Leben zeigen, während die an ſie von Politikern, wie Dr. Jakob Hutter, Arzt und Bürgermeiſter in Hermannſtadt, gerichteten Briefe erkennen laſſen, daß ſie verſtändnisvollen Anteil an den Fragen der ſächſiſchen Innerpolitik nimmt; ebenſo wenn wir uns erinnern an das ſympathiſche, ſo feinſinnig herausgearbeitete Bild der etwas jüngeren Maria Eliſ. v. Straußenburg, mit dem uns der 1906er Jahrgang des „Siebenbürger Volksfreundes“ erfreut hat. In beiden iſt die ſächſiſche Frau mittelalterlicher Gebundenheit entwachſen, dem Gatten zur verſtändnisinnigen Freundin geworden, ohne die Grenzen zu überſchreiten, die auch die freundſchaftliche Anteilnahme ſich zieht. Sie werden nicht etwa konkurrierende Politikerinnen, ſie bleiben im Kreiſe hausfraulicher Betätigung, aber ſie leben innerlich mit dem Gatten mit, nicht nur neben ihm dahin.

Das iſt doch eine Entwicklung, die der Jetztzeit nahe ſteht, da man den Unterſchied der Jahrhunderte nur noch an Äußerlichkeiten merkt, wobei wir freilich an die Extreme der heutigen Selbſtbefreiung nicht denken wollen.

Auch in den anderen bürgerlichen und kaufmänniſchen Kreiſen tritt eine ähnliche Weiterentwicklung der Frau uns entgegen: in der Gattin des And. Filtſch, der Mutter des mehrerwähnten Stadtpfarrers, die mit ihrem Gatten in der Arbeit und im Geſang, womit er ſie zu würzen pflegt, wetteifert; nicht minder in der Ledererswitwe Katharina Theiß in der Bachgaſſe, die den Hausſtand tapfer weitergeführt hat und dann auf dem Totenbette auch den von ihrem Gatten gehegten, aber wegen plötzlichen Verſcheidens nicht ausgeführten Gedanken, einen Teil des Vermögens zu einer frommen Stiftung zu verwenden, verwirklicht; am allermeiſten in der Agnetha v. Doboſi, deren ſchmalem Geſicht und feingliedriger Geſtalt man es nicht anſieht, welche Energie in ihr wohnte. Als ihr Gatte 1759 ſtarb, löſte ſie das große Geſchäft nicht etwa auf, ſondern führte es klar und ſicher in dem eingeſchlagenen Geleiſe weiter. Ein ganzer Band von eigenhändig kopierten Briefen zeigt uns, wie ſie zwar fern aller Orthographie und aller ſtiliſtiſchen Regeln das Weſen der Sache immer ſcharf im Auge behält und die Verbindung mit den weitzerſtreuten Kommittenten nie locker werden läßt. Es iſt keine Frage, daß ſie auch während der Lebzeiten ihres Gatten ſchon ſeine Tätigkeit mit vollem Verſtändnis begleitet hatte. Ihre

Tochter, die Witwe Karls v. Sachſenfels, hat das gleiche Schickſal erlebt und es gleich tapfer und ſelbſtändig getragen.

Geſellſchaftliches und geſelliges Leben.

Die wachſende Bedeutung der Hausfrau wird nicht am wenigſten dadurch mit veranlaßt, daß das ſächſiſche Haus zunächſt in den oberen Ständen ſich in reicherem Maße der Geſelligkeit erſchließt. Mit den vielen hohen Beamten, den Herren vom Adel und den Offizieren der Garniſon, aber auch mit den jungen Akademikern, die von Wien und den außeröſterreichiſchen deutſchen Hochſchulen heimkehrten, drang weſteuropäiſches Geſellſchaftsleben ins ſächſiſche Haus. Man begann doch gar bald dieſer Seite der Quartierlaſt Geſchmack abzugewinnen und ſuchte ſich der äußerlich feineren Lebensart würdig zu erweiſen. Die Männer waren eifrig bedacht, durch Beſchaffung von Titeln und Mitteln, zumal durch Erwerbung des Adels mit einem klingenden Prädikate und einem reichausgeführten Wappen, dazu irgend einer „Konſolation“ (Anſtellung), die äußere Bedingung für die Zulaſſung in die höheren Geſellſchaftskreiſe zu ſchaffen. Die Frauen aber verſtanden es gar bald, mit den ſächſiſchen Hausfrauentugenden auch die Rolle der weſteuropäiſchen Dame der Geſellſchaft zu verbinden, in einem Maße, daß wir bei aller Liebe zu den bürgerlichen Tugenden der Sachſen ihnen die Anerkennung für ſolche Anpaſſungsfähigkeit nicht verſagen können, ſowie uns der bunte Einſchlag der Adelsprädikate in unſeren nüchternen Namenreihen nun, nachdem die Gefahr für unſere weſenstreue Weiterentwicklung, die darin zu liegen ſchien, überwunden iſt, recht klangvoll-romantiſch anmutet.

Der Zug zu ſolchem geſellſchaftlichen Ausbau nach oben nimmt nicht etwa um 1750 erſt Beſitz von der ſächſiſchen Familie. Adelsprädikate wurden noch in der Fürſtenzeit gerne angenommen und mehrten ſich unter dem Einfluß des habsburgiſchen Regimentes. Aber in dieſer Zeit gelangt er zu voller Blüte. Die wachſende Bedeutung des Sachſentums unter Maria Thereſia wie auch ihre kluge Politik, mit ſolchen kleinen Auszeichnungen zu lohnen und zu binden, ließen den Adel leichter erreichbar erſcheinen, und wenn man in Hermannſtadt auch nicht ſo weit kam, wie in Wien, daß jeder feiner gekleidete oder gar mit einem Amtstitel geſchmückte Herr ſelbſtverſtändlich mit „von“ angeredet wurde, ſo fügte doch jeder, der es zu etwas gebracht hatte, ſeinem Namen gern das Wörtchen bei, auch wenn er ſonſt keinen Gebrauch davon machte. Und in jenen Tagen begann man den Blick auch ſchon auf die nächſthöhere Adelsſtufe zu richten; die Freiherrenkrone prangte bald auf Kutſchenſchlag und Bücher-einbänden, und die ſie erhielten, trugen ſie, als wären ſie hineingeboren. Es hat wohl kaum einen Freiherrn gegeben, der den Titel mit ſoviel

angeborener freier und doch herrenmäßiger Würde führte, wie der ehemalige Hermannstädter Judizialsekretär Brukenthal. Ebenso aber muß man mit immer neuer Bewunderung sehen, wie seine Gattin sich die Kunst angeeignet hatte, ein „Haus zu machen" und dabei doch auch eine gute Hausfrau zu sein. Dieselbe Frau, die in früheren und späteren Jahren eifrig beflissen ist, allerlei gute Küchenrezepte zu sammeln und selber sich aufzuschreiben, versteht es auch, ihre Räume wirklich vornehm mit feinem Geschmack, nicht mit der Protzenhaftigkeit des Emporkömmlings, auszustatten und sich der Mode gemäß zu kleiden und zu frisieren.

Selbstverständlich übertrug sich dieser Zug zu feinerem gesellschaftlichem Leben von Haus zu Haus und hatte zunächst die Folge, daß sich in dem bürgerlichen Gemeinwesen Hermannstadts, wie das in Übergangszeiten in jedem sich weiter entwickelnden, ursprünglich von republikanischer Gleichheit beherrschten Orte der Fall ist, eine höhere sächsische Gesellschaftsschichte aussonderte, die gleichsam die Berührungsstelle mit den höheren nichtsächsischen Kreisen bildete. Es war die patrizische Gesellschaft, ausdrücklich in Kleiderordnungen und auch in ernster zu nehmenden ämtlichen Dokumenten so genannt. Sie setzte sich insbesondere aus den alteingesessenen Beamten- und den angeseheneren Adelsfamilien, zumal wenn diese mit jenen in Familienverbindung getreten waren, zusammen. In weiterer Folge griff diese gesellschaftliche Weiterentwicklung auch auf die sozial nächstfolgende Schichte, die reichen Kaufleute, die akademischen Lehrer, die Geistlichen, Ärzte, Apotheker über. In einem Pasquill, „Die Verlassenschaft eines christlichen Wanderers" (1747) wird einem Tuchmacher aus Chursachsen, der Hermannstadt besucht und das Leben darin beobachtet haben soll, die Klage in den Mund gelegt, daß die Kandidaten des geistlichen Standes sträflichen Hochmut und Stolz zeigten und sich gern bei Tänzen und Üppigkeit finden ließen, ob es sich ihnen mehr zieme, das Kreuz Christi nachzutragen, als im Tanzsaal zu hüpfen. Es ist damit eben die Tatsache in bußpredigender Weise festgestellt, daß diese akademisch gebildeten Kreise, auch wenn sie nicht zur obersten Gesellschaftsschichte gehörten, ihr allmählich näher rückten, vielleicht auch durch Heirat sie sich schließlich öffneten.[1] Zweifellos

[1] Interessant ist, wie einige Jahre später Joh. Theodor v. Herrmann über diese Frage sich ausläßt. Seine Schwester, die infolge mangelnder körperlicher Vorzüge keine Aussicht auf standesgemäße Verheiratung hat, ist geneigt, einen jungen akad. Lehrer in Kronstadt, namens Schramm, zu heiraten. Der Bruder billigt das unter den obwaltenden Umständen, da „das Studieren einen Menschen adelt", wie auch Michael v. Brukenthal seine einzige Tochter dem Ahlfels — soll heißen: Ahlefeld — dessen Vater ein wenig bemittelter Apotheker gewesen, gegeben habe. Archiv für siebenb. Landesk. N. F. 23, S. 156 f.

bildeten gemeinsame Universitätserinnerungen das Band, das Patrizier und Akademiker auch später noch verknüpfte. Die Stammbücher legen dafür ein sprechendes Zeugnis ab. Mit dieser Gesellschaftsschichte hingen dann wieder andere Verwandtschafts- und Berufskreise zusammen und pflanzten den empfangenen Antrieb nachahmend weiter fort, natürlich mit verminderter Stärke und mehr den altherkömmlichen Lebensgewohnheiten angepaßt. Am klarsten tritt dieses gesellschaftliche Aufwärtsstreben in der schon erwähnten Kleiderordnung von 1752 hervor. Sie stellt es nicht nur fest, indem sie gleichsam ein scharf beleuchtetes Momentbild des gesellschaftlichen Übersichwachsens und dessen Erscheinungsweise in Kleidung und Tafelgepränge gibt, sie verstärkt es sogar selber durch ihre Bestimmungen, ob sie auch das Gegenteil zum Ziele hat. Indem sie eine ganze Reihe von sozialen Schichten nach Stellung und Kleidung unterscheidet, vermehrt sie die Schwierigkeit, die Grenzen scharf zu ziehen und zu erhalten, und weckt andererseits den Stufenehrgeiz. Und indem sie der obersten Klasse, den Oberbeamten das eigene Ermessen allein zur Richtlinie gibt, hält sie dem steten Höherstreben die Türe gerade an der Stelle offen, an der es einzudringen begonnen hatte. Es hat denn auch diese Ordnung nichts anderes herbeigeführt, als die Notwendigkeit, nach einigen Jahren ein zweites Edikt zu erlassen, mit gleichem Erfolg. Die Ergebnislosigkeit dieser Bestimmungen vom grünen Tische her lassen deutlich erkennen, wie viel stärker das gesellige Leben geworden war und mit ihm der Einfluß der Frau, die das Gebiet, auf dem sich diese Ordnung bewegen wollte, vornehmlich beherrscht. Wir können an der Hand der „Ordnung" kein richtiges Bild des Lebens jener Tage zeichnen, weil ja diese aufgestellten Typen in der Stufenfolge nicht existierten; nur das eine können wir nächst der Tatsache gesellschaftlicher Verschiebungen daraus entnehmen, daß die beginnende Umformung nicht nur die Stoffe der Tracht erfaßt hatte, sondern auch das Wesen. Neben der noch vorherrschenden sächsischen Tracht erscheint schon grundsätzlich berechtigt, die „deutsche" und die ungarische; die zweite holte man von den Hochschulen und von den Wiener Reisen, die dritte aus dem Verkehr mit dem ungarischen Adel zumal bei Gelegenheit der Landtage, da dann monatelang das ungarische Kleid in Hermannstadt dominierte.

Von größerem Wirklichkeitswert als die Kleiderordnungen sind die Inventare nach Sterbefällen jener Tage, da sie uns Wohnung und Kleidung sehen lassen, wie sie tatsächlich waren. Da können wir denn feststellen, daß in die wohlhabenderen Bürgerhäuser mancherlei erlaubte und verbotene Neuerungen ihren Einzug gehalten hatten. Die Lederers-

witwe Theiß in der Bachgaſſe (1757) hat neben der alten guten blaubrämigen Kürſchen und dem guten Vorſtadt-Mantel mit blauem Tubin auch einen ſchwarz kamelharenen Zeugpelz mit warmem Futter, Zobelbräm und 15 Paar durchbrochenen vergoldeten „Krepelen“, einen kapriſarbigen holländiſchen Tuchpelz mit weißen Spitzen und 12 Paar ſilbernen Krepeln, einen feinen ſchwarzen Damaſtbruſtpelz mit Kehlen, ein Croi de dour-Leibel mit 8 Paar Filigran-Krepeln u. dgl. m getragen. Dazu beſitzt ſie mehrere Garnituren Nadeln, Gürtel und Ringe mit Steinen und Perlen beſetzt; eine einzige Garnitur Nadeln, die freilich mit „dicken Perlen und Schmaragd“ beſetzt waren, wurde auf 120 fl. geſchätzt $^1/_{10}$ des ganzen Hauswertes. Zu der Himmelbettſtatt mit Auszug, einer grün gemalten halben und einer braun angeſtrichenen halben Bettſtatt, die beide ſamt der gelb gemalten Truhe auch zur Aufbewahrung von Wäſche und Kleidern dienen konnten, waren ein gelb angeſtrichener Kleiderkaſten, ein neues gelb angeſtrichenes ovales Tiſchchen, 6 neue lederne Lehnſeſſel und ein rotlederner Schlafſeſſel hinzugekommen. Die neue Zeit zeigte am augenfälligſten eine große Wanduhr im Werte von 40 fl. an. Noch vornehmer ſah es bei dem „Centumvir“ (Hundertmann, Mitglied des äußeren Rates) Conrad in der Fleiſchergaſſe (1755) aus. Von ſeinen 14 Zimmern bewohnte er 7. Wir finden darin an Einrichtungsgegenſtänden, die zur Teilung kommen: einen fournierten Kleiderkaſten, ein fourniertes kleines Kaſtel, 8 lederne Lehnſeſſel, 4 lederne Stühle ohne Lehne, einen metallenen Hangleuchter mit 8 Röhren, zwei Spiegel mit gläſernen Leiſten, 16 Stück Bilder mit Glas überzogen. Die anderen Möbel ſind nicht erwähnt, da ſie vorausſichtlich Ausſtattungsſtücke ſeiner Frau, einer geborenen Klauſenburger, waren. Dafür aber werden wir förmlich geblendet von dem Reichtum an ſilbernen und goldenen Schmuckſachen, Gürteln, Senkeln, Hefteln, Ringen, Knöpfen, Löffel, Nadeln, Ketten und Gefäßen. Ich hebe daraus nur hervor: eine goldene Kette mit einem Kreuz und 11 Diamanten (Wert 57 fl. 50 kr.), ein kleines Kreuz mit 7 Diamanten (Wert 40 fl.), eine getriebene auswendig vergoldete Kanne (Wert 64 fl. 50 kr.), ein mailziger Gürtel mit 10 vergoldeten krauſen Spangen und getriebenen langen Senkeln (Wert 72 fl.), ein Heftel mit Perlen, Türkiſen und roten Steinen beſetzt (Wert 38 fl.), ein goldener Petſchier-Ring mit einem Karneol und 2 Diamanten (Wert 20 fl.). Außer dieſem konnte Conrad ſeine Finger noch mit 11 Ringen ſchmücken. Dazu trug er, wenn er zum Rathaus ging, einen mausfarbenen Dolman mit Seidenſchnüren, einen nägelfarbenen holländiſchen Tuchmantel mit ſilbernen Schnüren, einen Zobelhut auf dem Haupte und

in der Hand bedachtſam den dicken Stock aus ſpaniſchem Rohr mit dem ſilbernen Knopf, den die Teilherren auf 12 fl. geſchätzt hatten. In dem einen wie in dem anderen Hauſe iſt viel kupfernes Geſchirr erwähnt, dazu in Conrads Haus Wäſche und Geſpinnſt im Werte von 626 fl. 20 kr. Hier finden wir auch 2 türkiſche Kaffeetaſſen aus Drahtarbeit, die ebenſo wie das kupferne Kaffeekännchen des gleichzeitigen Centumvirs und Schneidermeiſters Binder den ſiegreichen Einzug moderner Lebensweiſe beſtätigen.

Zweifellos läßt dies Bild, das aus den Inventaren tendenzlos hervorwächſt, eine reicher ausgeſtattete Lebenshaltung erkennen, wie in früheren Zeiten. Ebenſo verraten Uhr und Spiegel, Lederſeſſel und Kaffeetaſſen, verglaſte Bilder und fournierte Käſten, Zobelhüte und „Modegürtel“ das Eindringen einer neuen Zeit ſelbſt in Häuſer, deren Bewohner ſchon in vorgerückten Jahren ſtanden, alſo in älteren Zeiten wurzelten. Sie konnten ſich der Wandlung, die die Zeit mit ihrem äußeren Menſchen vornahm, ebenſowenig verſchließen, wie der alte, biedere, geſinnungstüchtige und innerlich am Alten hängende Orator Fabritius, der ſich doch ſchon 1742 dazu bequemte, ſein graues Haupt dem „Barequer“ akkordmäßig in Pflege zu geben, daß er es „die Woche 2 mal raſiere und die Bareque akkomodiere“ — für 2 Speziesdukaten aufs Jahr.

Eines aber beruhigt uns bei alledem: all das, was da als Prachtentfaltung in Kleidung und Einrichtung erſcheint, iſt ſolides Zeug, das ſeinen Wert wenig ändert. Die Kleidungsſtücke aus feinen Tuchen und Pelzwaren dauern lang, von Geſchlecht zu Geſchlecht, die kupfernen Gefäße aber und vor allem die Schmuckſachen dauern noch länger, überdauern ſogar die Geſchlechter. Dieſer Luxus, der am meiſten glänzend in die Augen fällt, beweiſt ſogar kluge Wirtſchaftlichkeit, die das Bargeld in Gegenſtände von unvergänglichem, ja teilweiſe ſteigendem Werte anlegte. Dabei ſind Kammer und Keller gefüllt und in dem Wäſchevorrat der Frau Conrad ſteckt der Wert eines mittelmäßigen Hauſes. Nein, dieſer Luxus war keine Verſchwendung, er wurde noch immer begleitet von altſächſiſcher Umſicht und Vorſicht. Dazu überwiegt auch noch immer die Vorliebe für die ſächſiſche Tracht, wenn aus keinem andern Grunde, ſo gewiß aus dem, weil ſich mit ihm allein das Tragen des ererbten reichen Schmuckes ſtilgerecht verbinden ließ.

Und was von neuen Lebensformen eindrang, weckte einen andern Sinn, der faſt zum Einſchlafen gekommen war: die Freude an gefälliger, heiterer Form. Der Kunſtſinn der Rokokozeit begann eine kleine Nachblüte zu entfalten: in Friſur und Tracht, in Zimmerſchmuck und Gartenanlagen.

Die 16 Bilder in Conrads Prunkzimmer erzählen davon, der Hängeleuchter mit 8 Röhren und der Spiegel mit den Glasleisten nicht minder. Und wer gar in die Gärten hinauswanderte, der konnte sehen, mit welcher Freude man die Anlagen pflegte und die Lusthäuser zierlich und wohnlich zugleich zu gestalten suchte. Glaubte doch unser Gewährsmann Fabritius, der sich selber einen Gärtner hielt, den Herrn Diaconis und Studiosis seine Wohlmeinung nicht besser erweisen zu können, als indem er ersteren zur Erbauung eines Häuschens in ihrem Garten vor dem Burgertor 1 Dukaten spendierte, letzteren aber in ihren unweit gelegenen Erholungsgarten gleich das ganze „Lusthaus" fertig hinstellen ließ. Aus den Aufzeichnungen des Bürgermeisters Sachsenfels, die leider nur aus einem früheren Jahre (1738) noch vorhanden sind, erfahren wir, daß die bessere Gesellschaft es für ein besonderes Vergnügen erachtete, an schönen Tagen in einen der wohlgepflegten Außengärten zu gehen, sei es zu bloßem Lustwandeln, sei es zu gemeinsamer Unterhaltung mit Essen und Gespräch. Was wir bei Sam. von Brukenthal in so bewundernswertem Maße ausgebildet sehen: den Sinn für die Zeitformen, vor allem für die Kunstformen der Zeit, den lebhaften Trieb, schöne Gartenanlagen herrichten zu lassen und Sammlungen von Kunstgegenständen, insbesondere Bildern anzulegen, das finden wir als ausgesprochenen Zug der Zeit, in der er seine Individualität zu entfalten begann, so daß er auch auf diesem Gebiet seiner Zeit und Heimat nur die Vollendung dessen zeigte, was sie unbewußt oder bewußt, aber mit schwächeren Kräften anstrebte. Gewiß würde einige Jahrzehnte später das nüchterne, von Kunstverständnis unberührte Vorgehen des Bürgermeisters Mich. von Rosenfeld, der 1735 die Kirche auch innen rücksichtslos weißen und zugleich die farbigen Fenster entfernen ließ, nicht möglich gewesen sein.

In enger Verbindung mit dieser Sinnesrichtung steht eine unleugbare Freude an geselligem Verkehr, die ja wohl am meisten durch die lebenslustigen magyarischen Edelleute und österreichischen Offiziere geweckt und genährt wurde, aber auch in den sächsischen Häusern auf einen verwandten Zug stieß. Die schon angezogenen Aufzeichnungen Sachsenfels lassen uns in eine Welt hineinsehen, die trotz allem, was die Zeit auch Schweres brachte, die Freude am Leben, und zwar am geselligen Lebensgenuß nicht verloren hat. Familienweise besucht man sich und läd sich gegenseitig reihum zum Speisen ein. Da heißt es am 25. May: „Speisen bei Klokner"; am 26.: „Speisen bei mir. Haben nachmittag den Ritter, Kinder und Klokneriſchen Gärten (!) besucht"; am 27.: „Speisen bei Herrn Ritter; nachmittag besuchen meinen Garten beim Leichentürl."

Zum 2. Juli schreibt er: „Speiseten bei Titl. HE. Kinder auf Mittag die Leonhard-, inklusive des HE. Stadtpfarrers, Kisling- und Schirmerischen Verwandten.“ Inzwischen haben die Herren sich mehrmals zum l'hombrieren zusammen gefunden, während die Damen sich auch allein im Garten treffen, darunter auch solche aus den höchsten Gesellschaftskreisen wie die Gräfin Adam, Bethlen, Teleki, Jósika. Auch großen Namenstag-Empfang hat Sachsenfels inmittelst am Peter- und Paulstage absolviert mit „Andacht, auch namenstäglichen Petri-Gratulationen“ und schließlich mit — l'hombrieren. Und das war im Pestjahr, während schon die Pestkommission tätig war und die ersten Opfer fielen. Der Tod hat die Lebensfreude nicht umgebracht; was Brukenthal als Jenenser Student dem Johannes Jobi 1744 ins Stammbuch schrieb: „Wer keine Widerwärtigkeiten ausgestanden hat, der weis kein Vergnügen zu schätzen“, erscheint hier im vollsten Maß in die Praxis übersetzt.

Im Winter waren die Lustgärten geschlossen, die Lust aber hatte vom Bann des Winters nichts zu leiden. Sie trieb frohe Blüten im Familienzimmer und vor allem im Tanzraum. Unsere Urgroßväter und noch mehr unsere Urgroßmütter besaßen eine unermüdliche Tanzfreude. Jeder besondere Anlaß geselliger Zusammenkunft ward zur causa saltandi. Wenn eine Sieges- oder Friedensbotschaft eintraf, tanzte man vor Freude und wenn ein Volontär in die Kanzlei Aufnahme fand, veranstaltete er für seine Kollegen und Freundinnen ein kleines Ballfest. Selbstverständlich ging keine Hochzeit ohne Tanz vorüber und selbst die sich strenge geberdende Hochzeitsordnung von 1766 schaffte das Tanzvergnügen nicht etwa ab, sondern schränkte es nur auf — zwei Tage ein. Als im Pestjahre 1757 die junge J. C. Adamiin an ihre „wohledelgeborene, wertgeschätzte Jungfer Muhme“ Susanne Kath. v. Hannenheim in Mediasch einen Brief schrieb, beklagt sie echt mädchenhaft nicht sowohl die furchtbare Heimsuchung, als vielmehr deren Folge für die Geselligkeit: alles Tanzen auf Hochzeiten und Bällen sei strenge verboten und sie müsse „in der Einsamkeit leben“, während ihre bevorzugte Freundin sich „auf dem Offezierer-Ball recht lustig gemacht“ habe. — Daneben blühten auch die feineren Genüsse des Kunstlebens empor. Schon 1753 gab es in Hermannstadt eine musikalische Gesellschaft, in deren Namen ein Mitglied dem Brautpaare v. Hermannsfeld-Hutter ein heiteres Hochzeitsgedicht überreichte. Der Prediger M. G. Fleischer — ein gebürtiger Hermannstädter und später Pfarrer in Urwegen — hatte schon 1722 als Student in Leipzig die gute Gelegenheit benützt, ein Collegium musicum zu besuchen, und Brukenthal schrieb 1770 an Kabinetsekretär

Neny aus Hermannstadt, daß er in der Musik und bei einem guten Buch die beste Erholung von seiner Arbeit finde.

Im Jahre 1752 begann auch das Theater sich aus ziemlich einfachen, fast rohen Anfängen heraus zu entwickeln. Schon 1761 konnte Mich. v. Heydendorff seiner Frau nach Mediasch schreiben, daß die Hermannstädter „Comoedien . . . recht schön sein sollen, noch viel besser, wie die vorigen", ja daß „auch eine recht gute Sängerin" unter den Schauspielern sein sollte. Sie möge bei ihrem Herüberkommen auch die Nichte, Jungfer Reginchen, mitbringen, damit sie die Comoedien mitgenießen könne. Der verhältnismäßig frühe und schöne Aufschwung des Theaters gehört aber doch einer späteren Zeit an. — Als ein besonderes Vergnügen der feineren Gesellschaftskreise zur Winterszeit werden auch die Schlittenfahrten mit hellem Glöckchengeklingel erwähnt. Der 1754er Kalender brachte aus der Feder Felmers zum Monat Februar ein darauf bezügliches Verschen, das von der Verwunderung eines Hottentotten über das Schlittenfahren mit Glöckchenklang erzählt und mit den Worten schließt: „Ei, lacht den Toren aus, die ihr euch artig nennet, Beweist, daß ihr auch heu'r, vor Freude frieren könnet." Dabei ist das Wörtchen „artig" in seiner Anwendung für fein, vornehm, von guter Art, kulturgeschichtlich interessant, da es noch nicht die Inhaltswandlung zur heutigen Bedeutung von hübsch oder nett durchgemacht hat. Ja, artig suchten die vornehmen Hermannstädter ihr Leben zu gestalten; die Hermannstädter höhere Gesellschaft wurde die tonangebende, Hermannstadt das „Klein-Paris" für das Sachsenland, dessen beste Familien gerne ihre Söhne in die Kanzleien der Landesämter sandten, damit sie nach den Worten Heydendorffs „zum Umgang mit der freien Welt gebildet" würden.

So bunt und reich bewegt war natürlich das Leben der einfachen Bürgerkreise nicht. Aber es geht der gleiche Zug hindurch, der sich nur in bescheidenere Form kleidet. Auch im Bürgerhause sah man gern Gäste und ging gern zu Gaste. Von dem öfter erwähnten Sporermeister Andr. Filtsch wissen wir aus des Sohnes Mund, daß er trotz seiner Arbeitsamkeit und seines frommen Lebensernstes doch auch die Freuden der Geselligkeit liebte, zumal die freundschaftlichen Zusammenkünfte der Verwandten. Ausgiebig wurden alle Familienereignisse im Verwandten- und Bekanntenkreise gefeiert: Verlobung, Hochzeit, Taufe, Sterbefall. Selbst das Gevatterbitten artete zu Bewirtungen aus, wenigstens in den Kreisen der derber gearteten Fleischermeister. Ein Stadtprediger beklagt sich bitter über die Verwirrung, die der offenbar nicht ganz nüchterne

Taufanzeiger, ein Fleiſcher, ihm in der ſauber geführten Matrikel mit ſeinen unſicheren Angaben verurſacht habe und fügt zur Entſchuldigung dem ſpäteren Leſer gegenüber hinzu: die Fleiſcher pflegten die Gevatterſchaft wie die Viehkäufe durch einen Markttrunk (mercipotus) zu beſiegeln. Dem weitergreifenden Geſelligkeitsdrang boten vor allem die verſchiedenen feſtlichen und immer feuchtfröhlichen Zuſammenkünfte in Zunft und Nachbarſchaft Befriedigung. Gerne ſuchte man von behördlicher Seite dieſe zu beſchneiden und zu beſchränken, wobei jedoch die hohen Herren vergaßen, daß ſie ſelber eine zwar andersgeartete, jedenfalls aber noch reicher entwickelte und koſtſpieligere Geſelligkeit pflegten. Man ſieht eben immer eher den Splitter in des Bruders Auge, als den Balken im eigenen, und zwar dann am allermeiſten, wenn der Bruder mit dem Splitter geſellſchaftlich tiefer ſteht.

Es iſt freilich zuzugeben, daß es bei all dieſen Gelegenheiten trotz Nachbarſchafts-, Zunft- und Hochzeitsſtatuten namentlich hinſichtlich der Getränke nicht immer ſehr mäßig zuging. Wir dürfen aber nicht vergeſſen, daß man damals im Wein ebenſowohl einen Vermehrer geſelliger Freuden, wie auch einen Steigerer der Lebenskraft, ja einen Verlängerer der Lebensdauer ſah. So nur iſt es zu verſtehen, daß der Mediaſcher Bürgermeiſter Dan. v. Heydendorff dem Rektor J. Bruckner 1749 ein Faß Wein zum Präſent ſchickt und daß reiche Privatleute auch für die Studenten volle Fäſſer ſpenden. Sogar von Amtswegen trug man ſolcher Anſchauungsweiſe Rechnung, indem man den Pfleglingen und den Angeſtellten des ſtädtiſchen Spitals aus dem an letzteres gehörenden Hamleſcher Zehnten je und je einen Trunk zukommen ließ. Die Maurer, die 1750 eine größere Adaptierung des Spitals durchführten, tranken nicht weniger als 104½ Eimer Wein, während die Brunnenmeiſter über dem Rohrbohren 6¼ Eimer genoſſen, demnach dem Waſſer des neuen Brunnens keinen großen Abbruch getan haben werden. Wie man auch in den feinſten und ernſteſten Kreiſen Hermannſtadts über die Weinfrage dachte, gibt uns am beſten ein Kalendervers, den ein Schüler Felmers 1754 ſchrieb, zu erkennen:

„Wie hoch, o Weinberg! iſt dein trinkbar Gold zu ſchätzen,
Wenn nicht der Überfluß das halbe Leben kürzt,
Noch den betörten Geiſt in Wuſt und Unglück ſtürzt.
Sagt, Freunde! Was gebiert ſein Naß nicht für Ergötzen?
Verwelkt das matte Herz, ſo ſchenkſt du neues Leben,
O treugeſchätzter Moſt, o freudenreiche Reben!“

Bei alledem würden wir ſehr irre gehen, wenn wir aus dem vorſtehenden Bild der Lebensfreude unſerer Vorfahren den Schluß ziehen wollten, daß ſie leichtherzig in den Tag hinein gelebt und zumal die ſtille Weihe des Familienlebens, das wie ein guter Brunnen den Quell der Erquickung und Stärkung in ſeiner Tiefe verborgen hält, durch geräuſchvolle Geſelligkeit geſtört, vielleicht gar ſeinen feſten Verband gelockert hätten. Die Geſelligkeit vollzog ſich eben in Formen, die in Tagebüchern, Briefen, Protokollen mehr von ſich reden machten, als die unſern, gerade weil ſie ſich mehr im Hauſe abſpielte und ſtändige Formen annahm, während die unſere ſich an fremden dritten Orten, im Gaſthaus, im Theater, im Konzertſaal, auf Ausflügen abſpielt, in wechſelndem Verkehr und mit wechſelnden Formen, und darum weniger leicht zu faſſen und zu überſehen iſt. Die Geſelligkeit des 18. Jahrhunderts mit ihrem engeren Anſchluß an Haus und Familie trug viel weniger zu deren Verflachung und Lockerung bei, als unſere, vorwiegend nach Außen ſich richtende. Die Familie ſtand vielmehr im Mittelpunkt des bürgerlichen Lebens, und auch in den Feſtlichkeiten der höheren Stände fehlte der Hauch des Heims, der gute Hausgeiſt nicht. Die Kinder ſahen ihr Heim von einem Kreiſe von Freunden und Verwandten umgeben, die ihm mit ihrem Wohlwollen gleichſam größere Traulichkeit und Sicherheit gaben. Der feſte Zuſammenhalt der ſchon weiter entfernten Verwandtſchaftsglieder ward gerade dadurch weſentlich gefördert. Wie konzentriſche Ringe ſchloſſen ſich die Kreiſe der Verwandten und guten Freunde um den gegebenen Mittelpunkt des Hauſes. Es iſt gewiß kein Zufall, daß der Sachſe für „verwandt“ das Wort „Freund“, für Verwandtſchaft Freundſchaft braucht. Bis heute noch hat dieſe Subſtituierung ihren Sinn behalten. Noch feſter aber hielt die „Freundſchaft“ im 18. Jahrhundert zuſammen. Die herzliche Anteilnahme an dem Geſchick der Familienmitglieder tritt in allen Hausbüchern, Kalenderaufzeichnungen und am allermeiſten in der lebhaften Korreſpondenz ihrer Mitglieder unter einander hervor. Sie bleibt nicht nur auf dem Papiere ſtehen, ſondern geſtaltet ſich werktätig in Geſchenken und Hilfeleiſtung, ja ſie greift über Berg und Tal und weite Landſtrecken hinaus und erweitert ſich im Maß der Entfernung. Der Vaterbruder des Stadtpfarrers Joh. Filtſch war in Königsberg i. P. anſäßig geworden, erhielt aber den Zuſammenhang mit der Familie in Hermannſtadt lebendig, freute ſich über den Beſuch von verwandten jungen Leuten und übertrug ſein ſächſiſches Freundſchaftsgefühl ſchließlich auf alle ſiebenbürgiſchen Studenten, die ihn in der neuen Heimat beſuchten. Der Familienzuſammenhang erſetzte den

Die Geiſtesrichtung im ſächſiſchen Hauſe. Die Erziehung der Kinder.

jungen Leuten oft die heutigen Stipendien, ja er erschloß ihnen nicht selten auch die Lebensbahn. Er trat mit naiver Selbstverständlichkeit auch in Formen auf, die wir heute mit dem minder erfreulichen Ausdruck „Sippen- und Kliquen-Wirtschaft" bezeichnen, wobei wir den Mangel an Objektivität bei Bevorzugung der eigenen Verwandten als Charakterfehler tadeln, während er in jenen Zeiten als Folge engen Familiensinnes natürlich erschien. Es ist davon keiner der führenden Männer frei, selbst Brukenthal nicht; aber wir müssen eben die Zeit mit ihrem eigenen Wertmaß messen.

Wenn schon die ferner stehenden Familienglieder für einander fühlten und sorgten, so war dies natürlich bei den näher und nächststehenden noch in erhöhtem Maße der Fall. Wie sehr bei Mann und Frau die Ehe als ein festes Band fürs Leben galt und wirkte, haben wir oben schon erörtert. Es war nur natürlich, daß nach eintretender Erweiterung des Familienstandes auch die Kinder in den festen Verband einbezogen wurden. Wenn man auch gegen frühere noch patriarchalischere Zeiten im Bild der Familie einen Zug größerer innerer Freiheit ihrer Glieder kennbar hervortreten sieht, so bleibt doch das ganze umfangen vom Geist fester Hausordnung, geweihter Sitte, straffer Zucht, der ein Übermaß von freier Selbstbestimmung nicht kennt. Die Kinder werden in hohen und niederen Kreisen streng erzogen, zu Fleiß, Anstand, Ordnung, Frömmigkeit angehalten. Bis in das Magistratsprotokoll ist der Fall gedrungen, daß 1750 ein 14jähriger Knabe seinen Eltern nicht gehorchen wollte. Er ward rechtskräftig auf unbestimmte Zeit ins Zuchthaus gesetzt und dort mit dem üblichen „Willkomm" — Prügelstrafe — begrüßt. Das vierte Gebot ist kein leerer Schall, es steht in engem Zusammenhang mit den drei vorhergehenden. Die Haustafel in der Hermannstädter Agende vom Jahre 1748 verlangt als Grundsätze für die häusliche Erziehung von den Eltern Zucht, Gottesfurcht und Liebe, von den Kindern Gehorsam und Ehrerbietung. Es klingt dies in der Anrede durch, die den Eltern von den Kindern geboten wird: sie heißen sie im Bürgerhause „Ihr", im Patrizierhause Sie, in Briefen „Herr Vater", „Frau Mutter". Die Eltern tun für ihre Kinder, was in ihren Kräften steht, um sie vorwärts zu bringen und glücklich zu machen; die Kinder aber lohnen es mit ehrfurchtsvoller Anhänglichkeit auch in späteren Jahren. Selbst hervorragende Naturen, die sich ihren Weg später selber bahnen, fühlen in Begabung und Lebensrichtung ein Erbe, das sie aus dem Elternhause mitgenommen. Dem Stadtpfarrer Joh. Filtsch ist unvergeßlich geblieben, wie seine Eltern emsig zusammen

arbeiteten, während der Arbeit aber ſtimmungsvolle Abendlieder erklingen ließen, oder wie der Vater am Sonntag nach Tiſch im Familienkreiſe aus dem Andachtsbuche vorlas. Mit Arbeit und Geſang, mit gemeinſamer Erbauung ſcheuchten ſie auch in ſchweren Tagen den Geiſt der trüben Sorge aus dem Hauſe, weckten aber zugleich auch in der jungen Seele den Geiſteszug, der ſie zur Höhe führte.

In dieſem, wie in anderen Bürgerhäuſern tat man, ſoviel man konnte, für die geiſtige Entwicklung der Kinder, freilich in erſter Reihe der Knaben. Während die Patrizier für ihre Söhne beſondere Informatoren anſtellten, um ſie gründlicher zu ſchulen und ihnen während der ſpäteren Gymnaſialſtudien noch beſondere Hilfslehrer hielten, um ſie auch in geſelligen Künſten: Fechten, Tanzen, Zeichnen auszubilden, ſuchten die Bürger den ihren wenigſtens den Schulunterricht ſo lang und ſo gut als möglich zuteil werden zu laſſen. Sie ließen ſie nicht mit dem Elementarwiſſen „aufs Handwerk gehen", ſondern mindeſtens einige Jahre noch den humaniſtiſchen Unterricht des Gymnaſiums mitgenießen. Gewöhnlich gingen ſie bis zur Syntaxiſtenklaſſe, die damals die letzte Stufe vor dem Eintritt in das Obergymnaſium bezeichnete. Dann waren ſie doch in der Lage, die paar lateiniſchen Wechſelgeſänge und Choräle, die im Gottesdienſte noch hie und da vorkamen, zumal den Weihnachtsſang »Puer natus in Bethlehem« mit Verſtändnis mitzuſingen, vielleicht gar die alten Zunftaufzeichnungen und Urkunden zu entziffern oder dann die Erläſſe des Guberniums halbwegs zu verſtehen und mit den ungariſchen Kanzliſten Latein zu radebrechen, wenn ſie nicht etwa in Enyed oder Klauſenburg auch ein Jahr lang die Schule beſucht und ungariſch gelernt hatten. Es war ja keine abſchließende und auch keine für den Gewerbebetrieb vorbereitende Schulbildung, die ſie ſich ſo aneigneten. In ihrer Unvollſtändigkeit, die doch zugleich den Geſchäftsbedarf überſchritt, wies ſie eben über den Alltag hinaus und blieb ein dauernder Antrieb, je und je noch Wiſſensbedürfniſſe zu befriedigen. Die Bürger laſen viel in allerlei Büchern, vornehmlich hiſtoriſchen und religiöſen und erwarben ſich gern eine eigene kleine Hausbücherei. Bei einem Wollenweber finden wir Rollings Hiſtorien, Schultzens Chronik; ein Seifenſieder hinterläßt (1755) eine kleine Bibliothek im Wert von 30 fl., während der Hundertmann Andr. Gottl. Conrad gar eine Bibliothek im Werte von 176 fl. beſaß, deren wertvollere Bücher auf beſonderer „Armerei" ſtanden. Gerne auch übten ſie die erlernte Schreibekunſt weiter in Hausbüchern, chronikaliſchen oder wenigſtens genealogiſchen Aufzeichnungen und vor allem in eifrigem Briefſchreiben. Die Zeit hatte weitergehende Intereſſen auch in den

Bürgerkreisen geweckt; zum Zeitungleſen kamen wenige aus ihnen, da befriedigte man jene Intereſſen durch lebhaften und ausführlich bemeſſenen Briefwechſel.

Hatte gar einer der Bürgerſöhne beſondere Luſt und Liebe zum Studieren, ſo wandten Eltern und Gönner alles an, ihn weiter zu fördern. Eine ganze Reihe geiſtig hervorragender Bürgerſöhne hat um die Mitte des 18. Jahrhunderts an der Hermannſtädter Schule ſtudiert oder ſchon gelehrt. 1740 hat Martin Felmer als bonae spei adolescens das Gymnaſium verlaſſen, um dann 1742 bis 1750 und wieder 1756 bis 1763 am Gymnaſium der Vaterſtadt zu wirken und zum Hauptträger der heimiſchen Wiſſenſchaft jener Tage heranzuwachſen. Gleichzeitig mit ihm abſolvierte und lehrte ſein Jugendfreund A. Streicher, etwas ſpäter der nachmalige Biſchof Andreas Funk, eines Riemerzunftmeiſters Sohn, der 1747 in Jena ſtudierte und dann unter Schunns Rektorat als Mitglied des Lehrkörpers erſcheint. 1746—1750 bekleidete der tüchtige und gelehrte Hermannſtädter Bürgersſohn Joh. Bruckner das Rektorat. 1750 abſolvierte Daniel Filtſch, optimae spei juvenis das Gymnaſium, an dem er nachgehends von 1753—1767 als Lehrer, zuletzt als Rektor wirkte. 1752 verließ A. Stock und 1753 Joh. G. Keßler, der zuerſt eine Art Maturitätsprüfung vor dem Konſiſtorium ablegte, die Schule, um nach abſolvierten Hochſchulſtudien ihre Kräfte der gleichen Anſtalt zu widmen. 1754 beſtand auch Joh. Seivert die Abgangsprüfung und begann dann nach dreijährigem Hochſchulſtudium ſeine verdienſtvolle Tätigkeit am Gymnaſium und ſeine eindringenden, vielſeitigen Studien über heimiſche Geſchichte. Außer den genannten abſolvieren und ſtudieren in jenen Jahren noch mehrere Bürgersſöhne, die ſpäter auch am Gymnaſium und im Predigerdienſt der Vaterſtadt wirken, ohne freilich eine hervorragendere Stellung zu gewinnen: Klein, Wagner, Hintzel u. A. Einige Jahre ſpäter beſuchten und verließen Johann Filtſch (1775), der Stadtpfarrer und verdiente Gelehrte, und Michael Hißmann (1773), der nachmalige Profeſſor der Philoſophie in Göttingen, die heimiſche Schule, an der ſie von den Vorgenannten ſo hervorragende Förderung erfahren hatten. Auch zwei andere Hermannſtädter müſſen in dieſem Zuſammenhang genannt werden, wenn ſie auch nicht eigentlichen Bürgerhäuſern entſtammten: Andreas Schunn, Biſchofsſohn, Enkel eines Hermannſtädters, studiosus quavis laude dignus, der 1750 Bruckners Nachfolger im Rektorat und 1762 Hermannſtädter Stadtpfarrer wurde; endlich Michael Gottlieb Agnethler, der Nachkomme aus alteingeſeſſenem, angeſehenem Hermannſtädter Geſchlecht, der 1742 als optimae spei juvenis

academiis maturus zur Hochschule zog und nach kurzer, ruhmvoll ansteigender Laufbahn 1752 als Professor in Helmstedt gestorben ist.

Das sächsische Bürgerhaus in seiner erziehlichen Bedeutung verdiente gewiß eine besondere Untersuchung und Darstellung; das des 18. Jahrhunderts würde darin nicht den letzten Platz einnehmen.

Die Schule.

Neben der erziehlichen Einzelleistung des sächsischen Hauses steht dann vor allem leuchtend da die Gesamtleistung für das Erziehungswesen: die Errichtung und Erhaltung des blühenden Schulwesens, der Mittelschulen zumal, ein unbestreitbares Verdienst weitschauenden und opferbereiten sächsischen Bürgersinnes in der weiteren Bedeutung dieses Wortes.

Auch in Hermannstadt bestand und blühte um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Lateinschule, das Gymnasium. Die Blüte war wohl äußerlich nicht zu erkennen. Sie war noch in dem alten kleinen Bau des 16. Jahrhunderts in der Nähe der Kirche untergebracht. Hinter schönen Lindenbäumen halb versteckt lag der niedere, unansehnliche Bau. Er enthielt die Rektorwohnung und 15 Wohnzimmer für Studenten, darin manchmal bis 100 Schüler, dazu noch einige sogenannten Succrescenten, künftige Dorfschulmeister, untergebracht waren. In diesen Wohnzimmern wurde auch für die höheren Klassen, die weniger Schüler zählten, Unterricht erteilt, während die Masse der jüngeren Schüler, manchmal bis 500, in 5 Klassenzimmern sich drängte. Die Unterweisung der kleineren Schüler lag in den Händen älterer Studenten, die auf die Weise ihren Unterhalt verdienten und oft lange Jahre an der Anstalt blieben, auch nachdem sie darüber hinausgewachsen waren. Auch diese Privatschüler engten den Raum der Wohnzimmer ein. Das Auditorium war so klein, daß darin kaum die Hälfte der Schüler Platz hatte. Dafür aber war es seit 1746 mit zwei neuen, kunstvoll ausgeführten Kathedern geschmückt, die von den Familien Rosenfeld und Baußnern gestiftet worden waren und bis zum heutigen Tag ein Schmuck des Auditoriums geblieben sind.

In dem alten engen Schulgebäude aber regte sich gerade um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein neuer Geist. Schon seit lange hatte man eine Reform des Schulunterrichtes angestrebt. Oft war sie Gegenstand der Beratungen auch im Stadtmagistrat, dem eigentlichen Schulpatron. Aber die Einsetzung zweier Inspektoren von seiner Seite hatte nichts gefruchtet, obwohl man an Dan. Klockner einen bildungsfreundlichen Mann gefunden hatte. Das Leben mußte von Innen heraus kommen. Ansätze dazu begannen sich schon seit Jahren herauszuheben.

Schon 1734 hatte „ein gewiſſer Schulcollega“, der ſeinen Namen nicht nennen wollte, aber ſich als Hermannſtädter bekannte und ſchon 8 Jahre in den Dienſten der Schule ſtand, dem Magiſtrat als Schulpatron einen Reformentwurf vorgelegt, der die Aufſchrift trug: „Unmaßgebliche Gedanken von einer vernünftig aufzurichtenden Pflantz-Schule bey unſerem Hermannſt. Gymnaſium.“ Seine Grundgedanken ſind: Zuſammenfaſſung aller Unterrichtsanſtalten zu einer großen Stadtſchule; Beſeitigung alles Pribatunterrichts durch einen einheitlich geleiteten öffentlichen Unterricht, der auch dadurch an Gleichmäßigkeit gewinnen ſoll, daß die Direktion für längere Zeit in eine Hand — ad dies vitae in ſeine, des Reformators Hand — gelegt werden ſoll. Das Ziel des Unterrichts ſoll in allen Gegenſtänden ſo hoch geſteckt werden, daß die Schüler nach Abſolvierung der Anſtalt unmittelbar in den Dienſt der Kirche und Schule treten können. Dadurch würde viel Geld im Lande bleiben, weil der Beſuch der fernen Hochſchulen überflüſſig würde. Der Gedanke, die Hermannſtädter Schule zu einer Art Hochſchule zu entwickeln, war nicht neu und auch ſchon einige Male in Angriff genommen worden. Er hat ſich aber in der Praxis undurchführbar erwieſen. Auch der Vorſchlag des „gewiſſen Schulcollega“ hatte keine weiteren praktiſchen Folgen. Seine Bedingung, es ſolle ſein Antrag in der Stille verhandelt und geheim gehalten werden, iſt ſo wörtlich befolgt worden, daß die Eingabe unter den Privatpapieren des damaligen Notarius Binder aufbewahrt blieb. Intereſſant daran iſt außer Grundgedanken und Ziel, die eine Umgeſtaltung des ganzen Unterrichtsſyſtems anſtrebten, die Art, wie der Antragſteller die Geſamtheit von Stadt und Land zur Erhaltung dieſer Anſtalt heranziehen will: jedes Dorf ſoll beiſteuern, alle Zünfte und alle Nachbarſchaften ſollen einen Teil ihrer Einkünfte (Strafgelder) abliefern, bei Kirchen- und Leichenzeremonien ſoll ein ſtändiger „Fiscus“ (wohl ein Sammelkaſten) aufgeſtellt und von jeder Teilung 1% in den ſelbſtändigen Schulfundus eingezahlt werden. Auch ſei ſicher auf milde Gaben zu rechnen. Daß der Antragſteller in ſolcher Weiſe über das öffentliche und private Vermögen disponieren zu können glaubt, mag als Maßſtab dafür dienen, wie ſehr die Erhaltung der Schule als Geſamt- und dementſprechend auch als Einzelpflicht erſchien. Zur Erbſteuer iſt es nicht gekommen, aber in dem Vertrauen auf private Spenden hat der Mann ſich nicht getäuſcht: das Gabenverzeichnis der Schule weiſt gerade um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein reicheres Einſtrömen von kleineren Gaben und größeren Stiftungen aus. Die beiden großen Stiftungen Simon v. Baußnerns und Samuel v. Doboſis, die

erſte mit 5000 fl., die zweite mit 6000 fl. zur Begründung und Erhaltung eines Konvikts ausgeſtattet, entſtammen dieſer Zeit (1742, 1759).

Die Stadtbehörde glaubte ſich damit begnügen zu ſollen, an die Spitze der Anſtalt tüchtige gelehrte Männer zu ſtellen, die auch ohne Änderung des ganzen Syſtems durch die Kraft ihrer Perſönlichkeit und den Einfluß ihrer Gelehrſamkeit die Anſtalt heben würden. Sie hatte Glück mit ihren Berufungen: eine Reihe gelehrter Männer bekleidete das Rektorat ſeit jenem Projekt und die Schule erfreute ſich ſteigender Frequenz auch in ihren oberen Klaſſen. Dennoch erſchien ſchließlich eine innere Neugeſtaltung nötig. Sie wurde eben zur Zeit, da wir die Schule beſuchen, ins Werk geſetzt. Der junge Rektor Andreas Schunn — am 12. September 1750 von Magiſtrat und Kommunität ea conditione erwählt, daß er das Amt 10—12 Jahre beibehalten ſolle — legte mit Feuereifer Hand an; ihm trat der ältere Felmer, der 1750 in den Predigerdienſt gegangen war, über Bitten von Bürgermeiſter und Stadtpfarrer zur Seite und eine Reihe jüngerer Lehrer, insbeſondere Dan. Filtſch und Joh. Seivert, halfen pflichteifrig mit. So ward 1756 bis 1758 die Lehrverfaſſung vereinheitlicht, verbeſſert und gehoben, wieder auch im Gedanken daran, daß die Schüler gegebenenfalls direkt ins Leben treten könnten ohne weiteren Hochſchulbeſuch, der durch den 7jährigen Krieg und Maria Thereſias Abneigung gegen die proteſtantiſchen Hochſchulen Deutſchlands weſentlich erſchwert wurde. Wir müſſen es uns verſagen, hier auf die methodiſche Seite dieſes inneren Umbaues einzugehen, können es aber auch um ſo eher als ſie in Dr. Fr. Teutſchs und Carl Albrichs Geſchichte des Gymnaſiums und in des erſteren Herausgabe der ſächſiſchen Schulordnungen eingehende Darlegung gefunden hat. Wir begnügen uns mit der Bezeichnung der Richtung dieſer Umgeſtaltung: ſie erfolgte im bewußten Anſchluß an die vom Hallenſer Pädagogium ausgehenden Anregungen. Das Ergebnis war äußerlich und innerlich das gewünſchte. Die Stadt konnte mit Befriedigung das Zuſtrömen der Schülerſcharen zu ihrer Anſtalt in den folgenden Jahren ſehen; die Zahl der Obergymnaſiaſten ſtieg faſt auf das Doppelte. Dazu herrſchte in der alten engen Schule nun ein ſo reges geiſtiges Leben, daß einer ihrer Schüler, der 1760 die Anſtalt verließ, auf der Univerſität Tübingen ſich im Vergleich zu ſeinem bisherigen Studiengang unbefriedigt fühlte: „Ich kam von einem Gymnaſium, wo alles lebte und webte, und Lehrer und Schüler von Fleiß und Eifer glühten, auf eine Univerſität, wo alles verhältnismäßig ſchläfriger zuging.“ Ein ſchöneres Lob kann der Schule jener Tage und vor allem ihren Lehrern

nicht gespendet werden. Hermannstadt aber durfte sich dieses Lobes um so mehr freuen, weil die Lehrer, deren Zusammenwirken solches Leben entzündet hatte, aus seiner Mitte, seiner Bürgerschaft hervorgegangen waren.

Die Absicht freilich, die Universitätsstudien überflüssig zu machen, wurde — man darf doch sagen, zum guten Glück — auch diesmal nicht ganz erreicht. Die beiden konkurrierenden Aufsichtsbehörden, der Magistrat von Hermannstadt und die Synode der Geistlichkeit, hätten es wohl gerne gesehen, wenn dies erreicht worden wäre; immer wieder erklangen hier und dort solche Stimmen. Aber die Synode hält schließlich den Zusammenhang mit den deutschen Hochschulen doch für wünschenswert, wenn die Hinreisenden genügende Vorkenntnisse mitnähmen; sie richtet zu dem Zwecke ein Konsistorialexamen ein, das 1752 mit dem Jahrgang des erwähnten Keßler den Anfang machte und seine Aufgabe strenge nahm. Bis dahin hatte der Magistrat die Zensur in der Weise geübt, daß er vom Rektor für die Abiturienten ein Zeugnis einforderte, auf Grund dessen er die Erlaubnis zur „Hinaufreise" erteilte oder auch versagte. Aber auch er verschloß sich der Notwendigkeit des Hochschulbesuches nicht, ja er verlieh vielmehr an mittellosere Studenten trotz der bedrängten Lage der Stadtkasse auch Stipendien, beziehungsweise rückzuerstattende Vorschüsse bis zu 200 fl., für die angesehenere Bürger mit ihrem Kredit gutstanden. Am besten illustrierten den Wechsel der Meinungen im Magistrat folgende zwei Beschlüsse: 1747 wird beschlossen, die beiden Absolventen Georg Wagner und Simon Klein trotz des vorgelegten Rektoratszeugnisses von ihrem „Vornehmen", auf die Hochschule zu gehen, zu „dehortieren und auf bessere Zeiten zu bescheiden;" schon 1750 aber wird dem stud. theol. Simon Klein ein Darlehen von 150 fl. aus Stadtmitteln „zu seiner Hereinkunft" bewilligt. Er erscheint dann samt Wagner auch unter Schunns Mitarbeitern.

Es sind wohl auch Schüler je und je direkt in den öffentlichen Dienst übergegangen. Es war dies gerade auch bei den vornehmeren jungen Leuten der Fall, da sie es für geraten hielten, nach Absolvierung des Gymnasiums zunächst einige Jahre in den Kanzleien zu praktizieren, um die heimischen Rechtsverhältnisse und Amtspraxis kennen zu lernen und sich im lateinischen Amtsstil, zugleich auch in der ungarischen Sprache zu üben. Diesen Weg hat auch der nachmalige Gubernator Brukenthal eingeschlagen. Aber er sowohl, wie auch die meisten seiner Kommilitonen zogen nach einigen Jahren Amtspraxis doch auch auf die deutschen Hochschulen, studierten einige Semester, machten weitere Reisen, um fremde Städte und Länder und deren Einrichtungen kennen zu lernen

und kehrten dann im Glanz weſteuropäiſcher Bildung, jedenfalls aber in Glanz weſteuropäiſcher à la mode-Tracht heim. Es gab auch ſolche, die auf dem eingeſchlagenen Weg der Praxis beharrten, ohne weitere Hochſchulſtudien zu treiben. Gerade um 1750 riet man vielfach zu dieſem Weg, da der Beſuch der Hochſchulen für viele, die ſich vom bunten Studentenleben und der großen akademiſchen Freiheit hatten verführen laſſen, mehr Schaden als Nutzen gebracht habe. U. a. hat auch der nachmalige Bürgermeiſter und Chroniſt Mich. v. Heydendorff dieſen Weg eingeſchlagen. Es gereicht ihm und den Schulanſtalten, die er beſucht hatte, zur Ehre, daß er trotzdem einer der fähigſten Beamten und ein hervorragender Kenner der ſiebenbürgiſchen Rechtsgeſchichte wurde.

Manche der jungen Patrizierſöhne zogen es auch vor, den Dienſt der Minerva mit dem der Bellona zu vertauſchen. Trotz all der Plagen und Beſchwerniſſe, die das kaiſerliche Militär ſeinen ſächſiſchen Quartiergebern verurſachte, waren die perſönlichen Beziehungen einzelner Kreiſe zu ihm allmählich freundlichere geworden. Beſonders gerne verkehrten die vornehmeren Familien mit den Offizieren und, wie wir geſehen haben und verſtehen können, nicht am wenigſten die weibliche Jugend. Aber auch die männliche Jugend, zumal wieder die patriziſche, begann den Schmuck der Uniform ebenſo anziehend zu finden, wie des Kriegsruhms lockenden Silberton. Die Tage waren vergangen, ſeit Studenten und „Moſer“ in Hermannſtadt ſich feindſelig gegenüberſtanden und ein Trupp der letzteren mit den Waffen in den Händen die verrammelte Tür des Gymnaſiums ſtürmen wollte, um der Studenten — darunter Simon Baußners und Mich. Breckners — habhaft zu werden (1696). Nun trat manch junger Student vom Gymnaſium weg oder auch noch nach abſolviertem Hochſchulſtudium in den Waffendienſt über. Die hervorragendſten Familien Hermannſtadts hatten Söhne in der Armee, manche in hohen Stellungen. Mich. Gottfried Czekelius v. Roſenfeld war um 1750 ſchon Oberſt und erreichte 8 Jahre ſpäter den Feldmarſchall-Leutnants-Rang, Joſef Georg Sachs v. Harteneck war 1757 Oberleutnant, Joh. Chriſtoph Wankhel von Seeberg kämpfte 1760 als Major im ſiebenjährigen Kriege, ebenſo Samuel Abrahami v. Ehrenburg, Zacharias Gabriel v. Baußnern war 1750 Hauptmann und Kompagnie-Kommandant. Um dieſelbe Zeit (1749) trat auch Joſef Binder von Sachſenfels in die Armee ein, kämpfte tapfer im ſiebenjährigen Kriege und ſtarb 1763 in Trautenau in Böhmen. Er war der Sohn des Bürgermeiſters v. Sachſenfels. Unter ſeinen Papieren aus jüngeren Jahren bewahrte dieſer ein lateiniſches Klagegedicht über die Ausſaugungen

durch das öſterreichiſche Militär auf, das unter anderem die Strophe enthielt:

„Qui radit capita, fit capitaneus.
Qui cedit debita, fit commissarius,
Colonellum modo coloni faciunt,
Grandi pro titulo soli contribuunt.“

Nun hatte er ſeinen eigenen, älteſten Sohn in die Reihen des Kriegsvolkes eintreten laſſen und dabei erfahren, daß es gar kein billiges Vergnügen für den Vater und keine glänzende „Fortun“ für den Sohn ſei. Mit ſchweren Opfern hatte er ihn equipiert und dann, als er „capitaneus“ — Rittmeiſter — wurde, dieſer Würde gemäß ausgeſtattet. Und nicht lang darnach hatte er das größte Opfer eines Vaters gebracht, das Leben ſeines Sohnes in der fernen Fremde. Es klingt im Hinblick auf dies frühe Ende des jungen Offiziers faſt wie eine Ahnung, was er als flotter Burſch in Jena (1747) einem Freunde ins Stammbuch ſchrieb: »Dum suppetit vita, enitamur, ut mors quam paucissima, quae abolere possit, inveniat.«

Solche Einzelbeziehungen verknüpfen zwei verſchiedene Welten, wie ſie doch zweifellos die kaiſerliche Armee mit ihren katholiſch-ariſtokratiſchen Traditionen und das proteſtantiſche Bürgervolk der Sachſen waren, eher noch als die Geſamtpolitik.

Geiſtiges Leben und Streben.

Wenn auch Heydendorff Recht haben mochte, daß unter den zum Militär übergegangenen Studenten manchen die Unluſt am Studium getrieben habe, ſo können wir doch andrerſeits unter den Männern, die aus der alten Schule hervorgegangen waren und in dem öffentlichen Leben ſtanden, einen fortwirkenden Trieb zur Erweiterung ihrer Kenntniſſe wahrnehmen. Fanden wir ſchon in einfachen Bürgerhäuſern kleine Bücherſammlungen, ſo war dies in größerem Maße noch in den patriziſchen Häuſern, deren Söhne, ſofern ſie nicht Soldaten oder Theologen wurden, in die Beamtenlaufbahn einbogen, der Fall. Die älteren Bücher der Brukenthalſchen Bibliothek zeigen vielfach Namenszüge und Wappen von Mitgliedern der Beamtenfamilien; ſie ſind wohl meiſt auf dem Wege des Familienzuſammenhanges und der Erbſchaft hingelangt. Auch hier hat Brukenthal den Zug der Zeit im umfaſſendſten Maße ausgeprägt. Die juridiſchen und hiſtoriſchen Studien walten vor. Insbeſondere wandten ſich die Beamten und wetteifernd mit ihnen auch die Lehrer und Pfarrer mit Vorliebe der Erforſchung der eigenen Volksgeſchichte und der heimiſchen Rechtsverhältniſſe zu. Der ſtete Kampf um die Behauptung der ererbten Rechtsſtellung in politiſcher und kirchlicher

Beziehung führte von ſelber dazu. In den langen Jahren, die die angehenden Beamten in den unteren, mit nicht zu reichem Arbeitsausmaß ausgefüllten Kanzleidienſten zubringen mußten, beſchäftigten ſie ſich gerne mit dem Studium der alten Urkunden im Archiv, mit dem Leſen und Abſchreiben der Chroniken. Dieſem Triebe verdanken wir die nach vielen Bänden zählenden Urkunden- und Chronikenabſchriften und Aktenſammlungen jener Zeit, die in ſtillen Pfarrſtuben ebenſo entſtanden, wie im Studierzimmer der tüchtigeren Beamten. Die geſammelten ſchriftlichen Überlieferungen und Rechts- und Geſchichtskenntniſſe aber ſetzten jene Männer ſofort in Lebenswerte um. Die ſteten Angriffe der Mitnationen auf die ſächſiſchen Sonderrechte und Beſitzungen und vor allem des begehrlichen Fiskus auf die geiſtlichen Zehnten und das Nationaleigentum, wie überhaupt die ganze Weiterentwicklung des öffentlichen Lebens im größeren Staatsverbande gaben immer wieder Anlaß, die Kenntnis der Vergangenheit zum Schutz der Gegenwart und Zukunft zu verwenden. Daß das kleine Volk in dieſen ermüdenden Exiſtenzkämpfen ſo tapfer aushielt und wenn auch nicht immer zu glänzenden Siegen, ſo doch zu ehrenvollen Friedensſchlüſſen ſich durchrang, iſt mit eine Folge der genauen Kenntniſſe, die ſeine führenden Männer von den Rechtsmitteln ſich erwarben. Wieder ſteht als leuchtendes Beiſpiel Brukenthal vor uns, der ſeinen ſteigenden Einfluß in Wien dem eingehenden Studium der Rechtsdenkmäler verdankte, mit dem er die Jahre des Wartens im Judizialſekretariat und Vizenotariat erfolgreich ausfüllte. Die Hof- und Staatsräte in Wien, aber auch die Gubernialräte in Hermannſtadt, waren ihm in Transſilvanicis alle nicht gewachſen und ſo wuchs er naturgemäß über ſie hinaus. In den Verhandlungen des Staatsrates in Wien finden ſich immer wieder anerkennende Äußerungen über ſeine Leiſtungen und Kenntniſſe; das beſte Zeugnis dafür aber iſt gewiß das Urteil ſeines — ſachlichen, nicht perſönlichen — Gegners Borié, der ſich (1766) über die errungene Stellung Brukenthals innerhalb der ſiebenbürgiſchen Hofräte ganz indigniert dahin ausſpricht: „Die ſiebenbürgiſchen Hofräte haben für dem lutheriſchen dermaligen Chef der Siebenbürgiſchen Kanzlei einen allzugroßen metum reverentialem.“ Dieſer Tadel iſt doch zugleich eine gewichtige Anerkennung.

Im ganzen blieb die literariſche Tätigkeit der Männer jener Tage eine weſentlich rezeptive, beſchränkt auf Sammeln der Kenntniſſe und ihrer Quellen. Eine ſchaffende literariſche Tätigkeit war ſchon durch den Mangel eines heimiſchen Buchhandels ausgeſchloſſen. Was in der Stadtdruckerei und in der Konkurrenzdruckerei Barths in jenen

Tagen erſchien, waren meiſt Gelegenheitsſchriftchen, Hochzeitskarmina, Leichenkarten, Gratulationsgedichte, lateiniſch und deutſch, dazu Geſangbuch und Agende, ämtliche Verlautbarungen, Schulbücher und Kalender. Das literariſche Schaffen ſtand dabei nicht ganz ſtill, nur konnte es ſich weniger reich entfalten, weil es nicht zu Luft und Licht hinausdringen konnte. Mich. Felmer begann ſeine grundlegenden hiſtoriſchen Unterſuchungen und Abhandlungen zu verfaſſen, die er freilich erſt in ſpäteren Jahren vollendete; Brukenthal faßte ſeine Ergebniſſe in den „Denkwürdigkeiten zur Geſchichte der Sachſen in Siebenbürgen“ zuſammen[1]; eine Reihe von handſchriftlichen Arbeiten über Zehntrecht und fundus regius legt Zeugnis ab von dem Beſtreben, die Kenntniſſe auch literariſch, freilich meiſt polemiſch oder doch apologetiſch zu verwerten. Am liebſten aber übte man die Feder im Briefverkehr, der ebenſowohl dem literariſchen Drang wie dem Neuigkeitsverlangen entſprach. Dabei tritt in faſt erſtaunlicher Weiſe eine verhältnismäßig große Gewandtheit des Ausdruckes und eine Ausrundung und Glättung des Stils hervor, die ebenſowohl von ſorgfältiger Arbeit, wie von der in der Schule geweckten und durch eigne Weiterbildung vermehrten Freude an einem guten Deutſch zeugt. Der Protokollſtil iſt wohl noch immer eine barbariſche Miſchung von Latein und zopfigem Deutſch, während die Privatſchriften den Hauch der beginnenden Blütezeit deutſcher Literatur ſpüren laſſen. Wer Brukenthals klare, fließende Darſtellungsweiſe mit dem Stil gleichzeitiger öſterreichiſcher Staatsmänner vergleicht, merkt auf den erſten Blick, wie viel freier, reiner und ſprachrichtiger ſein Deutſch iſt. Das verdankte er außer ſeinem eignen klaren Denken und durch viel Lektüre entwickelten Geſchmack doch auch der ſächſiſchen Schule.

Das feiner gerichtete äſthetiſch-literariſche Bedürfnis befriedigte man an den lateiniſchen Klaſſikern, an den neueren deutſchen Dichtern, Günther, Gottſched, Gellert, Haller und Hagedorn, ſchon aber auch an franzöſiſchen Werken Rouſſeaus und Voltaires. Die Kenntnis des Franzöſiſchen ſcheint als Zeichen der höchſten geſellſchaftlichen Bildung frühe ſchon angeſtrebt worden zu ſein. In ſeinem Reformvorſchlag von 1734 hat der „gewiſſe Schulkollega“ auch Unterricht im Franzöſiſchen in Ausſicht geſtellt. In

[1] Im Druck erſt 1824 im 5. Band der Provinzialblätter erſchienen, und zwar ohne Nennung des Verfaſſers und mit einigen Änderungen. Die Originalhandſchrift befindet ſich unter den Ederſchen Manuſkripten im Budapeſter Nationalmuſeum — laut einer Aufzeichnung Biſchofs D. G. D. Teutſch —; das Brukenthalſche Muſeum bewahrt einige Abſchriften davon auf.

den Stammbüchern, in denen übrigens das Latein dem Deutſchen das Feld zu räumen beginnt, ſchreibt man gern auch franzöſiſche Sprüche und Wendungen ein; ebenſo wird die Briefadreſſe, ſeltener der Brief ſelber, gerne franzöſiſch ſtiliſiert, freilich nicht immer in fehlerfreier Rechtſchreibung.[1] Der deutſche Brief unter der franzöſiſchen Adreſſe iſt ſo recht das Bild davon, wie tief dieſe Sprachkenntnis gedrungen iſt. Immerhin kann man ſagen, daß die Kenntnis der franzöſiſchen Sprache weiter verbreitet war, als heute. Auch einigen italieniſchen Sprachproben begegnet man in den Stammbüchern. Doch ſcheint dieſe Sprachkenntnis, die man dem Zug der Mode folgend auf den Hochſchulen ſich auch anzueignen ſuchte, noch weniger tief gegangen zu ſein.

Zu eigenem ſchöngeiſtigem Schaffen fühlte man ſich wohl öfter veranlaßt; doch war es faſt durchwegs nicht innerer Drang, ſondern äußere Nötigung und fiel danach aus. Die Sitte verlangte an Namenstagen, Hochzeiten, feſtlichen Einzügen hochſtehender Herren, ebenſo bei Leichenfeiern und anderen wichtigeren Vorfällen im öffentlichen und privaten Leben eine poetiſche Würdigung des wichtigen Momentes. Dazu kamen die Monatsgedichte in den Kalendern, die Stammbuchpoeſie und andere Gelegenheitsgedichte. Meiſt war es Aufgabe der Lehrer, den Muſen zu opfern, zugleich eine Quelle von Nebeneinnahmen. Doch verſuchten ſich auch andere auf dem Pegaſus. Schon oben bei der Schilderung der Hochzeitsfeier erwähnten wir, wie wenig wirklich poetiſches Empfinden aus dieſen erzwungenen Poeſien ſpricht. Eine gewiſſe ſchulmäßige Fertigkeit im Handhaben des Versmaßes und des Reimes läßt erkennen, daß das Ziel des Unterrichtes in der »Poesis inferior und superior«, das der 1756er Lehrplan dahin umſchreibt: „Die Abſicht iſt, damit die Subjecta zu einem geſchickten teutſch und lateiniſchen Vortrag angeleitet werden" — faſt muß man ſagen: leider — erreicht worden war. Es iſt meiſt gereimte Proſa, die dem Leſer und mehr noch dem Sprachgeiſt wehe tun muß. Man muß ſich durch einen ganzen Stoß von ſolchen Elaboraten durcharbeiten, ehe man hie oder da auf einen poetiſchen Gedanken und eine ihm entſprechende Faſſung ſtößt. Auch Felmers Kalenderpoeſie hebt ſich über die gewohnte Reimerei nicht hinaus; nur der Mai leiht ihm einmal (1754) höhere Schwungkraft und läßt ihn ſingen:

[1] Als Beiſpiel führe ich eine Adreſſe Brukenthals an Sachſenfels (1762) an: »à Monsieur, Monsieur de Sachsenfels Conseiller et Provincial Bourgois Maitre de la Nationne Saxonne au service de Sa Majesté Imperial et Royal Apostolique«.

„Zärtliche Sonne, verbuhlete Lüfte,
Grünende Erde, berauſchende Düfte,
Schmeichelnder Eindruck der jüngern Natur!
Zeige dem Menſchen die ſelige Spur,
Die ihn mit göttlichen Tritten begleitet,
Endlich zum ewigen Frühling hinleitet.“

Größere Begabung verraten die Gedichte ſeines jüngeren Kollegen Dan. Filtſchs, der auch als Dichter geiſtlicher Lieder unter uns bekannt geworden iſt. Von ihm ſtammt ein Gedicht auf den frühen Tod einer Tochter Doboſis, Eva Suſanna, im Jahre 1761. Es iſt für die Poeſie der Tage und dieſer Art, die darin einen Höhepunkt erreicht, bezeichnend. Es lautet:

Stirbt die Jugend, wenn die Totenbahre
In dem Frühling ihrer Jahre
Hoffnung, Wunſch und Glück verſchlingt?
Nein, ſie wird verjüngt.

Stirbt die Schönheit, wenn die Roſennelken
Auf den Purpurwangen welken,
Wenn der Moder ſie verzehrt?
Nein, ſie wird verklärt.

Stirbt die Tugend, wenn die reine Seele
Auf der Leidenſchaft Befehle
Frei von Zwang nicht weiter merkt?
Nein, ſie wird geſtärkt.

Stirbt die menſchenfreundlich edle Regung,
Wenn in wallender Bewegung
Sich das Herz zu Tode bebt?
Nein, ſie wird belebt.

Stirb denn willig, ſtirb getroſt, o Jugend,
Menſchenfreundin, Schönheit, Tugend,
Stirb, du wirſt belebt, vermehrt,
Ewig und verklärt.

Der Schluß leitet dann in der üblichen lehrhaften Weiſe auf die Glaubenströſtungen über. Das Lehrhafte iſt überhaupt charakteriſtiſch für die Poeſie jener Tage, vielleicht auch ein wenig für unſere ſächſiſch-vorſchriftmäßige Denkweiſe.

Das erwachende geiſtige Leben tritt übrigens auch darin zutage, daß ein lebhaftes Verlangen nach Zeitungslektüre in allen beſſeren Häuſern herrſcht. Gewiß iſt dies Bedürfnis auch durch die Einbeziehung in das große Staatsgebilde der Habsburger, das damals im Mittelpunkt der europäiſchen Intereſſen ſtand, geweckt und genährt worden.

Der Kampf gegen Preußen, der auch das Sachſenvolk mittelbar, ja in der Entſendung des Nationalaufgebotes 1745, in den erhöhten Steuern und im mutuum spontaneum auch unmittelbar berührte, hatte doch ein lebendiges Intereſſe für die Weltvorgänge gezeitigt. Die in den 50er Jahren des 18. Jahrhunderts regelmäßig eintreffenden Poſten — die Kalender der Zeit weiſen bis zum Jahre 1754 eine, von da an zwei Verkehrslinien aus[1] — bringen außer Briefen und Paketen doch auch ſchon eine Reihe deutſcher Zeitungen nach Hermannſtadt. Aus den Aufzeichnungen des Orators Fabritius erfahren wir, daß er 1747 nicht weniger als vier Zeitungen lieſt, und zwar: die Wiener, die Regensburger, die Hanauer und die Erlanger Zeitung. Die Erlanger und die Regensburger Zeitung hält er mit Doboſi, die Wiener mit Dr. A. Soterius, die Hanauer mit ſeinem Bruder Hermann und mit Kaufmann S. Treitler zuſammen. Auch ſonſt iſt gemeinſames Halten der Blätter üblich, ja man ſchickt ſie ſogar, wie Heydendorff berichtet, weiter von Stadt zu Stadt. In Hermannſtadt ſelbſt erſchien noch keine Zeitung. Selbſt die Kalender führten ihre Jahreschronik nur ſehr vorſichtig an die Gegenwart heran. Das Intereſſe am öffentlichen Leben erſchöpfte ſich in der Teilnahme an den Sitzungen und Wahlen der ſtädtiſchen Körperſchaften, in Eingaben an den Magiſtrat, im mündlichen Meinungsaustauſch. Manchmal machte es ſich auch in der unerfreulichen Zeitblüte des namenloſen Pasquills bemerkbar, was jedesmal ein großes Aufſehen erregte und in den Tagebüchern vermerkt ward.

Die durch all dieſe Kanäle ſich verbreitende Bildung begann ſich auch bei uns in ſteigender Aufklärung geltend zu machen. Als Maßſtab dafür dient das endliche Aufhören der Hexenprozeſſe. Die Mitte des 18. Jahrhunderts kann man allgemein als Grenze dieſes furchtbaren Erbes einer dunkeln Zeit auf Sachſenboden betrachten. Hermannſtadt vindiziert ſich den Ruhm, durch ſeinen Königsrichter und Nationsgrafen Dr. Andr. Teutſch am meiſten dazu beigetragen zu haben. In den Protokollen der 50er und ſchon der 40er Jahre findet man keine Spur mehr von einer Verurteilung, während u. a. Großſchenk noch 1740 das feurige Schauſpiel am Zerwesberg, ſeinem Richtplatz, erlebte und Mühlbach noch 6 Jahre ſpäter ſich desſelben Juſtizmordes ſchuldig machte. Der Hexenglauben freilich iſt aus dem Volksgemüt, in das man ihn jahrhunderte-

[1] Bis 1754 ging die „Marche-Route" der Poſten von Hermannſtadt nur über Klauſenburg; von 1754 an erſcheint eine zweite über Temeſchwar eröffnet. Auf letztere bezieht ſich die Mitteilung in E. v. Friedenfels, Joſef Bedeus v. Scharberg I, S. 315.

lang hineingesenkt hatte, nicht verschwunden; doch war er wenigstens aus dem öffentlichen Leben verbannt. Ebenso begann man gegen die Gespensterfurcht aufzutreten; Joh. Seiverts „Freimütige Gedanken von Gespenstern", die er noch als Universitätsstudent drucken ließ, sind ein Zeugnis für diese Bestrebungen. Das medizinische Studium war sehr beliebt unter den Sachsen und tüchtige Ärzte — Jakob Hutter, Andreas Soterius, Sam. Baligha, Mich. Theis, J. G. Schuller v. Schulenberg, Mich. Seivert u. a. — halfen der Natur zu ihrem Recht. Das Publikum nahm sie gern in Anspruch; die Rezeptierkunst stand in Blüte, doch wird auch schon auf diätetische Vorschriften Gewicht gelegt, wobei freilich allem andern das Aderlassen voranging und eine besondere Geblütslehre populär machte. die auch in den Kalendern in guten Ratschlägen Berücksichtigung fand.[1] — Noch war man von alchymistischen Einflüssen nicht völlig frei; in den Papieren Brukenthals finden sich von seiner und seiner Gattin Hand aus jüngeren Jahren herstammende Aufzeichnungen, die nur so erklärt werden können. Doch begann schon in den 50er Jahren Dan. Filtsch seine Liebe zur Naturforschung zu erweisen, die ihn später zur Begründung der Naturaliensammlung am Gymnasium führte. Auch Brukenthal ist später ein hervorragender Förderer der Naturerkenntnis geworden, wie seine reiche Mineraliensammlung bezeugt.

Religiöses Leben.

Die Aufklärung klärte aber nicht alles weg, was an Erbvorstellungen im Sachsengemüt lebte. Es blieb noch vieles, was der Verstand der Verständigen nicht mit Sinnen und Beweissätzen angehen konnte; es blieb vor allem die religiöse Grundlage des Innenlebens unerschüttert. Die scharfen Gegensätze, die durch die abendländische Welt hindurchgingen, rührten nur leise, wie von ferne an das Erbgut der Glaubensgüter. Man las wohl Rousseau und Voltaire, leitete aber keine Folgerungen für die eigene Lebensanschauung ab. Diese wurzelte gerade in dieser Übergangszeit fester in dem einen Grund ein, der auch für die sächsische Sonderkultur gelegt ist seit ihren Anfängen. Ein Hauch von Frömmigkeit geht durch das sächsische Haus, wohin man auch schauen mag. Im Orator und Kaufmann Fabritius lernen wir durch seine Kalenderaufzeichnungen einen Mann kennen, dessen Ernst und Würde ihren tiefsten Grund in seiner

[1] „Wie von dem Blut zu judiciren seye." Neuer, verbesserter und alter Kalender auf . . . 1752, Hermannstadt, Stadtdruckerei. Die Kalender prognostizierten übrigens nach dem „Jahresregenten" (Planeten) auch die Krankheiten, auf die man sich „bei Zeiten mit bewährten Arzneimitteln vorsehen" solle.

Frömmigkeit findet. Er nimmt regelmäßig am Gottesdienſt, vor allem am Abendmahl teil und wirft dabei prüfend einen Blick auf ſeinen Seelenzuſtand, ob er es wohl auch würdig empfangen habe und hoffen könne, daß ‚der Herr ihn einſt im Schauen genießen laſſen werde, was er hier im Glauben empfangen habe'. So fügt er auch zur Aufzeichnung eines jeden wichtigeren Ereigniſſes einen frommen Gebetswunſch hinzu, gleich als wolle er das Zeitliche an das Ewige knüpfen und dadurch ſichern gegen Unheil und Vergänglichkeit. Er reicht in ſeinem ſtillen Kämmerlein gleichſam Gott dem Herrn, den er fühlbar nahe weiß, die Hand, daß er ihn leite und führe zu ſicherem Ausgang. Das Symbolum, das er an den Anfang des Jahres 1745 ſchreibt: »Deus providebit«, klingt durch all ſeine Tage. Das anmutende Bild, wie der Sporermeiſter A. Filtſch mit ſeiner Gattin in der Werkſtatt fromme Abendlieder ſingt und am Sonntag als rechter Hausvater den Seinen aus der Hauspoſtille vorlieſt, haben wir ſchon kennen gelernt. Wir finden es damit übereinſtimmend, daß der Mann allſonntäglich in die Kirche geht und von Anfang bis zu Ende dem Gottesdienſte beiwohnt, ebenſo daß er auch ſonſt für ſich gern in Erbauungsbüchern lieſt, wozu ihm ſein Sohn frühe ſchon Tiedes „Abendſtunden" empfohlen hatte. Der Vater dieſes würdigen Meiſters muß gleichen Sinnes geweſen ſein; als er 1754 ſtarb, da hauchte er ſeine Seele mit dem Sterbeſeufzer aus:

„Herr gäw mer en ſönſt und ſelig änjd,
dät menj ſtl den hemmel fänjd."

Auch in anderen Bürgerhäuſern erfreute man ſich an mannigfacher Erbauungsliteratur. Der Kürſchner Arz hielt ſich H. Müllers „Geiſtliche Erquickungsſtunden", Neumanns „Kern aller Gebete", Huberinus „Wahre Erkenntnis", der Wollenweber Capp auf dem Soldiſch Olearius „Jeſus der wahre Meſſias", Lutheri „Teutſcher Theſaurus", Hübners „Bibliſche Hiſtorien", der Schneidermeiſter Andreas Binder bevorzugte „Die geiſtliche Waſſerquelle" und des Schweidnitzer geiſtlichen Sängers Benjamin Schmolck „Heilige Flammen". War es der alte Zuſammenhang mit Schleſien, der nie ganz aufgehört hat, oder ſagte die Richtung Schmolcks unſeren Bürgern beſonders zu: wir begegnen ihm auch ein zweites Mal, aber nicht ſeinen „Heiligen Flammen", ſondern ſeinem 1738 erſchienenen „Betaltar", den ein Hermannſtädter ſo wertſchätzte, daß er ihn zu ſtetem Gebrauch mit ſeinem heimiſchen Geſangbuch zuſammenbinden ließ. Auffällig iſt, daß ſein Geſinnungsgenoſſe J. F. Stark mit ſeinem Gebetbuch, dem „Starkenbuch", in jener Zeit im Hermannſtädter ſächſiſchen Hauſe nicht nachweisbar iſt. Die älteſte mir bekannte

Ausgabe in ſächſiſchem Beſitz iſt im Jahre 1761 erſchienen und befindet ſich in der Brukenthalſchen Bibliothek.

Und ähnlich wie in den Bürgerhäuſern ſah es auch in den Häuſern der führenden Familien aus. Dem im Jahre 1754 verſtorbenen Bürgermeiſter Daniel v. Klocknern rühmt der Leichenredner ein Herz voll wahrer Gottesfurcht nach und ſeiner Witwe Sofia geb. v. Schirmer, einem Sproß aus altem Patriziergeſchlecht, gab man das Zeugnis, daß ſie eine fromme Frau geweſen ſei „in Kirche und Kämmerlein", die ſicher in die ewige Heimat eingegangen ſei. Der damalige ſächſiſche Millionär Doboſi ſah die Quelle ſeines Wohlergehens in Gottes Segen und ſchrieb dankerfüllt an das Ende eines Geſchäftsjahres die Worte:

O Vater, vor deine Gütigkeit
Sag ich dir Dank in Ewigkeit. Amen.

An den Anfang jedes Jahres ſchreibt er das kaufmänniſche Symbolum Mit Gott! fügt aber dann aus ſeines Herzens Drang noch ein kurzes Gebet hinzu, u. a. 1734:

„Gottes Segen, Gottes Güte
Bau und ſchütze meine Hütte,
Gott, der alles kann wohl machen,
Dem befehl ich meine Sachen,
Welche wohl von Statten gehen,
Wenn du Herr dabei wirſt ſtehen. Amen."

Sein Teſtament, das er im März 1759 „bei geſunden Leibeskräften und guten Verſtand, eigenhändig" aufſetzte, begann er mit den Worten: „Ich befehle zuförderſt dem dreieinigen Gott, Vater, Sohn und heiligen Geiſt, dem ich vor alle mir reichlich erzeigte Leib- und geiſtlichen Wohltaten demütigſten Dank abſtatte, meine durch Chriſti Blut teuer erkaufte Seele..." Aus einem andern Teſtament erſehen wir, daß ſolches die Seele betreffende Vermächtnis auch ſonſt wiederkehrt, alſo dem Zug der Zeit entſpricht; und doch gewinnt es bei Doboſi durch den Dank, den er aus Eigenem hinzufügt, einen perſönlichen, herzenswarmen Klang. Solch einen Klang hört man auch aus dem Teſtament der Witwe Theiß heraus, die reuig bekennt, in ihrem Leben die Chriſtenpflicht des Wohltuns „gar zu ſaumſelig verabſäumet" zu haben was ſie nun durch fromme Stiftungen gutzumachen beſtrebt iſt. Es folgt dann eine Reihe von Legaten für Kirche und Schule, bzw. für die an beiden wirkenden Diener und zum Schluß für drei „bedrängte, notleidende, arme Perſonen". Faſt alle Sterbenden fühlen ſich gedrängt, vor ihrem Ende noch etwas Gutes zu ſtiften, um gleichſam nach dem Gleichnis vom

Haushalter ſich einzukaufen in die ewigen Hütten. Der Tod war ihnen eben der ſichere Gottesbote, der zum Vater rief, aber auch zum Richter. Sie achteten mehr auf ſeinen Schattenriß, der ſo oft auch über die hellſte Lebensbahn fällt, als wir Kinder von heute. Sie ſehnten ſich nicht nach ihm, aber ſie ſcheuten ihn auch nicht ſo wie wir; ſie ſahen ihn gleichſam als ernſten, ſtummen Mahner ſich immer zur Seite, pflanzten wohl ihren Grabſtein noch bei Lebzeiten in der Kirche auf und ſchrieben an den Anfang des Jahres die Worte: „Lehr' mich, Herr, ſterben, eh ich ſterb', daß ich im Sterben nicht verderb'." Das Jenſeits war ihnen kein leerer Wahn, und der ſicherſte Weg ſchien ihnen doch immer wieder der, den der Chriſtenglauben lehrte, das Feſthalten an Gott und das Vertrauen auf die Erlöſung. Das Leben ſetzt ſich ihnen zuſammen aus Leib und Seele. Als Lebenspflicht erſcheint es, für beide zu ſorgen. Es kann ſich das kaum deutlicher und in ſeiner Naivetät faſt rührend ausdrücken, als in der Art, wie der würdige Orator nacheinander den Abendmahlsgang und den Aderlaß aufzeichnet, beides mit einem Aufblick zum Herrn, von dem er Leib und Seele empfangen hat. Der eine ſollte eben nach des Herrn Willen die Seele, der andere den Leib geſund erhalten. Es iſt nichts Schwärmeriſches in dieſer Glaubensrichtung. Der Pietismus, der in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts gerade auch in Hermannſtadt eine Pflegeſtätte gefunden und auch um die Mitte des 18. Jahrhunderts noch Vertreter, ſogar herrnhutiſch angehauchte Vertreter — z. B. im Dr. Baligha — fand, hatte wohl die Frömmigkeit um einen Ton herzenswärmer gemacht; aber zur Schwärmerei hat das nüchterne Bürger- und Bauernvolk der Sachſen doch im ganzen wenig Anlage. Alle derartige Regungen ſind wieder verflogen und haben der althergebrachten geradlinigen Glaubensrichtung Raum gegeben, die in ruhiger Fahrt über die Erde in den Himmel zu gelangen ſucht. Der Glaube an das Evangelium iſt dabei Kompaß und Zugkraft zugleich; er bietet die Gewißheit, daß man „im Streben nicht verdirbt". In einem alten Hauſe in der Schmiedgaſſe fand ich groß an die Hofwand hingeſchrieben die Worte: „Wer den Herrn fürchtet, der hat eine ſichere Feſtung und ſeine Kinder werden auch ſicher wohnen. Prov. Cap. 14. 26." Die Jahreszahl daneben 1765 läßt den Schreiber als einen Sohn der Zeit erſcheinen, in der wir durch Hermannſtadts Gaſſen wandern und ſeinen Spruch ſo recht als Grund und Ziel der Glaubensüberzeugung ſeiner Zeit.

Dieſe Glaubensrichtung fand auch in der Kirche eifrige Pflege. An der Spitze der Kirchengemeinde ſtand der Stadtpfarrer, nach alter Gepflogenheit von der Stadtbehörde, Magiſtrat und Kommunität, erwählt,

alſo ein rechter Gemeindepfarrer, ein Mann nach ihrem Herzen. Er war es damals auch wirklich, dem Blute und dem Geiſte nach. Der Stadtpfarrer jener Jahre war ein Hermannſtädter Bürgersſohn, Chriſtian Roth der ſich durch Ernſt und Eifer für ſeines Amtes Pflichten auszeichnete. Von Großpold 1742 berufen bekleidete er das Pfarramt 20 Jahre lang. Er erwarb ſich den Ruf eines feurigen, packenden Kanzelredners. Als er in Hermannſtadt die Antrittspredigt gehalten hatte, ſchrieb einer ſeiner Zuhörer die Worte in ſeine Aufzeichnungen: „Den 11. November grüßet ſich der neuerwählte Herr Stadtpfarrer, H. Chriſtian Roth in der großen Hermannſtädter Kirche ein durch eine wohlausgearbeitete Rede. Gott erhalte den ehrlichen Mann und ſchenke ihm ein langes Leben.“ Sein Amtseifer richtete ſich ebenſowohl auf das Glaubensleben, wie auf Kirchen- und Lebensordnung. Ein Zeugnis für ſeine Beſtrebungen in erſterer Richtung iſt unter anderem das von ihm in neuer erweiterter Auflage herausgegebene Hermannſtädter Geſangbuch vom Jahre 1747. Das Geſangbuch läßt deutlich die Einwirkung des Hallenſer Geſangbuches von Freylinghauſen erkennen. Aber es folgt ihm nicht ſklaviſch, es behält viel von dem früheren Inhalt und ſchöpft auch aus anderen Quellen. Unter den 63 neuaufgenommenen Liedern iſt nur der kleinere Teil auch in dem Freylinghauſen'ſchen Geſangbuch enthalten, dabei mit mehrfachen Abweichungen im Text. Man kann das Buch ein eklektiſches nennen, in dem jedoch ganz analog dem damaligen Glaubensleben in der Gemeinde ein wärmerer Herzenston und eine unmittelbarere perſönliche Beziehung zu Gott und Jeſus zu ſpüren iſt. Es geht in dieſer Richtung ſogar weiter, als die vorwaltende Glaubensweiſe der Gemeinde, indem es die Liebe zu Jeſu in einer manchmal etwas ſüßlichen („Seelenſchatz“, „zuckerſüß“ ꝛc.) Art ausſprechen läßt und ſelbſt vor dem echt pietiſtiſchen „Sichlegen in die Wunden Jeſu“ nicht zurückſchreckt; eigentliche Herrenhuter Lieder bringt es jedoch keine. Voll kommt es dem todesſichern Zug der Zeit entgegen, indem es nicht weniger als 53 Lieder — etwa $^1/_{10}$ des Ganzen — bringt, die vom Tode und ewigen Leben handeln, dazu eine ganze Anzahl Kreuz- und Troſtlieder und Lieder für die „gemeine Not“. Die etwas weichere Stimmung, die durch das Buch geht, wird doch im ganzen jener Zeit tatſächlich mehr zugeſagt haben, als etwa der unſeren, weil ſie den furchtbaren Heimſuchungen des 17. Jahrhunderts und des Anfangs vom 18. Jahrhundert noch ſo nahe ſtand, daß ein Nachzittern der Gemütsaffekte der trüben Tage gewiß noch zu fühlen war. Die eklektiſche Weiſe der Zuſammenſtellung hat aber, wie ſie ihre Berechtigung in unſerem Nachleben der größeren geſchichtlichen Wendungen haben kann,

auch den Vorteil, daß das Gesangbuch, das ja für weite Kreise, insbesondere auch für die Jugend, die einzige Quelle gemütstiefer Poesie war, eine Auslese der besseren dichterischen Erzeugnisse verschiedener Richtungen bot.

Während das Gesangbuch seiner ganzen Bestimmung gemäß mehr dem Gemüt Nahrung bot, wandte sich die Predigt ergänzend mehr an das verstandesmäßige Denken. Es sind mir keine Predigten des Stadtpfarrers selber zur Hand gekommen, wohl aber mehrere Jahrgänge eines seiner 8 Prediger, des Montagpredigers Daniel Femger. Der Gang seiner Predigten ist immer ein „Erklären und Beweisen", in verständlicher fast modern anmutender Sprache. Während wir etwa 20 Jahre früher in den Aufzeichnungen des gleichfalls als Stadtprediger tätig gewesenen M. G. Fleischer Predigtskizzen finden, die durchaus noch im Bann der abgeschmackten, ja lächerlich wirkenden Allegorie[1] stehen, erscheinen die Predigten Femgers als Ausstrahlungen der Leibniz-Wolfschen Philosophie, die eine Übereinstimmung der Offenbarung mit den ewigen Vernunftwahrheiten erweisen und dabei doch auch geschichtliche Mysterien als über der Vernunft stehend gelten lassen wollte.[2] Genau beweist Femger u. a. im Anschluß an Joh. 4, 47, daß wir unsern Glauben nicht von neueren Wunderwerken abhängig machen sollten, die wir von Gott verlangen, die bei näherem Zusehen sich doch nur aus ungenügender Einsicht in Naturvorgänge erklären lassen würden. Es muß uns genügen, was Gott durch Jesum gewirkt hat, dessen Lehren und Taten göttlich seien, bestätigt durch wahrhaftige Wunder, die über die Natur hinausgehen. So wirken sie Seligkeit durch den Glauben; denn der Glaube kommt aus der Predigt, die Predigt aus dem Wort, das durch Wunder bestätigt ist und nicht neuerer Bestätigung bedarf. — Femger hielt sich fern von aller Kritik der Überlieferung, die Schrift ist ihm göttlich, unanfechtbar, demnach das Wunder, von dem sie erzählt, ein echtes Wunder und daher Glaubensgrund. — Es ist „Übergangs-

[1] Wir führen eine seiner Skizzen an: „Schema contionis super orationem dominicam." — Exord. Prov. IX. Thema: Das wohlgegründete Bethaus, welches stehet 1. auf 2 festen Eckfteinen, nehmlich Gottes Liebe im Prolog, Gottes Herrlichkeit im Epilog; 2. auf sieben Säulen, nehmlich auf 7 Bitten.

Usus. Wir treffen in diesem Bethaus an Gottes ganze Hofhaltung: die Kapelle in der 1. Bitte, den Audienzen-Saal in der 2., die Kanzelei in der 3., den Kornboden in der 4., die Rentkammer in der 5., die Rüstkammer in der 6., den Lustgarten in der 7. — Brukenth. Hausarchiv.

[2] Hase, Kirchengeschichte S. 509 f.; vgl. auch Th. Harnack, Praktische Theologie II, S. 141.

ſtil“ der uns in dieſen Predigten entgegentritt; er führt aus der Zeit der Orthodoxie, die durch den Pietismus eine Vertiefung erfahren hat, zum Rationalismus hinaus, zur Vorherrſchaft der „geläuterten Vernunft“, wie Felmer ſich ſchon 1763 in einer Leichenrede ausdrückte. Es iſt anzunehmen, daß Femgers Zuhörer mit dieſem Beweisverfahren, das eine feſte Grenze der Kritik und des Erkennens einhält, zufrieden geweſen ſind, da auch ſie mit ihrem Denken vor dem Myſterium der Ewigkeit und der Erlöſung einfach Halt machten. Noch mehr wird es ihrer Anſchauungsweiſe entſprochen haben, daß Femger in einer anderen Predigt den Gehorſam gegen Gottes Gebote nicht nur aus Liebe, ſondern aus Furcht vor der rächenden Strafe der Allmacht fordert; Gott iſt ihm und ſeinen Hörern gleicherweiſe eine obrigkeitliche perſönliche Macht, die den „Willkomm“ auch zu handhaben verſteht, wenn man nicht hören will auf gütige Mahnung. Und noch mehr wird der Redner den Hörern nach Geſchmack geſprochen haben, wenn er aktuelle Seitenhiebe auf die andersgläubigen Chriſten macht, auf den hlg. Nepomuk und die ſchwitzenden und weinenden Marienbilder, die man dazu ſo gut präparieren könne. Die gefüllten Kirchen, die die Aufſtellung der beſonderen „Predigthut“ in den leeren Gaſſen und 1745 eine Erweiterung der überfüllten Frauenbänke nötig erſcheinen ließen, beweiſen, daß Gemeinde und Geiſtlichkeit in ihrer Glaubensrichtung und deren Ausdrucksweiſe zuſammenſtimmten.

Für die Kirchenordnung war es von beſonderem Belang, daß Roth in ſeinem raſtloſen Eifer Hand an das Werk der Umarbeitung der Agende legte. 1748 erſchien ſie ſchon, weſentlich bereichert gegenüber der älteren Auflage vom Jahre 1653, zumal an Kollekten und Gebeten, aber auch an Beiſpielen von Kaſualhandlungen, insbeſondere in ſchwierigen Fällen, in denen auch das geiſtliche Strafamt verwaltet werden muß. Dabei iſt es bezeichnend, daß die Matrikel erſt den Sturmwind und dann das ſanfte Wehen, in dem Gott nahe iſt, ausgehen läßt. Die Gebete atmen ernſte, herzliche, nicht überſchwängliche Frömmigkeit; charakteriſtiſch ſind die vielen Gebete zu Jeſu, die einen innigeren Ton durchklingen laſſen. Die Liturgie iſt faſt unverändert geblieben. Beibehalten iſt auch die „Arianertaufe“, ein Beweis des fortgeſetzten Kampfes gegen die Unitarier, eine Beſtrebung, in der Katholiken und Evangeliſche ſich begegneten. Dagegen läßt die Aufnahme von magyariſchen Formularen für Kaſualhandlungen die Rückſichtnahme auf die vielen in Hermannſtadt lebenden magyariſchen Beamten, vielleicht auch auf einige magyariſch-evang. Gemeinden erkennen. Die Agende war

wohl in erſter Reihe für die Hermannſtädter, dann aber auch für die anderen ev. Gemeinden in Siebenbürgen beſtimmt.

In Übereinſtimmung mit dieſer Sinnesart ſteht auch der Verſuch Roths, die chriſtlichen Grundſätze ins Leben einzuführen. Er verlangt ſtrengere, einfachere Lebenshaltung, Einſchränkung der Weltfreude und Einkehr in ſich ſelbſt. Um dieſem Verlangen mehr Geltung zu verſchaffen, führte er die 4 Bußtage nach den 4 Quartalen des Kirchenjahres ein, die dann auch ſonſt in der Landeskirche Nachahmung fanden. Sicherlich ſtand er der oberbehördlichen Kleiderordnung vom Jahre 1752 nahe, wie er denn auch auf der Synode vom Jahre 1752 den Anſtoß zu der Kleiderordnung für die Geiſtlichen gegeben hat.

Es ſpricht uns ein echt bürgerlicher Zug patriarchaliſchen Weſens aus Kirchenleben und Pfarrerswirkſamkeit an, das auf ernſter Glaubensüberzeugung und feſtem Pflichtbewußtſein ruht. Die Kirche iſt nicht nur Erbauungsanſtalt, ſondern auch Erziehungsanſtalt, die auf dem Gebiet des ſittlichen Lebens parallel mit der Stadtbehörde arbeitet. Der oberſte Erzieher iſt natürlich der Stadtpfarrer ſelber, der in Glauben und Wandel voranleuchtet und daher nicht nur perſönlichen Reſpekt genießt, ſondern auch das zugeſtandene Recht moraliſcher Strafgewalt hat. Es iſt bezeichnend für dieſen ſeiner Würde und ſeiner Perſon entgegengebrachten Reſpekt, daß der katholiſch gewordene Stuhlrichter Veſt in momentaner Erregung über die Widerſpenſtigkeit eines Bürgers dieſem zuruft: „Wart', Schwertfeger, ich will dich lehren! Nunmehro will ich Stadtpfarrer ſein!“ Auch ihm, dem Katholiken, war der evang. Stadtpfarrer noch der oberſte Erzieher.

Und doch hat gerade Roth, der ſo feſt an kirchlicher Zucht hielt und auf eine ernſte, gläubige Lebensrichtung hinarbeitete, erleben müſſen, daß eine Reihe ſeiner Kirchenkinder den evang. Glauben abſchwor und zur kath. Kirche überging aus keinem anderen Grunde, als um auf der Bahn zu weltlichen Ehren und Vorteilen beſſer vorwärts zu kommen. Es waren darunter gerade auch Hermannſtädter Kirchenkinder aus den beſten Kreiſen: voran der Bürgermeiſter Stef. v. Adlershauſen, der Senator Abrahami v. Ehrenburg, der Hofrat Wankhel v. Seeberg und mehrere Andere; ſelbſt ein Kapitelsbruder Roths war unter ihnen, der Thalheimer Pfarrer Daniel Hutter. Dieſe Abfälle haben Roth wie perſönliche Verluſte tief verbittert. Aber er erlebte dabei auch die Freude, daß bei Stef. v. Adlershauſens Übertritt das Volksgewiſſen in unzweideutiger Weiſe reagierte. Als Adlershauſen 1745 entgegen dem deutlich ausgeſprochenen Willen des Volkes, das mit überwiegender Stimmenmehrheit

Mich. Czekelius v. Rosenfeld zum Königsrichter und Komes gewählt hatte, von Maria Thereſia zum Komes eingeſetzt worden war, bloß weil er kurz vorher zum Katholizismus übergetreten war, da ging eine tiefe Erregung durch die Hermannſtädter Bevölkerung. Der Senat hatte ihm wohl auf ſeine Mitteilung hin in offener Sitzung „solennissime“ gratuliert, aber die energiſchere Hundertmannſchaft ſuchte ſeine Inſtallation zu hintertreiben. Sie wandte anknüpfend an eine Bemerkung Adlershauſens, daß er bloß mit dem Leibe gegenwärtig, mit ſeinen Gedanken aber abweſend ſei, ein, es gehe das Gerücht, daß Adlershauſen geiſtesabweſend ſei; nun könne doch einer, der nicht klaren Geiſtes ſei, nicht zur Ablegung des Amtseides zugelaſſen werden. Der Senat gab dem Drängen der Kommunität nach und entſandte eine Deputation an den ernannten Komes mit der Anfrage, ob er ſich für fähig erachte, den Eid zu ſchwören. Adlershauſen in ſeinem ohnehin belaſteten Gewiſſen betroffen, ließ zurückentbieten, er wiſſe ſelber nicht, was er tun ſolle. Er ſcheute offenbar die Stelle des Eides, die ſich auf den Schutz der evang. Kirche bezog. Bei ſeiner im Grunde kleinlichen Natur, die nicht etwa aus kraftvollem Ehrgeiz, ſondern nur aus ſchwächlichem Strebertum zu einem ungewöhnlichen Mittel gegriffen, aber nun durch den Übertritt allen inneren Halt verloren hatte, iſt ſein Schwanken erklärlich. Als dann die Deputation neuerdings zu ihm hinging in der Abſicht, ihn vom Eidſchwur abzuhalten, da konnte ſie nicht mehr zu ihm hindringen: der kommandierende General hatte mit militäriſcher Energie durchgegriffen, den Schwankenden zum Eid als Gubernialrat gedrängt und erklärte nun der Deputation, Adlershauſen werde doch auch den Komeseid ſchwören können, nachdem er den Gubernialeid ſchon geſchworen habe. Und Adlershauſen ſchwor, vom Kommandierenden und vom Jeſuitenſuperior gedrängt und geſtützt, den für ihn zurechtpräparierten Eid. Weiter wagte die Kommunität nicht zu gehen, zu energiſchem Widerſtande gegen den Allerhöchſten Willen war in den wohlgezogenen, reſpektvollen Tagen, darin man als Lieblingsfloskel gegenüber den Behörden den Ausdruck „de- und wehmütig“ gebrauchte, eine ſächſiſche Kommunität nicht zu bringen, geſchweige denn der edelnahmhaftfürſichtweiſe Rat. Das Volk aber gab ſeiner innerſten Empörung in mehreren anonymen Pasquillen Ausdruck, die kurz nachher an verſchiedenen Stellen der Stadt angeheftet gefunden wurden.

Am Ratsturm war zu leſen:

‚Sta Viator et felicitatem Cibiniensium una cum privilegiis anno M. D. CCXLV die mensis Februarii XXV sepultam luge,“

dem Rathaus gegenüber:

„Ihr Hundertmänner heut
Begrabt ihr eure Freiheit,"

an dem Hause des Andreas v. Rosenfeld:

„Quis erit comes? Qui Viennae mentitus est,"

neben der Jesuitenkirche (kathol. Hauptkirche):

„Menelaus aber blieb beim Amt, aus Hülfe etlicher Gewaltigen am Hofe, die seine Genossen, und ward je länger je ärger und legete denen Bürgeren alles Unglück an.

2. Maccab. 4, 50.

Das Hauptpasquill aber war ein längeres Schriftstück, nicht aufbrausenden, auflodernden Inhaltes, sondern vielmehr tieftraurig, im Tone schmerzlichen Vorwurfes gehalten. Die Wiedergabe der Hauptstellen empfiehlt sich auch aus dem Grunde, weil es auf die Zeitverhältnisse und der Volksstimmung ein helles Licht wirft.

„Untertänigstes Vornehmen und auch Anrede eines armen Bürgers an eine Obrigkeitliche hohe Person namentlich Edelen von Adlershausen.

Großer Herr! Es hat Hermannstadt mit der größten Bestürzung ihrer Seelen und kläglichen Wehmut ihrer Herzen dero erschrecklichen Abfall vernehmen müssen. Was die Ursachen dessen mögen sein, sind freilich Gott dem Herzenskündiger am besten bekannt; aber auch dero Gewissen das sicherste Zeugnis hievon geben wird. Sie vergönnen mir aber, Großer Herr! diese Kühnheit, daß ich fragen darf: „Was hat Ihnen bei uns gefehlet? Haben Sie etwa Fehl an der Religion gehabt? Ach, nur Gott und das Gewissen zum Zeugen genommen! Haben Sie nicht die reineste und von aller Beschmutzung derer Menschensatzungen gesäuberte Quelle des göttlichen Wortes darinnen gehabt? Wofür Gott ewig sei gedanket! Haben Sie nicht geistreiche allerbeweglichste Predigten darinnen gehabt? Oder haben Sie Fehl an der Nation gehabt? Hat Sie Gott nicht unter dieser Nation recht bewunderungswürdig gesegnet? (Der Verfasser führt als Beweis den reichen Besitz Adlershausens an: Häuser, Erbschaften, Schatz von Gold und Edelsteinen). Ist dieses nun der Dank gegen Gott und die arme Nation? Hat die ohnedem heftig verfolgte Nation dieses umb Sie verdient? Wie haben Sie es wohl über Ihr Herz

bringen können, der äußerſt bedrängten Nation dieſen betrübten Fall zuzurichten? Wie wollen Sie es auch immermehr vor Gott verantworten? Wird nicht einſtens der Edle Teutſche Geiſt des Seeligen Herren Schwiegervaters[1] Ihnen ſchrecklich zurufen? ... Ach, Großer Herr, dieſes iſt nicht etwas Loſes oder Leichtſinniges. Es mögen auch unſere, ja ſelbſt Deine Feinde einen Schein ſuchen, wie ſie wollen, Sie mögen Feigenblätter winden, wie ſie wollen, ſo werden ſie doch den Stich nur ſo lange halten, wie dorten Adams nemlich, bis es Gott gefalle, ſeine donnernde Stimme ergehen zu laſſen: „Was haſt Du getan?“ Oder iſt eine unerſättliche Ehrſucht die Urſacherin dieſes Falles? Dieſe könnte eine gefährliche Mitwirkerin geweſen ſein. Ach, großer Herr, wem haben Sie nachgejagt? Einem Schatten, welcher Ihren Körper auch in einen Schatten verwandelt hat.... Wie haben Sie die Lehre des Herrn Jeſu ſo ferne zurückgelegt: „Ich ſuche nicht meine Ehre!“ — Was war der erſte erſchreckliche Abfall. Ehrſucht. Oder iſt ein in dem Herzen unauslöſchlicher Haß gegen ſeinen Nächſten deſſen Urſache geweſen? Dieſer möchte eine der wichtigſten und unglücklichſten Motiven und Grundurſachen geweſen ſein. Aber, großer Herr, wem haben Sie geſchadet? Sich ſelbſten und Ihrer armen Seelen allermeiſt. Sich ſelbſten, indem Sie ihren Namen um ſehr mäßige Meriten aus dem Herzen einer edelſten Nation herausgeriſſen.“ (Der Schreiber kommt nun auf Adlershauſens Verführer zu ſprechen und zieht eine Parallele mit der Schlange im Paradieſe.) „Ob ſie nun, großer Herr! mit einer Schlange Geſpräch gehalten haben, weiß ich nicht; dieſes aber ſehe ich, daß dieſe Geſpräche eine betrübete Reiſe einer unglückſeligen Frucht gewirket haben. Sehen Sie, großer Herr, was Ihre nächtliche Viſiten und Converſationes mit dieſen Geiſtern an das Licht gebracht haben! Es iſt ſehr gefährlich mit ihnen umzugehen, wohl ſo gefährlich, als mit der Schlangen. Sie führen den Namen Jeſu wider, rechter Namen mit der Tat; was Jeſus getan und gelehret, das tun und lernen ſie Jeſu zuwider.“ (Es folgt ein längerer, wirkungsvoller Exkurs gegen die Jeſuiten, auf die Jeſu

[1] Die Gattin Adlershauſens war Cath. Dor. geb. Kelp, Pfarrerstochter aus Meſchen; ſie war die Stieftochter des Komes Teutſch, da ihre Mutter Cath. geb. Deli aus Schäßburg in 2. Ehe Teutſch geheiratet hatte; hierauf ſpielt der Verfaſſer an. Vgl. Felmer-Leonhard. Comites S. 116 und 130. (Brukenthalſches Muſeum.)

Spruch angewendet wird: „Wehe euch Schriftgelehrten und Phariſäer, ihr Heuchler, die ihr Land und Waſſer umziehet, daß ihr einen Judengenoſſen machen möget, und wenn er's worden iſt, machet ihr aus ihm ein Kind der Höllen zwiefältig mehr denn ihr ſeid.") . . . Nun, großer Herr, wie iſt Ihnen bei ſogeſtellten Sachen zu Mute? Iſt Ihnen wohl zu Mute, ſo gönne ich Ihnen dieſes von Herzen. Iſt Ihnen aber nicht gar wohl zu Mute, ſo weiß ich keinen beſſeren Rat, als welcher dort von dem Engel der Gemeine zu Epheſus vorgeſchrieben worden: „Ich habe wider dich, daß du die erſte Liebe verlaſſeſt; gedenke, wovon du gefallen biſt und tue Buße und tue die erſten Werke."

[Abſchr. in Herberts M. S.-Sammlung G. 30 I. d. Brukenthalſches Muſ.]

Er hat die erſten Werke nicht getan, dazu ließ ihn die unheimliche Macht, in deren Hände er gefallen, nicht kommen; aber er war und blieb ein innerlich gebrochener Mann, eine Schlemihl-Natur, die in ſich und in ſeinem Amte nicht fand, was ihm Erſatz für den aufgegebenen geiſtigen Heimatboden bieten konnte. Es iſt kein Zweifel, daß er, wie auch manch ähnlicher Konvertit, ſeeliſches Heimweh empfand nach der verlaſſenen Volkskirche, die doch auch ſeine geiſtige Nährmutter geweſen war. Zuweilen, wie verſtohlen, zeigte er ſeine erſte Liebe, wenn er dem evang. Gymnaſium hie und da kleine Gaben zuwandte, oder erſuchte, ihm auch Einblick in das Innenleben dieſer Anſtalt zu gewähren; die Gaben wurden angenommen und protokolliert, aber der Verſuch, auf dem Gebiete des Schulweſens wenigſtens das alte Zuſtändigkeitsrecht wieder zu gewinnen, wurde ſchroff mit der Entgegnung abgewieſen, daß ſich die Evangeliſchen um die katholiſchen Anſtalten auch nicht kümmerten. Ängſtlich bemüht, die äußere Würde ſeines Amtes zu wahren, hat Adlershauſen keinen Schritt mehr nach rechts oder links zu tun gewagt; ſeine Amtsführung war eigentlich eine lange geiſtige Agonie, der dann auch eine körperliche Agonie folgte; er iſt an der Schlafſucht 1761 geſtorben. Es war bezeichnend für die Volksſtimmung, daß ſie in ſolchem Ende eine Strafe des Himmels für ſeinen Übertritt ſah. Adlershauſen wurde von den Jeſuiten als ihr Komes in der Jeſuitenkirche, der jetzigen kath. Hauptkirche, mit großem Pompe begraben.

Auf den Übertritt Adlershauſens aber ließ ſich trefflich das Wort anwenden: „Ihr gedachtet es böſe mit mir zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen, daß er täte, wie es jetzt am Tage iſt, zu erhalten viel Volk." (1 Moſ. 50, 20). Seine Verführer hatten gehofft, durch das Beiſpiel des Bürgermeiſters und Komes die Lawine ins

Rollen zu bringen, die ihnen das Sachſenvolk in den Schoß der kath. Kirche führen ſollte. Da aber zeigte es ſich gerade, wie feſtgewurzelt die evangeliſche Kirche in ihm und wie ſehr Volk und Kirche eins geworden war. Die Volksſtimmung, die im Pasquill mit elementarer Kraft ſich Luft gemacht hatte, ließ ſich durch die Bevorzugung der Katholiken bei jeder Gelegenheit, durch die Übergriffe der katholiſchen Geiſtlichkeit, insbeſondere der Jeſuiten und der ihnen ſekundierenden Militärgewalt, nicht wandeln und von der eigenen Volkskirche ablenken, bzw. abdrängen. Umſonſt zwang man die Bürger, die katholiſchen Feiertage mitzufeiern, in die katholiſche Kirche gingen ſie deshalb doch nicht; es wuchs nur die innere Abneigung gegen jene und die Anhänglichkeit an die eigene. Als im Jahre 1760 das Bräuhaus neu adaptiert ward, legten die Bauinſpektoren in die Höhlung des Turmknopfes eine kurze Denkſchrift hinein, in der es u. a. heißt: „Liebe Nachkömmlinge. Wir wünſchen von Herzen, daß dieſe jetzige harte und bekümmerte Zeit ſich in eine angenehmere verwandeln möge, inſonderheit, daß Gott ſeine evangeliſche Kirche möge beſchützen und bewahren vor dem Greuel der römiſch-katholiſchen Verfolgung“ . . . —

Dieſer Volksſtimmung entſprach denn auch das Verhalten der wahrhaft edelnamhaften Männer in der Nation gegenüber den auch auf ihre Glaubenstreue gemachten Angriffen. Die Pläne des eifrigen und gerade wegen ſeiner ſonſtigen Tüchtigkeit doppelt gefährlichen katholiſchen Biſchofs Bajtay, den Fogaraſcher Oberkapitän Michael v. Brukenthal zu gewinnen, ſcheiterten. Noch empfindlicher war die Niederlage, die er mit ſeinen Helfern bei dem Verſuche erlitt, den Nachfolger Adlershauſens Sam. v. Baußnern einzufangen. Es war ihm aus einem Verſtoß, den er begangen hatte, ein förmliches Netz zubereitet worden. Seine Standhaftigkeit und Brukenthals Klugheit zerriſſen es: er opferte lieber einen Teil ſeines Vermögens, als ſeine Seele. Am allermeiſten hat aber das leuchtende Beiſpiel Sam. v. Brukenthals ſelber gewirkt, der durch die Tat bewies, daß man nicht die Glaubensüberzeugung ſchmählich wegwerfen müſſe, um zu Ehre und Macht zu gelangen, daß man vielmehr die Treue zu Glauben und Art mit der zur Krone vereinen und bewahren könne. Dieſe Standhaftigkeit der Erſtlinge in der Nation hat viel dazu beigetragen, daß der Sturm, der den Baum des evangeliſch-ſächſiſchen Volkslebens traf, nur welke Blätter und wurmſtichige Früchte herabwarf. Es bedarf dafür keines weiteren Beweiſes, als den der kommandierende General Buccow ſelber in einem Schreiben, das von der Neubeſetzung der Komesſtelle nach Adlershauſens Tod (1761) handelt, mit den Worten unge-

wollt gibt: „Von dieſer Art ſeind alle Katholiſche der Nation, welche aber wahrhaftig, ich muß es leider ſagen, die ſchlechteſten Subjekta ſeind und keiner capable, derlei Charge vorzuſtehen.“

Eine Kirche aber, die ſolcher Treue wert erſchien, muß doch wohl ihre Aufgabe nach Kräften, vor allem nach dem Bedürfnis ihrer eigenen Glieder erfüllt haben. Die Abfallbewegung erſcheint aus unſerer Zeitenferne betrachtet, auch nur als ein Zeichen der Unſicherheit, die in Übergangszeiten die haltloſeren Naturen erfaßt, bis die kräftigeren den Weg erſchließen, den man mit innerer geſchichtlicher Notwendigkeit gehen muß.

Das politiſche Leben.

Noch haben wir zum Schluſſe einen Gang zum alten Rathaus zu machen, um unſeren Rundgang durch Hermannſtadt um 1750 in ſeinem Mittelpunkt abzuſchließen. Mehr als einmal ſind wir ihm ſchon nahe gekommen, denn alle Wege führen ſchließlich zu ihm, alle Fäden des öffentlichen Lebens verknüpfen ſich in ihm zum feſten Gewebe. Es kann nicht unſere Aufgabe ſein, eine rechtshiſtoriſche Darlegung über Stellung und Wirkſamkeit des Stadtrates zu bieten, da es hiezu einer eigenen Monographie bedürfte, übrigens auch für die unmittelbar vorhergehende Zeit in Heinrich Herberts ſorgfältigen Arbeiten über den innern und äußern Rat und deſſen Amtswaltung unter der Regierung Karl VI. (III.) (veröffentlicht in den vorhergehenden Bänden des Vereinsarchivs) dieſe Aufgabe ſchon gelöſt iſt. Hier handelt es ſich nur darum, zu ſehen, in wie weit die Vorgänge in den Ratsſtuben und die Lebensäußerungen der Stadtbehörde und ihrer Mitglieder von der Zeit beeinflußt ſind und wie ſie ſelber auf das Zeitbild eingewirkt, bzw. ſich darin eingefügt haben.

Äußerlich erſcheint das Bild der Stadtbehörde zunächſt noch unverändert. In dem alten Rathaus, das ſich ſchloßähnlich an und über der Auffahrt aus der Unterſtadt erhob, hatte ſie ihren Sitz. Da war das Sitzungszimmer des Senats, oder Magiſtrats, die Ratsſtube, und das der Kommunität oder Hundertmannſchaft. Noch immer gliederte ſich die ſtädtiſche Regierungs- und Verwaltungsbehörde in dieſe beiden Körperſchaften, die auch als äußerer und innerer Rat neben einander ſtehen, in beſtimmten Fällen ſich auch zu einer Körperſchaft verbinden. Das Schwergewicht lag im innern Rat, der ſich ſeine übergeordnete Stellung noch ungeſchmälert erhalten hatte, obwohl der geſchichtliche Entwicklungsgang ſonſt dahin zu führen pflegt, daß die größere demokratiſche Körperſchaft ſich auch eine verfaſſungsrechtlich immer breiter werdende Stellung auf Koſten der oberſten Behörde erringt. Wer die

dürftigen Protokolle der Hundertmannſchaft aus jenen Jahren mit den Magiſtratsprotokollen vergleicht, findet auf den erſten Blick den gewaltigen Unterſchied der beiden Körperſchaften. Die Hundertmannſchaft beſchränkt ihre Tätigkeit hauptſächlich auf Vollzug von Wahlen und auf die Kontrolle der Verwaltung, die Überprüfung der ihr vorgelegten Rechnungen der Beamten, die durch eine beſondere Prüfungskommiſſion die „Zenſuralklaſſe“ vollzogen wird. Je und je fühlt ſie ſich auch berufen, als Schutzwehr der verletzten Verfaſſung aufzutreten, wobei ſie in dieſer Zeit der ſchweren Bedrängung der ſächſiſchen Verfaſſung dem an exponierterer Stelle ſtehenden Senat einen erwünſchten Rückhalt bietet. Ja, ſie greift auch in den Gang der Ereigniſſe ein, indem ſie konkrete Vorſtellungen an den Magiſtrat durch Botſchaften gelangen läßt. Zuweilen geſchieht dies auch ſchriftlich in der Form von Poſtulaten und Deſiderien, die freilich nicht immer „hinlänglich beantwortet, teils ſelten zu einiger Exekution gebracht werden“, wie die Kommunität 1746 in einem Antwortſchreiben an den Komes klagt.

Ihren Namen führt die Hundertmannſchaft nicht mehr mit der Tat; ſchon 1718 ſah ſich der Magiſtrat durch die vielen Rückſichten, die ihn bei Ergänzung der Kommunität leiteten, veranlaßt zu erklären, daß man an die Zahl 100 nicht gebunden ſei, ſondern erforderlichenfalls auch mehr Mitglieder aufnehmen könne. Im Jahre 1749 beſtand die Hundertmannſchaft aus 118 Mitgliedern mit verſchiedenem Dienſtalter, mehrere darunter aus der Zeit vor 1718, dann ſolche vom 18. Dezember 1718, 4. Januar 1721, 30. Dezember 1722, 4. Januar 1725, 1. Februar 1730, 4. Januar 1734, 15. Januar 1738, 12. Oktober 1739, 14. Januar 1747; davon ſtarben 4 im Laufe des Jahres, an deren Stelle bloß 2 neue Mitglieder „eingenommen“ wurden. Es geht aus dieſen Daten hervor, daß der Magiſtrat, der das Recht der Ergänzung ausübte, dabei ſich tatſächlich nur nach dem Bedarf und den augenblicklichen perſönlichen und ſachlichen Umſtänden richtete. Als Zeitpunkt dieſer Ergänzungen tritt uns der Schluß oder dann der Anfang eines Jahres entgegen; ſie ſtehen in ſachlichem und zeitlichem Zuſammenhang mit den Beamten- und Senatorenwahlen. Aufnahmsfähig waren alle unbeſcholtenen Bürger der Stadt, die darin Hausbeſitzer und verehelicht waren. Die Heimſäſſigkeit bildete einen Angelpunkt der ſächſiſchen Verfaſſung, deſſen weitgreifende Bedeutung aus all den ſchweren Kämpfen um die Konzivilität und den Hausbeſitz in den ſächſiſchen Orten, zumal in den Städten hervorleuchtet. Es war dies eben bei der grundſätzlichen Gleichberechtigung und Amtsfähigkeit aller Bürger auf dem Königs-

boden der Punkt, an dem gleichſam von innen heraus das ganze politiſche, ſoziale und nationale Eigenleben der Sachſen aufgedreht und zerfaſert werden konnte.

Während ſie ſich gegenüber den Angriffen der ungariſchen Adligen tapfer wehrten und ſelbſt hochgeſtellten, in Hermannſtadt wohnenden Landesbeamten aus ungariſchem Adel nicht geſtatten wollten, Gärten mit Landhäuſern darin ſich zu erwerben, konnten ſie ſich nicht des gleichen Erfolges gegenüber den eindringenden Katholiſch-Deutſchen rühmen, obwohl ſie auch von dieſen eine ungünſtige Beeinfluſſung des ſächſiſchen Gemeinlebens fürchten mußten, da ja in den ſächſiſchen Orten evang. Kirchengemeinde und politiſche Gemeinde zuſammenfielen. Schon der Umſtand, daß, wie oben erwähnt, auch evang.-ſächſiſche Vollbürger zum Katholizismus übergingen und dabei natürlich ihre politiſchen Rechte beibehielten, ja teilweiſe erheblich vermehrten, riß die Wehre an dieſer Stelle ein. Ihnen ſchloſſen ſich dann die zugewanderten natur- und kunſtdeutſchen Katholiken aus Öſterreich an und begannen bald ein neues membrum catholicum innerhalb der evang. Sachſengemeinde zu bilden, das von der Jeſuitenniederlaſſung gefördert und vom Kommandierenden, oft im direkten Auftrag von Wien, begünſtigt wurde und ſchließlich auch politiſche Geltung zu beanſpruchen begann. Während wir katholiſchen Senatoren ſchon früher begegnen, hatte man bis 1734 die Kommunität geſchloſſen evangeliſch zu halten vermocht, gewiß auch aus dem Grunde, weil bis dahin der Angriff auf dieſe minder bedeutende Körperſchaft nicht eröffnet worden war. Im genannten Jahr aber ſchien es dem Jeſuitenpater Gallob für die Hebung des katholiſchen Einfluſſes erſprießlich, auch in die Kommunität religionsverwandte Bürger hineinzubringen. Der kommandierende General unterſtützt das Anſuchen. „Über dieſe ſeltſame Materie nun, als dergleichen dem Magiſtrat über ein saeculum her, nicht vorgekommen, wurde verſchiedentlich diskuriert“. Das Ergebnis aber war, wie bei jedem derartigen Vorſtoß des Katholizismus, ein Kompromiß, bei dem die vordringende Gruppe jedenfalls etwas gewann, mindeſtens ſo viel, als ſie beabſichtigt hatte, in dieſem Falle aber die Öffnung der Kommunität auch für katholiſche Mitglieder, wenn auch vorläufig nur ein einziges faktiſche Aufnahme fand. Es ſind bald noch mehrere hinzugekommen, 1752 ſchon wurde der Kommunität gegen ihren Willen ein Renegat, der katholiſch gewordene ehemalige Pfarrer, nun „Ehrſam Weisheit“ Daniel Hutter mittelſt k. k. Dekretes zum Vorſteher aufgedrängt. Sie war ſchon ſo mürbe geworden, daß ſie ſich darin ergab.

Die Mitglieder der Kommunität um 1750 gehörten den verschiedensten sozialen Kreisen der Bürgerschaft an. Noch wiegen die im engeren Sinne bürgerlichen Mitglieder — Kaufleute und Handwerker — vor; unter den 16 neuen Hundertmännern aus den Jahren 1747 und 1749 aber waren nicht weniger als 10 Literaten. Für diese, zumal die Juristen unter ihnen, war die Kommunität das Sprungbrett für den Senat, da es als Regel galt, daß die Senatoren aus den Reihen der Kommunitätsverwandten entnommen wurden.

An der Spitze der Hundertmannschaft stand der Orator. Er wurde von ihr selber gewählt; es war ein Ehrenamt, das in hohem Ansehen stand. Zu jener Zeit hoben Amt und Träger wechselseitig ihre Bedeutung. Von 1734—1752[1] war der Kaufmann Lucas Fabritius v. Hermannsfeld Orator, dessen Kalenderaufzeichnungen uns mehrfach als Quelle dienten. Er bewahrte die Kommunitätslade auf, die in mehreren Faszikeln nach Gegenständen und Jahren säuberlich geordnet die aktenmäßigen Niederschläge der Wirksamkeit dieser Körperschaft vom Jahre 1631—1751 und die Mitgliedsverzeichnisse von 1715—1752 enthielt. Es sind nicht gar viele, wie auch die Protokollführung nach einem energischen Anlauf mehr und mehr nachläßt und schließlich Jahre lang aussetzt. Die Kommunität ist aber, wie wir aus den bis in das Jahr 1751 reichenden Postulaten sehen, unter ihrem würdigen Leiter pflichtbewußt an der Arbeit gewesen; doch fehlen in dem Laden-inventar von 1752 die Resolutionen des Magistrates zu mehreren Postulaten, so daß ihre oben berührte Klage berechtigt erscheint. Sie hat trotzdem weder die Geduld noch den Respekt vor dem Senat verloren. Am Schlusse einer langen Reihe von Postulaten, die sachlich eine eingehende, im konservativsten Sinne gehaltene Kritik am öffentlichen Leben, damit auch an der Verwaltung üben, ersucht (1738) die Hundertmannschaft den Senat mit „ehrerbietigstem Respekt" wenigstens um Entsendung einer Kommission zur Besprechung der angeregten Fragen und begnügt sich schließlich, als auch die Kommission nicht über alles ins Klare kommen kann, mit der Zusicherung, daß auch die noch unent-

[1] H. Herberth weist in seiner Arbeit „Der innere und äußere Rat Hermannstadts zur Zeit Karls VI." — Archiv des Vereins für siebenb. Landeskunde, N. F. XVII, S. 388 — nach, daß Fabritius am 4. Januar 1734 das Amt erhalten habe: in dem Kommunitätsprotokoll v. J. 1752, das über die Amtsübergabe an den schon genannten Nachfolger Hutter berichtet, wird von seiner zwanzigjährigen Wirksamkeit gesprochen; es scheint ein abrundender Zahlausdruck gewesen zu sein, um so mehr, als das von Fabritius neuangelegte Protokollbuch auch erst mit Juli 1734 einsetzt. Brukenthal'sches Museum.

schiedenen Punkte „möglichst poussieret sollen werden". Aus all dem geht hervor, daß die Hermannstädter Kommunität wohl den Beruf fühlt, den Gang der öffentlichen Verwaltung zu überwachen, aber vor der eignen Oberbehörde eine Hochachtung hegt, die ihr ein energischeres Geltendmachen ihrer Ansichten nicht geraten erscheinen läßt. Von einem „Antagonismus" zwischen beiden Körperschaften, der in anderen sächsischen Städten, insbesondere in Kronstadt so scharf hervortrat,[1] ist hier zu dieser Zeit noch wenig zu merken. Es mag in Hermannstadt der Magistrat vielleicht auch aus dem Grunde in so hohem Ansehen gestanden haben, weil er zugleich die Stellung einer interimistischen Provinzialbehörde — als »magistratus metropolitanus« — einnahm und die beiden obersten Beamten der Nation in sich schloß. Dazu hatte der Magistrat es auch durch formell freundliches Entgegenkommen verstanden, die Hundertmannschaft nicht in scharfe Opposition geraten zu lassen, ihre einzelnen Mitglieder vielmehr durch eine Menge von kleinen und kleinsten Ämtchern in den komplizierten Verwaltungsmechanismus hineinzuverflechten, um ihnen lieber ein Feld praktischer Betätigung, als faktiöser Kritiklust zu eröffnen. Es gab um 1750 fast keinen Hundertmann, der nicht irgend eine Aufgabe in der Stadtverwaltung zu erfüllen hatte, sei es als Torhauptmann, Mühlherr, Almesherr, Weinherr, Kornkommissär, Holzkommissär, Bräuhauskontrollor, Saliterinspektor, Waginspektor, Spitalsvater, Heukommissär, Orlater Provisor, Kerzer Span, Burggraf von Talmesch, Marktrichter, Wachtmeister, Quartiermeister, Hopner (Hofner, Hopfner), Teilschreiber, Weinschreiber, Zehntschreiber, Koy (= 1. Exaktor), Hochzeitsvisitator, Mühlstein-Adjunkt, Stadtuhrsteller, Tor- und Leichentürchen-Schließer usw., sei es als Adjunkt und Stellvertreter irgend eines der genannten Beamten. Es war mit jedem dieser Ämter und Ämtchen auch ein kleines Einkommen, jedenfalls aber Ehre und Würde verbunden, das Bewußtsein, im großen Getriebe ein Rädlein zu sein. Der Orator erhielt, wie wir aus den Aufzeichnungen des Lucas Fabritius entnehmen, 50 fl., 12 Viertel Weizen und das „Orator-Bier", berechnet mit 21 fl. 60 kr. 1764 war sein Einkommen schon auf 300 fl. erhöht; er stand unter den Salaristen an 9. Stelle, nicht dem Einkommen, sondern der Geltung nach.

Die wichtigste Funktion der Hundertmannschaft war die Wahl der Beamten, die, wie gesagt, meist am Anfang des Jahres stattfand. Das Magistratsprotokoll v. J. 1749 gibt ein anschauliches Bild des „Elektions-Aktus", das Zeit und Menschen hell beleuchtet. Am 2. Januar

[1] Herrmann-Meltzl „Das alte und neue Kronstadt", Bd. I, S. 314, Anm. 1.

d. J. konfluieren Magiſtrat und Kommunität um 8 Uhr morgens in curia publica, noch nicht vereint, ſondern geſondert in ihren „Stuben“. Der Komes Adlershauſen eröffnet als Wahlpräſes die Verhandlungen in der Ratsſtube mit der Mitteilung, daß die Kommunität verlange, es ſollte die Amtsniederlegung nach alter Ordnung am Stephanstage und vor der Wahl immer auch eine Verleſung der Konſtitutionen der Stadt erfolgen. Sie erſcheint auch hier wieder als konſervative Hüterin alter Rechte und Gepflogenheiten. Der Senat will es für die Zukunft zugeſtehen. Darauf erſcheinen Deputati almae communitatis und inſinuieren, daß dieſe für die Stelle des Orators 6 Mitglieder der Hundertmannſchaft in Vorſchlag bringe, darunter den zurückgetretenen Lucas Fabritius aufs neue. „Ein löbl. Magiſtrat intimieret, es würde mit 4 Candidatis genug ſein. Nach einer ziemlich langen Weile comparieren vorigte Herrn Deputierte abermalen, vermeldende (!), eine l. Kommunität könnten darob nicht einig werden, welche ſie von denen 6 Candidatis auslaſſen ſolle“; ſie bittet, alle 6 zur Wahl zuzulaſſen. „Nach genommenem Abtritt derer Herrn Deputierten discouriret ein l. Magiſtrat hierob und gibt denenſelben nach beſchehener Wiederhineinberufung (die Deputierten mußten im Nebenzimmer warten) den Beſcheid, daß es dermalen zwar dabei bewenden könne, jedoch ſollen künftighin über 4 Subjekta pro Oratore nicht candidiert werden. Über eine ziemliche Weile treten die vorigte Herrn Deputierte abermalen ein“ und berichten, daß Fabritius wiedergewählt worden ſei, worauf der Magiſtrat ſeinen Glückwunſch entbietet.

„Sodann wird Eine löbl. Communität ad conclave I(nclyti) Magistratus berufen.“ Von beiden Seiten werden Begrüßungsanſprachen gehalten, üblich, feierlich. Hierauf wird Herr Ritter, welcher „bei ſeiner Einnehmung in die Hundertmannſchaft als ledigen Standes nicht eingeſchworen worden,“ nun nach erfolgter Eheſchließung beeidigt, um ſein Recht auch gleich ausüben zu können. Die Träger der drei „ambulatoriſchen“ Oberämter, Bürgermeiſter, Stuhlsrichter und Stadthann „reſignieren ihre bisher getragenen Ämter in den Schooß der l. Communität“ und treten dann ſamt dem Magiſtrat ab. Nach ihrem Abgang hält der wahlleitende Komes eine allgemein gehaltene oratiuncula über die Wahlhandlung und eröffnet letztere. Es werden gewählt: Daniel v. Klocknern zum Bürgermeiſter, Petrus Binder v. Sachſenfels zum Stuhlsrichter, Andreas Czekelius v. Roſenfeld zum Stadthann. Nun wird der Magiſtrat zurückberufen ad conclave; der Komes übergibt den Neugewählten die Amtsinſignien; ſie werden ſofort beeidigt und in feſtlichem Zuge heimbegleitet.

Die ganze Bedeutung dieſer Wahlhandlung, die als Ausübung alter Rechte und Freiheiten erſcheint und die Gewählten ebenſo wie die Wählenden an der Fürſorge für die Geſamtintereſſen von Stadt, Volk und Land teilhaben läßt, tritt in der feierlichen Wichtigkeit, mit der auch das kleinſte Moment bei dieſem Vorgang behandelt wird, hervor. Die Botſchaften, das Eintreten und Abtreten, die langwierigen Verhandlungen über die Modalitäten der Oratorwahl, deren Ausgang von vorneherein gewiß war, der Zuſammentritt zum »conclave«, die Anſprachen, die Überreichung der Inſignien, das Heimgeleit: es iſt kein Wunder, daß man für dieſe Wahlhandlung die Sitzung ſchon auf 8 Uhr morgens anberaumte, obgleich diesmal ſich keine Schwierigkeiten erwarten ließen. Es war freilich auch die letzte unbeſchränkte Ausübung des alten freien Rechtes.

Wir haben damit den Sitzungsſaal des Senats betreten, dieſer wichtigſten unter den ſtändigen Körperſchaften des Sachſenlandes, der zugleich als ſtändiger Ausſchuß der Univerſität fungierte.

Er beſtand wie in vergangenen Tagen aus zwölf eigentlichen Senatoren, den vier von der Kommunität erwählten höheren Beamten und dem Notarius. Die Senatoren hatten eine feſte Rangfolge; ſie wurde durch Dienſtalter oder auch durch höhere Würden, die ſie als Mitglieder anderer Körperſchaften innehatten, beſtimmt. Jedem von ihnen wird ein beſtimmter Wirkungskreis zugewieſen, daraus ihm zugleich ſeine Einnahmen zufloſſen. Die rangälteren Senatoren hatten natürlich Anſpruch auf die angeſeheneren Ämter, die jüngeren rückten eventuell nach; dem Notarius blieb (1749) nur die Inſpektion der Stadtbuchdruckerei übrig. Die Einkünfte wurden bis zu 500 fl. veranſchlagt, ſoviel erhielt der Senator Werder aus der Allodialkaſſe bar ausgezahlt, als Vergütung, weil ihm infolge von Schwierigkeiten bei der Ämterverleihung kein beſonderer Sprengel zugewieſen worden war. 1764 wurden die Einkünfte der ſechs ältern Senatoren mit je 400 fl., die der ſechs jüngeren mit je 300 fl. bemeſſen, während Komes und Bürgermeiſter je 2500 fl., der Stuhlsrichter 1000 fl., der Stadthann 500 fl., der Notarius ebenſoviel erhielten.

Die beiden Duumviri, Königsrichter, bzw. Komes und Bürgermeiſter führten ihre vielfach parallelen Ämter nach der Konſtitution von 1702, deren Verleſung die Kommunität urgiert hatte, wobei in alter Weiſe in der Stadt der Bürgermeiſter, außerhalb der Stadt der Komes den Vorſitz führte, jeder aber gegebenenfalls des anderen Richter und ſein kontrollierender Amtsgenoſſe war („dieſer ſoll in jenes ſeine Fehler ſehen"). Bei alledem war das Komesamt dadurch, daß ſein

Träger zugleich Gubernialrat war und auf Lebensdauer berufen wurde, zur angeſeheneren Würde emporgewachſen. Die perſönliche Würde freilich war um 1750 auf ſeiten des Komes Stefan Walthütter von Adlershauſen jedenfalls geringer, als auf der ſeines Amtsgenoſſen, des Bürgermeiſters Daniel Klockner von Klocknern. Wir haben den Grund dafür, daß Adlershauſen in der Achtung der Bürger, die er anfangs in hohem Maße beſeſſen hatte, ſo ſehr geſunken war, ſchon kennen gelernt. Es war ſein Glaubenswechſel. Von Hauſe aus ein gutbeanlagter, fleißiger, faſt philiſtriös gearteter Mann, hatte er ſich durch gewiſſenhafte Amtswaltung um die Bürgerſchaft verdient gemacht, bis ihn der Ehrgeiz über ſich ſelber hinausgeriſſen und zum Streber gemacht hatte, der um der Stellung willen das beſte, was er hatte, ſein Gewiſſen hingab. Wie ihn die Sache erſchütterte, zeigt ſein Verhalten bei der Eidesablegung, und wie ſie ihn gebrochen hatte, ſeine ſchwache Amtswaltung, die ſchließlich die Beiordnung eines Komesadjunkten nötig machte. In den Briefen, die er an Freunde ſchrieb, zeigt er ſich als eine engbrüſtige Natur, der im Guten, wie im Argen der große Zug fehlt. Er nörgelt an der luxuriöſen Lebensführung ſeiner Mitbürger herum, ſchlägt eine frömmelnde Richtung ein, fühlt trotz allem noch mit ſeinem Volke, das er verraten hatte. So iſt es eine kleinlich-klägliche Figur, die damals an der Spitze des Sachſenvolkes ſteht, neben der ſein Mitſünder, der Senator Abrahami von Ehrenburg, obwohl er aus gleichem Grunde wie Adlershauſen und ſchon vor dieſem ſeinen Volksglauben abgeſchworen hatte, als ein perſönlich kraftvoller, national wirkender Mann erſcheint.

Der Bürgermeiſter Daniel von Klocknern war der Sproß eines alten Patrizierhauſes; mütterlicher, bzw. großmütterlicherſeits entſtammte er dem Hauſe v. Rammeln und York in Pommern. Von Hauſe aus wohlhabend, durch ſeine Verbindung mit Sofia geb. Schirmer gewiß einer der reichſten Bürger Hermannſtadts fehlte ihm aller Anreiz zum Strebertum. Er beſaß mehrere Häuſer in Hermannſtadt, eines auf dem großen und zwei auf dem kleinen Ring, von denen er eines, das „Eiſerne Eck“, ſchon 1745 ſeinem Eidam Sam. v. Brukenthal zu eigen gab, um dieſem das Recht zur „Aktivität“ in der Kommunität und im Judizial-Sekretariats-Adjunktenamt zu ermöglichen. Eine ſorgfältige Erziehung, die in eine Reiſe durch Italien ausging, hatte die feineren Seiten ſeines Weſens ausgebildet. So lief er nicht Gefahr, in die Fehler eines Adlershauſen oder Ehrenburg zu verfallen, vielmehr geht durch ſein Leben, ſoweit wir es verfolgen können, ein Zug, den man mit dem

französischen Sprichwort »Noblesse oblige« kennzeichnen könnte. Schon 1722 Senator geworden, hat er sich trotz seiner tüchtigen Eigenschaften, die seine Mitbürger an ihm schätzen lernten, nicht hervorgedrängt und stieg daher verhältnismäßig langsam empor. Erst 1738 Stadthann, erhielt er 1745 das Bürgermeisteramt, das er aber so umsichtig verwaltete, daß seine Mitbürger ihn bis 1752 immer wieder wählten. 1752 trat Sachsenfels an seine Stelle, doch zwei Jahre später griffen die Bürger wieder auf ihren früheren Bürgermeister zurück, und der war leidenschaftslos genug, sich zur Verfügung zu stellen; doch raffte ihn bald nach der Wahl der Tod dahin. Der Leichenredner konnte von dem „Wohlseligen" rühmen, daß er, „einen aufgeheiterten Verstand, ein Herz voll wahrer Gottesfurcht und patriotischer Gesinnungen" gehabt habe und durch sein Leben voll erhabener Verdienste die Ehre nicht seines Hauses allein sondern einer ganzen Stadt, ja einer gesamten sächsischen Nation in Siebenbürgen geworden sei. Auch wenn wir einiges von diesen in solchem Falle gern gespendeten Lobeserhebungen auf Rechnung der Zeit und der Rücksichtnahme auf die angesehene Leichengesellschaft setzen wollten, bliebe doch noch das Bild eines echten Edelmannes übrig, der den Titel „Hochedelgeboren" nicht mit Unrecht führte. Ein anderer Zeitgenosse bestätigt dies Urteil, indem er ihn einen »virum integerrimum et boni publici studiosissimum« nennt. Brukenthals Gattin scheint viel von seinem Wesen geerbt zu haben, wie überhaupt der von Anfang an hervortretende vornehme Zug des Brukenthal'schen Hauses gewiß mit dem des Klockner'schen in Zusammenhang zu bringen ist.

Der dritte einflußreiche Oberbeamte jener Tage, der Stuhlsrichter und nach 1752 Bürgermeister Petrus Binder von Sachsenfels ist uns schon mehrmals begegnet. Seine engen Beziehungen zu Klocknern lassen ihn von Anfang an in einem günstigen Lichte erscheinen. Er hat auch frühe eine beachtenswerte Tüchtigkeit erwiesen, die ihm im Dienste seines Volkes ein Aufsteigen ermöglichte, ohne daß er aus einem strebsamen Beamten ein Streber zu werden brauchte. Er wurde im Zusammenhang mit einer Sendung an den Hof geadelt und Hofrat, dann 1747 Stuhlsrichter, 1752 Bürgermeister, als solcher auch stellvertretender Komes welche Ämter er bis 1765 verwaltete, ein redlicher Mann, fleißig und geschickt, nicht ohne eine gewisse Unselbständigkeit, die Leute von niederer Herkunft in höheren Stellen befällt, wenn sie mehr durch die erwähnten Eigenschaften als durch hervorragende Kraft sich aufgeschwungen haben. Buccow gab von ihm, als es sich 1761 um Kandidaten für den Komes-

posten handelte, folgendes Bild: „Ein ehrlicher Mann, der in seiner Jugend ein vortrefflicher Notarius gewesen sein soll, dem anjetzo aber in seinem etlichen und 60 sten Jahre der Geschmack zum Wein den Nachmittag verdirbt, sonsten aber des Morgens eine ganz gesunde Vernunft besitzet, furchtsam und voller Apprehension irgendwo anzustoßen, folgsam (d. h. folglich) nicht tüchtig, von sich selbsten einen Entschluß zu fassen, viel weniger standhaft zu soutenieren..." Die vielen Bittschreiben, die sich in seinem Nachlaß befinden, lassen ihn zugleich als einen gutherzigen Menschen erkennen, der gerne dem Unrecht und dem Druck nach Kräften abhalf, ein Zug, der sich mit dem vorstehenden Urteil ganz gut vereinigen läßt.

Das waren die drei führenden Männer im Senat. Ihnen standen Männer zur Seite wie der frühere Bürgermeister und damalige Gubernialrat, Michael Czekelius von Rosenfeld, ein über das Mittelmaß hervorragender Mann, der aber durch sein hohes Landesamt gebunden war, der ehrgeizige Abrahami, der es 1751 auch zum Gubernialrat brachte, der als Arzt wie als Ratsherr — später auch Bürgermeister — ausgezeichnete Dr. Jakob Hutter, dann der gleichfalls tüchtige Arzt Dr. Joh. Gg. Schuller von Schulenberg, der damalige Notarius und spätere Komes Sam. von Baußnern, der anfängliche Nebenbuhler Brukenthals in der politischen Laufbahn, und eine Reihe mittelmäßiger Leute. Mit Ausnahme eines einzigen waren alle Senatoren Literaten oder Patrizier, so daß das Verlangen der Kommunität, die nach dem Tode des bürgerlichen Stuhlrichters Andreas Herrmann 1745 bei Besetzung der erledigten Senatorstelle eine neuerliche Berücksichtigung des Bürgerstandes wünschte, berechtigt erscheinen mußte. Sie wurde nicht gerade abgewiesen, die Stelle aber doch nicht nach ihrem Wunsche besetzt.[1] Es zeigt sich auch darin der Übergang zu einer neuen Zeit, die Männer von höherer Bildung, vielleicht auch höherer sozialer Stellung für die Leitung der wachsenden öffentlichen Aufgaben der Stadt und Nation bedurfte.

Tatsächlich ist es ein ganz gewaltiges Maß von Aufgaben, das dem Senat in Hermannstadt oblag. Noch bestand das ganze patriarchalische

[1] Damals schrieb der Orator Fabritius in seinen Kalender die Worte: „22. Juni (1745) verscheidet selig im Herrn ein redlicher Israelit (im Wortsinn: Mann Gottes) und Nathanael, Andreas Hermann, sedis judex, als der letzte Mechanikus und Seifkoch, welcher bis an sein sel. Ende dem Publiko aufrichtig gedient dabei sein Handwerk nach unserer Vorfahren Gebrauch bis ans End treiben lassen.

Nun aber ist ein garzes Schüller-Regiment
Das nehmen wird kein gutes End'."

(garz = bitter, Schüller = Literat).

Verwaltungssyſtem. Die Stadt ſtellt eine große Ökonomie im Eigenbetriebe, den die Senatoren zu leiten haben, dar. Noch hängt das Schwergewicht markgenöſſiſcher Obſorge über den Hattert, Flor, Weide und Wald, am Senate; 1738 forderte u. a. die Kommunität von ihm die völlige Wiederherſtellung des freien Weideganges der Stadtherden auf dem ganzen Brachfeld, auch auf den eingehegten Wieſen etlicher privati [darunter Bürgermeiſter und mehrere Senatoren], und der Senat ſage es zu. Dazu kam die Beſtellung der Gemeindegründe, die Beſchaffung von Futter für die Roſſe der Stadtreiter, die Beſorgung der Wälder und des daraus gewonnenen Brennholzes, die Einſammlung und Verwertung der Zehnten. Eine ganze Reihe von induſtriellen Betrieben mußte beſorgt werden: mehrere Mühlen mit zugehörigen Speichern, das einträgliche Brauhaus, das Stadtgaſthaus in Verbindung mit Weinſchank im „Goldenen Hirſchen", der „Saliterſchopfen" (Pulvererzeugung), die Kalköfen, das Waghaus, eine Walkmühle; ſelbſt das vor wenigen Jahren neueingerichtete Zuchthaus mündete in eine induſtrielle Unternehmung, eine Kotzen-(Decken-)Fabrik, ein, die ein Heltauer ſehr zur Zufriedenheit der Stadtväter beſorgte. Daneben mußten die vielen ſtädtiſchen Bauten im Stand erhalten, Brücken und Wege hergeſtellt, die Befeſtigungen beſorgt werden. Die ganze ausgedehnte Verwaltung der Stadt- und Siebenrichtergüter lag auf dem Rat und bedingte eine weitläufige Wirtſchaftsführung, weil doch überall noch völlige Naturalwirtſchaft herrſchte. Das Bürgerſpital mit zugehöriger Kirche und Schule und das beſondere Militärſpital eröffneten ein eigenes Gebiet ethiſch-religiöſer Aufgaben, darin u. a. auch Altersfürſorge und Waiſenpflege mit eingeſchloſſen waren. Es war gewiß nicht das leichteſte, wenn man es in der Tiefe faßte und brauchte große Hingabe. Es mag dies ein Grund geweſen ſein, weshalb man die Mitarbeit eines beſondern Spitalspredigers in Anſpruch nahm.

Auch auf dem eigentlich kirchlich-religiöſen Gebiet berührte ſich die Arbeit des Magiſtrats mit der der Geiſtlichen. Der Magiſtrat, insbeſondere ſeine beiden höchſten Beamten, hielten ſich nach Maßgabe der Konſtitutionen für Träger des jus und onus patronatus über die Kirche und zugehörige Schule. Die beiden Räte traten bei Gelegenheit einer Neubeſetzung der Stadtpfarrer-, Prediger- und Lehrerſtellen zuſammen und vollzogen die Wahl in gemeinſamer Sitzung. Die Kirchengemeinde als ſolche hatte keine eigene Organiſation, ſie galt eben als identiſch mit der Stadtgemeinde und überließ deren Vertretungen die Mitvertretung der kirchlichen Intereſſen, ſofern ſie nicht rein geiſtlicher Natur waren. Ein Senator führte die Kirchenrechnung, hob die Taxen für

Glockengeläute, Kirchenſtellen, Gräber, auch Strafgelder und Schenkungen ein und trug Sorge für Erhaltung der kirchlichen Bauten, für die Koſten des Schulweſens, ja für Beiſtellung des Weines und Oblatenmehles zum Abendmahl. Die Beſoldung der Kirchen- und Schuldiener fließt zum Teil aus Stadtmitteln, die gerade um die Mitte des 18. Jahrhunderts ſtärker herangezogen werden müſſen. Das Geſangbuch läßt die Stadt in ihrer Druckerei herſtellen und beſtimmt den Preis dafür. Ja auch in die Innerverhältniſſe der Schule miſcht ſich der Magiſtrat von Rechtswegen als Schulpatron ein. Zwiſchen Kommunität und Magiſtrat finden 1738 Verhandlungen über den beſſern Unterricht der ins Gewerbe übergehenden Schüler ſtatt und bei der Schulreform von 1756 haben die Stadtbehörde und ihre Beamten auch weſentlich mitgewirkt. Gerade auch aus dieſen Gründen mußte die Aufnahme von katholiſchen Bürgern in den äußern und innern Rat und insbeſondere in die Amtsſtellen des letzteren beſondere Beſorgniſſe erwecken und zu allerlei Schwierigkeiten und Reibungen führen, je einflußreicher ſie nach Zahl und perſönlichen Gewicht wurden. Man half ſich durch Ausſchließung der katholiſchen Mitglieder von der Verhandlung rein evangeliſch-kirchlicher Angelegenheiten, durch Verlegung der Stadtpfarrerwahl in die evangeliſche Kirche, aber es war nicht zu vermeiden, daß der gelegentliche Streit ſich ſchließlich prinzipiell zu einer Verfaſſungsfrage zuſpitzte und aus Anlaß der Stadtpfarrerwahl 1771 zu einem Konflikt führte, der allerlei Verhandlungen im Gubernium, in der ſiebenb. Hofkommiſſion und im Staatsrat nach ſich zog. Gerade ſolche Vorfälle gaben dann Anlaß, daß ſich die evangeliſche Kirche allmählich ſelbſtändiger zu machen und unter Zuziehung der evangeliſchen Beamten eigene Vertretungen, Konſiſtorien, zu ſchaffen begann (1752—1766).

Daß die ganze Rechtspflege zum Wirkungskreis des Magiſtrates und ſeiner Beamten gehörte, war hiſtoriſch begründet und ward als ſelbſtverſtändlich angeſehen. Die Aufgabe wuchs aber durch die Ausdehnung auf den Stuhl, die Stadtbeſitzungen, die Siebenrichtergüter, wie nicht minder durch die appellierten Prozeſſe aus den andern ſächſiſchen Gerichtsſprengeln erheblich an. Dabei fungierte der Senat auch als Gewerbebehörde und hatte die Entſcheidungen in den häufigen Streitigkeiten der Einzelzünfte unter einander, wie der noch beſtehenden Zunftunionen. Schwieriger aber als die Rechtspflege, für die man doch eine feſte Grundlage im Eigenlandrecht hatte, war das Gebiet des Polizeiweſens, vor allem auch wegen ſeiner Ausdehnung über das Stadtgebiet hinaus und wegen der mit eingeſchloſſenen ſchweren Aufgabe der

Grenzpolizei im Rotenturmpaß und auf den Plajen, den Fußwegen über die Karpathen. Während einerseits in der patriarchalischesten Weise die Sittenpolizei gehandhabt und bis zur Überwachung des Ehe- und Familienlebens, der Kleidung, der Tafelfreuden und des Leichenkonduktes[1] ausgedehnt wurde, erwuchs zumal auf dem Gebiet der Gesundheitspflege in jenen Zeiten steter Pestgefahr die Notwendigkeit, Einrichtungen einer ganz modern gearteten Sanitätspolizei zu treffen.

Das alles drängte sich in den Magistratssitzungen zusammen und nötigte zu langdauernden und rasch aufeinanderfolgenden Beratungen. Die Zahl der Sitzungen beläuft sich im Jahre auf nahe an 100, so daß man die mitprotokollierten Stoßseufzer der Erlösung, mit dem ein Notarius dem andern die Feder übergibt, verstehen kann. Dabei war es natürlich, daß jedes Arbeitsgebiet den Zug zur Ausdehnung, Veränderung, Differenzierung in sich trug, und es ist nicht nur in der Ämtersucht der Zeit, die wir nicht in Abrede stellen können, gelegen, sondern auch in diesem Anwachsen der Agenden mitbegründet, daß die Ämter und Ämtchen sich fast unheimlich mehren und zellenartig sich sofort zu differenzieren und zu erweitern beginnen, dadurch wohl die Einzelarbeit erleichtern, aber Übersicht und festen Zusammenschluß des Gesamtorganismus wesentlich erschweren.

Noch schwieriger gestaltete sich die Stellung und der Pflichtenkreis des Senats durch seine Anteilnahme am größeren politischen Leben, wobei ihm als delegierter Universität immer eine führende Rolle zufiel. Diese Tätigkeit war insbesondere nach den beiden Seiten: Übernahme und Aufteilung der wachsenden Lasten des Staatshaushaltes einerseits und Wahrung des verfassungsrechtlichen Besitzstandes von Stadt und Nation andererseits gerichtet. Beides führte zu schweren Kämpfen mit den Regierungsorganen ebensowohl wie mit den Landständen auf den Landtagen. Die Protokolle lassen den Sorgendruck, der auf dem Magistrat lastete, deutlich erkennen. Man war wohl dieses Kampfes gewöhnt seit alten Tagen; die Sachsen wußten es nicht anders, als daß sie relativ die Hauptlast der Landesbeschwernisse tragen mußten. Früher war aber die Last kleiner und die damit im Zusammenhang stehende Politik einfacher gewesen; man wußte, worum es sich handelte, kannte die Personen, mit denen man es zu tun hatte und hatte die

[1] 1750 wurden u. a. die Angehörigen des verstorbenen Sagtorhauptmanns Dan. Stähler wegen Entfaltung „zu großer Pracht" bei seinem Leichenbegängnis mit 24 fl. bestraft. Sie hatten vier „Spinnjungen" ganz schwarz gekleidet vor dem Sarge einhergehen lassen. Mag.-Prot. im Hermannstädter Archiv.

entſcheidende Stelle, den Fürſtenhof erreichbar nahe. So gelang es doch — abgeſehen von rohen Gewaltakten — die Angriffe auf den materiellen und rechtlichen Beſitzſtand abzuwehren oder doch ſo abzuſchwächen, daß man ſich leidlich durchſchlug. Nun war der Staatshaushalt ein unüberſehbar großer geworden; die habsburgiſche Weltpolitik zog Landtag, Univerſität und Rathaus in ihre weitgeſpannten Kreiſe, die der altererbte, durch jahrhundertelange Betätigung ausgebildete Sonderſinn der Sachſen als ſolcher, oder ſelbſt auch als Siebenbürger nicht durchſchauen und nach ihren Endzielen und möglichen Endergebniſſen ſchwer abſchätzen konnte. Die großen Fragen der Politik gewinnen daher meiſt erſt dann aktuelles Intereſſe, wenn ſie rückſichtslos den Beutel, die Rechtsſtellung oder auch das Leben berühren. Da beginnt dann die altgewohnte Regſamkeit der Selbſtverteidigung; aber ſie iſt weniger zielbewußt als früher, unſicherer, weil man nicht weiß, gegen welche Seite man ſich wenden ſoll und weil die entſcheidende Stelle ſo weit und dazu infolge der großen Anzahl von zwiſchenliegenden Behörden ſo ſchwer zu erreichen war. Gubernium und Landeskommando, die beiden höchſten Regierungsſtellen des Landes, ſind wohl nahe, oft empfindlich nahe mit ihren Forderungen für Amt und Staat, Truppen und kath. Kirche; aber wenn es gilt, Rückſicht oder auch nur Gerechtigkeit zu erlangen, dann iſt der Himmel hoch und der Hof weit. Man greift zu der Auskunft, in Wien eine Hofagentur zu unterhalten. Zum Hofagenten kann man nur einen Ungarn, Matolai, gewinnen, von dem Ehrenburg bei ſeinem Aufenthalt in Wien urteilt, daß er ein geſchickter Mann und „rechtſchaffener Ungar“ ſei, aber in Fällen, wo ſächſiſche und ungariſch-adlige Intereſſen ſich kreuzten, „für die Sachſen und wider die Ungarn in Ewigkeit nichts“ tun werde. Matolai ſelber muß zugeben, daß gar viele Entſcheidungen, die man ſchon glücklich eingeleitet zu haben glaube, ſchließlich durch unberechenbare Einflüſſe anders gelenkt würden. — Man bemüht ſich, unter den Räten der Hofkanzlei einen Platz für einen zuverläſſigen Vertreter der Volksintereſſen zu gewinnen. Man hatte im Hermannſtädter Michael v. Wayda den rechten Mann zu finden geglaubt. Aber ſein Einfluß iſt gering; im Jahre 1746 kennzeichnet er ſelber die Sachlage mit den Worten: „Ich habe zwar dieſem Vieles nachgedacht, da von Zeit zu Zeit, und zwar allbereits ſchon ſolche ponderoſe Angelegenheiten vor die Nation ſich kumulieret haben und man wohl wiſſen kann, daß kein kleines, geſchweige ſolche große Schiffe ohne Ruder ſollten gehen können, wie denn die löbliche Nation nicht ultro auf die beſte Beförderung hat gedenken und

noch weniger, wie ich weiß, meine Mention hat verstehen wollen; wahrhaftig wenn man nichts wagt, gewinnt man auch nichts.“ Was er damit meint, geht aus einem früheren Briefe hervor, in dem er schrieb: „Indessen sollten meinem Ermessen nach so viele vernünftige alte practici in der Nation auch nicht vergessen, wie man sich diejenigen, welche dienen können, zu Freunden machen und erhalten könne, weilen solches auch andere tun, indessen das praevenire jederzeit das Beste ist ...“

Wayda starb 1748; in seine Stelle kam erst 1751 ein anderer Vertreter des Sachsenvolkes, der — Konvertit Martin Zach. Wankhel v. Seeberg.

Den Rat Waydas versuchte man zu erfüllen; er lag ja in der Richtung der „alten Praxis“. Aber es war doch bei der Weite des Weges bis Wien und der Menge der Türen in Wien schwer, etwas Greifbares zu erreichen. 1749 gehen 2 Vertreter der Sachsen, unter ihnen der energische Abrahami von Ehrenburg, zwar auch ein Konvertit, national aber unanfechtbar, nach Wien, um dem Streit über die Aufteilung der Landeslasten durch eine gerechtere Entscheidung an höchster Stelle ein Ende zu machen und auch dem wieder erwachten Streit um den Häuserkauf der Ungarn in den sächsischen Städten durch Vorlegung der Dokumente zu begegnen. Aus seinen Briefen geht deutlich hervor, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen hat. Er stößt auf geringes Entgegenkommen, sogar Zurücksetzung und Mißachtung. Die vorgelegten Originale von Hermannstädter Rechnungen, mit denen er die schwere Belastung der Sachsen beweisen will, werden in ihrer Echtheit vom Grafen Kollowrat angezweifelt, der Fiskal-Prokurator Endes von Fogarasch will dem Deputierten bei Hof den Rang streitig machen, die Dokumente gegen den Häuserkauf kann er überhaupt nicht vorlegen. Es ist bezeichnend für die Enge des politischen Horizontes im Senat, daß die Nachricht über den Rangstreit die Gemüter am meisten erregt; denn das ist etwas, was jeder sofort beurteilen und in seinen Konsequenzen übersehen kann; das schafft ein praecedens, das man nicht mehr ungeschehen machen kann, während man die großen Fragen in der Länge der Zeit noch erledigen zu können hofft. Es werden sofort die Nationalvertreter der nächsten Stühle hereinzitiert, um „diese große Konsequenzen nach sich ziehende Sache“ gemeinsam zu beraten, inzwischen aber alle verfügbaren Dokumente nach Wien gesandt, um diese Prätension zu widerlegen.

Ehrenburg kommt nach Jahresfrist zurück. Er hat zwar nach dem Zeugnis des Bürgermeisters sich „die Entree aller hohen Orten“

gewonnen, aber ſein Bericht im Magiſtrat ſchließt damit, daß der „Effekt und das Vollbringen nicht von ſeinem Willen abgehangen", er könne „von den landesmütterlichen Geſinnungen Ihro k. kgl. Majeſtät gegen die Nation die vollkommenſte Verſicherung erteilen", doch bleibe nichts andres übrig, als die ſächſiſchen Angelegenheiten immer wieder zu betreiben.

So geht dann Deputation um Deputation nach Wien, immer die alten Wege, bis der rechte Deputierte hinaufzieht, der es verſteht, neue Wege zu größeren Zielen zu bahnen und die Bedeutung der Nation durch die eigne Bedeutung ſo zu heben, daß es von da an nicht mehr heißen darf: »Csak szász«, „nur ein Sachſe".[1]

Das Verſagen aller ergriffenen Mittel in der großen Politik und die Fortdauer der Drangſale, die Hermannſtadt, der Sitz der Behörden, der Landesmittelpunkt, immer an erſter Stelle zu empfinden hatte, mußte in der Ratsſtube niederdrückend und verwirrend wirken. Gegen drei Fronten mußte man ſich wehren: gegen die Angriffe der auf Häuſerkauf zumal in Hermannſtadt ausgehenden Mitnationen, gegen die wachſende Militärlaſt und gegen die gleichfalls zunehmenden Vorſtöße des Katholizismus. Und von wo man Hülfe erhoffte, dort begegnete man einer Abwehr, wie der gefangene Vogel, der der Verfolgung im Zimmer entgehen will, inſtinktiv dem Lichte zufliegt und ſich an den Scheiben zerſtößt, die zwiſchen ihm und dem Lichte ſich dehnen. Gerade in dem Jahre 1750 wurde ihnen verboten, die höheren Beamtenwahlen ohne Weiteres zu vollziehen und die Gewählten in ihr Amt einzuſetzen. Der Hof behielt ſich die Beſtätigung vor und verlangte 1751 die Kandidation auch von katholiſchen Ratsverwandten. Der innere und äußere Rat verbanden ſich zur Abwehr des ſchweren Schlages, es half nichts. Die umſtändliche Remonſtration war vergeblich, die Freiheit der Beamtenwahlen verloren. Der arge Konvertit Joh. Georg Schuſter, ein katholiſch gewordener Leutnant, der ſich ein Dekret erwirkt hatte, wonach er bei erſter Gelegenheit in den Magiſtrat einbezogen werden ſollte, kennzeichnete mit echter Renegatenfrechheit, der nichts mehr heilig iſt, auf einer Hochzeit die Sachlage mit den Worten: „Ihr armen Sachſen habt ja nichts mehr zu befehlen. Euere Freiheit iſt hin, denn die Königin macht, was ſie will."

Dieſer Eindruck waltete auch im Magiſtrat vor. Es kam hinzu die ererbte homagiale Treue und Ehrerbietung gegen die Herrſcherin, die in dem Jahrhundert, das die Fürſtenmacht zu ungewohnter Höhe

[1] Halmágyi István, Naplói és iratai. Mon. Hung. hist. Script. XXXVIII. 28.

wachſen ſah, die Devotion des „Kontribuenten“ auf die tiefſte Stufe drückte,[1] um als richtigſte Politik das Ergeben ins Unvermeidliche und den Mut der Schwäche: zu tragen, ſo lange man konnte, erſcheinen zu laſſen. Man fügte ſich den Reſkripten und Dekreten, ſchloß Kompromiſſe mit den Forderungen der Kommandierenden und Katholiken, handelte hier und dort und glaubte einen Erfolg errungen zu haben, wenn man etwas nachgelaſſen erhielt. Ja man wandte dieſe Politik ins Poſitive, man hoffte dadurch bereitwillige Übernahme von Laſten, durch Ausführung der Verordnungen doch endlich ebenſowohl das landesmütterliche Wohlwollen, wie die Geneigtheit der nahen Gewalthaber zu gewinnen. Die Kommandierenden wurden feſtlich empfangen und bewirtet, ihre Quartierforderungen bewilligt, die Jagd auf eine Stunde rings um die Stadt ihnen eingeräumt, die Leiſtungen an die Truppen und die üblichen Diskretionen in reichſtem Maße gewährt. Die Zahlenreihen ſind oft aufgeführt worden, um den Druck, unter dem die Sachſen ſeufzten, erkennbar zu machen. Ich möchte bloß durch einen einzigen Blick in die Hermannſtädter Budgetierung dies Beſtreben, alles zu tun, was in und oft außer den Kräften der Sachſen lag, illuſtrieren. Pro hibernio 1750 wurden in das Budget eingeſtellt 121.532 fl. 72 Den. an Leiſtungen für das Militär, während die budgetierten Ausgaben für Stadt und Stuhl insgeſamt nur 24.701 fl. betrugen. Die Gegenüberſtellung dieſer Ziffern ſagt mehr als viele Worte. Dabei iſt zu beachten, daß unter der letztangeführten Summe 3660 fl. Zinſen waren, die man für Schulden zahlte, deren Quelle nach Brukenthal auch keine andere war, als die Treue der Nation und ihre Abſicht den allerhöchſten Dienſt zu befördern.[2] Man bequemte ſich dazu, den genannten Schuſter nach dem Grundſatz: »Dum tamen inter duo mala eligendum est minus«, zum Stadthauptmann zu ernennen, wenn er ſich vorher anſäßig mache und auf das Dekret für die Senatorſtelle verzichte, weil man ſich ſcheute, gegen dieſes, ob es auch geſetzlich nicht begründet war, ſich zu wehren (1756). Man nahm den katholiſchen Halbſachſen Baron Lambert Möringer — einen Sohn der Witwe Joh. Sachs v. Hartenecks, den ſie in zweiter Ehe einem öſterreichiſchen Offizier geboren hatte — über Empfehlung des Guber-

[1] Die Antwort eines Bürgers auf das freche Wort J. G. Schuſters iſt bezeichnend für die Richtung der öffentlichen Meinung; er ſagte: „Wir haben ihr (der Königin) Treue geſchworen, wir ſeind mit allem zufrieden.“ Brukenthalſches Muſeum.

[2] Denkwürdigkeiten zur Geſchichte der Sachſen in Siebenbürgen. Abſchrift im Brukenthalſchen Muſeum.

nators in den Senat auf (1749), obwohl er noch ledig und nicht einmal Kommunitätsmitglied war, freilich unter der Bedingung, daß er zuerst in die Kommunität eintrete, den Eid vor dem Senat ablege, dann aus der Ratsstube wieder in die Kommunitätsstube abtrete, nunmehr zum Senator erwählt, hereingerufen und als Senator beeidigt werde, wozu er noch versprechen müsse, den letzten Platz einzunehmen und aus seinem Baronat keine Vorrechte abzuleiten. Möringer ging darauf ein und erfüllte bald hernach auch die weitere Bedingung, die man nicht besonders gestellt hatte, weil seine »mariage schon in fieri« sei; einige Wochen später ist der Senat in der glücklichen Lage, der jungen Frau Möringer einen Platz in der Kirche anzuweisen und damit das letzte legale Hindernis der Aufnahme Möringers beseitigt zu sehen.

Wir wollen nicht zu sehr ins Gericht gehen mit dem Senat. Wir haben gesehen, er hatte der Aufgaben viele und schwere, die fast über seine physischen und geistigen Kräfte gingen: die gesamte Verwaltung eines zwar kleinen aber wichtigen und vielseitig organisierten Staatswesens; wir haben gesehen, er war in der schwierigen Lage, sich zwischen immer neuen Klippen durchzuwinden und erst recht auch noch mit widrigen Winden zu kämpfen. Dazu glich dies Staatswesen einem „Schiff ohne Ruder," wie Wayda sagte, ich würde sagen, ohne rechten Steuermann, und führte an Bord sogar eine teilweise unzuverlässige Mannschaft. Die Führer, die wir oben kennen lernten, waren nicht geeignet, den Kurs auf ein großes Ziel zu lenken und festzuhalten — der erste ein haltloser Schwächling, der nach Buccows Worten „die Nation, auf die Wippe ihres Umsturzes gesetzt" hatte, der zweite eine feine, vornehme, edle Natur, aber vielleicht gerade deswegen auch zu nachgiebig, der dritte endlich treu und fleißig, einsichtig, aber unselbstständig. — Es fehlte eben ein Mann, ein Führer, der einen festen Zug ins Leben hineintrug und den gesunkenen Glauben an sich selbst und ans eigne Recht wachrief. In so schweren Übergangszeiten liegt alles daran, daß man solchen Führer habe; dann kann das Schiff wohl den gewonnenen Kurs wieder einhalten.

Dabei wollen wir nicht vergessen, doch auch der positiven Züge zu gedenken. Sie springen hervor, wenn man den Maßstab der Zeit anlegt. Es sah in der Ratsstube in Hermannstadt nicht schlimmer aus als sonst im Lande und außer Landes. Die doch zweifellos temperamentvolleren und selbstbewußteren magyarischen Edelleute jener Tage, die im Landtag so tapfere Reden führten, zeigten größtenteils noch weniger Halt; der konfessionelle Abfall war größer, als bei den Sachsen, auch

relativ, und die Ämterſucht überwand den Widerſtand gegen die Konfiszierung der Landes- und Einzelrechte. Das Geſamturteil über jene Zeit, das Guſtav Freytag in ſeinen Neuen Bildern abgibt, wornach ihren Charakteren das feſte Selbſtgefühl gefehlt, und darum die Eitelkeit Raum gehabt habe, zu wuchern,[1] läßt uns die Hermannſtädter Ratsherrngeſtalten in milderem Lichte, eben im Lichte ihrer Zeit erſcheinen.

Der größere Teil von ihnen war perſönlich ehrenhaft, und ſelbſt die konfeſſionellen Überläufer waren nicht alle in ihrem ganzen Weſen verderbt, wie Schuſter. Die andern ſehen wir treu und redlich, fleißig und bieder ihres Amtes walten. Daß ſie es nicht verſtanden, im Handumdrehen die alte patriarchaliſche naturalwirtſchaftliche Verwaltung auf die Höhe weſtöſterreichiſcher Geldwirtſchaft und Buchhaltung zu heben, können ihnen doch auch nur Leute verdenken, die, wie damals die Wiener Beamten, glauben, ſolche Überführung durch bloße Dekrete bewerkſtelligen oder gar durch ein planloſes Herumprobieren nach dem Muſter der bald darauf in Tätigkeit tretenden Seebergſchen Kommiſſion herbeiführen zu können. Ein ſcharfer Beobachter der Zeit, der mitten unter dieſen Ratsherren geſeſſen, ſagt über das politiſche Leben im engeren Sinne, d. i. über die Amtswaltung: „Die Beiſpiele hingegen ſind ſehr ſeltſam, da falſche Grundſätze an ihre (der rechtſchaffenen) Stelle gekommen und der Schein dem Weſen vorgezogen worden, ein Schein, der wenig dauert und der doch in der Kürze ſeiner Dauer ſelbſt, wenn er blendet, die Gegenſtände beleuchtet und ſichtbar macht.“[2] Und ihre Kleinlichkeit, ihr Hängen an den alten Wegen hat doch auch eine gute Wirkung gehabt: ſie ſuchten gleichſam inſtinktiv die ſächſiſche Verfaſſung in all dem, was ihrer Kraft erreichbar war, zu halten, daß es ihnen ohne ihren Willen nicht entriſſen werden konnte. Selbſt wo ſie zurückwichen, taten ſie es mit Berufung auf ihre alten Rechte und mit Wahrung der Grundlage, um kein Präjudiz zu ſchaffen und das Verlorene wieder gewinnen zu können. Das bedeuteten ihre Bedingungen bei Schuſters und Möringers Aufnahme, die uns faſt lächerlich berühren, das ihr ängſtliches Wahren der äußeren Attribute ihres nationalen Seins. Und vor allem haben ſie mit einer bewundernswerten Zähigkeit den mehrerwähnten Angelpunkt des ſächſiſchen Eigenlebens, das ausſchließliche Bürgerrecht verteidigt. Dieſelben Senatoren, die immer wieder über Mangel an Mitteln klagen

[1] Wörtlich: „Wo das feſte Selbſtgefühl ſo ſehr fehlt, wie vor hundert Jahren dem aufſtrebenden Manne, da wuchert die Eitelkeit.“

[2] Brukenthal: „Denkwürdigkeiten zur Geſchichte der Sachſen in Siebenbürgen.“ § 109 a. a. O.

mußten, fanden ſie, wenn es galt, ein Haus nicht in undeutſche Hände geraten zu laſſen, und dieſelben Leute, die nach oben ſo weich und nachgiebig ſchienen, hatten ſofort einen ſteifen Rücken, wenn es galt, dies Palladium zu ſichern.

Und endlich: ſo befliſſen jene Zeit erſcheint, das Eigne zu ſuchen und ſich mit Ämtern, Titeln und Einkünften zu ſchmücken, der Blick für das Ganze, zunächſt für das Wohl der Stadt, dann des Volkes und auch des Staatsganzen ging ihnen nicht verloren. Das war der Segen der ſächſiſchen bürgerlichen Verfaſſung, da der Einzelne von Kind an ſich als Glied eines kleineren oder größeren Ganzen fühlte und als Mann erſt recht ſich nicht anders fühlen konnte. Die Schenkungen für das gemeine Beſte, die Opferwilligkeit für die Geſamtheit, nicht am wenigſten für den Staat, der ſo wenig für das Volk übrig hatte, laſſen doch echten Bürgerſinn erkennen. Da erſcheint das Urteil des gleichen klugen Beobachters — Brukenthal — doch vollauf berechtigt, wenn er 1761, in ſeiner Bitte um Beſeitigung der Seebergſchen Konfiszierung der ſächſiſchen Verfaſſung ſagt: „Es ſcheint als rühre dieſes“ — die beginnenden beſſeren Umſtände — „neben der göttlichen Vorſicht von der Weisheit ihrer innerlichen Verfaſſung her, von einer Haushaltung, die ſelbſt in den böſeſten Zeiten die Probe gehalten und zuwege gebracht hat, daß ſie ſich über all dieſe Widerwärtigkeiten gehoben, ohne ſich einer Art Verzweiflung zu überlaſſen, die in dergleichen Umſtänden ſo gewöhnlich iſt und ſie untüchtig gemacht hätte, vor ſich und ihre Nachkommenſchaft einige Achtung zu haben.“ Die Verfaſſung, die ſie aufrecht zu erhalten ſuchten, hielt ihrerſeits die einzelnen Glieder eben als Teile des Ganzen aufrecht. Daß auch die Konvertiten nicht ganz entwurzelt wurden, ſondern ſich nach wie vor als Sachſen fühlten, das dankten ſie dem feſten Gefüge der Verfaſſung, in dem ſie ſtanden. Selbſt die oft aufgezwungenen Fremden, die wie Honnamon, in das ſächſiſche Rechtsleben ſich einfügten, verwuchſen dadurch ſchließlich mit dem Volke, und was Schaden ſchien, ward Gewinn.

So haben denn die Männer jener Tage von dem reichen Vätererbe trotz allem und allem ſo viel bewahrt, daß, als der Mann endlich kam, der kommen mußte, weil die Zeit auf ihn wartete, der Mann, den wir im ganzen Gang dieſer Unterſuchung immer als den Vollender der beginnenden Entwicklung ſahen, — daß Brukenthal auch auf dem Gebiet des politiſchen Lebens noch die Mittel fand, ſeinem Volk im neuen Staatsganzen einen ehrenvollen Raum zu ſchaffen und ſein ganzes Land zu einem anſehnlichen Teil der Geſamtmonarchie zu erheben. Das

Beste, was ihn zum Staatsmanne gemacht, hatte er doch im sächsischen Leben, in Haus, Schule, Kirche, Rathaus erlernt. Seine nichtsächsischen Zeitgenossen nannten ihn den „sächsischen Riesen“. Die Kräfte zu solchem Wachstum hat er im Heimatboden gefunden, in dem er so tief wurzelte, wie kein anderer.

Verzeichnis

der benützten handschriftlichen und im Druck erschienenen Literatur.

Sitzungsprotokolle des Hermannstädter Magistrates aus den Jahren 1745—1752. Archiv der Stadt Hermannstadt und der sächsischen Nation.

Teilungsprotokolle aus den Jahren 1755—1757. Ebenda.

Quartierlisten: Conscriptio et connumeratio domorum in anno 1751 peracta. Ebenda.

Nachbarschaftsbücher der Nachbarschaft des Großen und Kleinen Ringes. Ebenda.

Akten, Urkunden, Briefe, Protokolle, Nachbarschaftsbücher, Handlungsbücher, Rechnungen, Predigten, Statuten, zeitgeschichtliche und biographische Aufzeichnungen, Gelegenheitsgedichte u. A. aus der Manuskripten-Sammlung des Brukenthalschen Museums in Hermannstadt.

Schulmatrikel, Bd. I. Archiv des ev. Gymnasiums A. B. in Hermannstadt.

Matrikel der ev. Kirchengemeinde in Hermannstadt. Archiv des Hermannstädter ev. Pfarramtes.

Kalenderaufzeichnungen des Lucas Fabritius v. Hermannsfeld, im Besitz des Herrn C. W. Krafft in Hermannstadt.

Akten des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchives in Wien.

Agenda Sacra, Das ist Kirchenordnung in Hermannstadt 1653.

Agenda Sacra, Das ist Kirchenordnung . . . 1748.

Albrich Karl. Geschichte des evang. Gymnasiums A. B. in Hermannstadt. Hermannstädter Gymnasial-Programm 1896.

Neuer, verbesserter und alter **Calender** auf das Jahr 1750, 51, 52, 54. Hermannstadt, Stadtdruckerei.

Dietrich von Hermannsthal G. Unter Österreichs Doppeladler. Vereinsarchiv N. F. XVI, 3; XVII, 1 und 3.

Filtsch Eugen. Geschichte des deutschen Theaters in Siebenbürgen. Vereinsarchiv N. F. XXI, 3.

Friedenfels Eugen von. Josef Bedeus von Scharberg.

Gesangbuch. Geistreiches — . . ., herausgegeben von J. A. Freylinghausen. Halle 1727.

Gesangbuch. Neuvermehrtes, **Hermannstädtisches** —. Hermannstadt 1747.

Gratulationen. Gedruckte — zu Hochzeiten, Promotionen, Einzug des Kommandierenden ꝛc.

Groß Julius. Aus den Briefen des Gubernialsekretärs Joh. Theod. v. Herrmann, Vereinsarchiv XXIII. 1, 2.

— Zur Geschichte der Heydendorffschen Familie. Vereinsarchiv XXIV. 2.

Halmágyi István naplói 1752—53, 1762—69 és iratai 1765—1785. Közli Dr. Szadeczky Lajos. — Monumenta Hung. hist. Scriptores XXXVIII.

Herbert H. Der Haushalt Hermannstadts z. Z. Karl VI. Vereinsarchiv N. F. XXIV. 1, 3.

— Der innere und äußere Rat Hermannstadts z. Z. Karls VI. Vereinsarchiv N. F. XVII. 2.

Herrmann George Mich. Gottl. v. Das alte und neue Kronstadt. Bearbeitet von Oskar v. Meltzl.

Höchsmann Johannes. Der Streit über die Konzivilität II. Vereinsarchiv N. F. XXX. 3.

— Studien zur Geschichte Siebenbürgens im 18. Jahrhundert II. Vereinsarchiv N. F. XVI. 1.

Möckesch Sam. Die Pfarrkirche der Augsburger Konfessionsverwandten zu Hermannstadt.

Müller Friedrich. Beiträge zur Geschichte des Hexenglaubens und des Hexenprozesses in Siebenbürgen.

Neissenberger Ludwig. Über die ehemaligen Befestigungen von Hermannstadt. Vereinsarchiv N. F. XXIX. 2.

Schaser J. G. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Freiherrn Sam. v. Brukenthal.

Schmidt Wilh. Die Stiftung des kath. Theresianischen Waisenhauses bei Hermannstadt.

Schuler von Libloy Friedr. Materialien zur siebenbürgischen Rechtsgeschichte 1862.

Schuller Joh. Karl. Aus vergilbten Papieren. Sylvestergabe 1863.

Schuller Friedrich. Zwei Konskriptionen des einstigen Hermannstädter Stuhles aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts. Vereinsarchiv XXXII. 1—3.

Schuster Friedr. Traug. Das deutsche Kirchenlied in Siebenbürgen. Programm des Mediascher Gymnasiums 1856/57, 1857/58.

Seivert Gustav. Die Stadt Hermannstadt.

— Umrisse zur Geschichte der Hermannstädter Kaufmannsgilde.

Seivert Joh. Die Provinzialbürgermeister zu Hermannstadt. Quartalschrift II, 3.

Seraphin Fr. Wilh. Aus den Briefen der Familie von Heydendorff. Vereinsarchiv XXV, 1—3.

Teutsch Friedrich. Zur Geschichte des deutschen Buchhandels in Siebenbürgen III. Von 1700 bis zur Gegenwart. Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels XV.

— Geschichte des ev. Gymnasiums A. B. in Hermannstadt. Vereinsarchiv. N. F. XVII, 1, und XIX, 2.

— Die siebenb. Schulordnungen I, 1543—1778. Mon. Germ. Paed. VI.

Theil Rud. Mich. Conr. v. Heydendorff. Vereinsarchiv XIII ff.

Trausch Josef. Schriftsteller-Lexikon.

Wertheimer Eduard. Hermannstadt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Ungarische Revue, Jahrgang 1881, S. 721 ff. und 825 ff.

Zimmermann Franz. Chronologische Tafel der Hermannstädter Plebane, Oberbeamten und Notare von 1500—1884. Vereinsarchiv N. F. XIX, 3.

— Die Nachbarschaften in Hermannstadt. Vereinsarchiv XX, 1.

— Die Wirtschaftsrechnungen Hermannstadts. Vereinsarchiv N. F. XVI, 3.

Siebenbürgiſcher Tonfall.

Von

Dr. K. Schein er.

Accent is one of the last national distinctions which a man loses, and however perfect he may be in a foreign language he is almost certain to be detected in that.

James Cresswell Clough, On mixed languages, 1876, p. 123.

»Quemadmodum avis ex pennis, Saxo-Transsilvanus noscitur ex pronuntiatione litterae l«, ſoll einmal, wie Fr. Marienburg anmerkt,[1] ein Wiener Profeſſor der Medizin in öffentlicher Vorleſung geſagt haben. Marienburg ſelbſt widmet unſerm l eine eingehendere Betrachtung und unterſcheidet feinhörig zwiſchen an- und auslautendem l. Er ſchreibt:[2] „Was . . . das l anbelangt, ſo klingt dasſelbe im Anlaute auch aus dem Munde des Siebenbürger Sachſen ganz ſo wie im Hochdeutſchen, und er mag es ohne Scheu z. B. in ‚Liebe, Leben uſw.‘ auch vor dem kritiſchen Ohr des transkarpathiſchen Deutſchen hören laſſen; nicht ſo im Auslaut: da wird für ihn das l zu einem verräteriſchen Schiboleth. Mag er noch ſo ſehr ſich bemühen, und auch bei ſich überzeugt ſein, in ‚Hals, Welt uſw.‘ ein untadelhaftes l hören zu laſſen; es gelingt ihm nicht; ſein mühſam angeſtrebtes l klingt dem feineren Ohr des Wieners und Berliners eher wie ein verworrenes u (alſo Haus, Wäut uſw.), alſo wahrhaft ſemivokaliſch . . .“

J. Wolff ſchreibt[3] — ohne Bezug auf Marienburg —: „Das gemeindeutſche (alveolare) l (Brückes l[4]) hört man bei uns nur im Anlaut, jedoch auch hier nicht häufig, und ſelten ganz rein. Im In- und Auslaut wird das tiefe, harte ł des Polen geſprochen.“ Nicht unintereſſant iſt die Notiz: „Die lieben Tübinger Freunde hatten viel zu meiſtern,

[1] Über einige Eigentümlichkeiten der ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Mundart (1860), Trauſchenfels' Magazin. N. F. II, 52.

[2] a. a. O.

[3] Konſonantismus S. 14 f.

bis ſie mir mein ‚kauderwelſches, barbariſches l' abgewöhnt und ihr ‚deutſches' l angeeignet hatten, aber ein ł mir ‚nachzumachen', das waren ſie nicht imſtande."

Mir iſt es ſeinerzeit[1] nicht möglich geweſen, den Unterſchied der beiden l deutlich zu machen, obwohl mir ſowohl Marienburgs als auch Wolffs Bemerkungen vorlagen: er liegt nämlich in einem Elemente, auf das ich erſt ſeit kurzem, von O. Bremer dazu angeregt, achten gelernt habe, nämlich in dem unſrer ſiebenbürgiſchen Sprechweiſe eigentümlichen Tonfall.

Verſuchen wir z. B. die Lautfolge lalala von Anfang bis zu Ende auf derſelben Note — gleichviel welcher — zu ſprechen, ſo werden wir ſtets unſer gewöhnliches Anlauts-l zu Gehör bringen. Sobald wir aber die abgekürzte Lautfolge lal ſprechen, nicht ſingen, ſo erſcheint an zweiter Stelle unſer „fatales" l, mag man dasſelbe nun mit Marienburg[2] dem altfränkiſchen, oder mit Wolff dem polniſchen l gleichſetzen. Gewiſſe Muskelempfindungen machen mich zwar noch immer, wie früher, darauf aufmerkſam, daß die Zunge beim zweiten l eine etwas veränderte Geſtalt und Lagerung bekommt; ich bin aber immer noch außer Stande, in der Zungenartikulation einen weſentlichen Unterſchied der beiden l zu konſtatieren. Wohl höre ich aber nunmehr deutlich, daß das zweite l auf einer merklich tieferen Note geſprochen wird als das erſte, wozu noch eine längere Dauer des zweiten l kommen mag.

Aber die tiefere Note für ſich allein tut es doch nicht, ſonſt müßten wir, wenn wir z. B. auf l Skalen ſingen, beim Abwärtsſteigen zu immer „fataleren" Lauten kommen, was nicht der Fall iſt. Worauf es ankommt, iſt der Gegenſatz zu dem auf höherer Note geſprochenen vorangehenden Laut, wofür es mir erlaubt ſei, den Ausdruck diphthongiſche Spannung[3] zu gebrauchen. Was ich hier und im folgenden darzuſtellen verſuche, iſt meine und, wie ich Urſache habe zu vermuten, überhaupt ſiebenbürgiſche Diphthongſpannung. Was wir beim Ausſprechen eines Lautkomplexes wie lal, Hals, Welt nach den Worten Marienburgs unmöglich ablegen können, iſt die uns eigene Art, Diphthonge zu ſpannen.

Auf den Ausdruck Spannung kann ich nicht verzichten, weil es ſich nicht nur um einen rein muſikaliſchen Sprung von einer höheren zu

[1] Die Mundart der Siebenbürger Sachſen § 21. Kirchhoff, Forſchungen zur deutſchen Landes- und Volkskunde IX, 145 ff.

[2] S. unten S. 398.

[3] Dieſen Ausdruck habe ich früher einmal bei Beſchreibung einer Erſcheinung gebraucht, die ich nunmehr, von anderm Standpunkte ausgehend, als mit der hier beſchriebenen als weſentlich identiſch erkenne. Zur Geſchichte des ſiebenb. Vokalismus. Programm des Landeskirchenſeminars. Hermannſtadt 1897. S. 15.

einer niederen Note handelt, — umfasse dieser Sprung nun eine Quart oder eine Sext oder gar eine Oktave. Bei dem Hinabsteigen von der höheren Note, auf der wir in den vorhin genannten Wörtern den Vokal (a, a, e) sprechen, zu der tieferen, auf der wir das l klingen lassen, genauer vielleicht während der Artikulation dieses auf tieferer Note gesprochenen l, habe ich ein deutlich ausgeprägtes Spannungsgefühl, u. zw. das Gefühl einer durch Blähung hervorgerufenen Spannung, nicht unähnlich dem, das ich empfinde, wenn ich ein d mit kräftigem Blählaut lange nicht platzen lasse. Das sind aber nur schwerfällige Worte für einen gewiß außerordentlich komplizierten physiologischen Prozeß, in dessen Zusammensetzung ich keinen Einblick habe. Wenn ich im folgenden im Anschluß an Bremer die höhere und die tiefere Note durch einen höheren und einen tieferen Punkt hinter dem betreffenden Lautzeichen andeute, so bezeichne ich außer dem rein musikalischen Intervall jene Spannung immer mit: la·l., ha·l.s, væ·l.t, le·l.t'χ (Lilie), mi·l. (Mühle), fi·l. (viel), pi·l. (Pfühl), ju·l. (Julius) usw.

Nun findet sich aber die besprochene Erscheinung keineswegs bloß an unserm „dicken" l. Auch andre Laute werden in ähnlicher Lage genau so „dick", nur kommt uns dieser veränderte Charakter infolge der weniger vokalischen Natur jener Laute weniger zu Gehör. Man spreche einmal die Lautfolge [t]rarara auf einer Note, und dann das (sinnlose) Stück rar als selbständiges Wort in der uns eigenen Art: ra·r., und man wird finden, daß das zweite r zum ersten eigentlich in demselben Verhältnis steht als das Auslauts- zum Anlauts-l, und doch hat niemand daran gedacht, deswegen zwei verschiedene siebenbürgische r anzusetzen. Dasselbe gilt von m und n (ɱ und ɳ, d. h. gutturalen Nasal und mouilliertes n, haben wir nie im Anlaut). Um sich davon zu überzeugen, achte man auf unsre Aussprache der beiden m bzw. n in Wörtern wie ma·m. (Mutter), no·n. (Nonne). Wir haben es zweifellos mit einem das Gebiet des l weit überschreitenden Betonungsgesetz unsrer Mundart zu tun.

Als ich diese Verhältnisse schrittweise unter Mithilfe völlig unbefangener Personen erkannte und in Bremers Weise darzustellen versuchte, fiel mir die verlockende Ähnlichkeit mit graphischen Darstellungen des sogenannten rheinischen Akzents auf.

Diederichs beschreibt diese Betonungsweise als ein „entschlossenes Hinabspringen" von einem „hochgegriffenen, scheinbar stark hervorgehobenen, schnell verlassenen Anfangstone zu einem tiefgelegenen Endtone".[1]

[1] Unsre Selbst- und Schmelzlaute in neuem Lichte. Straßburg 1886. S. 13 f.

Er ſpricht ferner von einem „Ruck bei der Tonhebung und -ſenkung“[1] und, wo es ſich um Schmelzlaute handelt, von einer „anſcheinend länger als gewöhnlichen“ Dauer dieſer Laute.[2] Auch behauptet er, daß „das feſte Einſetzen und gefühlsmäßig viel weitere Ausgreifen“ des erſten Lautteils und „das entſchloſſene, ſchwunghafte Durchlaufen des zwiſchen beiden Lautteilen liegenden Höhenabſtandes“ der Rede „etwas beſonders Kräftiges“ verleihe.[3] In alledem muß ich meine „diphthongiſche Spannung“ wiedererkennen. Was aber das „beſonders Kräftige“ anbetrifft, das die rheiniſche Betonungsweiſe der Rede verleihen ſoll — worüber man ſonſt gewiß verſchiedener Meinung ſein kann — vergleiche man folgende Stelle bei Wolff:[4] „Ein bekannter deutſcher Gelehrter machte die vollſtändig zutreffende Bemerkung: es ſtecke in dem Sächſiſchen der Siebenbürger ſo ein rhetoriſches Etwas; ſelbſt der Bauer ſpreche, als ſtehe er auf der Rednerbühne; eine Erſcheinung, die er hier noch ſchärfer ausgeprägt finde als unter den Engländern. Nun das å allein“ — Wolff hat dieſen Laut in Behandlung — „gibt unſerm Dialekt noch nicht dieſen Typus, aber er iſt eine weſentliche Bedingung desſelben. Was das å von dem reinen a unterſcheidet, iſt phyſiologiſch der tiefere Kehlkopfſtand und phonetiſch der vertiefte Klang der Stimme. Doch handelt es ſich dabei nicht bloß um eine Veränderung in der Tonhöhe, ſondern auch um eine Veränderung im Timbre. Es bekommt dadurch, wie Brücke ſagt, die Stimme etwas von der Fülle und Breite, wie wir ſie an Rednern und Schauſpielern hören, wenn ſie das Würdevolle, oder auch das Gewaltige und Erſchütternde ihres Gegenſtandes an einzelnen Stellen durch den veränderten Klang ihrer Stimme zu illuſtrieren ſuchen. Man kann daher mit gutem Grund ſagen, daß der Charakter des vertieften Klanges, alſo auch des å-Lautes, Emphaſe iſt. Ich glaube hierin eine Erklärung gefunden zu haben für den nicht wegzuleugnenden rhetoriſch-markierten Zug vieler, ja aller unſrer Mundarten.“ Sollte es nicht der dem rheiniſchen ähnliche Tonfall ſein, den ſich Wolff hier zu beſchreiben und zu erklären abmüht?

In Wörtern wie fi·l. (viel), fu·r. (Furche), ka·m. (komm!), fo·n. (Pfanne), tso·ŋ. (Zange), fe·ń. (fein) ſcheint mir die Ähnlichkeit zwiſchen unſerm und dem von Diederichs und andern geſchilderten rheiniſchen Tonfall am ſicherſten zu ſein. Es wären das Lautgebilde,

[1] a. a. O., S. 19.
[2] a. a. O., S. 52.
[3] a. a. O., S. 36.
[4] Vokalismus, S. 35 f.

wo auf einen kurzen, hochtonigen Vokal eine tieftonige Liquida oder Nasalis folgt. Diederichs, der mit der größten Unbefangenheit an die Untersuchung dieser Tonverhältnisse gegangen ist, beginnt seine Darstellung allerdings an ganz anders geartetem Wortmaterial. Es fiel ihm eines Tages der Unterschied in der Aussprache des Namens Goethe, wie sie ihm geläufig war, und wie er sie aus dem Munde seines Bruders vernahm, auf. In dem langen ö seines „Goethe" hörte er „eine Art Ruck", in dem ö, das sein Bruder sprach, „eine auffallende Dehnung". Diese zufällige Beobachtung wurde ihm zum Anlaß, mit großen Zeit- und Geldopfern die umfassenden Forschungen zu unternehmen, die er in seinem Buche niedergelegt hat. Die ihm geläufige Aussprache des Dichternamens müßte nach Bremers Schreibweise wohl mit zwei ö, einem hochtonigen und einem tieftonigen, wiedergegeben werden: gœ·œ.tə; oder mit einem auf zwei Noten gesprochenen, langen œ: gœ̄:tə. Ob die uns geläufige Aussprache nicht ganz gleich dargestellt werden müßte? Wenn wir mit dem uns natürlichen sächsischen Akzent sprechen, tun wir's zweifellos in der ruckweise gebrochenen Art Diederichs: gœ·œ.tə oder gœ̄:tə — unser auslautendes e ist in diesem Zusammenhang gleichgiltig. Nun beginnen sich aber merkliche Abweichungen unserer Sprechweise von der „rheinischen" zu zeigen. Dahin rechne ich nicht etwa die verschiedene Größe des Intervalls zwischen Hoch- und Tiefton — das Intervall schwankt auch in den Darstellungen aus den Rheingegenden; vorläufig auch nicht die Art des „Rucks" — sie ist aus Beschreibungen allein schwer zu beurteilen; wohl aber den Umstand, daß wir hierzulande, soweit ich sehe, jeden langen Vokal ruckweise sprechen, d. h. in zwei Vokale spalten, von denen der erste auf hoher, der zweite auf tiefer Note gesprochen wird, während im Rheinland diese Brechung zwar nicht überall nach den gleichen, an jedem Orte aber nur nach bestimmten Regeln, in bestimmt gebauten Wortformen erfolgt. In Ägidienberg z. B., 1½ Stunde von Honnef am Rhein, spricht man ähnlich wie bei uns šō:f (Schaf), lī:rən (lehren, lernen) mit Brechung, aber klēt (Kleid) ohne Brechung, während in der Mehrzahl klē:dər das ē gebrochen erscheint.[1] Solche Unterschiede, d. h. Regeln, nach denen lange Vokale hier gebrochen werden, dort nicht, ist mir in unsern Mundarten noch nicht zu finden gelungen. Nach meinen bisherigen Beobachtungen muß ich sagen, daß wir jeden langen Vokal unter allen Umständen brechen, wenn wir das Wort für sich allein, vokabelmäßig aussprechen.

[1] Josef Müller, Untersuchungen zur Lautlehre von Ägidienberg. Bonn 1900. S. 3 ff.

Auch Darsteller des rheinischen Akzents sprechen von Vokalen, die unter allen Umständen gebrochen oder zirkumflektiert werden[1] und nennen diese, ihrer Ansicht nach nur an die Natur des Vokals gebundene Brechung „spontan"; ihr Hauptaugenmerk ist aber auf die an gewisse Bedingungen der Wortbildung gebundene Brechung gerichtet. Solchen Bedingungen in unsern Mundarten nachzuspüren, ist nun freilich aus einem sehr bezeichnenden Grunde außerordentlich schwer: wir haben so wenig reine lange Monophthonge, und wo wir solche zu haben meinen, werden sie uns oft genug während der Aussprache zu Diphthongen, d. h. der zweite Teil des gebrochenen langen Monophthongs wird nicht nur tiefer gesprochen, sondern unter einem auch anders artikuliert. Daß beides miteinander zusammenhängt, darf mindestens vermutet werden. Unsre so überaus zahlreichen Diphthonge aber sind alle zirkumflektiert, d. h. der erste Konponent trägt den Hochton, der zweite den Tiefton.

Zirkumflektierte, d. h. gebrochene Betonung der Diphthonge scheint nun auch in den Rheingegenden im weitesten Umfang herrschend zu sein. Doch werden auch in diesem Falle gewisse Regeln genannt, unter denen jene Betonungsweise ausbleiben und der Hochton nicht in kühnem Schwung, sondern sanft abgleitend den Tiefton erreichen soll.[2] An dieselben oder an ganz ähnliche Bedingungen ist aber auch die zirkumflektierte Betonung des oben zuerst behandelten Wortmaterials gebunden, wo auf kurzen Stammvokal eine Liquida oder Nasalis folgt.[3] Solche Einschränkungen des in Frage stehenden Tonfalls habe ich nun in unsrer gegenwärtigen Sprechweise noch nirgends finden können. All das Sprachmaterial, das in den Rheingegenden unter gewissen Bedingungen zirkumflektiert ist, ist es in Siebenbürgen bedingungslos. Ja, wenn ich recht sehe, und wenn ich nicht Unzusammengehöriges vermische, so ist im Siebenbürgischen überhaupt jedes Wort, das mit Betonung gesprochen wird, zirkumflektiert.

Im Rheinland findet sich dieser Tonfall

1. in Wörtern wie gœ̄:tə (Goethe), wo der lange Stammvokal in zwei verschieden betonte Vokale zerrissen wird;

2. in Wörtern wie siebenbürgisch bi·u.zn (Bogen), wo von den beiden Komponenten eines Diphthongs der erste den Hochton, der zweite den Tiefton trägt;

---

[1] Vgl. J. Müller, a. a. O., S. 3. E. Maurmann, Grammatik der Ma. von Mühlheim a. d. Ruhr. (Bremers Sammlung kurzer Grammatiken, IV.) Leipzig 1898. S. 5 f.

[2] Vgl. J. Müller, a. a. O., S. 5 f., E. Maurmann, a. a. O., S. 5.

[3] Vgl. J. Müller, a. a. O., S. 6 ff., E. Maurmann, a. a. O., S. 5.

3. in Wörtern wie ſiebenbürgiſch fi·l. (viel), hu·n. (Hahn), wo der kurze Stammvokal den Hochton, folgende Liquida oder Naſalis den Tiefton trägt, — u. zw. iſt der Tonfall nur in einem Teil des Materials mit langem Stammvokal „ſpontan," d. h. unabhängig von der übrigen Formung des Wortes.

Im Siebenbürgiſchen findet ſich ähnlicher Tonfall aber auch

4. in Wörtern wie i·v.l (übel), li·j.n (Lüge), tsu·z.n (zogen), vi·z.n (Wieſen), kla·b.rn (für klettern), læ·d.r (Leder), wo der auf den kurzen, hochbetonten Stammvokal folgende ſtimmhafte Laut, nicht nur Liquida und Naſalis, ſondern auch Reibelaut und Media den Tiefton trägt;[1]

5. endlich ſogar in Wörtern wie ka:p (Kappe), ne:t (nicht), bræ:k (Brücke), šæ:f (Schiff), me:χ (mich), fæ:š (Fiſch), kri:pəs (Krebs), ra:tsn (Ratten), a:kəs (Axt) u.ſ.w., wo in Ermangelung eines auf den kurzen Stammvokal folgenden ſtimmhaften Lautes, der den Tiefton tragen könnte, der kurze Stammvokal ſelbſt in zwei Teile, einen hoch- und einen tiefbetonten, gebrochen wird. Demnach iſt das ganze betonte Sprachmaterial im Siebenbürgiſchen „zirkumflektiert", und zwar „ſpontan", d. h. von der Lautgeſtalt des Wortes unabhängig zirkumflektiert.[2]

Nachdem ich dieſe Verhältniſſe allmählich kennen gelernt hatte, machten mich unbefangene, doch ſcharfhörende Perſonen, deren ich mich zur Kontrolle der eigenen Beobachtungen bediente, auf einen dritten Ton aufmerkſam, der ihnen, und bald auch mir, ſehr eng zu den beiden bisher notierten Tönen zu gehören ſchien. In Wörtern wie mil (Mühle), bir (Birne), zan (Sonne), deń (dein) uſw., d. h. in allen Wörtern, wo dem hochbetonten Stammvokal ein ſtimmhafter Laut vorausgeht, trägt dieſer ſtimmhafte Laut ſeinen eigenen, u. zw. immer den gleichen Ton, der bei „affektloſer" Ausſprache[3] etwa um einen halben Ton tiefer liegt als der Hochton. Sobald ich dies erkannte, notierte ich fortan nach Bremers Anweiſung m·i·l., b·i·r., z·a·n., d·e·ń., g·œ:te, b·i·u.zn, l·i·j.n, v·i·z.n, kl·a·b.rn, l·æ·d.r, n·e:t, br·æ:k, m·e:χ, kr·í:pəs,

[1] Vgl. übrigens Ferdinand Münch, Grammatik der ripuariſch-fränkiſchen Ma. Bonn 1904. S. 16, (§ 18).

[2] Auf einen andern, wie mir nach den mir vorliegenden rheinländiſchen Darſtellungen ſcheint, ſehr weſentlichen Unterſchied kann ich in dieſer Skizze nicht eingehen, nämlich darauf, daß die Bruchſtelle in unſern Mundarten, u. zw. auch in der einzelnen Mundart, außerordentlich beweglich iſt. Aus der Beweglichkeit der Bruchſtelle hoffe ich bei anderer Gelegenheit in die Mannigfaltigkeit unſeres Vokalismus etwas Licht bringen zu können.

[3] Über dieſen Ausdruck vgl. Sievers, Phonetik⁵. S. 243.

r·a:tsn usw. Als ich aber diesen dem Hochton vorangehenden mittleren Ton fassen lernte, fiel mir sofort eine, wie ich glaube wertvolle Ähnlichkeit auf: die von den drei Tönen gebildete Melodie war keine andere, als die vom feinhörigen Volksmelodienforscher G. Brandsch gelegentlich des von Prof. O. Bremer im Herbst 1905 veranstalteten phonetischen Kurses erkannte Melodie, die er durch die siebenbürgische Mundart immer wieder durchschlagen höre, nämlich

Je mehr ich der Sache nachging, um so deutlicher wurde mir, daß der musikalische Akzent des einzelnen betonten Wortes in unsrer Mundart nichts anders ist, als der unsre Mundart im weitesten Umfang beherrschende musikalische Satzakzent.[1] Anders ausgedrückt: Das einzelne Wort ist in dieser Mundart musikalisch unbetont; musikalische Betonung erhält es erst im Satz, in der Akzentstellung. Wörter vor der Akzentstelle werden in allen ihren (sangbaren) Teilen auf dem Mittelton, Wörter nach der Akzentstelle ebenso in allen ihren (sangbaren) Teilen auf dem Tiefton gesprochen. Das akzentuierte Wort selbst trägt, wenn dem hochbetonten Stammvokal sangbare Elemente vorangehen, alle drei Töne, andernfalls nur Hochton und Tiefton, in der oben gekennzeichneten Weise.

In den rheinländischen Mundarten, über deren Akzentverhältnisse mir Beschreibungen vorliegen, müssen weniger durchsichtige Beziehungen zwischen Wort- und Satzbetonung herrschen, sonst würden die Darsteller dieselben gewiß klarer beleuchten.

Nörrenberg, der den rheinischen Akzent zuerst wissenschaftlich behandelt hat,[2] sagt nur in einem kurzen Schaltsatz, daß es sich „um Erscheinungen in Stammsilben betonter Satzstellung" handle, ohne auszuführen, wie sich die in betonter Satzstellung zirkumflektierten Wörter und Wortformen unter musikalischem Gesichtspunkte in unbetonter Satzstellung verhalten. Darf aus jener beiläufigen Bemerkung geschlossen werden, daß in der Mundart Nörrenbergs (Dormagen, 20 km N Köln) in unbetonter Satzstellung der Zirkumflex, wie im Siebenbürgischen, völlig verschwinde und das ganze Wort irgend einen einheitlichen Ton erhalte?

Diederichs macht[3] die allgemeine Bemerkung, „daß jedes Wort,

[1] Dieser Akzent beherrscht, wenn ich recht sehe, nicht nur die gewöhnlichen Aussagesätze, sondern auch die Aufforderungs- und einen Teil der Fragesätze (die Ergänzungsfragen).

[2] Paul und Braune, Beiträge IX, S. 402.

[3] a. a. O., S. 8.

je nach der Natur des Satzes, in welchem es auftrete, und je nach der Stellung, welche es in diesem einnehme, eine melodisch verschiedene Aussprache haben könne," und führt später[1] aus, daß „Wörter, welche ... je nach ihrer sprachlehrlichen Rolle oder auch nur je nach ihrer Stellung in Satz und Rede, bald stark, bald schwach oder gar nicht betont werden, ihrer Brechung in letzterem Falle zuerst verlustig gehen". Danach stellt sich Diederichs die Brechung oder die zirkumflektierte Betonung als an dem Worte haftend, als eine vom Satzakzent zunächst unabhängige Wortbetonung vor.

Maurmann begnügt sich[2] mit der Bemerkung, daß das Intervall zwischen Hochton und Tiefton, das in stark hervorgehobenen Wörtern eine Quart oder eine Quinte betrage, im Zusammenhang der Rede gewöhnlich geringer sei. Falls die Bemerkung begründet ist, kann sie nur soviel besagen, daß in der Mundart von Mühlheim die zirkumflektierte Betonung vom Satzakzent unabhängig, an das Wort gebunden sei und in unbetonter Satzstellung nicht etwa aufgehoben, sondern höchstens durch Verringerung des Intervalls etwas herabgemindert werde.

Ähnlich schreibt Müller,[3] daß die Intervalle zwischen Hoch- und Tiefton „je nach der Betonung des Wortes im Satze" variieren, und bemerkt einige Zeilen weiter, daß der erste Exspirationsgipfel — der Hochton ist zugleich Hauptiktus, der Tiefton zugleich Nebeniktus — stärker betont sei als der zweite und „besonders bei betonter Satzstellung" als kräftig gestoßener Laut empfunden werde. Danach wäre, falls Müller richtig beobachtet hat, in der Mundart von Ägidienberg der Zirkumflex auch an das Wort gebunden.

Ganz anders als diese Gewährsmänner äußert sich nun Münch. Er schreibt:[4] „Wo keine Betonung, da auch kein doppeltoniger Akzent. Wenn es beim einzeln gesprochenen Worte anders zu sein scheint, so rührt dies daher, daß ein einzelnes Wort mit Betonung gesprochen zu werden pflegt." Also wäre die zirkumflektierte Betonung eines Wortes, wie bei uns, an den Satzakzent gebunden? Was Münch aber vom ripuarischen Satzton sagt — es braucht freilich zunächst nur für die Mundarten des mittleren Erftgebietes (Bergheim, Euskirchen, Zülpich) zu gelten —, das läßt sich im allgemeinen ganz wohl auch von unsern Mundarten sagen. Er schreibt:[5] „Es ist der deutschen Sprache eigen, daß die Stimme

[1] a. a. O., S. 136.
[2] a. a. O., S. 4.
[3] a. a. O., S. 2.
[4] a. a. O., S. 16.
[5] a. a. O., S. 23.

sich nicht auf derselben Tonhöhe erhält, sondern auf- und abgeht. Das ist besonders in der ripuarisch-fränkischen Mundart der Fall. Sie bewegt sich in der Regel auf einem Mittelton, steigt bei der Betonung zum Hochton und fällt beim Schlusse des Satzes zum Tiefton." Die Intervalle freilich gibt Münch viel größer an, als sie meiner Erfahrung nach uns geläufig sind. Diesbezüglich fährt er fort: „Will man die verschiedenen Töne durch Intervalle bezeichnen, so kann man sagen, daß sich die affektlose Rede gewöhnlich auf der Quinte bewegt, bei der vollen Betonung zur obern Oktave hinaufgeht, um im Satze wieder zur Quinte zurückzukehren, und am Ende des Satzes oder der Satzreihe auf dem Grundton zur Ruhe zu kommen. Bei ruhiger Rede findet also der Tonwechsel innerhalb einer Oktave statt." Und nun notiert Münch die Melodien verschiedenartigster Sätze. Leider spricht er sich über das Verhältnis der Satz- zur Wortmelodie, insbesonders der Satzmelodie zur zirkumflektierten Wortbetonung nicht näher aus. Dennoch glaube ich aus den notierten Satzmelodien herauslesen zu dürfen,

1. daß die von Münch geschilderte Satzbetonung sich mit der uns geläufigen im einzelnen zwar nicht deckt, mit derselben aber doch insoweit in Parallele setzen läßt, als zu ihrer Darstellung drei Tonhöhen genügen;

2. daß zirkumflektierte Betonung in der Mundart Münchs, wie im Siebenbürgischen, nur an der Akzentstelle oder den Akzentstellen des Satzes eintritt.

Was aber die Abweichungen anbetrifft, die die Darstellung Münchs den vordem genannten Darstellungen gegenüber aufweist, so lassen dieselben ohne vorhergegangene, doch nur an Ort und Stelle mögliche Nachprüfung, kaum einen andern Schluß zu, als daß der „rheinische" Akzent eben nicht überall derselbe ist, daß sich vielmehr, wenn ein Teil der Darsteller nicht falsch beobachtet hat, in einem sehr wesentlichen Punkte Unterschiede zeigen, nämlich im Verhältnis zwischen Wort- und Satzakzent. In gewissen Mundarten, z. B. des mittleren Erftgebietes, scheint es, wie im Siebenbürgischen, überhaupt keine selbständige Wortmelodie zu geben; in andern Mundarten aber, z. B. Mühlheim a. d. Ruhr und Ägidienberg scheinen selbständige Satzmelodie und selbständige Wortmelodie miteinander zu streiten. Was ich aber bei Sievers, Wundt, Masing und Hoffmann[1] über diesen Punkt lese, macht es mir zweifelhaft, ob überhaupt genug, von einander unabhängige Beobachtungen vorliegen. Ich muß es einer spätern Gelegenheit vorbehalten, meine

[1] Stärke, Höhe, Länge. Straßburg 1892.

eigenen Beobachtungen mit denen der zuletzt genannten Forscher, besonders Hoffmann, zu vergleichen.

Ebensowenig Klarheit und Übereinstimmung, als in bezug auf das Verhältnis zwischen Satz- und Wortmelodie herrscht nun auch in einem andern wesentlichen Punkte, nämlich in der Beurteilung des Übergangs vom Hochton zum Tiefton.

Nörrenberg hat darauf aufmerksam gemacht, daß die beiden Töne seines niederrheinischen Akzents durch Stimmritzenverschluß getrennt seien. Mit Sicherheit behauptet er diesen Verschluß — den sogenannten gestoßenen Akzent — bei langen Vokalen:[1] „Nach mäßig langer Dauer des Vokals — merklich kürzer als sonst — wird plötzlich energischer Stimmritzenverschluß hergestellt und wieder geöffnet; aber nach der Öffnung entsteht kein Vokal mit deutlich bestimmbarer Farbe, sondern nur ein sehr reduzierter Klang, den man aber als tiefern Ton wahrnimmt, oder wenigstens wahrzunehmen das Gefühl hat. Von diesem gehen die Organe sofort zum folgenden Laute über, der dann, wenn er stimmhöhefähig ist, den Tiefton . . . hat. Die Pause während des Stimmritzenverschlusses fällt zuweilen recht merklich ins Ohr.“ Weniger sicher nimmt Nörrenberg solchen Stimmritzenverschluß in den Fällen an, wo Hoch- und Tiefton sich auf Vokal und Liquida oder Nasalis oder auf die beiden Komponenten eines Diphthongs verteilen.[2]

Maurmann stellt den Kehlkopfverschluß für die Mühlheimer Mundart entschieden in Abrede: „Eine zirkumflektiert betonte Silbe vereinigt exspiratorischen Haupt- und Nebenton in sich; der erste Exspirationsgipfel ist stets stärker betont als der zweite. Der Übergang zwischen den beiden Exspirationsgipfeln ist ein unmittelbarer: Kehlkopfverschluß findet niemals statt.“[3]

Müller äußert sich für die Ägidienberger Mundart unentschieden, glaubt aber schließlich, daß besonders bei den zirkumflektierten langen Vokalen Stimmritzenverschluß eintritt. „Jedenfalls wird besonders im Gegensatz zu den nicht zirkumflektierten Langvokalen der Exspirationsstrom mit einem kräftigen Ruck durch die Stimmritze getrieben.“[4]

Diederichs, der Nörrenbergs Untersuchung gar nicht zu kennen scheint, spricht sich mittelbar gegen Stimmritzenverschluß aus. Er schreibt nämlich: „Ich hatte . . . gut versuchen, den ersten Teil zweiheitlicher

[1] a. a. O., S. 407.
[2] a. a. O., S. 405 f.
[3] a. a. O., S. 4.
[4] a. a. O., S. 2 f.

[d. i. zirkumflektierter] Selbſtlaute . . . kürzer auszuſprechen, als es gewöhnlich geſchieht, es gelang mir weder die Dauer zu vermindern, noch den Längeneindruck zu beſeitigen. Nur verlängern konnte ich ihn, ohne daß er fremdartig erſchien, bis zu einer entſchiedenen Länge, wobei ich mich allerdings . . . . vorſehen mußte, daß der zweiheitliche Laut nicht in einen einheitlichen umſchlug . . . . Der durch eine noch ſo ſchnelle Ausſprache des erſten Lautteils . . . nicht deutlich hervorzubringende Eindruck einer Kürze wird erſt durch Einführung einer . . . Stimmritzenſchließung möglich."[1] Diederichs weiß alſo ganz gut, was ein Stimmritzenverſchluß iſt; er kann ihn willkürlich in das Intervall zwiſchen den beiden Tönen einführen. Daß er das aber abſichtlich tun muß, um einen beſtimmten Eindruck hervorzurufen, beweiſt, daß ſeine Sprechweiſe für gewöhnlich den Stimmritzenverſchluß nicht kennt. Und dabei iſt doch gerade er es, der von einem kräftigen Ruck zwiſchen den beiden Tönen ſpricht.

Münch ſpricht von einem „ſtark geſchnittenen", „ſtoßweiſen" Einſatz; doch iſt zweifelhaft, ob er damit Stimmritzenverſchluß meint.[2]

Alle genannten Forſcher denken ſich den Stimmritzenverſchluß ausſchließlich als Kehlkopftenuis. Dieſe findet Nörrenberg in ſeiner Ausſprache von lf, dat. von Leib; f's, dat. von Eis uſw. Die Kehlkopftenuis kann Maurmann in ſeiner Mundart gar nicht und Müller in der ſeinen höchſtens bei Zirkumflexion der langen Vokale finden. Stimmloſer Kehlkopfverſchluß iſt aber auch für unſre ſiebenbürgiſchen Mundarten wenigſtens vorſiebenbürgiſcher Zeit behauptet worden, und zwar von keinem Geringeren als Sievers.

Unſre Formen brœokt, ślœogdrn, tset't, šnedd̄n, let't führt Sievers auf ältere Formen brū't, slū'dern, zī't, snī'den, lū'də, d. i. auf Formen mit Stoßton, ähnlich den von Nörrenberg aus ſeiner Mundart angemerkten Formen zurück.[3] Infolge „ſprunghaften" Wechſels der Artikulationsſtelle ſeien für die Kehlkopftenuis k und g bzw. t' und d' eingetreten. Im Zuſammenhang mit den ſiebenbürgiſchen Formen nennt Sievers ſofort die niederrheiniſchen tsik und lück und führt ſie über vorauszuſetzende, wenn auch nirgend mehr erhaltene *tsikt und *lükt gleichfalls auf zī't und lū'də zurück. Damit ſpricht aber Sievers unſrer Mundart, wenigſtens für die Vergangenheit, rheiniſchen Akzent zu.

Was nun zunächſt die heutige Mundart anbetrifft, ſo glaube ich

[1] a. a. O., S. 22.

[2] a. a. O., S. 15 (§ 17).

[3] Pauls Grundriß I², 315 (§ 70, 1).

ſagen zu dürfen, daß ihr der Hoch- und Tiefton trennende ſtimmloſe Kehlkopfverſchluß fehlt; zum mindeſten muß ich das für die mir geläufige Mediaſcher Mundart behaupten, aus der Sievers die obigen Beiſpiele genommen hat. Ja gerade das Fehlen des durch Nörrenberg in den Vordergrund des Intereſſes gerückten ſtimmloſen Glottisverſchluſſes hat mich bis vor kurzem an der nähern Verwandtſchaft unſeres gegenwärtigen Akzents mit dem rheiniſchen zweifeln laſſen. Aber auch für die Vergangenheit ſchien mir ſtimmloſer Stimmritzenverſchluß nicht genügend geſichert, und noch immer halte ich die Zurückführung der ſtimmhaften g und d in Formen wie šlœogdrn und šned'dn auf ſtimmloſen Glottisverſchluß gerade im Südſiebenbürgiſchen für bedenklich, wo ſich aus *slū'dern, *snī'dn Formen mit den ſtimmloſen Konſonantengruppen kd und t'd entwickeln müßten. Hieran muß ich um ſo mehr feſthalten, als ich mittlerweile die Natur des „Rucks“ in unſrer Mundart beſſer erkannt zu haben glaube. Während ich bisher nur von einer „diphthongiſchen Spannung“ zu ſprechen wagte, glaube ich nun auch in meiner Mundart, mindeſtens in affektvoller Rede, einen entſchiedenen „Ruck“, d. h. einen „Bruch“ zu erkennen, der mir wohl nur darum ſo lange verborgen geblieben iſt, weil ich immer einen ſtimmloſen „Ruck“ oder „Bruch“ ſuchte. Der mir und den Meinen geläufige Ruck iſt, wenn ich recht ſehe, dem eigentümlichen Laut, der ſich beim Übergang von der Kopfſtimme zur Bruſtſtimme und umgekehrt unwillkürlich einſtellt, zum mindeſten ſehr ähnlich. Dieſer Laut verhält ſich aber unſerm Empfinden nach zum feſten, d. h. ſtimmloſen Kehlkopfverſchluß etwa ſo wie die ſtimmhafte Media d zur Tenuis t. Hat man den ſtimmloſen Kehlkopfverſchluß eine Kehlkopftenuis genannt, ſo müßte ich den mir und wohl allen unſern Mundarten geläufigen „Ruck“ als Kehlkopfmedia bezeichnen. Doch ich begnüge mich zu konſtatieren, daß ſich in dem Intervall zwiſchen Hoch- und Tiefton in meiner Mundart ein Kehlkopflaut entwickelt und daß dieſer Laut nicht ſtimmlos, ſondern ſtimmhaft iſt. Wenn aber die Bruchſtelle zwiſchen Hoch- und Tiefton in der Gegenwart durch einen ſtimmhaften Kehlkopflaut eingenommen wird, was hindert, auch für die vorſiebenbürgiſche Vergangenheit an derſelben Stelle denſelben Laut vorauszuſetzen? Sollte es ferner allzugewagt ſein, den „hochgegriffenen, ſcheinbar ſtark hervorgehobenen, ſchnell verlaſſenen Anfangston“, wenigſtens für die Vergangenheit als dem Kopfregiſter, den „tief gelegenen Endton“ aber, zu dem die Stimme „entſchloſſen“ hinabſpringt, als dem Bruſtregiſter angehörig anzunehmen, ſo daß der „Ruck“ ſeiner Herkunft nach tatſächlich nichts anders wäre,

als die Bruchstelle zwischen Kopf- und Bruststimme? Auch gegenwärtig glaube ich in meiner Mundart, besonders in lebhafter, affektvoller Rede an der Akzentstelle deutlich beide Register zu erkennen. Aus jenem stimmhaften Kehlkopflaut lassen sich durch „sprunghaften" Wechsel der Artikulationsstelle die Formen šlœogdrn und šneddn besser, die Formen brœokt und tset't aber ebensogut erklären als aus stimmlosem Kehlkopfverschluß. Meine Meinung ist allerdings die, daß sie so erklärt werden müssen. Mir genügt hier aber, die Möglichkeit dargetan zu haben, die oben gekennzeichneten Unsicherheiten bzw. Unebenheiten in den Darstellungen des rheinischen Akzents durch die Annahme auszugleichen, daß unsere Mundarten in dem stimmhaften Kehlkopflaut zwischen Hoch- und Tiefton das Ursprüngliche bewahrt haben. Eine ausgiebigere Verwertung dieser Annahme zur Aufhellung unsres Vokalismus muß ich einer spätern Gelegenheit vorbehalten.

Wenn es aber erlaubt ist, in einem so hervorstechenden Punkte Verwandtschaft unseres Akzents mit dem rheinischen zu erkennen, so wird die Annahme, daß wir es in unsrer Mundart überhaupt wesentlich mit rheinischem Akzent zu tun haben, kaum abzuweisen sein. Nur ein Punkt bedarf noch eingehenderer Erörterung, nämlich die Tatsache, daß in unsrer Mundart unter Umständen jedes Wort und jede Wortform zirkumflektiert wird, während in den bisher untersuchten rheinländischen Mundarten die zirkumflektierte Betonung, zu einem Teil wenigstens, an gewisse Bedingungen der Wortgestalt gebunden ist und gewisse Wortformen überhaupt nie zirkumflektierte Betonung tragen.

Um klarer zu sehen, ist es notwendig, die Bedingungen näher ins Auge zu fassen, an die die zirkumflektierte Betonung nach den öfter genannten Schriftstellern gebunden sein soll.

Da muß ich nun freilich gestehen, daß ich nicht imstande bin, die hier und dort genannten Bedingungen in einen widerspruchslosen Zusammenhang zu bringen. Denn erstlich soll die zirkumflektierte Betonung der Stammsilbe von dem Verlust einer Endsilbe (durch Aus- oder Abfall eines Vokals) abhängig sein — das gilt von einem Teil des überhaupt brechungsfähigen Materials; zweitens soll die zirkumflektierte Betonung ohne Rücksicht auf den sonstigen Zustand des Wortes eintreten, wenn die Stammsilbe althochdeutsch â, ô, ê, ia, uo, io enthält. Also Wörter, deren Sammsilbenvokal auf einen der genannten Vokale zurückgeht, erhalten, mindestens in betonter Satzstellung, unter allen Umständen, oder wie sich die auf Nörrenberg fußenden Schriftsteller ausdrücken, „spontan" zweigipflige, d. h. zirkumflektierte Betonung; andre

Wörter von einem gewiſſen Bau nur dann, wenn eine in früherer Zeit vorhandene Endſilbe geſchwunden iſt. In einem Teil des brechungsfähigen Wortmaterials ſoll die Stammſilbe außer dem ihr gebührenden Hochton nur dann auch den Tiefton bekommen, wenn dieſer ſich von einer im Laufe der Zeit geſchwundenen Folgeſilbe auf die Stammſilbe „zurückgezogen“ hat. Dieſes Zurückziehen des Tieftons in die nächſte Nähe des Hochtons mußte freilich unterbleiben, wenn die Stammſilbe von der ehedem vorhandenen Endſilbe durch ſtimmloſe Konſonanz getrennt war. Stimmloſe Konſonanz bildete eine Grenze, die den Hochton der Stammſilbe vom Tiefton der Folgeſilbe für immer trennt. Anders freilich in den Wörtern mit den genannten alten Vokalen. Dieſe Vokale tragen — doch nur in betonter Satzſtellung? — von Anfang an beide Töne, mag das Wort einſilbig oder mehrſilbig ſein, mag in mehrſilbigen Wörtern der Stammvokal von der Folgeſilbe durch ſtimmhafte oder ſtimmloſe Konſonanz getrennt und die Folgeſilbe im Lauf der Zeit geſchwunden ſein oder nicht.

Ich glaube, es iſt unmöglich, dieſe beiden Erſcheinungen des rheiniſchen Akzents, nämlich die „ſpontane“ und die ſich aus „kombinatoriſchem Lautwandel“ ergebende Brechung unter einen Hut zu bringen, wenn man, wie das die genannten Schriftſteller tun, im letztern Falle den Schwund der Endſilbe gewiſſermaßen als die Urſache der Zirkumflexion anſieht, und — erlaube ich mir hinzuzuſetzen — wenn man an einer ſelbſtändigen Wortmelodie feſthält. Die Schwierigkeit hat auch J. Müller deutlich empfunden und gibt darum die Hoffnung auf, daß die ſpontane Zirkumflexion jemals eine befriedigende Erklärung finden werde.[1] Freilich liegen in ſeiner Mundart die Verhältniſſe noch verwickelter, indem die bedingte (nicht-ſpontane) Zirkumflexion dort nicht nur beim Schwund der Folgeſilbe eintritt, ſondern auch dann, wenn dieſe Silbe erhalten iſt.[2] In ſeiner Mundart genügt alſo angeblich ſchon die Abſchwächung der Folgeſilbe, um die Brechung der Stammſilbe herbeizuführen.

Wie verhalten ſich nun in dieſem Punkte unſre Mundarten?

Wenn ſich gegenwärtig auch keine der erwähnten „Bedingungen“ für den Eintritt zirkumflektierter Betonung feſtſtellen laſſen ſollte — und ich habe bis noch tatſächlich keine finden können —, ſo muß doch die Frage aufgeworfen werden, ob nicht etwa für eine frühere Periode der ſiebenbürgiſchen Sprachgeſchichte ſolche Bedingungen gegolten haben, als für die rheinländiſchen Mundarten heute noch gelten.

[1] a. a. O., S. 11.

[2] a. a. O., S. 9. Vgl. auch Münch, a. a. O., S. 16 ff.

Nun finden sich allerdings auch heute noch Spuren ehedem „bedingter" Tonbrechung, und ich glaube, daß sich auch eine Übersicht über das ursprünglich allein „spontan" zirkumflektierte Sprachmaterial gewinnen läßt.

Eine unzweifelhafte Spur ehedem „bedingter" Brechung erkenne ich in der Form duəx in Ausdrücken wie fiur duəx, æχt duəx (vor Tag, acht Tage) im Gegensatze zum nom. acc. sing. dōx (Tag), auf welchen Gegensatz zuerst Wolff[1] aufmerksam gemacht und den er im Anschluß an Regel[2] zu erklären versucht hat. Zu dem von Wolff aufgestellten Beispiel dōx-duəx habe ich später[3] əvēχ-viəχ (weg, Weg) in Parallele gesetzt. Daran anknüpfend habe ich in einer Abhandlung zur Geschichte des siebenbürgischen Vokalismus[4] die auf alte kurze Vokale zurückgehenden langen Vokale unsrer Mundart einer Sichtung unterzogen und ō-uə (bzw. ē-iə) überhaupt als zwei durch unser Sprachmaterial durchgehende siebenbürgische Längungstypen nachzuweisen versucht. Es geschah das ohne Rücksicht auf den musikalischen Akzent, dessen Bedeutung ich zwar nie unterschätzt habe, dessen Wesen mir aber bis vor kurzem viel zu schwierig erschien, als daß ich mich ernstlich daran hätte wagen dürfen. Um so sicherer glaube ich nun behaupten zu können, daß der von mir aufgestellte Typus uə (iə) an ganz ähnliche Bedingungen geknüpft ist als die nicht-spontane Zirkumflexion in Ripuarien nach den Darstellungen Müllers und Münchs. Vollständiger wird die Parallele aber, wenn man das in den Rheingegenden „spontan" zirkumflektierte Wortmaterial in unseren siebenbürgischen Mundarten aufsucht. Da findet sich nämlich, wenigstens in einem Teil dieses Materials, heute noch eine Erscheinung, die, urkundlich schon für die Zeit unsrer Auswanderung beglaubigt, von Nörrenberg[5] als Ausdruck rheinischen Akzents aufgefaßt wird. Aus der ältesten ihm bekannten Quelle, einer kölnischen Lokalurkunde von 1169, führt er die auffälligen, uns freilich sehr anheimelnden Formen doit und noit (Tod und Not), aber auch dait und schaig (Tat und Schach-Räuberei) an. Der Umstand aber, daß gerade die Vokale, die heute im Rheinischen gestoßen, d. h. spontan zirkumflektiert sind, nämlich die alten â und ô, hier als ai und oi erscheinen, nötigt ihn zur Annahme, daß das i die Stimmritzenöffnung (nach dem Stoßton)

[1] Korrespondenzblatt II, S. 90ff.
[2] Die Ruhlaer Mundart, Weimar 1868. S. 87f.
[3] Mundart der Siebenbürger Sachsen, § 9, 3. Anm. 3.
[4] Programm des Landeskirchenseminars, Hermannstadt 1897.
[5] a. a. O., S. 411.

bezeichne und „den etwas nach i-Färbung neigenden Vokal der Indifferenzlage“ darstellen könne.

Tatsächlich finden sich nun heute noch durch das Siebenbürgische hin, wenigstens in dem größten Teile des hierhergehörigen Materials, neben monophthongischen Formen auch solche mit i-Diphthongen. In einer und derselben Ortsmundart hat sich freilich entweder die monophthongische oder die diphthongische Form festgesetzt. Altem ā in Wörtern wie Schaf, schlafen, entspricht in unsern städtischen Mundarten zwar monophthongisches ō, betont ō: d. h. o·o., sonst aber meist ein Diphthong i·u., y·u., i·o., y·o., œ·o., freilich auch wieder monophthongisches y·y. — Althochdeutschem ō (aus germ. au) in Wörtern wie groß, tot, entspricht in den städtischen Mundarten von Bistritz und Kronstadt allerdings monophthongisches ū, betont ū:, d. h. u·u., in Mediasch und vielen Dorfsmundarten aber i·u., in andern u·i.; ī: d. h. i·i. in Hermannstadt und Schäßburg sind gewiß nur spätere Monophthongierungen i-haltiger Diphthonge, wie das in manchen Mundarten auftretende y·y. — Althochdeutschem uo (aus germ. ō) in Wörtern wie Stuhl, Bruder, entspricht zwar in den Mundarten von Bistritz und Hermannstadt ā, betont ā: d. h. a·a., in manchen Mundarten aber i·a., in vielen e·a., æ·a. u. a.[1]

Das mag vorläufig genügen, um eine sichere Parallele zwischen unsern und gewissen rheinischen Mundarten darzutun. Im allgemeinen ist sie auch schon beachtet worden;[2] was aber noch zu zeigen erübrigte, war, daß das in Betracht kommende Material eben die Hauptmasse der in den Rheingegenden „spontan“ zirkumflektierenden Wörter umfaßt, wodurch wiederum die Bemerkung Nörrenbergs, daß die ai und oi in kölnischen Denkmälern ein Ausdruck rheinischen, d. h. zweigipfligen Akzents sei, gestützt wird. Mehr wage ich aber auch nicht zu behaupten, als daß die siebenbürgischen wie die altkölnischen Diphthonge irgendwie mit dem „rheinischen“ Akzent zusammenhängen. Schon der Umstand, daß wir es im Siebenbürgischen nicht nur mit einem Vokal nachschlag oder einem nachschlagenden Vokal zu tun haben — unter welchem Namen die Erscheinung in der deutschen Sprachgeschichte bekannt ist —, sondern mindestens so oft mit einem Vokal vorschlag (im Bereiche des alten ā sogar ausschließlich mit vorschlagendem i) läßt die Erklärung

[1] Auf eine Vergleichung mit ähnlichen Erscheinungen in deutschländischen Mundarten kann ich hier leider nicht eingehen; sie könnte unter Umständen auf die Herkunftfrage schärferes Licht werfen.

[2] Vgl. Wolff, Konsonantismus, S. 67.

Nörrenbergs für unſre Mundarten fraglich erſcheinen, daß nämlich das i gewiſſermaßen Folge eines vorausgegangenen Kehlkopfverſchluſſes ſei. Nach Nörrenberg ſchließt nämlich die Kehlkopftenuis das ā oder ō und damit den Stimmton vollſtändig ab. Was bei oder nach Wiederöffnung der Stimmritze ertönt, muß ja etwas Neues ſein, ein Vokal, der eher mit dem Vokal der etwa folgenden Nebenſilbe als mit dem durch Kehlkopfverſchluß abgeſchnittenen Stammvokal verwandt iſt. Kann das alles auch für den ſiebenbürgiſchen i-Vorſchlag gelten? Wie das Siebenbürgiſche, aber auch manche rheiniſche Mundarten zeigen, iſt mit dem rheiniſchen Akzent überhaupt Kehlkopfverſchluß nicht notwendig verbunden. Wo nun aber trotz fehlenden (ſtimmloſen) Kehlkopfverſchluſſes ein i vor- oder nachſchlägt, da muß es irgendwie als Stück des Stammvokals gefaßt und mindeſtens teilweiſe aus ihm abgeleitet werden.[1]

Wie dem aber immer ſei, ich glaube, daß ſich auch in unſern ſiebenbürgiſchen Mundarten noch deutliche Spuren finden, die darauf hinweiſen, daß auch in ihrem Bereich ehedem „bedingte“ und „ſpontane“ Zirkumflexion geſchieden waren, wie ſie es im Rheiniſchen noch immer ſind. Die für unſre Mundarten ſo charakteriſtiſchen uə und iə nehme ich als Spuren ehedem „bedingter,“ die ebenſo charakteriſtiſchen ui, iu, ia als Zeichen ehedem „ſpontaner“ Zirkumflexion. Damit erſcheint aber die Verwandtſchaft unſres Akzents mit dem rheiniſchen um ein gutes Stück enger. Um ſo bedeutſamer wird uns aber eine andere Frage, nämlich die, woher unſre Mundarten die heute ſie beherrſchende unbedingte Brechung bekommen haben?

Dieſe Frage iſt eigentlich nichts anders, als die Frage nach unſrer Sprachmiſchung. Sie iſt ſchon von Marienburg und Wolff berührt worden.

In den an die Spitze dieſer Unterſuchung geſtellten Ausführungen Marienburgs heißt es weiter: „Mit größter Beſtimmtheit wagen wir... die Behauptung, unſer dem u-Laut ſich näherndes l ſei altfränkiſchen Urſprungs, und gründen unſre Hypotheſe auf die Tatſache, daß eben in den Gegenden, welche zur Zeit der Völkerwanderung vorzugsweiſe von Franken beſetzt wurden, das anlautende (verdruckt für „auslautende“) l in ein förmliches u übergegangen iſt. So lauten im Franzöſiſchen die altdeutſchen Namen: Albrich = Aubry; Balduin = Baudoin; Walter = Gautier; Reinwald = Renaud; Theobald = Thibaut uſw. Aber

[1] Ich halte es nicht für ausgeſchloſſen, daß das Studium dieſer Erſcheinungen in unſern Mundarten auf die Entwicklung u > ü in der franzöſiſchen Sprachgeſchichte Licht werfen könnte, u. zw. ziemlich geradlinig.

auch in Wörtern romaniſchen Stammes hat ſich im Franzöſiſchen dieſelbe altfränkiſche Ausſprache des l geltend gemacht, z. B. autre alter; chateau castellum; vaux vallis; haut altus. Chauvin Calvinus uſw. Aber nicht nur auf franzöſiſchem Sprachgebiete, auch auf benachbartem deutſchen Boden, wo ebenfalls Franken geherrſcht, iſt das ſemivokaliſche fränkiſche l in u übergegangen; ſo in Aachen, der Lieblingsſtadt des großen Frankenkaiſers: aue = alt; bau = bald; hauen = halten; kauv = Kalb; sau = ſoll; Wauf = Wolf uſw. Ebenſo im Flammändiſchen Hout = Holz; kout = kalt uſw. im Holländiſchen: oude = alt uſw." Dieſe Vermutung eines „genetiſchen Zuſammenhanges" unſerer Mundart mit der Sprache der alten Franken ſucht Marienburg ſofort durch den Hinweis auf unſer „naſales (d. h. gutturales bzw. mouilliertes) n" zu ſtützen, indem er franzöſiſch vin mit sb. wéng und kölniſch wing vergleicht, wobei er freilich, ebenſo wie beim auslautenden l, von vorneherein überzeugt iſt, eine „altfränkiſche," und nicht etwa eine kelto-romaniſche Eigentümlichkeit vor ſich zu haben.

Wie Marienburg, ſo iſt 13 Jahre ſpäter auch Johann Wolff[1] davon überzeugt, daß man es in Schäßburg zeń, šeń, broń (!) Hermannſtadt zeɒ, šeɒ, broɒ; Aachen, Köln, Elberfeld sing, Aachen sching, luxemburgiſch scheng, rheinfränkiſch brung mit einer „rein fränkiſchen" Spracheigentümlichkeit zu tun habe. „Wie in vielen Fällen, ſo biete das Franzöſiſche auch hier eine intereſſante Analogie. Franzöſiſch fin, un, mien, vin, brun uſw. werden ganz wie das rheinfränkiſche sing, ſiebenbürgiſch-ſächſiſche und luxemburgiſche feng uſw. mit dem Naſal ng geſprochen. Mit unſrer und der luxemburgiſchen Mundart habe das Franzöſiſche auch die Vokalbrechung[2] gemein. Es dürfte ſo ſchwer zu erweiſen gerade nicht ſein, daß das franzöſiſche n = ng unter dem Einfluß der in Gallien eingewanderten Franken entſtanden ſei."

Über die fränkiſche Invaſion Galliens ſind inzwiſchen freilich andre, und wie es ſcheint, richtigere Anſchauungen zur Geltung gekommen, als noch in den achziger Jahren vorgetragen wurden. Zunächſt ſcheint es erwieſen zu ſein, daß die deutſch-franzöſiſche Sprachgrenze, vor allem in der uns am meiſten intereſſierenden Luxemburger Gegend, ſeit ihrer Entſtehung ſo geringen Schwankungen unterworfen geweſen iſt, daß die Forſchung nach unſrer Herkunft, vorläufig wenigſtens, davon ganz abſehen kann. Fürs zweite aber muß damit gerechnet werden, daß die öſtlich dieſer im großen und ganzen ſtabilen Sprachgrenze liegenden

[1] Konſonantismus, S. 26.

[2] Von mir hervorgehoben.

kelto-romaniſchen Enklaven mindeſtens ebenſo bedeutend geweſen ſind, als die weſtlich davon liegenden germaniſchen. Metz iſt nie eine deutſche Stadt geweſen,[1] um Trier aber erhielt ſich die romaniſche Sprache bis ins 10. Jahrhundert.[2] Namentlich im Gebiete der untern Moſel, auf Eifel und Hundsrück haben ſich lange Zeit beträchtliche Reſte der keltoromaniſchen Bevölkerung gehalten.[3] Allerdings ſcheint gerade in den uns beſonders intereſſierenden Gegenden von Lothringen und Luxemburg der das linke Rheinufer vom romaniſchen Gallien abſperrende Damm deutſcher Sippenſiedlungen beſonders ſtark geweſen zu ſein.[4] Immerhin würden Marienburg und Wolff, wenn ihnen heute gewiſſe ſiebenbürgiſche und kelto-romaniſche Parallelen auffielen, ſchwerlich mit der früheren Sicherheit „rein fränkiſche" Eigenart behaupten. Das Problem haben ſie aber erkannt und auf die hervorragendſten Punkte den Finger gelegt. Hier intereſſiert uns die von Wolff berührte Vokalbrechung.

Unter der Vokalbrechung, die unſre und die luxemburgiſche Mundart mit dem Franzöſiſchen gemein haben ſoll, verſteht Wolff zweifellos die für das Siebenbürgiſche und Luxemburgiſche ſo charakteriſtiſchen uə und iə. Sie ſtehen für altes a — das aber längſt o-Klang gewonnen haben mußte — und e in offener Silbe, vorzüglich vor ſtimmhaftem Konſonanten, in Wörtern wie gruəvn (Graben), liəvn (leben). Ganz ähnlich im Franzöſiſchen — wie übrigens auch in andern romaniſchen Sprachen —: altfranzöſiſch prueve (proba), franzöſiſch brief (breve).[5] Nun finden ſich in unſrer Mundart jene beiden gebrochenen Laute auffallenderweiſe auch in völlig anders gebauten Wortformen, z. B. nuəχt (Nacht), kniəχt (Knecht).[6] Sollte es nur Zufall ſein, daß ſich im Franzöſiſchen die analoge auffallende Erſcheinung findet? Vgl. altfranzöſiſch nueit (nocte), nordfranzöſiſch *pieitz (pectus).[7] In dieſem Zuſammenhange ſei nun aber doch ſofort auch auf ein Weiteres hingewieſen. Nicht minder kennzeichnend für das Siebenbürgiſche und Luxemburgiſche ſind nächſt den uə and iə

[1] Witte, Deutſche und Keltoromanen in Lothringen. Straßburg 1891. S. 99; Behaghel, in Pauls Grundriß I², S. 653.

[2] Schiber, Die fränkiſchen und alemanniſchen Siedlungen in Gallien. Straßburg 1894. S. 32.

[3] Witte, Das deutſche Sprachgebiet Lothringens, in Kirchhoffs Forſchungen VIII (1894), S. 478. Schiber, a. a. O., S. 23ff.; Behaghel, a. a. O.

[4] Schiber, a. a. O., S. 62 und die dem Buch beigegebene Karte.

[5] Meyer-Lübke, Grammatik der romaniſchen Sprachen I, S. 167 und S. 143 und Suchier in Gröbers Grundriß I, S. 573.

[6] Vgl. Programm des Landeskirchenſeminars, Hermannſtadt. S. 6f.

[7] Meyer-Lübke, a. a. O., S. 171 und S. 149.

auch die æ-a und ɔ-a für alte i und u in Wörtern wie fæš-faš (Fisch), brɔst-brast (Brust). Darf man nicht wenigstens an die Möglichkeit eines Zusammenhanges denken, wenn man liest, daß die Sprachen Frankreichs gedecktes ĭ und ŭ zu ę und ǫ werden ließen?[1] Altfranzösisch mes (missu), most (mustu).[2] Keine dieser auffallenden siebenbürgisch-luxemburgisch-kelto-romanischen Parallelen ist für sich allein genommen stark genug, nähere ethnographische Beziehungen zu beweisen, alle zusammengenommen fallen aber jedenfalls schwer in die Wagschale und stärken durch ihre Verkettung wiederum das Gewicht jeder einzelnen.

Nun stehen unsre Mundarten aber auch gegenwärtig in unmittelbarer Nachbarschaft zu einer romanischen Sprache, nämlich zum Rumänischen. So gewagt es auch ist, über den Akzent einer Sprache zu urteilen, die man nicht genauer kennt, so habe ich doch nicht umhin gekonnt, wenigstens einen dürftigen Anfang zu machen in einer Untersuchung, die nicht mehr lange auf sich warten lassen darf, nämlich über die so oft behauptete Beeinflussung unsrer Mundart durch das benachbarte Rumänische. „So fest unsre Mundarten im ganzen an den altererbten Schätzen haften, so sind denn doch auch sie nicht gegen alle Wandlung gewappnet. Aus hundert Kanälen dringen Spracheinflüsse in mannigfacher Gestalt auf sie ein und langsam bröckelt ein Stückchen von dem uralten Bau nach dem andern herab. Und daß wir durch lange Jahrhunderte Walachen und Magyaren beständig zu Gau- und alsdann sogar zu Feld- und Hofnachbarn gehabt, das spiegelt sich unverkennbar auch in den Lauten unsrer Mundarten ab, in den einen mehr, weniger in den andern," schreibt Wolff (1875) in seinem Vokalismus (S. 77), und Kisch nimmt in den Schlußbemerkungen zu seinem Vergleichenden Wörterbuch der Nösner und moselfränkisch-luxemburgischen Mundart (1905) rumänischen und magyarischen Einfluß auf unsre Mundarten als eine gesicherte Tatsache an. Auch ich habe mich seinerzeit (1895) nicht enthalten können, darauf hinzuweisen, daß wie in der Urheimat das Romanische (Französische) das Gesamtgebiet der Mundart wahrscheinlich beeinflußte, solcher Einfluß „in Siebenbürgen durch das Rumänische aus nächster Nähe, sozusagen jede Dorfsmundart besonders treffen mußte."[3] Es war mir damals noch nicht klar, daß auch in der Urheimat aus allernächster Nähe wirkende romanische Einflüsse als wahrscheinlich anzusetzen seien. Ohne mir die Schwierigkeit der Untersuchung zu verhehlen, glaubte ich behaupten zu dürfen „daß,

[1] Suchier, a. a. O., S. 574.

[2] Meyer-Lübke, a. a. O., S. 87 und S. 124.

[3] Mundart der Siebenbürger Sachsen, § 45.

je mehr das sächsische Element mit dem rumänischen gemischt sei, der „romanische“ Charakter des siebenbürgischen Akzents [in Silbentrennung und Behandlung des Wortauslauts] um so stärker hervorbreche.[1] Für ein nordsiebenbürgisches Auslautgesetz glaubte ich eine rumänische Parallele ansetzen zu dürfen.[2] Dieselbe Parallele führt auch Kisch (wenigstens zur einen Hälfte) an[3] und spricht dabei ganz entschieden von einem rumänischen Lautgesetz, wie er unser r unbedenklich rumänisch-magyarisch-slavisch nennt. Ich meinte ferner für unsere Mundarten eine ähnliche Indifferenzlage annehmen zu dürfen, als für das benachbarte Rumänische und wies auf die palato-gutturalen Vokale in den beiden Sprachen hin.[4]

Das dürfte so ziemlich alles sein, was bis jetzt über das lautliche Verhältnis unsrer Mundarten zum Rumänischen gesagt bzw. behauptet worden ist. Mit Recht bemerkt Schullerus,[5] daß eine durch rumänischen Einfluß bewirkte Veränderung des Lautstandes unsrer Mundart trotz der Fülle rumänischer Lehnwörter noch an keinem Punkte nachgewiesen sei.

Nun ist mir aber, während ich das unsre Mundart beherrschende Dreitongesetz kennen lernte, eine weitgehende rumänische Parallele ins Ohr gefallen. Ich glaube im Rumänischen meiner Umgebung ein ähnliches Gesetz wahrzunehmen. Mit der angesichts meiner sonstigen Unbekanntschaft mit dem Rumänischen gebotenen Zurückhaltung erlaube ich mir auf folgendes hinzuweisen und bitte die Kenner, der Sache weiter nachzugehn:

1. In ähnlich gebauten Wörtern verteilen sich die drei Töne im benachbarten Rumänischen ganz ähnlich wie in unsern Mundarten, z. B. g·r·ɔ·ɔ.z.a. (groază, Entsetzen); ho·l.da (holdă, Flur); b·o·r.ta (bortă, Loch); kʌ·m.p (cîmp, Feld); fu·n.d̨ (fund, Grund); n·u·z.-g·r·a:s (nu-s gras, ich bin nicht fett); b·o:b̨ (bob, Bohnenkorn); ka:p (cap, Kopf); b·a: (ba, nicht, nein) usw. usw.

2. Dieser Tonfall kommt, wenn ich recht sehe, wie in unsern Mundarten, nicht dem einzelnen Worte als solchem, wohl aber jedem Worte an der Akzentstelle oder den Akzentstellen des Satzes zu.

3. Die von den drei Tönen gebildete Melodie ist sehr ähnlich der oben für unsre Mundarten notierten.

Soweit geht im großen ganzen die Ähnlichkeit des rumänischen

[1] a. a. O., § 45.

[2] a. a. O., § 50, Anm. 2.

[3] Korrespondenzblatt XXVIII (1905), S. 139.

[4] a. a. O., § 46. An dieser Parallele möchte ich gerne festhalten. Raum und Zeit verbieten mir aber, den Punkt hier so eingehend zu behandeln, als er es verdient.

[5] Korrespondenzblatt XXIX (1906), S. 127.

und sächsischen Tonfalls. Ihr gegenüber möchte ich auf folgende Verschiedenheiten aufmerksam machen.

1. Wenn die Tonsilbe vokalisch anlautet, trägt sie im Rumänischen alle drei Töne, während in unsern Mundarten, in der Regel wenigstens, der erste, d. h. der Mittelton fehlt. Z. B. a̯·a·l.tu̯ (alt, anderer); i̯·a:pa (ĭapă, Stute); u̯·o:pt (opt, acht); u̯·u·m.er (umăr, Schulter). Zugleich tritt freilich ein andrer charakteristischer Unterschied der beiden Sprachen zutage: dem Rumänischen fehlt in diesen Fällen der feste Einsatz, während im Munde des Sachsen in Wörtern wie den oben notierten der erste, d. h. der Mittelton gerne im festen Einsatz verstummt: 'ā·l.t, 'o:pt, 'u·m.er; i·a:pa wird im sächsischen Munde zu j·ā:pa.[1]

2. Die Vokalquantität, die schon in unsern Mundarten, dem Anschein nach eben durch das Dreitongesetz, in gewissen Fällen unsicher geworden ist,[2] ist es im Rumänischen noch in viel weiterem Umfange. So habe ich Wörter wie cap (Kopf), patru (vier), aber auch noapte (Nacht) aus einem und demselben Munde bald mit kurzem, bald mit langem a bzw. ɔ gehört. Ob Länge und Kürze mit mehr oder weniger betonter Stellung des Wortes im Satze zusammenhängen, kann ich nicht entscheiden; als einzelnes Wort, also jedenfalls betont gesprochen, hörte ich kap und kāp, patru und pātru, nɔ̄pte und nɔpte und bemerkte gleichzeitig freilich auch ein Schwanken der Akzentuierung: kap und pat und nɔp wurden mit einheitlichem, leicht abschwellendem Ton gesprochen, kāp, pāt und nɔ̄p, dagegen zweitönig: ka·a.p, pa·a.t, nɔ̄:p; es stünden also kap und ka·a.p, pa·tr.u und pa·a.tru, nɔ·ɔ.pte und nɔpte nebeneinander, was unter allen Umständen von großer Beweglichkeit der Sprache sowohl im Hinblick auf die Quantität als auch im Hinblick auf die Akzentuierung der Vokale[3] Zeugnis ablegt. Die Unsicherheit bzw. das Schwanken der Quantität im Rumänischen als einer romanischen Sprache ist nun nichts Auffallendes.[4] Bemerkenswert ist aber, daß sich, wenn auch in geringerem Maße, Ähnliches doch auch in unsern Mundarten findet: za:k usw.

3. Mitteltoniger Konsonant im Wortanlaut erscheint meinem Ohr

[1] Inwieweit ist der feste Einsatz im Siebenbürgischen wenigstens vom Gefühl des Mitteltons begleitet? Vgl. Nörrenberg, Hoffmann.

[2] Oder ist das Dreitongesetz ein Ausdruck der unsichern Quantität? Von Ursache und Wirkung zu sprechen, widerstrebt mir eigentlich.

[3] Vgl. oben S. 387, Anm. 2.

[4] Vgl. Meyer-Lübke, a. a. O. I, S. 51 ff. Ten Brink, Dauer und Klang. Straßburg 1879, 1 ff., 9 ff. Weigand, Rumänische Grammatik. Leipzig 1903, S. 4 f.

nicht nur besonders kräftig und viel länger, als in deutschen Mundarten mit stimmhaftem Konsonantismus üblich, sondern geradezu geminiert: l·l·e·o. (leŭ, Löwe); n·n·u·n.tə (nuntă, Hochzeit); v·v·ə:d̥ (văd, sehen); z·z·ᴀ:k (zic, sagen); g·g·u:st (gust, Geschmack); b·b·o:b̥ (bob, Bohnenkorn); d·d·o·r. (dor, Schmerz). Ähnliches kann man freilich wenigstens in einzelnen unserer Mundarten hören (z. B. Pretai).

4. Der auf hochbetonten (kurzen) Vokal folgende tiefbetonte (stimmhafte) Konsonant ist, wenn auf ihn noch ein Vokal folgt, geminiert: o·ɔ·l.la (oală, Topf); ho·r.ra (horă, Reigentanz); l·l·u·m.me (lume, Welt); b·b·i·n.ne (bine, adv. gut). Ähnliches findet sich freilich auch in unsern Mundarten: hu·m.mər, b·o·d.dm.

5. Endlich erlaube ich mir auf den Punkt aufmerksam zu machen, der vielleicht den wesentlichsten Unterschied zwischen dem rumänischen und unserm Dreiton ausmacht: wenn ich recht sehe, fehlt dem rumänischen Zirkumflex der dem rheinischen (und siebenbürgischen) so charakteristische „Ruck". Der Übergang zwischen Hoch- und Tiefton ist jedenfalls viel sanfter als in unsern Mundarten.

Und nun die entscheidende Frage: Ist der aus deutlich erkennbaren Spuren ehedem auch unsern, gleich den rheinischen Mundarten eigentümliche Unterschied zwischen „bedingtem" und „spontanem" Zirkumflex etwa unter rumänischem Einfluß von dem gegenwärtig allein herrschenden freien Dreitongesetz überwunden worden?

Die Frage müßte bejaht werden, wenn sich in rheinischen Gegenden nirgend eine Mundart fände, die ähnliche Verhältnisse aufwiese, als in unsern Mundarten herrschen. Nun halte ich es aber nicht für ausgeschlossen, daß sich eine solche Mundart tatsächlich findet, u. zw. im Luxemburgischen. Leider lassen mich meine an Ort und Stelle aufgenommenen Proben gerade im entscheidenden Punkte im Stich; denn als ich vor zwei Jahren das Glück hatte, mit verehrten und lieben Freunden Luxemburg zu durchqueren, hatte ich noch nicht das nötige Verständnis für das musikalische Element der Sprache. Aber abgesehen davon, daß mir *wesentliche* Unterschiede zwischen dem luxemburgischen und unserem Akzent doch aufgefallen sein müßten — oft genug war das gerade Gegenteil der Fall, — so glaube ich inzwischen gelernt zu haben, aus den gewissermaßen mit dem Auge aufgenommenen Proben[1] die zugehörige Musik herauszuhören. Ich glaube in den mir bekannten Mundarten die innige Wechselwirkung zwischen den artikulatorischen Stellungen

[1] Sievers soll, nach einer Mitteilung Prof. Bremers, Phonetiker, die mit dem Auge, und andere, die mit dem Ohr arbeiten, unterscheiden.

der Sprachorgane und dem musikalischen Akzent wahrzunehmen. So fürchte ich nicht fehlzugehen, wenn ich wenigstens auf zwei als für die Verwandtschaft unsers mit dem luxemburgischen Akzent ausschlaggebende Punkte hinweise:

1. Der Längungstypus uə (iə) ist für die luxemburgischen Mundarten ebenso charakteristisch als für die unsrigen.[1]

2. Die Verschiebung ĭ > æ, ă; ŭ > ŏ, ŏ̆, ă in Wörtern wie Fisch, Brust, ist auch dem Luxemburgischen eigentümlich. Sie beweist mir spontane Brechung auch kurzer Stammvokale in beliebiger Wortform,[2] wie ich solche Brechung übrigens in Wörtern wie Dotter, Boden aus luxemburgischen Mundarten noch deutlich im Ohr habe.

Kurzum, bis ich nicht vom Gegenteil überzeugt werde, muß ich für das Luxemburgische dieselben Akzentverhältnisse annehmen als für das Siebenbürgische, d. h. freien Dreiton.

Was hindert nun anzunehmen, daß dieser freie Dreiton, der sich in unsern Mundarten, wenn wir sie mit den rheinischen vergleichen, über älteren, den rheinischen verwandten Akzentverhältnissen zu lagern und diese überwältigt zu haben scheint, nicht etwas, später unter rumänischem Einfluß Hinzugekommenes, sondern im Gegenteil, der allerursprünglichste Akzent sei?[3] In diesen Dingen ist ja noch leider ein ungeheurer Spielraum zu Vermutungen offen. Darum gestatte man mir zum Schluß auch eine Vermutung.

---

[1] Vgl. dazu oben S. 396 und P. Klein, Die Sprache der Luxemburger. Luxemburg 1855. S. 88.

[2] Vgl. Hermannstädter Seminarprogramm 1897. S. 13 ff.

[3] Womit natürlich sekundäre Beeinflussungen durch das Rumänische nicht ausgeschlossen werden sollen. Doch bedürfen diese viel feinerer Untersuchung. — Prof. O. Bremer meinte gelegentlich seines Aufenthalts in Siebenbürgen (1905) in manchen Mundarten „deutschen" in andern „fremden" Akzent zu vernehmen. Er schrieb mir gelegentlich später: „Es wird Sie interessieren zu hören, daß ich in Schäßburg auch jenen mir nicht germanisch erscheinenden Akzent Hermannstadts hörte (überhaupt städtisch? doch in Kronstadt wieder anders). Aus Schaas hörte ich eine Frau in den 40ern, die diesen Akzent nicht hatte, sondern wie in Michelsberg — Sie entsinnen sich. [Den Michelsberger Akzent hatte Prof. Bremer als germanisch anerkannt.] Ihr Sohn, zirka 20 Jahre alt, aber hatte den städtischen Akzent. Ich erfuhr dann, daß in Schaas die jüngere Generation überhaupt anfange, schäßburgisch zu sprechen. Der Gesamtcharakter der Schaaser Sprache wich nicht vom sonstigen Siebenbürgischen ab." Prof. Bremer wird selbst auf seine gelegentlichen Beobachtungen kein größeres Gewicht legen wollen; ich führe sie nur an, um anzudeuten, wie viel es noch zu hören gibt. Um den von Prof. Bremer gebrauchten Ausdruck „germanischer Akzent" nicht Mißverständnissen auszusetzen, und meine eigenen Ausführungen mit seiner Autorität zu decken, führe ich ferner aus seiner Ethnographie (Paul's Grund-

Ich nehme an, der freie Dreiton sei ein ursprünglich romanisches, oder keltisches oder kelto-romanisches Akzentgesetz.[1]

Fränkische Mundarten geraten unter romanischen oder keltischen oder kelto-romanischen Einfluß.

Der fremde Akzent greift die ganze Sprache an, zersetzt aber zuerst das Sprachmaterial, das in den rheinischen Mundarten „spontan" zirkumflektiert ist.

In zweiter Reihe zersetzt der gallische Akzent das Sprachmaterial, das in den rheinischen Mundarten „bedingt" zirkumflektiert ist.

Endlich verschiebt der fremde Akzent auch die kurzen Stammvokale, die sich am längsten gesträubt haben.[2]

Der Schwund von Endsilben ist nicht die Ursache, sondern die Folge zirkumflektierter Betonung, wie wohl am besten aus der Geschichte der französischen Sprache nachgewiesen werden könnte.

Kehlkopfverschluß stellte sich in den widerstandsfähigeren Mundarten ein, die den kühnen gallischen Akzent nicht ohne weiters nachmachen konnten.

Unsre so charakteristischen Triphthonge[3] sind ein Ausdruck des siebenbürgischen Dreitons.

Unsre uralten Diphthongierungen von û und î mit den zugehörigen „gutturalen und palatinalen" Verstärkungen gehören zu den ersten Wirkungen des fremden Akzents und sind (zusamt den Nasalvokalen?) vielleicht die ältesten Spuren germanischer und kelto-romanischer Sprachmischung.

Hier muß ich abbrechen und die feinere Ausführung dieser Skizze für spätere Gelegenheiten aufsparen. In diesen Tagen wird das von Leibnitz angeregte specimen vocabulorum et modorum loquendi

riß III[1], 788) an: „Die bisherige Betrachtung lehrt, daß die Übereinstimmung der germanischen Betonung mit der keltisch-italischen schwerlich auf Zufall beruhen wird, daß wir vielmehr nach § 17 anzunehmen haben, daß die Germanen ihre Betonung den Kelten nachgeahmt haben, ähnlich wie später die Serben und Tschechen den Deutschen." Wenn diese Hypothese richtig ist, so müssen Untersuchungen des rheinischen (und siebenbürgischen) Akzents auch die Geschichte des allgemein deutschen Akzents und die Tragfähigkeit jener Hypothese selbst beleuchten. Denn wenn irgendwo, so ist, mindestens in historischer Zeit, in unsrer vorsiebenbürgischen Heimat ein Herd keltischen Akzenteinflusses zu suchen.

[1] Es sei gestattet, bei dieser Gelegenheit auf die Forschungen des Baron Bedeus über das alte Dazien und das sich daraus unter Umständen ergebende nahe Verhältnis zwischen Rumänen und Kelten hinzuweisen.

[2] Was hier unter dem Verhältnis zeitlich getrennter Akte gedacht ist, kann u. U. ebensoviel verschiedene räumliche Sprachwellen, bzw. Mischungsgrade bezeichnen.

[3] Vgl. Hermannstädter Seminarprogramm 1897. S. 17.

zu erſcheinen beginnen. Es wird über die geiſtigen Mächte Aufſchluß geben, unter deren Einfluß unſer Volk gewachſen iſt, und ihm ſeinen Platz in der europäiſchen Kulturgeſchichte anweiſen. Unterſuchungen, wie die vorliegende, haben die Aufgabe, auf ſeine ethnographiſche Stellung Licht zu werfen. Zwar wird es nie gelingen, die Zahl der Blutstropfen feſtzuſtellen, die, dieſem und jenem Stamm angehörend, unſern gegenwärtigen Volkskörper bilden; auch die Laut- und Akzentgeſchichte hat es ſchließlich mit Wirkungen des Geiſtes zu tun und wird, im beſten Falle, die Kraft ahnen laſſen, die dieſem und jenem volkbildenden Stamme innewohnte. Wenn man aber von Ort zu Ort dem Tonfall unſrer Mundart lauſcht, meint man das Rauſchen der Vergangenheit zu hören. Jetzt iſt es ein Konzert von überwältigender Farbenpracht, wohl vergleichbar einer bunten Wieſe. Durch all das ſchlagen aber gewiſſe Grundtöne durch; die habe ich in der vorſtehenden Skizze feſtzuhalten verſucht.

Ich habe ſie als dem deutſchen Weſen anfänglich fremde Töne angeſprochen — es ſoll mich nicht verdrießen, wenn ich widerlegt werde; letztlich muß ja auch der geiſtvollſte Forſcher bereit ſein, ſeine Schlußfolgerungen preiszugeben, und ſich begnügen, gewiſſe Tatſachen richtig beobachtet zu haben. Wer gar verſucht, im Tautropfen die Welt zu ſchauen, muß wiſſen, wie leicht ſein Gebäude das Gleichgewicht verlieren kann. Was ich aber behalten möchte, iſt die ſpäterwachte Freude an den bunten Tönen ſelber, die ſich um harte Laute ranken, dieſe zum Teile erweichend und ſelbſt erſtarrend. Ich vernehme das Ringen deutſcher und welſcher Volkskraft von dem Waffengeklirr der Völkerwanderung bis zum Kanonendonner von Gravelotte, und dazwiſchen Liebestöne, römiſch-keltiſche Winzerlieder und das Glockenſpiel von Malmedy. Ich beuge mich unter der wunderbaren Fügung, daß, als auf altem Mutterboden das Deutſche Reich mit Blut und Eiſen gezimmert, und der alte Streit nach innen und außen gleichzeitig entſchieden wurde, in der neuen Heimat in zarterer, doch nicht minder entſchiedener Weiſe Ähnliches geſchah. Dem deutſchen Geiſt, der das bewirkte, ſei dankbar dieſe kleine Gabe dargebracht.

Prolegomena

zu einer Geschichte der deutschen Schriftsprache in Siebenbürgen.

Von

Dr. Adolf Schullerus.

§ 1.

Friedrich Müller in der Einleitung seiner Deutschen Sprachdenkmäler aus Siebenbürgen (Hermannstadt 1864) und Dr. Hans Wolff im Aufsatz Zur Geschichte der deutschen Schriftsprache in Siebenbürgen mit besonderer Berücksichtigung Schässburgs (in der Schässburger Festschrift 1891) haben übersichtlich das Aufkommen und die erste Entwicklung der hochdeutschen Schriftsprache in Siebenbürgen dargestellt. Es erscheint wünschenswert, ebenso chronologisch das Gebiet der Untersuchung weiter abzustecken, wie auch diese auf die einzelnen Fragen der lautlichen, syntaktischen, lexikalischen Umbildung auszudehnen.

§ 2.

Von einer Geschichte der deutschen Schriftsprache in Siebenbürgen kann eigentlich nur vom Beginn der Reformation an die Rede sein, seit durch Johannes Honterus in der neuhochdeutschen Agende, im Kirchenlied, namentlich in der Bearbeitung des Lutherschen Katechismus die neuhochdeutsche Schriftsprache auch hörfällig weiteren Kreisen zum Bewusstsein gebracht wurde, während bis dahin die Kunst deutsch zu schreiben und zu lesen nur auf sehr enge Kreise beschränkt geblieben war. Aber trotzdem liegt ein geschichtliches Interesse daran, auch den das ganze 15. und die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts ausfüllenden Versuch der österreichischen Kanzleisprache, hier festen Fuss zu fassen, in seinem ganzen Verlaufe darzustellen. Ebenso ist es notwendig, der formalen wie der stilistischen Entwicklung der seit der Reformation hierzulande rezipierten, im

engern Sinne gefassten Lutherschen Schriftsprache zur Literatur- und Umgangssprache der Gegenwart nachzugehn. Andererseits wird es die Aufgabe der Geschichte unsrer Schriftsprache sein, in allen Epochen das Verhältnis zwischen gesprochener und geschriebener Sprache, und wiederum zwischen Mundart und der hochdeutschen Schriftsprache klarzulegen und für den letzten Fall besonders auch Richtung und Grad der gegenseitigen Beeinflussung nachzuweisen.

§ 3.

Die Untersuchung wird durch zwei Momente wesentlich vereinfacht. Das erste ist, dass wir in früheren Zeiten nirgends die Spur des Versuchs antreffen, die eigne Mundart zu schriftlichen Aufzeichnungen zu benützen. Auch in Konzepten und Formularien für Ansprachen und Reden (Predigten) in der Mundart wurde bis zur Gegenwart herauf immer die Schriftsprache benützt. Die Folge davon war, dass die deutsche Schriftsprache in Siebenbürgen nicht als irgendwie aus der Mundart herausgewachsen, sondern als etwas völlig Fremdes, durch die Schule, das Amt, Lektüre, durch literarischen und gesellschaftlichen Verkehr Angelerntes erscheint und daher leicht und sicher an den bekannten Entwicklungsstufen der deutschen Gemeinsprache gemessen werden kann. Andrerseits aber ist diese Schriftsprache bis zur Gegenwart fast ausschliesslich nur geschriebene (bzw. gelesene) und nicht auch gesprochene Sprache gewesen. Sie hat deshalb freier und restloser der Entwicklung der allgemeinen deutschen Schriftsprache sich anpassen können, auch wo es sich nur um orthographische und nicht eigentliche sprachliche Umwandlung handelt.

§ 4.

Zur Illustrierung der oben aufgestellten Behauptung, dass die deutsche Schriftsprache hierzulande fast ausschliesslich nur geschriebene (bzw. gelesene) nicht auch gesprochene Sprache gewesen ist, mögen vorläufig folgende Angaben dienen.

Im geselligen Verkehr, in Familie, Handel der Siebenbürger Sachsen ist bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts ausschliesslich die Mundart verwendet worden. Erst mit dem österreichischen Beamtentum des Absolutismus und im Verkehr der höheren Gesellschaftsschichten mit dem Militär ist in städtischen Kreisen das Hochdeutschsprechen in Übung gekommen.

Die Verhandlungssprache in den kirchlichen und weltlichen

Behörden der Landgemeinden ist bis auf den heutigen Tag die Mundart (in den Städten seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die Schriftsprache). Ebenso ist Sachsen gegenüber die Verhandlung bei den sächsischen Gerichten bis zur Auflösung der sächsischen Munizipalverfassung (1876), in der Mundart geflossen. »Quo autem conuentus intelligere possit et scire, quid aduersario respondendum sit, visum est, ut omnis Actor in foro Saxonico causam suam saxonico idiomate perspicue proponere debeat.« (Eigenlandrecht 1583, 1, IV, § 2). Die Übersetzung von 1583 ebenso wie von 1721 setzt dafür »deutsche Sprache«, womit aber nach dem bis heute geltenden Sprachgebrauch erst recht die Mundart gemeint ist. In der Sächsischen Nationsuniversität wurde bei Gelegenheit des Klausenburger Landtages 1846/47 zum erstenmal nicht sächsisch, sondern hochdeutsch verhandelt (Haus-Tagebuch G. D. Teutschs).

Die Kanzelsprache ist bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts ausschliesslich die Mundart gewesen. Tröster schreibt 1666: »Es wird aber wie gesagt in den Kirchen und Leich-Begängnissen alles Hoch-Teutsch musicirt, und dann in der Land-Sprach geprediget« (Dacia S. 202). Als nach dem Tode Karl VI. (1740) die üblichen Leichenpredigten gehalten wurden, kam in Kronstadt auch Stadtpfarrer Igel an die Reihe. »Hiezu wurden allerhand katholische Officiers und Herrschaften invitieret, die auch zugegen gewesen. Damit sie ihn nun verstehn möchten, so sollte der gute Mann in hochdeutscher Sprache reden; er ist aber stecken geblieben und hat in seiner lieben Muttersprache fortreden müssen, darüber sich die Herrn sehr moquiret.« Mehr Ehre legte bei dieser Gelegenheit in Hermannstadt der damalige Pfarrer von Heltau, nachmalige Bischof Jakob Schunn ein, der ebenfalls eine hochdeutsche Predigt hielt, und »dessen Arbeit selbst von vielen unsern Feinden gelobet worden« (Schmeitzel, »Entwurf der vornehmsten Begebenheiten«, Vgl. Vereins-Archiv 28, 114). In Kronstädter Chroniken wird für 1714 und 1754 eine hochdeutsche Predigt als eine besondere Ausnahme verzeichnet (Qu. Kr. 4, 125, 450).

Im Umlaufschreiben der Superintendentur vom 9. Dezember 1848, Z. 754, gez. G. P. Binder, heisst es: »Wenn je, so raten die gegenwärtigen Verhältnisse des Vaterlandes, unser Deutschtum zu bewahren und zu beweisen; deswegen empfehle ich allen Herrn Pfarrern in Kirche und Schule möglichst oft die hochdeutsche Sprache, und zwar in der Schule durchaus, in der Kirche von dem neuen Jahre an abwechselnd (wo nicht schon die hochdeutsche

Sprache ganz in Gebrauch ist), in Anwendung zu bringen, vielleicht werden dadurch auch unsre Kommunitäts- und Kreisversammlungen veranlasst, ein Gleiches zu tun.« (Mitteilung Dr. Fr. Teutschs.) Die hochdeutsche Sprache war auf Kirchenlied, Agende, Gebet eingeschränkt. (Vgl. Tröster a. a. O., 194, 201).

In eigenartiger Weise hat auch die Schule bis ins 19. Jahrhundert systematisch nur das Hochdeutschschreiben und -lesen nicht aber auch das Hochdeutschsprechen geübt. Seit wann an den höhern Schulen die Unterrichtssprache hochdeutsch ist, kann nicht bestimmt werden, in den Landschulen erst seit dem 19. Jahrhundert. Die Schwierigkeit einer gesonderten Schrift- und Sprechsprache wurde durch Übung im Umsetzen aus der (gesprochenen) Mundart in die (geschriebene) Schriftsprache und umgekehrt überwunden, d. h. es wurde das hochdeutsche Schriftbild mit mundartlicher Laut-, ja oft Wortsubstitution gelesen. »Also redet man zwar fast alle Wort nach der heutigen Teutschen Sprach den Wörtern nach, aber das Heraussprechen ist auf Alt-Teutsch (d. i. mundartlich, Tröster, a. a. O., 194). Im Visitationsbüchlein des Marcus Fronius (1708) heisst es: »Wir, die wir aus dem Hochdeutschen unsere Mundart nicht sowohl lesen als dolmetschen, haben zumal Acht zu geben, damit wir den Willen und Meinung Gottes recht ausdrücken mit solchen Worten und Deutungen« (Abdruck von E. v. Trauschenfels, S. 6). Felmer schreibt: »Zu dieser Hochdeutschen Sprache werden die Kinder in den Schulen angeführet. Man lehret sie deutsch buchstabiren und lesen, und wenn sie darinnen eine Fertigkeit erlangt haben, werden sie sodann dazu angehalten, die deutschen Wörther nach der gemeinen Mundart auszusprechen. Wenn es zum schreiben kömmt, so wird ihnen die hochdeutsche Rechtschreibart angewöhnet und bei der Anführung zur Kenntnis der lateinischen Sprache der Unterricht also eingerichtet, dass sie zugleich in den Stand gesetzt werden, ihre Gedanken in der deutschen regelmässig auszudrücken« (Vom Ursprung der Sächsischen Nation. Handschr. S 230; 235).

Von den in den Schulordnungen enthaltenen Bestimmungen über dieses Sächsisch-Lesen seien folgende herausgehoben: Consilium de Schola (1704—1705) »Legere atque scribere. Utrumque recte praestare artis est, eoque apud nos majoris, quod, quae Germanice scribimus, Saxonice legimus, imo interpretamus« (Fr. Teutsch, Schulordnungen 1, 109). Im Schulplan: Legere expeditissime, e Germanico Saxonice (Ebenda 1, 125). »Die schwerste Leseaufgabe ist, aus dem

deutschen Buche sächsisch zu lesen. Da man darzu keine allgemeine Regeln geben kann, wornach man sich in der Aussprache der einzelnen Vokale und Consonanten zu richten hätte, so bleibt nur das einzige Mittel übrig, jedes Wort in die sächsische Mundart zu übersetzen. Darum soll man die Kinder sächsisch zu lesen nur dann erst anhalten, wenn sie deutsch lesen können. Sächsisch die Kinder syllabiren zu lassen, ist ein offenbarer Verstoss. Da man nur durch lange Übung darzu gelangen kann, fertig und richtig sächsisch zu lesen, so muss in jeder Lesestunde ein Teil der Zeit darauf verwandt werden« (Plan etc. 1721. Fr. Teutsch, Schulordnungen 2, 205). Hochdeutsch schreiben nach mundartlichem Diktat: »Mitunter wird den Geübtern aufgegeben, nach dem Sächsischen Dictando zu schreiben« (Ebenda 2, 207).

Schreiber dieser Zeilen hat noch selbst in den Jahren 1873—74 in der Volksschule zu Schönberg Sächsisch-Lesen aus dem Neuen Testament geübt.

§ 5.

Es ergibt sich schon aus der oben zusammengestellten Übersicht die eigentümliche Tatsache, dass in Siebenbürgen völlig von einander getrennt eine Parallelentwicklung sich nachweisen lässt:

1. Die Entwicklung der Einzelmundarten zu einer gesprochenen und erst in jüngster Zeit auch geschriebenen mundartlichen Umgangssprache.

2. Die Entwicklung der Einzelversuche in hochdeutscher Schreibübung zu einer nur geschriebenen (bzw. gelesenen) und erst in jüngster Zeit auch gesprochenen hochdeutschen Schriftsprache.

Für die hier ins Auge gefassten Untersuchungen kommt nur diese letztere Entwicklungsreihe in Betracht.

§ 6.

Die der Untersuchung zur Verfügung stehenden Quellen sind nicht sehr reichhaltig, aber immerhin ergiebig genug, um eine sichere Grundlage zu bieten.

In das Vordringen der österreichischen Kanzleisprache gewähren besonders die zum Teil schon in kritischen Ausgaben vorliegenden Rechnungsbücher der städtischen Magistrate aus dem 15. und Beginn des 16. Jahrhunderts guten Einblick. Dazu kommen Privatbriefe, Rechtsurkunden, vor allem eine grosse Reihe von Zunftaufzeichnungen und Zunftbriefen, vom Beginn des 15. bis tief in das

16. Jahrhundert, die aus verschiedenen Städten geschrieben, die verschiedene Intensität, zuweilen auch verschiedene Formen der Beeinflussung durch österreichische Kanzleien erkennen lassen.

Die Einwurzelung der Lutherschen Schriftsprache lassen neben den kirchlichen Druckwerken eine Reihe ausgiebiger Chroniken durch das 16. und 17. Jahrhundert hindurch sowie die Predigtkonzepte zweier sächsischer Pfarrer des Reformationsjahrhunderts (Damasus Dürr, Martin Wendler) erkennen. Epochemachend für die endgiltige Verdrängung der österreichischen Kanzleisprache und Eroberung auch des Rechtswesens durch die Luthersche Sprache ist die 1583 erfolgte Kodifizierung und deutsche Formung des Eigenlandrechtes durch den Kronstädter Ratsherrn Matthias Fronius. Den Stand der hochdeutschen Schriftsprache im 18. Jahrhundert erkennen wir ausser den im engeren Sinn literarischen (Lebrecht) und historischen Werken aus den grossen Selbstbiographien Hermanns und Heydendorffs. Auch steht für diese Zeit schon eine reiche Anzahl von Privatbriefen zur Verfügung. Für das 19. Jahrhundert darf die historische Betrachtung sich auf einige hervorragende siebenbürgisch-sächsische Schriftsteller beschränken, die doch auch zugleich bestimmte Sprachgebiete vertreten: J. Marlin, D. Roth, Fr. W. Schuster, Mich. Albert, Traugott Teutsch, O. Wittstock (Schöne Literatur); St. L. Roth (Volkswirtschaft); G. D. Teutsch, Friedrich Teutsch (Geschichtschreibung); Fr. Müller, G. A. Schullerus (Predigt); Franz Gebbel, Karl Wolff, Emil Neugeboren (Publizistik). Doch tritt für diese Periode auch die Berücksichtigung der gesprochenen hochdeutschen Sprache, und zwar ebenso der nur schulmässig angelernten wie der durch fremden Zuzug angeeigneten (das sog. unterstädtische Deutsch) in Betracht, wofür, da schriftliche Beurkundungen fehlen, die Darstellung auf direkte Beobachtung sich gründen muss.

§ 7.

Um den Grad und die Art der gegenseitigen Beeinflussung von (gesprochener) Mundart und (geschriebener) Schriftsprache bestimmen zu können, ist es notwendig, für alle Epochen von der Mundart selbst auszugehn. Da aber, wie erwähnt, schriftliche Aufzeichnungen der Mundart aus früheren Zeiten fehlen, sind wir diesbezüglich auf Rückschlüsse angewiesen.

Wenn es im Laufe der Zeit gelingen sollte, die in jüngster Zeit ebenso hier wie im Stammlande mit vermehrtem Eifer begonnenen

mundartlichen Studien soweit zu führen, dass man aus der Vergleichung mit einer gewissen Sicherheit das aus der Stammheimat mitgebrachte Sprachgut von dem hierzulande etwa hinzuerworbenen aussondern könnte, so würde man damit auch einen sichern Boden für die Erkenntnis unsrer Mundart in den früheren Jahrhunderten erhalten. Bis dahin müssen wir uns damit begnügen, aus alten Aufzeichnungen der hochdeutschen Schriftsprache diejenigen Ausdrücke und Lautformen zusammenzustellen, die dem Schreiber in ungenügender Beherrschung der Schriftsprache aus der eignen Mundart in die Feder geflossen und so unfreiwillige Denkmäler unsrer Mundart in früheren Zeiten geworden sind. Es kann die unanfechtbare Regel aufgestellt werden, dass wir Spracherscheinungen der Mundart, die unter vielen der Schriftsprache angepassten Formen auch nur einmal mitschlüpfen, als schon mindestens für die betreffende Zeit bezeugt anzusehn haben.

§ 8.

Wenn auch nicht in zu reicher Anzahl, und wenn auch nicht immer in ganzen mundartlichen Ausdrücken sondern oft nur als eingesprengte Laute, lassen sich doch mehrere Kennzeichen der siebenbürgisch-sächsischen Mundart auf diese Art bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen.

A. Aus dem Gebiete des Konsonantismus.

Dass die Lautverschiebungsstufe, damit das System des Konsonantismus, sich seit der Einwanderung nicht geändert hat, kann eigentlich von vornherein vorausgesetzt werden. Doch sei es gestattet, zur Illustrierung markanter Erscheinungen einige Beispiele beizubringen, wobei auch auf das allein aus Fr. Müllers Sprachdenkmälern geschöpfte Material bei G. Keintzel, Korrespondenzblatt 8, 15—19; 26—30 (wieder aufgenommen in desselben Verfassers: Über die Herkunft der Siebenbürger Sachsen, Gymnasialprogramm Bistritz 1887) verwiesen werden kann.

In der Dentalreihe. Unverschobenes t im Pronomen: vf dath sloss (Qu. Kr. 2, 51; 52[1]). — Unverschobenes d: Baddregeren

[1] Um unnötige Häufung von Jahreszahlen zu vermeiden sei hier vermerkt, dass die Quellen zur Geschichte Siebenbürgens (Qu. Gesch. S.) im bisher erschienenen 1. Bande Rechnungen der Stadt Hermannstadt von ca. 1380 bis 1516, die Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt (Qu. Kr.) in 3 Bänden Kronstädter Rechnungen von 1503 bis zur Mitte des 16 Jahrhunderts bringen.

(‚Badträgerin', Qu. Gesch. S. 1, 72); breder (‚Bretter', Qu. Kr. 3, 329); dysler (‚Tischler', Qu. Gesch. S. 1, 383); dennen (‚aus Tannenholz', Qu. Gesch. S. 1, 360); alde Land (Qu. Gesch. S. 1, 373); dy Kaldebach (1372, Urkb. 2, 396); Schwarden (‚Schwarten', Qu. Kr. 2, 83, gegenwärtig meist verschoben); Drichdwch (Trocken-Tuch', Qu. Kr. 1, 144). — t gegenüber gemeindeutschem d: tysselt (‚Deichsel', Qu. Kr. 2, 495). — Oberdeutscher Lautstand gegenüber niederdeutscher Entlehnung der Gemeinsprache: Latczen (‚Latte', Qu. Gesch. S. 1, 350). — Epithetisches t: tysselt (‚Deichsel', s. o.); geschwestert (Qu. Kr. 2, 165); trichtert (Qu. Kr. 3, 55).

In der Labialreihe. Unverschobenes p: gepost (‚gepfropft', aus lat. [am]putare, Qu. Kr. 3, 323); Schop (‚Schopfen', Qu. Kr. 3, 67); Oppel (‚Apfel', Qu. Gesch. S. 1, 144); Hermanus Holczappel (1369, Urkb. 2, 322); romp, rwmp (‚Kübel', siebenb.-sächs. *Ramp*, Qu. Gesch. S. 1, 379); dyrpell (‚Tür-pfahl', Qu. Kr. 1, 499); stelp (‚Holziegel' zu ‚stülpen', Qu. Kr. 1, 638); arbores kyppendorn (siebenb.-sächs. *Käppendîren*, 1372, Urkb. 2, 396); gescherpt, scherpen (‚schärfen' als term. techn. vom scharf machen der Kylhawen ‚Keilhacke', Qu. Kr. 1, 557; 3, 527, gegenwärtig nur in einzelnen Ortsdialekten noch unterschoben). Peschendorp (nur in einer einzigen Aufzeichnung, wo der Name des Ortspfarrers für die Richtigkeit der wertvollen Lautform bürgen mag: Henricus sacerdos de Peschendorp 1309 (Urkb. 1, 240). Sonst und gegenwärtig nach der verschobenen Lautform hin ausgeglichen. — b als tönende Spirans: gewelb, Plur. gewelwer (‚Gewölbe', Qu. Kr. 3, 329); Weuer, Wewer (‚Weber', Qu. Gesch. S. 1, 372; Qu. Kr. 3, Index); Owent (‚Abend' um 1536, Müller Spr. D. 204). — b durch Verbindung mit einem stimmlosen Konsonanten ebenfalls stimmlos gemacht: Kripseyffen, Kripsbach (Qu. Kr. 1, 85 u. ö); Kyrperg (‚Kirchberg', siebenb.-sächs. *Kirprich*, (Qu. Gesch. S. 1, 510); Burprichgenses (1350, Urkb. 2, 75).

In der Gutturalreihe. Ausfall des g zwischen zwei Vokalen: castrum Schez (‚Schässburg', 1369, Urkb. 2, 322, gegen sonstiges Segu-Segeswar); Schees (1406); Georgius comes de Schais (‚Schaas', 1372, Urkb. 2, 371, gegen sonstiges Segus, Segusd). — g mit nachfolgendem Nasal zum Nasallaut verschmolzen: Angneyt (‚Agnetha', Qu. Gesch. S. 1, 57); Angnetth (Ebenda 1, 43); Vallis Angnetis (Qu. Gesch. S. 1, Index).

Die Spiranten. j anlautend in echt siebenb.-sächs. Art als g: garmarck (Qu. Kr. 3, 370); abgegagt (siebenb.-sächs. *gu'gen*, Qu. Kr.

3, 66); gecher, gôcher („Joche", Qu. Kr. 305, 403). — Altes (bilabiales) w nach stimmlosem s (sch) zu b, bzw. p verhärtet (Burzenländer Spezialität): sper („schwer", Qu. Kr. 3, 317); Spert („Schwert", Qu. Kr. 3, 312); Speinn („Schwein", Qu. Kr. 3, 313, 317). — Im Plur der 1. Person des Personalpronomens zu m gewandelt: mer, myr (Qu. Kr. 2, 115; 51). — s nach r zu sch verbreitert: Hyrsch („Hirse", Qu. Gesch. S. 1, 367).

Die Liquiden. n vor Labial zu m gewandelt: Schellemberg, Wydumbach, Altemberg, Stolczemburg (passim). — n für gemeindeutsches m: torren („Turm", Qu. Kr. 1, 592). — n vor s fällt aus: eysselt, ewselt („Unschlitt", Qu. Kr. 1, 158); Deystag („Dienstag", Qu. Kr. 2, 51; 52). — m für gemeindeutsches n: brom, braum („braun", Qu. Kr. 3, 310; 347; gegenwärtig vereinzelt in Dorfmundarten).

Der Hauchlaut h. Vor s geschwunden: Teysselt, tysselt („Deichsel" s. o.). Dresler („Drechsler", Qu. Gesch. S. 1, 381); Fws, Fwsz („Fuchs", Qu. Gesch. S. 1, 259); ass („Achse", Qu. Kr. 1, 360).

Moullierungs-, Palatalisierungs-, Gutturalisierungserscheinungen: Barankutty (siebenb.-sächs. *Brekotch, B[r]ekokten,* 1389, Urkb. 1, 637). Allong („Alaun", siebenb.-sächs. *[a]long,* Qu. Kr. 1, 54). reynckchyn („Rindchen", siebenb.-sächs. *Rängtchen,* Qu. Kr. 1, 103). Vengherskyrch („Weingartskirchen", siebenb.-sächs. *Wänjertskirchen,* wobei gh die Palatalisierung auszudrücken scheint. 1345, Urkb. 2, 24); beynden („binden", siebenb.-sächs. *bänjden, banjden,* Qu. Kr. 3, 323).

B. Aus dem Gebiete des Vokalismus.

Auf diesem Gebiete, wo eine Entwicklung von vornherein eher anzunehmen ist, lassen sich die Quantitätsverhältnisse nur schwer und oft nur indirekt aus den Qualitätsänderungen erschliessen.

Westgerm. a vor Liquidverbindung zu o (siebenb.-sächs *ą*) verdunkelt (und gelängt): Olbertus (1229, Regestr. Varad. 296). Olbrehtus (1306, Urkb. 1, 233). Zu o (*ą*) verdunkelt: georbet (Qu. Gesch. S. 1, 364); Oppel („Apfel", Qu. Gesch. S. 1, 144).

Westgerm. â als mundartliches o *(ô)*, Umlaut e *(ê)*: ad viam lantstross (1350, Urkb. 2, 74); ultra campum qui Broch nominatur (mhd. brâche, 1339, Urkb. 1, 499); nocht (mhd. naht, Qu. Kr. 2, 285); Menet (mhd. mânôt, Qu. Kr. 2, 103); trof, pl. tref (aus lat. trabes, Qu. Kr. 3, 417); brocht (mhd. brâhte, Qu. Gesch. S. 1, 368); Droth (mhd. drât, Qu. Gesch. S. 1, 354); loffter (mhd. klâfter, Qu. Kr. 1,

205); Laufferen (Ebenda, 1, 345); obent, Sanobent (mhd. âbent, Qu. Kr. 2, 178; Qu. Gesch. S. 1, 378).

Westgerm. -âw zu ô: grô (‚grau', Qu. Gesch. S. 1, 579).

Westgerm. ė zu i gehoben: Kripseyffen (s. oben).

Westgerm. i zu e gesenkt: Hennengus de Dalya (1392, Urkb. 3, 42); Hennengius de Bystriczia (1345, Urkb. 2, 30); Hennengh de Stolczbergh (1382, Urkb. 2, 551). Zu ä gesenkt: beynden (siebenb.-sächs. *bänjden,* s. o.).

Westgerm. î vor ch zu e gesenkt (und gekürzt): rech (mhd. rîche, Qu. Kr. 3, 131); bychen (mhd. bûchen, Qu. Kr. 3, 54). Venghers-kyrh (s. o.). Zu nösn. ai: Johannes dictus Lewkew, habitator civitatis Bistritz (mhd. lîtgebe, 1412, Urkb. 3, 521) Zu burzenl. oy: Woydemboh (1377, Urkb. 2, 480).

Westgerm. o zu u *(û),* Umlaut ü, i *(ǔ, ĭ)*: Rôsnaw, Rosinaw (Qu. Kr. 1, Index). Ebenso westgerm. ô zu u *(ū)*: vsteren (mhd. ôsteren; siebenb.-sächs. in Kronstädter Mundart *Ûstern,* Qu. Kr. 3, 223); ŵstern (Qu. Kr. 1, 176). Zu (o) ô, Plur. e *(ê)*: gecher, gôcher (s. o.).

Westgerm. u zu o: torren (mhd. turn, turm, Qu. Kr. 1, 592). Zu a (bzw. *q*): Schaczbronnen (1350, Urkb 2, 74).

Westgerm. uo zu o: Hoter, Hotter (‚Huter') Qu. Gesch. S. 1, Index).

Westgerm. ai zu siebenb.-sächs. *î,* im Plur. gekürzt e: Seel, Zôl (Qu. Kr. 3, 54); Seller (sieb.-sächs. *Seler,* Qu. Gesch. S. 1, 145).

Verschleifung der mit g oder ch endigenden Endsilbe zu -ich: herbrich (‚Herberge', Qu. Kr. 2, 87); Burprichgenses (1350, s. o.). Auch die Schreibungen Syberg (1289, Urkb. 1, 165), Stolczbergh (1382), Schellenburg, Altenberg für richtiges Seiburg, Altenburg, dagegen Schellenberg setzen mundartliche Verschleifung zu *-brich* voraus, woraus vom Schreiber jeweilen die falsche Form für die Schriftsprache erschlossen wurde.

Andre Verschleifungen unbetonter Silben: bakes (‚Backhaus', Qu. Kr. 3, 309); Dalmen ‚Thalheim' (Qu. Gesch. S. 1, 355); Hochzet (Qu. Kr. 2, 101); arbet (Qu. Kr. 2, 123); arbeder (Qu. Kr. 3, 328).

Eigentümlichkeiten der Flexion. Starkflektiertes Adjektivum im fem. dat sing.: Crôcher de Zelgerstat (1389, Urkb. 2, 637). Newerstat, Newrsteder (Qu. Kr. 1, 136; 475).

Pl. neutr. auf -er: fesker (‚Fässchen', Qu. Kr. 1, 281).

Schwaches Praet. von geschehen: gescheyt (gegenw. *geschêt,* Qu. Gesch. S. 1, 382).

Eigentümlichkeiten der Wortbildung: (Substituierte) schwache Flexion des Nomens: Wolffezsyfen hop. (1372, Urkb. 2, 396).

Einzelnes: czwprochin (‚zerbrochen', siebenb.-sächs. *zebrôchen*, Qu. Gesch. S. 1, 384); czwrysczen (Qu. Gesch. S. 1, 41); — dw der richter ist kon afsthen (‚hat aufstehn können', siebenb.-sächs. *äs kennen afstôhn*, Qu. Kr. 1, 592).

§ 9.

Es lässt sich, wenn auch nicht lückenlos der gegenwärtige mundartliche Lautstand für das 14.—16. Jahrhundert nachgewiesen werden kann, nach den angeführten Beispielen doch als Grundsatz aufstellen, dass, wo nicht sonstwie Anzeichen einer besondern siebenbürgischen Lautentwicklung vorliegen, die Erforschung der deutschen Schriftsprache in Siebenbürgen auch für die früheren Jahrhunderte im grossen Ganzen vom Lautstand der gegenwärtigen Mundart ausgehen kann.

§ 10.

Nach mancher Richtung hin könnte unser Einblick in die früheren Lautverhältnisse der Mundart erweitert werden, wenn es richtig wäre, was öfters, zuletzt von J. Wolff, Deutsche Dorf- und Stadtnamen S. 20 und G. Kisch, Bistritzer Festgabe S. 27 behauptet worden ist, dass die rumänischen (und magyarischen) Formen der siebenbürgisch-sächsischen Ortsnamen den ursprünglichen Namen und damit die frühere Lautform »zumeist genauer bewahren als die lange Zeit der offiziellen Schreibart und -unart unterworfenen deutschen.« Wenn aber die in § 8 bezüglich der Verschleifungen unbetonter Silben gezogenen Schlüsse richtig sind, so stellt sich im Gegenteil die Sache so, dass die rumänischen Ortsnamen öfters nicht dem wirklich gesprochenen Ortsnamen, sondern seiner offiziellen, urkundlich-archaistischen Namensform nachgebildet sind, was wohl daraus zu erklären ist, dass die wandernden Hirten und Weidepächter in der Dorfskanzlei eher mit dem vornehmen offiziellen, als mit dem volkstümlichen Namen des Dorfes bekannt wurden.

Wenn z. B. schon für das 13. Jahrhundert die Verschleifung -berg, -burg zu *-brich* nachweisbar ist, kann ein rumänischer Ortsname wie Siberg (Seiburg, siebenb-sächs. *Se'brich*) doch nur auf die entsprechende urkundliche Namensform zurückgeführt werden. Für dieselbe Zeit muss doch auch entsprechend die Verschleifung der Ortsnamen auf -bach zu *-bich* vorausgesetzt werden, was ebenso die vielen rumänischen Ortsnamenformen auf -bac, -bav (z. B. Illenbac.

Rorbav) auf die urkundliche deutsche Namensform zurückweist. Schon 1345 finden wir den Ortsnamen Vengherskyrh, offenbar ein Versuch das mundartliche *Wänjertskirch* widerzugeben. Der rumänische Ortsname gibt, der urkundlichen Form entsprechend, Vingard. Instruktiv ist der rumänische Name eines Dorfes bei Gross-Schenk, Kalbor. Das Dorf heisst noch gegenwärtig siebenb.-sächs. *Kâldebrann* (eigentlich Flurname *bâm kâlde Brannen),* die rumänische Namensform ist nur aus einer (niemals gesprochenen) Kanzleiform »Kaltborn« zu erklären. So entsprechen auch die rumänischen Namen Alţina (Alzen), Merghindeal (Mergeln) nur häufig vorkommenden urkundlichen Fixierungen, Bruiu (Braller), Daia (Talheim), Netuş (Neithausen) den entsprechenden magyarischen Formen (Bralya, Dálya, Nethus).

Ebenso können die vielen rumänischen Namen sächsischer Ortschaften auf -dorf nur auf die urkundliche Namensform zurückgeführt werden (Hendorf, Jacasdorf, Ibişdorf usw.), da nachweisbar die Rumänen erst seit dem Ende des 15. Jahrhunderts mit den Stuhlsgemeinden bekannt geworden sind, und damals doch gewiss die alten -dorf nicht mehr im Volksmunde, sondern nur auf dem Urkundenpapier existierten.

§ 11.

Dass aber die siebenbürgisch-sächsischen Orts- und Personennamen auch vor dem Eindringen der österreichischen Kanzleisprache nicht in der rein mundartlichen Form, sondern in einer kunstmässig geregelten Schreibform verzeichnet sind (vgl. oben »Kaltborn«), durch die nur hie und da die rein mundartliche Form durchblickt, lässt endlich auf das Vorhandensein einer kunstmässig geregelten Schreibtradition schon des 13. und 14. Jahrhunderts schliessen. Der vor einiger Zeit von Fr. W. Seraphin gemachte Fund eines lateinisch-deutschen Glossares aus dem 15. Jahrhundert lässt diese Schreibtradition als übereinstimmend mit der ausgehenden allgemeinen mittelhochdeutschen Kunst- und Literatursprache erkennen.

§ 12.

Das von Fr. W. Seraphin aus einem Kronstädter Einbanddeckel gerettete Glossar (Vereinsarchiv 26, 60—132), dessen siebenbürgische, bzw. Kronstädter Herkunft auch nach den nachfolgenden Bemerkungen als zweifellos angesehn werden kann, ist für uns ein wertvolles Zeugnis der Verwendung der mittelhochdeutschen Literatursprache auch in den Lateinschulen Siebenbürgens. Denn mit

*

einem regelrechten Schulbuch haben wir es zu tun, mit einem der vielbekannten Vokabularien, in denen in sachlicher und alphabetischer Reihenfolge der lateinische Sprachstoff den Schülern eingeprägt wurde. Schon der Herausgeber macht S. 69 auf die innern Beziehungen zu den bei Diefenbach, Glossarium Latino-Germanicum unter 8 und 9 angeführten Glossarien aufmerksam. Eine durch das Entgegenkommen der städtischen Bibliotheksverwaltung in Mainz ermöglichte Einsicht in die beiden genannten Handschriften ergab, dass das Kronstädter Glossar (K) mit den beiden genannten (M 8 und M 9) nicht nur nahe verwandt, sondern inhaltlich identisch ist. Doch ist keines von beiden etwa die direkte Vorlage von K gewesen. M 9 scheidet durch den oberdeutschen Charakter der deutschen Glossen aus, M 8 enthält nicht alle der in K und M 9 gebotenen Abschnitte. Dafür aber, dass K nicht selbständig konzipiert, sondern eine Abschrift eines Glossars nach dem Typus M 8 ist, dient nicht nur die sonstige völlige Übereinstimmung, sondern auch die Art einzelner Fehler zum Beweis. K bietet z. B. unter 800 ganz unverständlich: cachare [er]geren vel vallen. Ein Blick in M 8 belehrt, dass der Schreiber von K hier eine Glosse übersprungen und so zwei nicht zusammengehörige Bedeutungen zusammengezogen hat. M 8 hat: cachare ergern; cadere vallin.

Da wir nun die direkte Vorlage von K nicht besitzen, können wir auch nicht entscheiden, ob der deutsche Sprachstand des Glossars dem Schreiber oder seiner Vorlage angehört. Einige auffällige Abweichungen vom verwandten Typus M 8 springen allerdings sofort ins Auge und machen die siebenbürgisch-sächsische Herkunft des Schreibers zweifellos. Ich vermerke:

7 vber, substantivum neutrius generis: M 8 brost; K brost vel czitcze.

34 vncius: M 8 hacke; M 9 hocke; K hoken.

119 accedula: M 8 grass mück; M 9 gras muk; K [e]yn gras mosse.

175 nisus: M 8 sperwer; M 9 sperber; K spôrweder (vgl. Qu. Kr. 2, 361 sperweder).

180 passe[r]: M 8 spare; M 9 sperlinck, spacz; K mosse (siebenb.-sächs. *Mäsch).*

483 canodium: M 8 bast; K czitwer (siebenb.-sächs. *Zejtwer).*

612 ristus: M 8 holdir; M 9 holundir; K honter.

1061 deducere: M 8 ab furen; M 9 verre weg furen; K ferre eweg fwren (siebenb.-sächs. *ewêch).*

Ebenso bedeutsame Fingerzeige wie diese eingeschobenen Idiotismen geben einzelne mundartliche Lautformen, die dem Schreiber in die Feder geschlüpft sind:

94 M 8 hirs; K hircz (gegenwärtig *Hirz,* vgl. Ladislaus Hircz de villa Humberti 1404, Urkb. 3, 309).
161 M 8 swalbe; M 9 schwalbe; K swalwe.
342 M 9 fuchs; K fuz.
984 M 8 iar; M 9 jar; K ior.
1009 M 8 benagin; M 9 benagen; K beknagen.
1051 M 8 schinden; M 9 schinden; K schannen.
1103 deludere: M 8 virspottin; M 9 versimpfen; K vorschimppen.
1139 M 8 fogel berauffin; M 9 vogil rawffen vel pflucken; K v[og]el berôffen ader plûcken.

Eine Reihe von Ausdrücken würden wir bloss auf Grund von K ebenfalls geneigt sein, der Mundart des Schreibers zuzuweisen, wenn sie nicht schon durch M 8 gedeckt wären:

95 zyma: M 8 suer deyk oder deyssem; K sawr tessim.
167 lucinio: M 8 bachstercz; K bachstercz.
203 tordus: M 8 brach fogil; K broch fogel (doch kennzeichnend das o).
440 pynea: M 8 dan appel (auch sonst: appil, appilmark); K dan appel.
757 annectere: M 8 zu sammen knoppin; K czu samen knôppen.
1105 demactare: M 8 abetun; M 9 toten vel abtun; K tôtten a[der] ab tvn.

Hieher gehört auch speralus: M 8 halgans; M 9 hagelgans, das in K keine Entsprechung hat, recht wohl aber siebenb.-sächs. *(Hôlgâs)* vorkommt.

§ 13.

Während der Konsonantenstand von K, mit Ausnahme der oben verzeichneten Saxonismen, im grossen ganzen dem Lautstand der mittelhochdeutschen Literatursprache entspricht und auch die Orthographie gegenüber der grösseren Regelmässigkeit der mittelhochdeutschen Schreibung nur wenige Konsonantenhäufungen (cz, ck) zeigt, trägt der Vokalismus doch schon den Übergangscharakter. Die alten Kürzen sind zwar durchwegs gewahrt aber stammhaftes ù ist schon fast durchwegs, î zum guten Teil verbreitert (M 8 erweist sich hier viel konservativer). Die Endungen -en, -el, -er zeigen den mittelhochdeutsch üblichen Vokal, nur hie und da [in M 8 häufiger] mischt sich ein -in, -ir dazwischen; ou ist noch in mittel-

hochdeutscher Art erhalten, uo ist schon zu ů und u vereinfacht. Immerhin steht der Sprachstand des Glossars dem ganzen Eindruck nach trotz dieser Fortbildungen im einzelnen noch ganz im Rahmen der mittelhochdeutschen Schreibregelung. Vom sprachlichen Standpunkt aus würde man das Glossar kaum viel später als in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts zu setzen haben (die Papierhandschriften M 8 und M 9 entstammen, wie mir G. E. Müller bestätigt, ebenfalls dieser Zeit). Wenn also der Herausgeber aus paläographischen Gründen die Kronstädter Pergamenthandschrift erst in das 15. Jahrhundert, und zwar »eher in die zweite als in die erste Hälfte« desselben setzt, so muss eine sehr lange und konservative Schreibtradition in der Dominikanerschule Kronstadts, der wohl die Handschrift entstammt, angenommen werden.

Wenn aber diese so späte Datierung der Handschrift ein Irrtum sein sollte und sie noch ins 14. Jahrhundert hineinrücken würde, so bliebe das Kronstädter Glossar ein interessanter Beweis für die Fortdauer und das Fortwirken der mittelhochdeutschen Literatursprache auch in einem von den deutschen Kulturzentren soweit abgelegenen Gebiete.

§ 14.

Aus der Betrachtung des Kronstädter Glossars ergibt sich demnach, dass schon im 14. resp. 15. Jahrhundert in der Lateinschule Kronstadts bei Einprägung der lateinischen Wörter nicht oder nur ausnahmsweise der eigne mundartliche Sprachschatz der Schüler herangezogen, sondern eine deutsche Kunstsprache dazwischen eingeschoben wurde. Diese Kunstsprache ist die mittelhochdeutsche Literatursprache gewesen, die sich die Schüler denn wohl auch zu sonstigen deutschen Aufzeichnungen angeeignet haben mögen.

Es ist das derselbe Vorgang, den M. Felmer in der oben S. 411 angeführten Stelle noch für das 18. Jahrhundert als in Übung bestehend bezeugt.

§ 15.

Einen Versuch dieser Art finden wir in der Aufzeichnung des von H. Wittstock, Vereinsarchiv 10, 162—163 veröffentlichten Marienliedes. Das Lied ist in Schriftzügen der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auf einem im Heltauer Pfarrarchiv erhaltenen Blatt aufgezeichnet, das allem Anschein nach einmal das Schluss-

blatt eines lateinischen Predigtkodex gebildet hat. Die Sprache des Liedes lässt nur in ihren Grundzügen nach die mittelhochdeutsche Kunstsprache erkennen, gegenüber dem Kronstädter Glossar ist eine weitgehende, oberdeutsch beeinflusste Fortbildung und eigenmundartliche Verwilderung bemerkbar. Auf eine Reihe von Saxonismen hat schon der Herausgeber aufmerksam gemacht: aller verllt (Welt); Janertol (für Jamertol, ‚Jammertal'); mir (wir); gar schoen (gar schön); Medt (Magd, spätmittelhochdeutsch contrahiert Meit, siebenb.-sächs. *Mêt).* In eigentümlich ostmitteldeutscher Art ist mundartliches stammhaftes î (westgerm. ai) durch e wiedergegeben: led (Leid), rene (rein), scheden (scheiden). Als mundartlich ist noch in Anspruch zu nehmen: her (er), die Pluralform: v. 7 mit allen gottes Kynden (siebenb.-sächs. *Känjden),* dagegen v. 2. deyne Kynder; der globen (Glaube). Im übrigen zeigt das Gedicht schon den Sprachstand der verbreiterten Vokale: hymelreich: evencleich; auss; czeit; deyn; meyn. Das e zweisilbiger Wörter ist abgefallen: Seel; freidt; scholt. Der Umlaut ist nicht bezeichnet: gefurth; mussen. Direkten Hinweis auf bairisch-österreichischen Sprachstand bietet: v. 5. sey mir hilfflich pey.

Die Sprache des Marienliedes gibt uns das Bild eines von der mundartlichen Grundlage aus mühsam mit der deutschen Schreibsprache ringenden Mannes, dem in die alte Schreibtradition sich schon überwuchernd die Eindrücke der (in Wien, Krakau?) gehörten deutschen Umgangssprache mischen.

§ 16.

Einen andern, in seiner Umgebung überraschenden Versuch der Annäherung an die durch die mittelhochdeutsche Literatursprache gebotene Kunstsprache finden wir in den Privataufzeichnungen mehrerer nach sonstigen Indizien schon ganz in den magyarischen Adel eingeschmolzenen sächsischen Gräfenfamilien.[1] Auf verschiedenen Urkunden, die den Besitzstand dieser Familien bezeugen, sind auf der Rückseite in Schriftzügen des 15. Jahrhunderts kleine Vermerke in deutscher Sprache geschrieben. Ich stelle einige hieher:

Dir brif gehôrt czo Ormand vnd Kwkenes (Urkb. 1, 305).
Dir brif gehôrt of den hatert Rod Kirg (Urkb. 1, 308).
Derr brif gehort czo dem hos czor Helten (Urk. 1, 457).
Wf den hatert Bencencz (Urkb. 2, 34).

[1] Ich verdanke diesen Hinweis Herrn Archivsekretär G. E. Müller.

dys gehöret of Mytters grund (»Demeterpataka«, Urkb. 2, 506).

Dys ist dy delwng Spreng (Urkb. 2, 526).

Wy Chorlatsy Janus seyn erb yn vngetrûbet forloren hat Urkb. 3, 242).

Wy Mildenbvrg vorboten ist (Urkb. 3, 445).

Of den Hatert czu Mertesdorf (Urkb. 3, 464).

Daz vorgebot ken Jak fia Peter (Urkb. 3, 636).

Forgbot ken min sresteren (sic.!) of Wyngardkirg (Urkb. 3, 654).

Anzeichen der österreichischen Kanzleisprache finden sich noch nur wenige eingesprengt:

Dyr pryf gehöret vf Mytters grvnd (Urkb. 1. 301).

Das yst der gnod pryff (Urkb. 2, 33).

Vorgepot of Meldenberg (Urkb. 3, 465).

Die ausgehobenen Notizen bezeugen, dass in den betreffenden, durchaus mit dem magyarischen Adel schon verschwägerten und sonstwie verbundenen Familien noch die siebenbürgisch-sächsische Mundart gesprochen worden ist (hatert, czor Helten, dy delwng ken, min sresteren, sic!), dass aber in schriftlichen Aufzeichnungen nicht die Mundart selbst verwendet, sondern Annäherung an die deutsche Literatursprache versucht wurde.

Wie dieser Umstand schon eine gewisse Vertrautheit auch mit den deutschen Literaturdenkmälern jener Zeit voraussetzt, so wird das Eindringen einzelner Erzeugnisse der ausgehenden mittelhochdeutschen Literatur durch die Verbreitung des sogenannten jüngern Hildebrandsliedes in sächsischen Bauernkreisen (A. Amlacher, Damasus Dürr, S. 20) bezeugt.

§ 17.

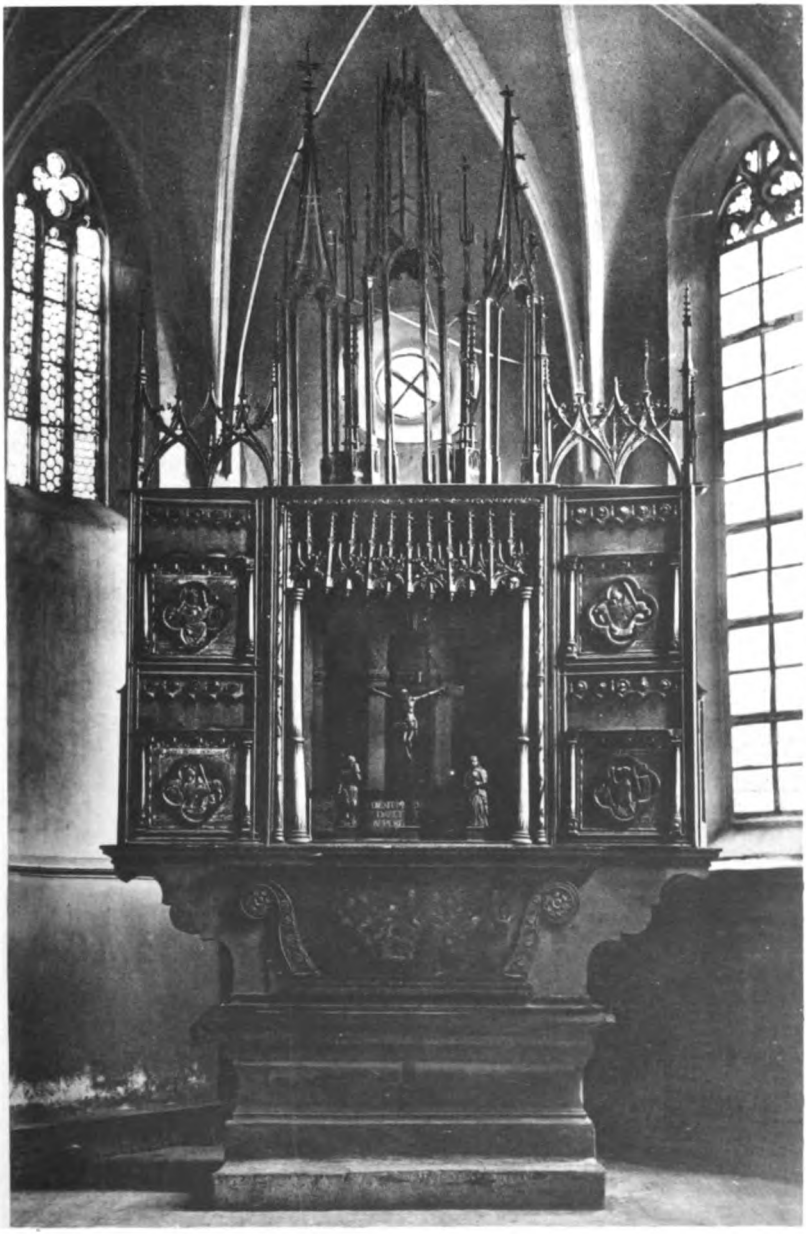
Doch handelt es sich hier überall nur um private Verwendung der mittelhochdeutschen Literatursprache, bzw. der daraus sich entwickelnden Übergangssprache. Für amtliche Urkunden ist bis Ende des 14. Jahrhunderts hierzulande ausschliesslich das Lateinische in Gebrauch gestanden. In einem Fall haben zu Anfang des 14. Jahrhunderts die provinciales sedis Cibiniensis der Tochter des Grafen Henning von Petersdorf Martha einen Leibgedingsvertrag nativa eorum lingua ausgestellt, als sie ihren Gatten, den spätern Woiwoden Stephan von Siebenbürgen, heiratete (Urkb. 1, 479. Müller, Sprachdenkmäler, XVIII Anm.).

Aber trotz diesem mehr privaten Charakter hat die geregelte

mittelhochdeutsche Schriftsprache von den Lateinschulen her doch insoweit auch auf die offizielle Urkundensprache eingewirkt, als die Schreibung der deutschen Orts- und Personennamen, wo nicht radikale Latinisierung versucht wurde, möglichst dieser mittelhochdeutschen Schriftsprache angepasst wurde. Daher, obwohl allem Anschein nach, die alten Längen û und î in der siebenbürgisch-sächsischen Mundart schon vorsiebenbürgisch aufgegeben waren, bis tief in das 15. Jahrhundert hinein die Schreibungen: Widinbach, Widunbach, Nythus, Vinricus; daher, obwohl die Endungen schon längst zu *-brich, -bich* abgeschliffen waren, die vollen Formen -burg, -berg, -bach; daher der Versuch, auch rein mundartliche Ausdrücke irgendwie in ein kunstmässigeres Schriftgewand zu kleiden, wie Steynreich *(-rêch),* hattart *(Hattert),* buchil *(Bächel)* usw.

§ 18.

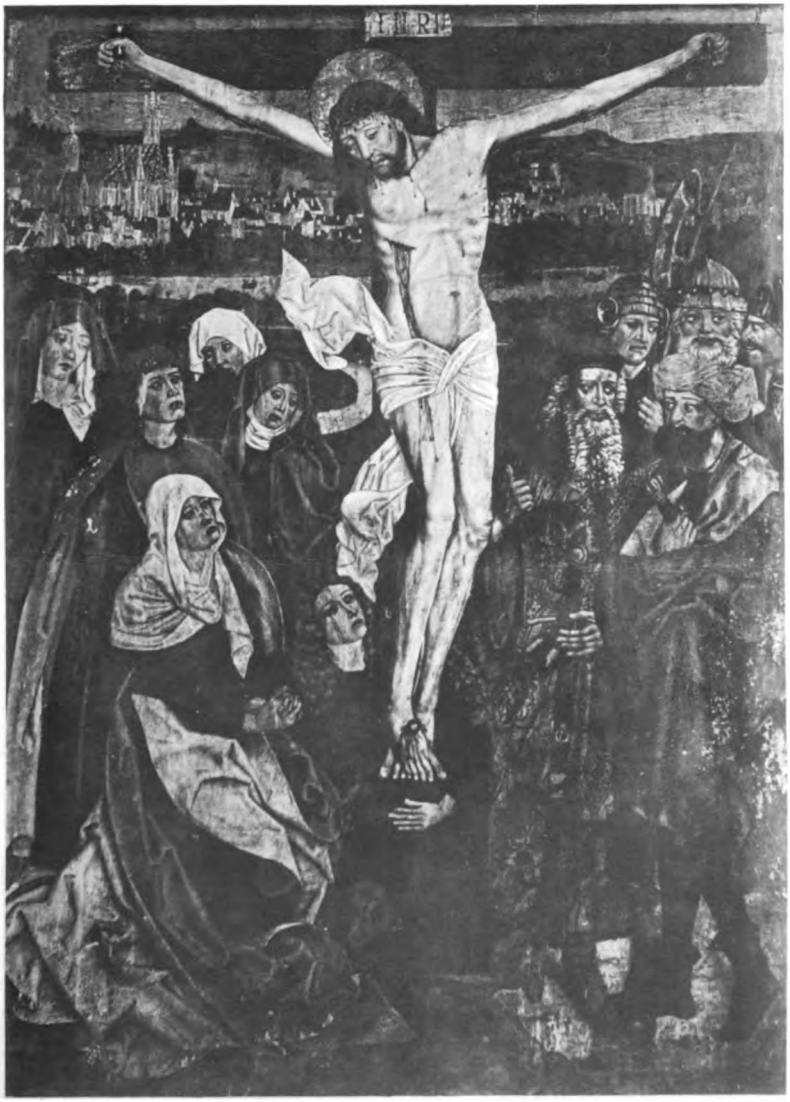
Diese alte Schreibtradition ist, wie die Rechnungsbücher der Städte Hermannstadt und Kronstadt bezeugen, noch bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts nachweisbar. Erst nachdem in Amtsurkunden schon lange die österreichische Kanzleisprache sich festgesetzt hat, wird diese, etwas früher in Hermannstadt, um einige Jahrzehnte (ca. 1530) später in Kronstadt, auch für Privataufzeichnungen eine Zeit lang massgebend. Doch bald erhebt sich neuer Kampf. Während Hermannstadt das Tor ist, durch das der Einfluss von Wien her zum siebenbürgisch-sächsischen Volk dringt, geht in Kronstadt das Wort von Wittenberg auf, das in stetig vordringender Kraft die Kirche, die Ratsstube, bald das gesamte geistige Leben erobert. Doch gehört der genauere Nachweis dieses in den Kanzleistuben sich abspielenden grossen Kulturkampfes nicht mehr in den Rahmen dieser einleitenden Bemerkungen.



Der Flügelaltar in Mediasch
(Geöffnet)

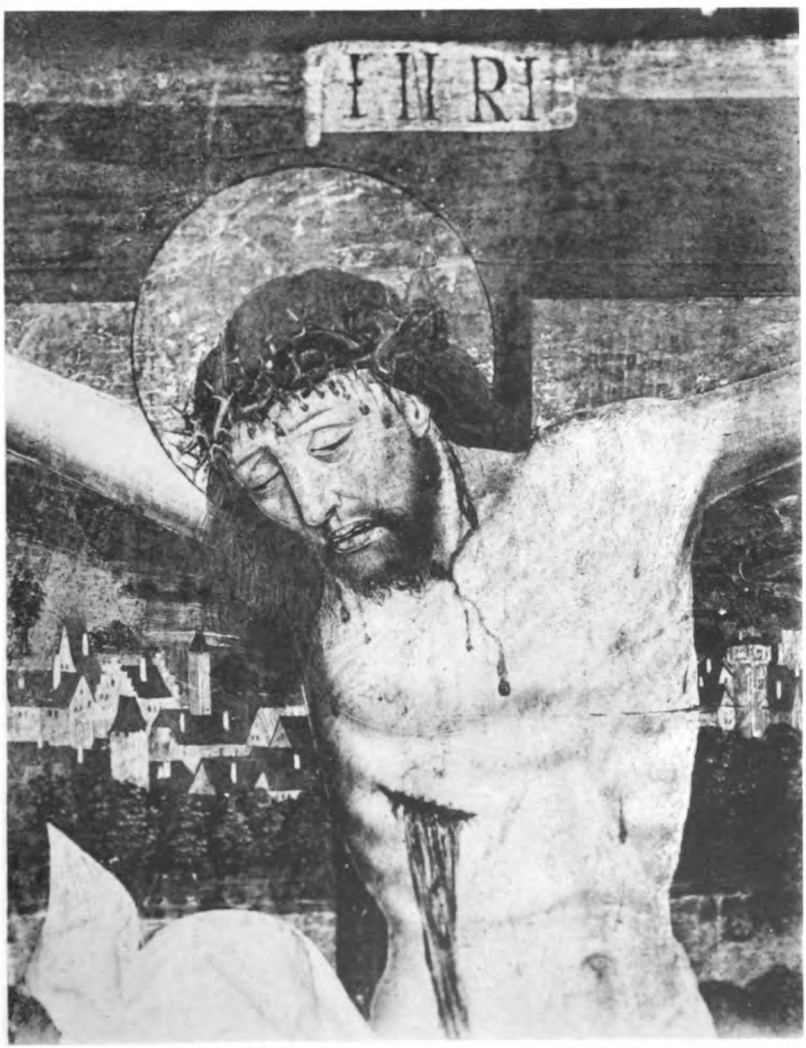
Lichtdruck v. Jos. Drotleff, Hermannstadt.

Der Flügelaltar in Mediasch
(Geschlossen)



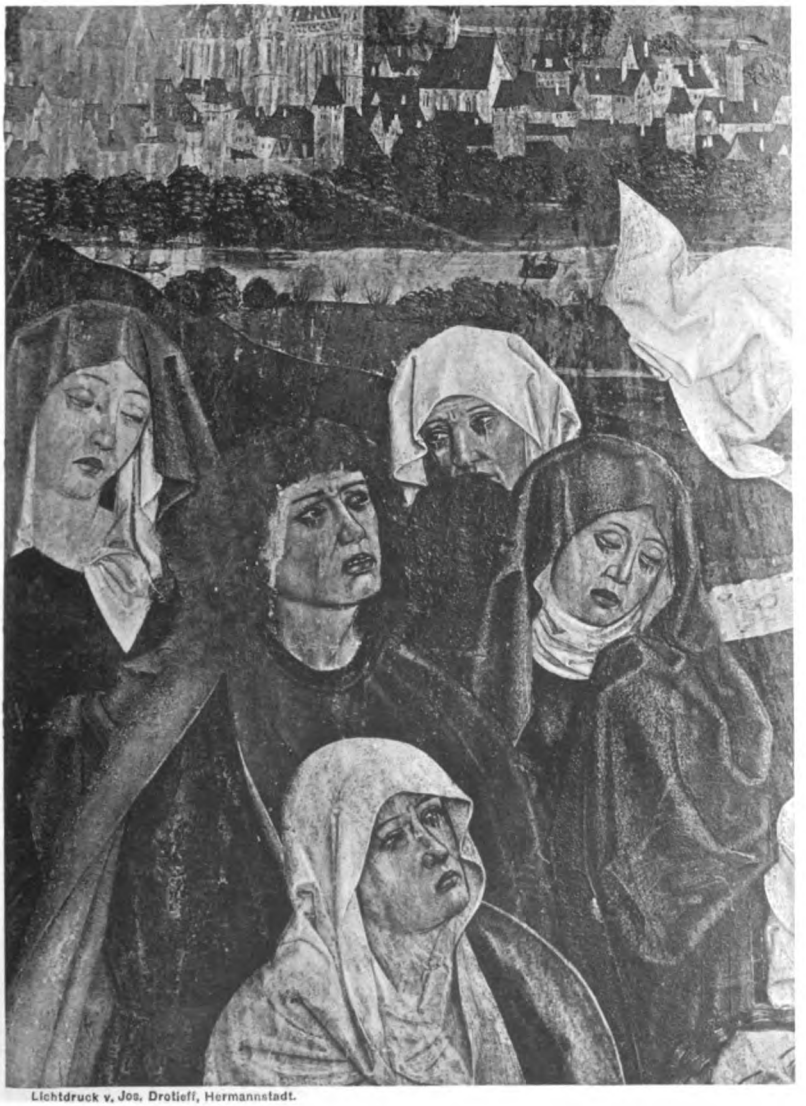
Lichtdruck v. Jos. Drotleff, Hermannstadt.

Die Kreuzigung



Lichtdruck v. Jos. Drotleff, Hermannstadt

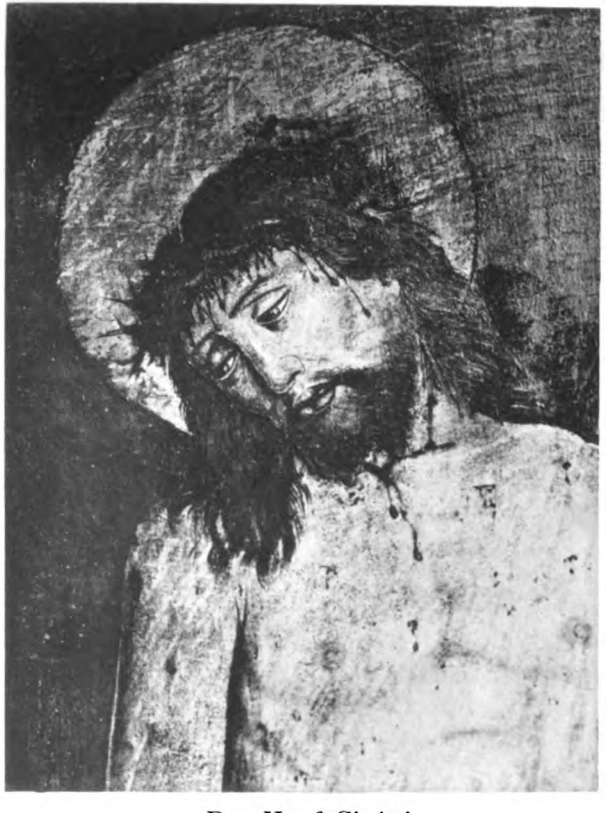
Der Kopf des Gekreuzigten
(Ausschnitt aus der Kreuzigung)



Lichtdruck v. Jos. Drotleff, Hermannstadt.

Die klagenden Frauen
und der Jünger Johannes
(Ausschnitt aus der Kreuzigung)

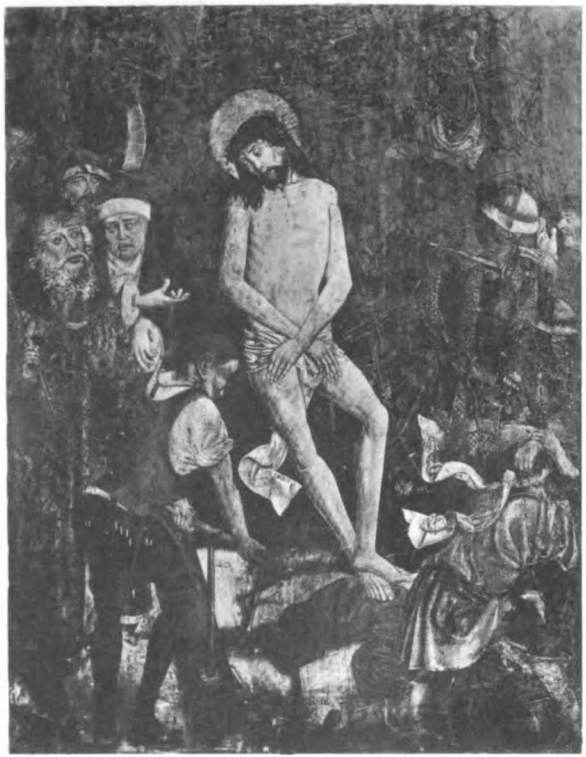
Der Kopf der Maria
(Ausschnitt aus der Kreuzigung)



Der Kopf Christi
(Ausschnitt aus der Vorbereitung zur Kreuzigung)

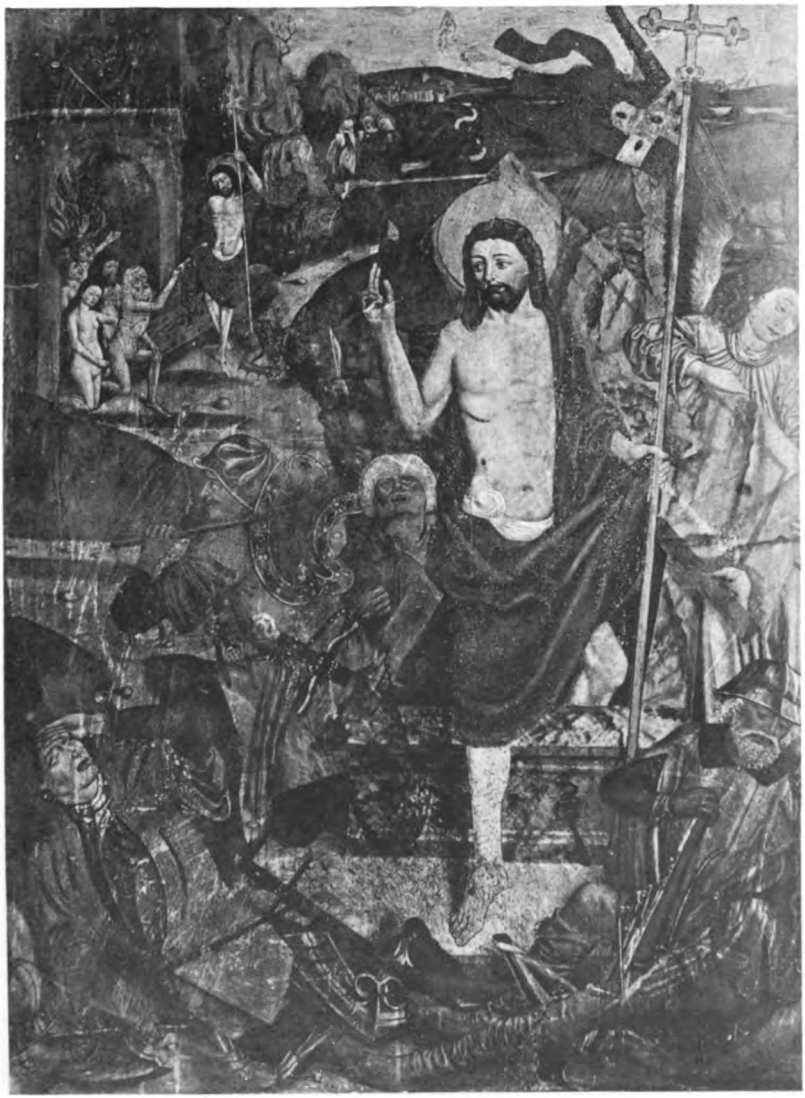
Pilatus, der Hauptmann und die Kriegsknechte
(Ausschnitt aus der Kreuzigung)

Pilatus und der Hohepriester
(Ausschnitt aus der Vorbereitung zur Kreuzigung)



Die Vorbereitung zur Kreuzigung

Die Gefangennahme Christi



Lichtdruck v. Jos. Drotleff, Hermannstadt.

Die Auferstehun

Inhalt des vierunddreißigsten Bandes.

1. Heft.

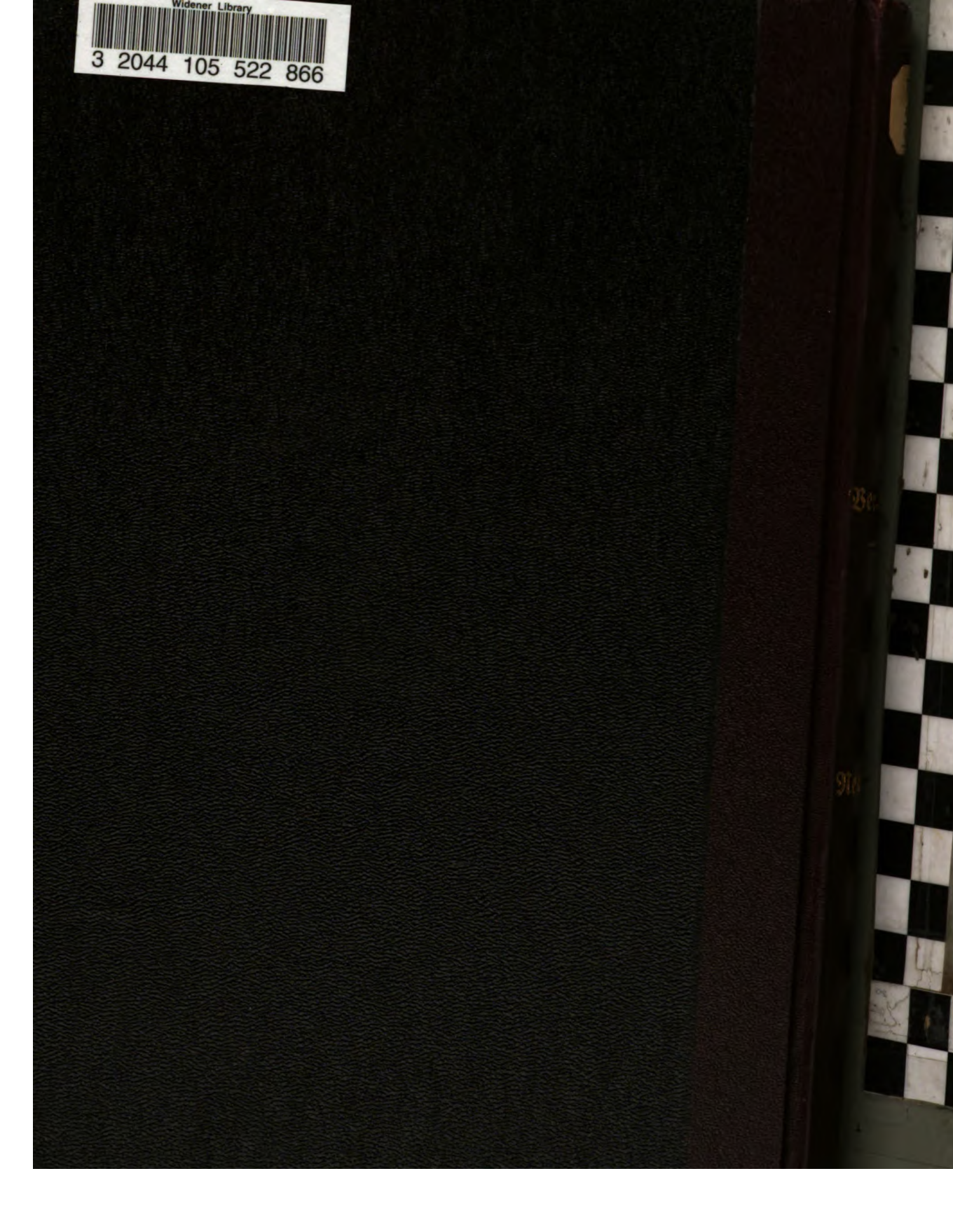
Dr. Gustav Kisch, Nordsiebenbürgisches Namenbuch . . . . . 5—153
Friedr. Wilhelm Seraphin, Das Taufbecken in der Kronstädter evangelischen Stadtpfarrkirche . . . . . 154—189

2. Heft.

Jahresbericht des Vereins für siebenbürgische Landeskunde für das Vereinsjahr 1906 . . . . . 1—47

3. u. 4. Heft.

Dr. Viktor Roth, Der spätgotische Flügelaltar in Mediasch . . . . . 193—240
Gottlieb Brandsch, Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des neueren deutschen Volksliedes . . . . . 241—260
Georg Müller, Die Grafen des Mediascher Provinzialverbandes oder der sogenannten zwei Stühle . . . . . 261—275
G. A. Schuller, Hermannstadt um die Mitte des 18. Jahrhunderts . . 276—380
Dr. A. Scheiner, Siebenbürgischer Tonfall . . . . . 381—407
Dr. A. Schullerus, Prolegomena zu einer Geschichte der deutschen Schriftsprache in Siebenbürgen . . . . . 408—425


Widener Library
3 2044 105 522 866